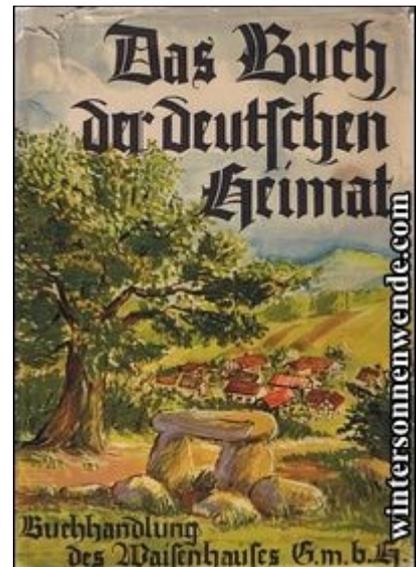


Das Buch der deutschen Heimat

Hermann Goern, Georg Hoeltje,
Eberhard Lutze und Max Wocke.



Das Buch der deutschen Heimat

Buchhandlung des Waisenhauses G. m. b. H., Halle (Saale) & Berlin © o. D. [1937].

Diese digitalisierte Version © 2013 by [The Scriptorium](#).

Mit 387 Bildern. Alle Illustrationen stammen aus dem Original.

Druckversion 2016 gesetzt vom Hilfsbibliothekar.

Alle externen Verweise im Text führen zu den Quellen im Netz.

Scriptorium dankt Herrn H. C.
für seine großzügige [Spende dieses Buches](#)
zwecks [Digitalisierung auf unserer Netzseite!](#)

Inhalt:

[Nordwestdeutschland](#) - Georg Hoeltje

[Einleitung](#)

[Die Eifel](#)

[Köln und Bonn am Rhein](#)

[Neuß und der Niederrhein](#)

[Das Bergisch-Märkische und das Sauerland](#)

[Der Hellweg und das Ruhrgebiet](#)

[Das Münsterland](#)

[Weserbergland und Leinetal](#)

[Das Harzvorland](#)

[Geest, Heide und Moor](#)

[Marsch und Meer](#)

[Schleswig-Holstein](#)

[Drei Hansestädte](#)

[Deutschland östlich der Elbe](#) - Max Wocke

[Einleitung](#)

[Das mittlere Norddeutschland: Mecklenburg und Pommern](#)

[Brandenburg: Berlin und die Mark](#)

[Schlesien: Sudeten, Oberschlesien, Breslau, Nordschlesien](#)

[Ostprien](#)

Mitteldeutschland - Hermann Goern

Einleitung: Obersachsen

Das schöne Sachsen

Frankenwald und Saaleland

Die Anhaltischen Lande und Magdeburg

Der Harz

Thüringen

Hessenland und Rhön

Das Moseltal und der Hunsrück

Süddeutschland - Eberhard Lutze

Im Frankenland

Nürnberg

Rund um Odenwald und Spessart

Drei alte Reichsstädte

Das schwäbisch-fränkische Stufenland

Drei Kaiserstädte am Rhein

Im Rheingau und am Mittelrhein

Die Saar

Heidelberg und die Pfalz

Oberrheinebene und Schwarzwald

Der Bodensee

Stuttgart und Karlsruhe

Streifzug durch Schwaben

Altbayerisches Volkstum

Bayerische Ostmark

München

Und im Süden die Berge

Verzeichnis der Bildrechte

Weiterführende Literatur



Nordwestdeutschland - Georg Hoeltje

Einleitung

Der erste Teil unseres Buches handelt von Nordwestdeutschland. Dieses Gebiet muß begrenzt werden.

Im Norden und im Westen fallen seine Grenzen mit denen des Reiches zusammen. Aber wo soll man im Osten und im Süden die Grenze ziehen? Küsten und Zollschranken sind nur im Norden und Westen zu finden. Nach Osten dehnt sich das Land ohne Grenze.

Es dehnt sich. Seine Horizonte sind ruhig. Seine Wasser strömen breit und langsam. Seine Städte liegen flach in der Ebene: Hamburg, Hannover, Emden und Magdeburg. Und zwischen ihnen dehnt sich das norddeutsche Tiefland. Ja, es dehnt sich als Tiefland noch über die östlichen Grenzen des Reiches hinaus: ein Teil der Steppe, die "vom Jenissei bis zur Nordsee" (Ratzel) Europa mit Asien verbindet.

Grenzen setzt hier nur die Besiedlung. Sie scheidet den deutschen Raum aus dem allgemeinen Tiefland aus, als von uns bewohntes Land. Und nicht von unser einem oder zweien, sondern von unserm Volk und seinen **Stämmen** bewohntes Land.

Aber die Stämme scheiden nicht nur zwischen Osten und Westen, sie sind auch die mächtigen Klammern, die sich quer über die Grenze von Tiefland und Bergland legen. Ihre Wohnsitze ziehen sich aus der Ebene nach Süden in die Täler des Gebirges hinein, den Flußbetten folgend. So verknüpfen sie Landschaften, die einander so fremd sind wie die Steppen Asiens und die vielfach zerteilte kleinkammerige Welt Mitteleuropas.

Deutschlands innerer Reichtum ist in der Versöhnung dieses Gegensatzes begründet.

Im Osten herrscht die Steppe allein: da ist Rußland und Asien. Im Westen kennt man die weiten Flächen des Tieflandes nicht: da ist Frankreich. Weite des Blicks und trauliche Täler **zugleich** aber hat Deutschland.

Diesen lebendigen Reichtum würden wir zerschneiden, wenn wir die Grenze des nordwestdeutschen Raumes gegen den mitteldeutschen dorthin legen wollten, wo das Tiefland aufhört und das Mittelgebirge beginnt.

Untrennbar zum Tiefland gehört der nördliche Rand der Mittelgebirge, so wie die Küste das Meer nicht nur begrenzt, sondern zu ihm gehört kraft des Lebens, das in ihren Bewohnern täglich von einem Element auf das andere übergreift. Wir werden an der Verbreitung der Mundart wie der Hausform eine Art von "Küstenstreifen" kennenlernen, auf dem das Volk des Tieflandes in die bergige Landschaft hineingedrungen ist.

Je weiter aber diese Menschen in den Verästelungen der Täler emporsteigen, um so dünner zerteilt sich ihre im Tiefland geschlossene Masse. Und wo ihr Vordringen schließlich endet, da stehen sie nicht mehr wie eine Wand fremdem Stammestum gegenüber. In den feinen Verfäseungen dieser gebirgigen Welt werden Einflüsse gierig aufgesaugt. Hausform und Mundart und was uns sonst an äußeren Zeichen für die Verschiedenheiten der Stämme zur Verfügung steht, weist hier allmählich Übergänge und Mischformen auf, und wenn wir eine Grenze ziehen wollen, müssen wir wieder zurückgreifen auf die reine unvermischte Form, wie wir sie in den ursprünglichen Wohnsitzen des Stammes, im Tiefland finden.

So sind die Niedersachsen **der** Stamm des nordwestdeutschen Tieflandes. Von Holstein bis in die Lüneburger Heide reicht noch heute das Gebiet des reinsten Sachsentums. Wir brauchen den Namen Sachsen hier immer in seinem alten echten Sinne, also gleichbedeutend mit den heutigen Niedersachsen. Aber nicht nur im flachen Lande, nach Westen bis an die heutige deutsch-holländische Grenze, haben sie sich ausgebreitet, sondern bis an die Ränder des Harzes, und zwischen dem Harz und den Weserbergen sind sie dem Leinetal aufwärts folgend bis Göttingen vorgedrungen. Das enge und gewundene Tal der Weser ist ihrer Ausbreitung weniger günstig gewesen. Aber das nördliche Weserbergland haben sie noch in Besitz genommen, und von der Weser aus nach Westen etwa der Diemel folgend, und aus der Westfälischen Bucht in die Täler von Ruhr und Lenne und Möhne eindringend, sind sie zum Volk der Sauerländer geworden und haben die südliche Grenze des Niedersachsenstammes bis an das Rothaargebirge vorgeschoben.

Und erst wenn wir die Vielfalt der Landschaften, die dieser eine Stamm heute bewohnt, zusammen sehen lernen, erschließt sich uns in ihrem geheimen Zusammenklang ein einheitlich gewachsenes Stück unserer deutschen Heimat, die so verwirrend reich an inneren Gegensätzen ist und doch eines Geistes durch das Volk, das sie bewohnt.

Und so, als Heimat des Sachsenstammes verstanden, schließt sich der Raum Nordwestdeutschland, der uns auf den ersten Blick ohne Grenzen schien, nicht nur nach Süden, sondern auch nach Osten.

Der Harz springt wie eine Bastion aus der Küstenlinie des Mittelgebirges ins flache Land. Gleich östlich hinter ihm weicht der Gebirgsrand nach Süden zurück. Und wenn auch das Erzgebirge wieder etwas an Höhe gewinnt, so entscheidet sich doch, was am Harz beginnt, mit dem südöstlichen Abknicken der Sudeten endgültig: die Ebene wird Alleinherrscherin im östlichen Europa.

Die deutsche Nordseeküste zwischen Emden und Hamburg ist vom Gebirgsrand zwischen Duisburg und Magdeburg knapp 200 Kilometer oder drei D-Zugstunden entfernt. Das heißt: das Tiefland zwischen Meer und Gebirge ist nur in enger Verbindung mit beiden zu denken.

Jenseits der Elbe wird das anders. Nicht nur das Gebirge zieht sich nach Süden zurück, zugleich weicht die Küste nach Norden aus, so daß die Ebene immer breiter wird und immer mächtiger in ihrem eigenen Sinne wirken kann, zumal das angrenzende Meer, die Ostsee, als Binnenmeer nicht entfernt die gleichen Wirkungen, weder klimatisch noch im Verkehr, auf ihr Hinterland ausüben kann wie die Nordsee.

Im selben Maße, wie dieser Raum das eigenartige deutsche Verhältnis zwischen Tiefland und Mittelgebirge verliert, hat er das Eindringen östlicher Völker, der Slawen, begünstigt. Die westliche Grenze ihres Vordringens in Norddeutschland liegt an der Elbe, oder besser gesagt auf der Verbindungslinie zwischen Magdeburg und Hamburg, ungefähr auf der Wasserscheide der Elbe gegen die Aller-Weser.

Hier hat sich der Sachsenstamm dem Slawentum in den Weg gestellt. Und hier hat er wie eine Mauer gestanden. Noch heute heißt das Stück Land, das die Slawen westlich der Elbe besiedeln, das hannoversche Wendland. Und noch heute zieht sich hier, an der ehemaligen Grenze zwischen Slawen und Germanentum die dichte Reihe der Rundlingdörfer entlang.

Bei Lauenburg etwa überschreitet diese Grenze die Elbe und erreicht bei Kiel die Ostküste Schleswig-Holsteins und schließt damit die ältesten Sitze des Sachsenstammes gegen die Slawen ab.

Zwischen Eider, Schlei und Elbemündung finden wir die Sachsen schon vor der Völkerwanderung.

Zwischen Eider, Schlei und der Elbemündung aber sitzen sie auch nach der Völkerwanderung noch. Sie sind nicht zu europäischen Wanderungen aufgebrochen wie die Langobarden südlich von ihnen. Sie sind auch nicht aufgerieben worden wie die Cherusker, die das Leinetal und die Weserberge bewohnten und deren Name nach der Völkerwanderungszeit einfach verschwindet. Sie bleiben aber auch nicht unbeweglich sitzen wie die Friesen in ihren Küstenstrichen, sondern ganz allmählich und ohne ihre alte Heimat aufzugeben schieben sie sich von der Kimbrischen Halbinsel, der Brücke aller Nordgermanenstämme, in die breite Tiefebene hinein.

Sie sind in Deutschland in dieser Art ihrer Ausbreitung die einzigen ernsthaften Rivalen der Franken. Und es ist einer der wichtigsten Augenblicke in Deutschlands Geschichte gewesen, als im 8. Jahrhundert die Expansion der Sachsen zusammenstieß mit dem Reich der Franken, die inzwischen, teilweise mit sächsischer Hilfe, alle anderen Stämme in Deutschland: Hessen, Thüringer, Bayern und Alemannen unterworfen hatten.

Die Sachsen wurden damals geschlagen. Hätten sie gesiegt, vielleicht hätte die deutsche Geschichte ein geschlossenes norddeutsches Reich entstehen sehen, zu dem als Vervollständigung unbedingt auch die große Tieflandsbucht gehört hätte, durch die der Rhein, nachdem er das Gebirge verlassen hat, in breiten Windungen strömt. Andererseits aber würde sich solch ein Gebilde wahrscheinlich entlang der Barre, die das Mittelgebirge in ostwestlicher Richtung quer durch Deutschland legt, vom deutschen Süden getrennt haben. Und das ist gewiß ein großer Erfolg des fränkischen Sieges, daß eine solche in der Landschaft vorgebildete Isolierung eines norddeutschen Tiefebene-Staates unmöglich gemacht worden ist.

Zunächst um den Preis der politischen Abhängigkeit der Sachsen. Wie gering aber die schädlichen Wirkungen dieser kurzen Unselbständigkeit waren, zeigt am besten die Tatsache, daß rund hundert Jahre nach der endgültigen Unterwerfung eine neue Blüte nun des gesamten deutschen Reiches unter der Führung des Sachsenstammes entstand. Die deutsche "Residenz" stand damals in Goslar, am Harz, an der nach Osten gegen die Slawen und zugleich nach Süden gegen das übrige Deutschland vorgeschobenen Bastion der sächsischen Landschaft.

Von hier aus haben die Sachsenkaiser vor tausend Jahren das Reich geschaffen, das wir heute Deutschland nennen. Und im tausendjährigen Reich steht tausendjährig die sächsische Landschaft, deren Grenzen wir jetzt, mit dem Eckpfeiler des Harzes, auch nach Süden und Osten festgestellt haben.

Innerhalb des so umrissenen nordwestdeutschen Raumes bleiben nur zwei nichtsächsische Gebiete, die friesischen Küsten und Inseln, die aber neben der überragenden Bedeutung des Sachsentums zurücktreten, und der fränkische Niederrhein mit seinen Randlandschaften.

Eine natürliche Grenze Niedersachsens gegen den Niederrhein besteht nicht. Bei der Elbe ist das anders. Die norddeutschen Flüsse bekommen im Tiefland ihre Zuflüsse ganz überwiegend von Osten. Und nicht nur die Zahl überwiegt, sondern auch die Reichweite der Zuflüsse. Deshalb liegt die Wasserscheide zwischen Weser und Elbe ganz nahe der Elbe, und deshalb wird die Elbe für einen von Westen her sich ausbreitenden Stamm zur Grenze, während der von Osten kommende sie zu überschreiten sucht.

Ganz ebenso müßte es am Rhein sein. Lippe, Emscher, Ruhr, um nur die wichtigsten zu nennen, ziehen den Zustrom von Osten her ins Rheintal hinein, und es ist nur der politische Zufall der sächsischen Niederlage gewesen, der schließlich die sächsische Expansion überall etwa 20 - 30 Kilometer vor dem Rhein zum Stillstand gebracht hat.

Schon einmal war [von den Römern der Rhein zur künstlichen Grenze gemacht](#) worden. Was

damals als Notbehelf an Stelle eines weitgesteckten bis zur Elbe reichenden Plans zustande gekommen war, wird 800 Jahre später unter den Karolingern nicht sinnvoller. Nur die Schärfe des Schnittes ist weniger spürbar, nachdem aus der römischen Festungslinie die binnengermanische Stammesgrenze geworden ist.

Und so fühlen wir uns berechtigt, mit einer Schilderung Nordwestdeutschlands als der Heimat der Sachsen auch den Niederrhein, die Kölner Bucht und ihren Uferland, das Schiefergebirge eng zu verknüpfen.

Nachdem auf diese Weise der Umfang und der Inhalt unserer Aufgabe einigermaßen klar geworden sein dürften, sind noch ein paar Worte über die Art unserer Darstellung vorzuschicken.

Wir werden die nordwestdeutsche Landschaft in erster Linie auf die fördernden und einschränkenden Kräfte hin betrachten, durch die sie das Entstehen von Staaten, Gemeinschaften und Kulturen beeinflusst.

Dies Land hat wenig von dem Zauber, den der naive Betrachter in den anmutigeren Gegenden des deutschen Südens findet. Erst das vergangene Jahrhundert hat in der Einsamkeit der Heide und der Unendlichkeit des Meeres Stimmungswerte entdeckt, von denen auch wir nicht schweigen werden. Die Menschen dieses Landes sind nicht offen, sind von sich aus keine Freunde der bildenden Kunst und für die Reize des Anschaulichen im Grunde unempfindlich. Denker und Grübler finden wir mehr unter ihnen, und in den Künsten sind sie der Musik am ehesten zugeneigt. Vor allem aber stammen aus dem norddeutschen Tiefland Deutschlands Offiziere und Geschichtsschreiber. Und eine Beschreibung ihrer Heimat wird von ihrem Geiste etwas in sich tragen müssen.

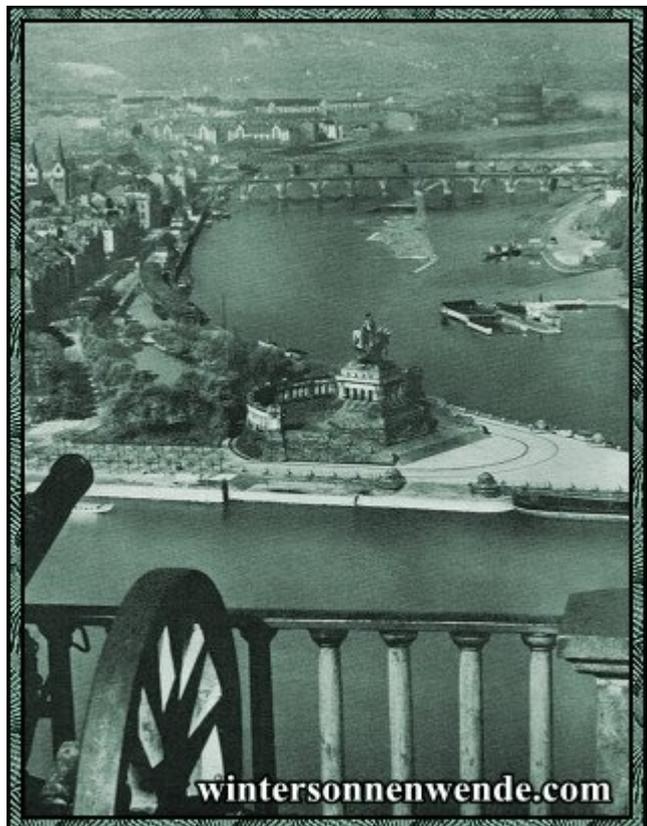


Die Eifel

An die Tore Nordwestdeutschlands führt uns das Gedränge von drei europäischen Staaten. Die Niederlande, Belgien und Luxemburg teilen sich auf der kurzen Strecke zwischen Aachen und Trier in die deutsche Grenze. Der linksrheinische Flügel des Schiefergebirges, der zwischen diesen beiden Städten nach Westeuropa hinübergreift, scheint immer ein Magnet für seine Umgebung gewesen zu sein.

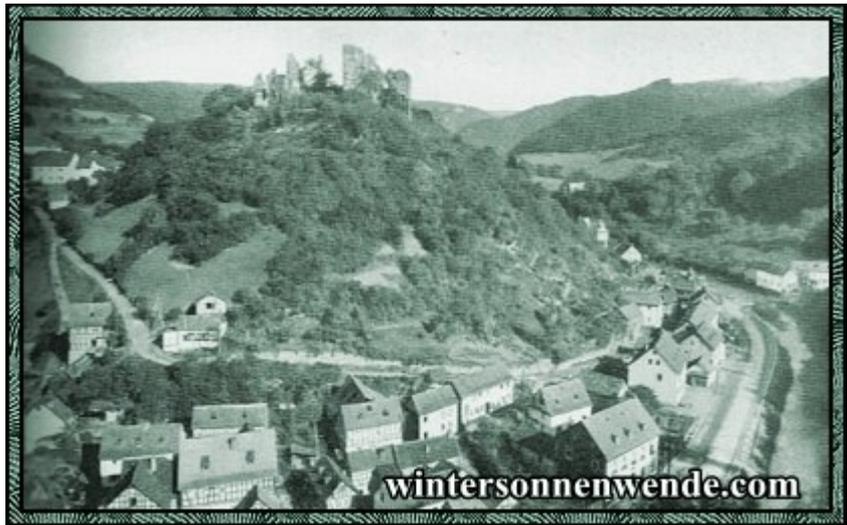
Die Römer hängten die Stadt, von der aus die Provinz Germanien verwaltet wurde und in der im 3. und 4. Jahrhundert sogar die römischen Kaiser residierten, an seine südliche Ecke: Trier. Den Frankenkaiser Karl den Großen zog der nördliche Punkt des Gebirges an. Von 799 bis zu seinem Tode 814 war Aachen die Residenz des Kaisers und bis zum Jahre 1531 die Krönungsstätte der deutschen Kaiser und Könige.

An beiden Punkten berühren große Straßen tangential den Gebirgsrand. Die Trierer Straße



Koblenz. Das deutsche Eck.

wurde durch die Richtung der Mosel bestimmt, obwohl sie dem Moseltal selbst weder in römischer noch in mittelalterlicher Zeit folgte. Sein eng eingeschnittener, weitläufig gewundener Linienzug war stets nur Hindernis. Aber zwischen den Moselbergen und dem eigentlichen Gebirge im Norden bietet die Wittlicher Senke parallel zum Fluß ein gutes Vorwärtskommen. Von ihrem Ende aus erstiegen die alten Straßen die Hochflächen des Gebirges und zogen auf ihnen moselabwärts; die Eisenbahn unserer Tage aber gewinnt nach mancher Untertunnelung der Berge bei Cochem endgültig das Moseltal und folgt dem Fluß, wo er sanfter gewunden dahinzieht, direkt nach Koblenz.



Die Isenburg (bei Neuwied).

Die nördliche Straße hat von Aachen nach Norden und Osten freies Gelände vor sich. Dementsprechend gab es eine ganze Reihe solcher Straßen, je nachdem ob man direkt nach Norden zum Niederrhein und zur Mündung der Lippe, nordöstlich zur Mündung der Ruhr oder Wupper in den Rhein und zu den diesen Flüssen entsprechenden Straßen ins Innere Deutschlands oder nach Köln oder noch weiter südöstlich den Rhein hinauf nach Mainz und Frankfurt reisen wollte.

Auch dieser letzte Weg, der Krönungsweg der deutschen Könige, hält sich, obwohl er nicht direkt zum Rhein strebt, sondern weit nach Südosten ausweicht und den Fluß erst an der Mündung der Ahr erreicht, doch im wesentlichen im Flachland entlang dem Rand des Gebirges. Nur kurz vor der Ahrmündung muß er einige dicht an den Rhein herantretende Ausläufer der Ahrberge überschreiten.

Eine ungefähre Vorstellung von der räumlichen Lage der bisher erwähnten Punkte mag folgendes Schema geben: die Mosellinie bildet die etwa 100 Kilometer lange Grundlinie eines beinahe gleichseitigen Dreiecks mit der Spitze Aachen. Die Seitenlängen Aachen - Trier (in der Luftlinie etwas länger als 120 Kilometer) und Aachen - Koblenz (etwas kürzer als diese Strecke) entsprechen sich.

Zwar schwingen die Konturen des Gebirges im Osten und die Grenze des Deutschen Reiches im Westen über die Linien dieses **schematischen Dreiecks** hinaus - besonders in seiner unteren Hälfte - aber sie kehren auch wieder zu ihnen zurück, und im großen ganzen entspricht das Dreieck Aachen - Trier - Koblenz recht gut der Masse des Gebirges innerhalb der deutschen Grenzen, besonders auch darin, daß sein Schwerpunkt, der Schnittpunkt seiner drei Mittellinien, nicht weit von dem Punkte entfernt ist, in dem sich die drei Regierungsbezirke Aachen, Trier und Koblenz treffen, die sich in das Gebirge teilen, und ebenfalls nicht weit entfernt von jenem anderen wichtigen Punkt, in dem die drei römischen Provinzen Niedergermanien, Obergermanien und Belgien zusammenstießen, daß er also zusammenfällt mit dem natürlichen Schwerpunkt der von außen angreifenden geschichtlichen Kräfte und schließlich zugleich ein Gebiet entscheidender Sprachgrenzen und Wasserscheiden bezeichnet. Dazu trifft die gerade Linie, die wir von Trier aus über diesen Schwerpunkt nach Nord-Nordosten verlängern, genau auf Köln; und auch die Verbindung Triers mit Köln hat ihren Sinn im historischen Bilde der Eifel.

Über der Sehne Köln - Trier steht ein mäßig gespannter Bogen, flach nach Westen gewölbt. Ihm

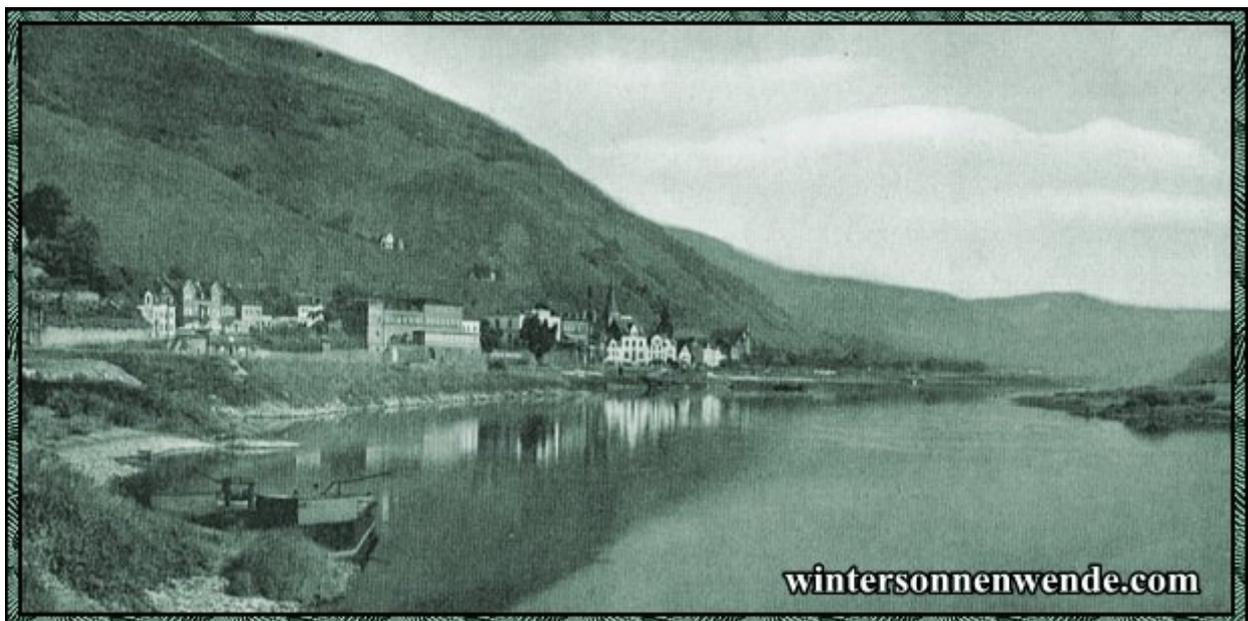
folgt die Bahnverbindung zwischen beiden Städten, ihm folgt, die gewundenen Täler vermeidend und deshalb gleich am Rand des Gebirges in ein paar kurzen Serpentinien die Hochflächen ersteigend, die Reichs-Fernverkehrsstraße 51, und ihm folgte in römischer Zeit die Militärstraße, die das stets gefährdete nördliche Vorland auf raschestem Wege mit der Prokuratoren-Residenz und späteren Kaiserstadt an der Mosel verband.

Hier lernen wir die erste große Wegführung kennen, die das Gebirge durchkreuzt und nicht nur berührt. Sie ist nicht zu allen Zeiten gleich wichtig gewesen. Im Mittelalter ist sie fast ganz in Vergessenheit geraten. Aber immer wenn, wie in römischer Zeit, ein Bedürfnis entstand, den Norden um Köln mit dem Süden um Trier direkt in Verbindung zu bringen - im letzten Jahrhundert wirkte in diesem Sinne die Notwendigkeit, das lothringische Eisenerz zu den Hochöfen des Ruhrgebiets zu schaffen -, dann war es die gleiche Linie, der in wechselnder Gestalt die Wegführung folgte.

Eine **natürliche Einschnürung**, die hier von Norden nach Süden her das Gebirge einkerbt, hat solcher beharrlicher Wiederkehr die Spur vorgezeichnet. Zwar dürfen wir nicht, wenn wir von Kölner und Trierer Bucht reden, an Flachlandzipfel, die buchtartig ins Bergland eindringen, denken. Das Wort "Bucht" ist hier von den Geologen gebraucht. Und wie das Wasser in einer Meeresbucht steht ein breites Dreieck von Ablagerungen aus dem Mittelalter unserer Erdgeschichte - Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper - im Norden und im Süden zwischen den Uferändern der einheitlichen Masse des viel älteren devonischen Gebirges.

Die Grauwackenböden des alten Gebirges, durch Besenginster und purpurnen Fingerhut gekennzeichnet, sind nicht sehr fruchtbar; kalkliebende Pflanzen fehlen auf ihnen. Die Quarzite und Schiefer der westlichen Höhenzüge zerfallen und verwittern zu nährstoffarmen und tonigen Böden; in ihrer Feuchtigkeit wuchern die Torfmoose und Heiden der Hochmoore. Der kalkhaltige Boden in den jüngeren "Buchten" dagegen ist "von alters her offene Ackerbauscholle". Schon in der Steinzeit werden wir uns diese Gebiete besiedelt vorstellen dürfen. Und zwischen ihnen sind in das alte Gebirge Reste mitteldevonischer Kalksteinbedeckung in Form von Mulden eingesprengt, die bald hinterher weitere Ansiedler herangelockt haben dürften.

So ging der römischen Straße vermutlich schon eine lockere Verbindung dieser ins Waldland eingestreuten Inseln voraus. Um die Bevorzugung aber zu erklären, die dieser erste Durchgangsweg durch das Gebirge auch in später geschichtlicher Zeit immer wieder erfährt, müssen wir noch eine



Alf (Mosel).

zweite landschaftliche Voraussetzung kennenlernen.

Von Rhein und Mosel aus öffnen sich viele **Quertäler** in das Gebirge. Die Nebenflüsse dieser großen Ströme haben tiefe Kerben in die Hochflächen eingeschnitten, zur Mosel hin Kyll, Lieser, Alf, Üß, Endert und Eltz, zum Rhein hin die Nette, Brohlbach, Vinxtbach und Ahr. Die Bedeutung dieser Täler ist aber mit dem Worte "öffnen" schlecht bezeichnet. Ihre Wände sind steil und bewaldet; die Hochebene bleibt über ihrem oberen Rand verborgen und schwer zugänglich. Diese Täler schließen das Gebirge nicht auf, sie zerschneiden nur seine Säume, und zwar bis weit hinein ins Innere.

Sie sind entstanden, als sich der Stumpf des alten Schiefergebirges im Beginn der erdgeschichtlichen Neuzeit, im Tertiär, langsam aus der Ebene, bis zu der er abgetragen worden war, zu erheben begann. Ganz allmählich preßten die Kräfte des Erdinnern, dessen glutflüssige Massen zugleich in vulkanischen Ausbrüchen sich Luft machten, den ungeheuren Block über seine Umgebung empor. Und während seine Oberfläche sich mit kegelförmigen Bergen bedeckte, schnitten die Bäche und Flüsse, dem Rhein und der Mosel zustrebend, die mit fortschreitender Hebung ihre Talsohle tiefer verlegten, immer rascher und rücksichtsloser in die Hochflächen ein. Ruhepausen innerhalb der Hebung zeichneten sich als Terrassen in den Talwänden ab, und von Terrasse zu Terrasse wird das Tal enger und tiefer.

Oben auf den Hochflächen bleibt die alte Weiträumigkeit des eingeebneten **Gebirgsrumpfes** erhalten. Am Klima spürt man es, daß der Boden, auf dem man steht, etwa 400 Meter über das nördlich angrenzende Flachland emporgehoben ist; die Obstbäume kommen hier rund drei Wochen später zur Blüte als in Köln, und der Hafer wird erst im September eingefahren. Und doch entdeckt man die Höhe immer von neuem mit einer geheimen Bestürzung, wenn der gleiche Blick, der eben noch die flachen Wellen der wolkenüberwanderten Landschaft bis zu ihrem fernen Horizont verfolgte, hinunterspähend in ein solches Engtal den Grund der waldbewachsenen Spalte nicht erreichen kann.



Eifel-Landschaft.

Die **sperrende Wirkung** dieser Talschluchten ist nicht zu unterschätzen. Das Ahrtal z. B. erschwerte die Verbindung zwischen Norden und Süden so sehr, daß sich die Römer entschlossen, die Gebirgsteile südlich der Ahr, die von der Mosel und von Koblenz her über die nicht so tief eingeschnittenen Täler der Nette und des Brohlbachs hinweg relativ leicht zu erreichen waren, abzutrennen von dem Ahrtal selbst, das mit dem Rhein und dem nördlichen Vortal des Gebirges in bequemer Verbindung stand. Die Grenze legten sie an den Vinxtbach, keine 10 Kilometer südlich der Ahr.

Der Vinxtbach trägt von der Grenzbezeichnung "*ad fines*" heute noch seinen Namen. In mittelalterlicher und nachmittelalterlicher Zeit ist es dann wieder das Ahrtal, an dem entlang Grenzlinien zwischen den Mundarten sich ausbilden: nördlich der Ahr sagt man "dorp", südlich kommt die hochdeutsche Form "dorf" in Gebrauch; im Norden trinkt man den "wing" und im Süden den "wein". Und den Vinxtbach entlang läuft bis ins 19. Jahrhundert die Grenze der Bistumssprengel von Trier und Köln.

Solche Grenzen werden respektiert. Kein Wunder also, daß auch die Straße von Köln nach Trier von der geraden Linie, die das Ahrtal schneiden würde, nach Westen abweicht und die Ahr nur gerade an der Quelle in Blankenheim berührt. Die Eisenbahn und die Römerstraße weichen noch weiter aus. Nach Überwindung der Wasserscheide steigt die Eisenbahn dann hinab ins Tal der Kyll, die mit ihrem Oberlauf bis auf 10 Kilometer an die obere Ahr heranreicht. Die heute mögliche Abkürzung der Talschleifen durch Tunnelbauten hat es nahegelegt diesen früher nicht benutzten Weg zu wählen. Die beiden Straßen dagegen, die alte und die neue bleiben auf der Hochfläche und vermeiden immer westlich neben dem Kylltal sich haltend weitere Talkreuzungen.

Die **Römerstraße** ist durch zahlreiche Ortsnamen zu belegen, die sich in veränderter Form bis heute erhalten haben. Von Süden nach Norden: Beda = Bitburg, Egoricum = Jünkerath, Marcomagnus = Marmagen. In der Nähe dieses Ortes, etwas aufwärts im quellenreichen Tal der Urft, findet sich übrigens auch der Anfang der römischen Wasserleitung, eines 77,6 Kilometer langen Kanals, der in geschickter Führung am Nordrand des Gebirges entlang nach Osten und dann auf der Höhe des Vorgebirges nach Norden ohne Gefälleverlust die in der Luftlinie 55 Kilometer entfernte Stadt Köln mit Wasser versorgt hat. Reste der Anlage sind heute noch im Urfttal erhalten, und man wird an einem einzigen solchen Bauwerk, dessen Kalksinterablagerungen übrigens im Mittelalter als Steinbruch manchem Kirchenbau gedient haben, der Nachwirkungen inne, die das Weltreich, dem dies Gebirge fünf Jahrhunderte angehörte, auf seine Bewohner ausgeübt haben muß.



Kelberg (Eifel). Alte Dorfkirche.

Am Ausgang der Römerstraße ins Flachland, dicht unterhalb der 200-Meterhöhenlinie, finden wir schließlich Tolbiacum = **Zülpich**. In fränkischer Zeit Residenz, im späteren Mittelalter eine Burg des Erzbischofs von Köln, bewahrt der Römerort lange seine Schlüsselstellung für den Weg nach dem Süden. Um 496 gebieten hier die Franken dem weiteren Vordringen der Alemannen Einhalt, und um 925 muß der Sachse Heinrich I., als er das Herzogtum Lothringen dem Reiche wieder eingliedern will, die lothringische Burg Zülpich belagern.

Lothringen heißt damals das Land vom Niederrhein bis zu den Quellen von Maas und Mosel. Es trägt seinen Namen, der heute nur noch ein Bruchstück des ehemaligen Ganzen bezeichnet, nach Lothar, dem Sohne Ludwigs des Frommen, dem es 843 im Vertrag von Verdun zugeteilt wurde. In diesem Reiche, das den Raum zwischen Rhein und mittlerer Maas so genau erfüllt, hat unser Gebirge naturgemäß eine wichtige Rolle gespielt. Denn es füllt den gleichen Raum und bestimmt - ein einziges Mal in der uns bekannten Geschichte - auch die Grenze nach Westen. Mit den letzten Ausläufern des Schiefergebirges, den Ardennen und dem Kohlenwald, stößt das Reich Lothars bis nach Cambrai vor. Die Grenze seines Reiches ist die Grenze des Rheinischen Schiefergebirges gegen die Beckenlandschaft der Ile de France gewesen.

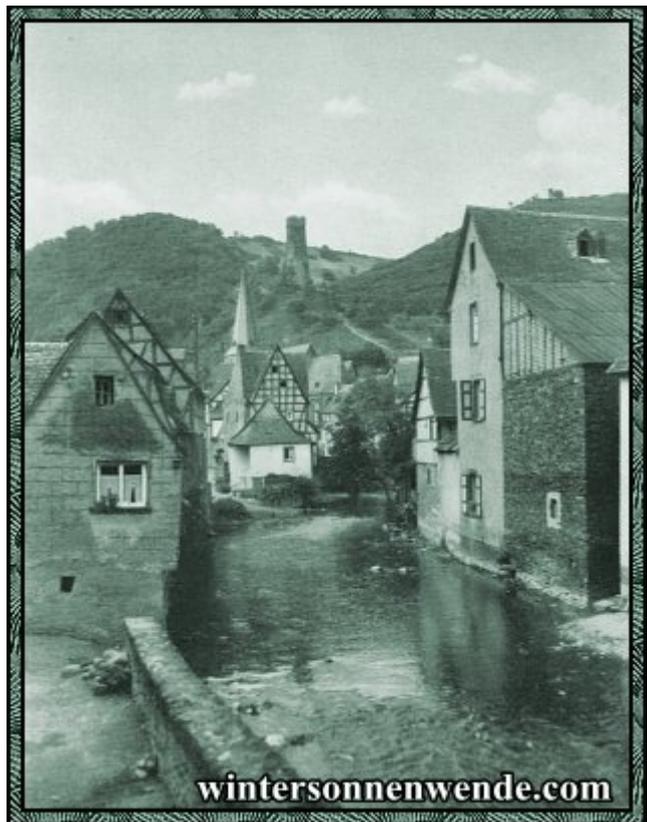
Und diese Grenze - das vergißt man allzu leicht angesichts des unaufhörlichen Abbröckelns deutscher Herrschaft an diesem Rande des Reiches - ist, wenn auch schließlich nur noch nominell und mit gewissen kleinen

Veränderungen, die Grenze gegen Frankreich geblieben bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Aber über die natürliche Einheit des Gebirges legte sich von Anfang der deutschen Geschichte an eine andere Grenze, die im Laufe der Völkerwanderung skizziert und im Teilungsvertrag von Mersen 870 zum erstenmal energisch ausgezogen worden ist: die germanisch-romanische Sprachgrenze.

Sie, die im Flachland entlang an den nördlichen Ausläufern des Gebirges ursprünglich bis Boulogne und heute noch bis hinter Düren reicht, hat im Gebirge den 6. Längengrad, der ein paar Kilometer westlich von Aachen liegt, nur in wenigen kurzen Zipfeln und einem größeren flachen Bogen in der Gegend des heutigen Luxemburg überschritten. Durch seine Unwirtlichkeit und schwierige Zugänglichkeit hat das Gebirge selbst die Scheidelinien erzeugt, auf der es in Zukunft immer wieder in zwei Hälften zerschnitten werden soll. Sein Schicksal, ein Rand- und Grenzgebiet zu sein, entscheidet sich, als das Vordringen der Germanen nach Westen in seinem Walddickicht stecken bleibt.

Seine große Zeit ist dementsprechend die gewesen, als es noch im Kern eines unter germanischer Führung stehenden, Maas und Rhein umfassenden Reiches lag. Klangvoller tönt kaum ein anderer Name in diesen Bergen als der des Klosters **Prüm**, das, im Jahre 721 gegründet, 30 Jahre später von dem Franken Pippin, als er König wurde, zur Reichsabtei erhoben und mit der kostbarsten Reliquie, einer Sandale Christi, ausgestattet wurde und schließlich einen Kaiser - Lothar - als Mönch aufnahm und sterben sah. Derselbe Lothar erhob das alte **Malmédy**, gegründet vom heiligen Remaclus um die Mitte des 7. Jahrhunderts, zur reichsunmittelbaren Abtei, die bis zur Französischen Revolution existierte. Aus dem Nachbarkloster **Stablo** stammt einer der bedeutendsten Förderer der Architektur des beginnenden romanischen Stils, der Abt Poppo, und das Kloster **Echternach** schließlich, gegründet im Jahre 698 vom heiligen Willibrord, zu dessen Gebeinen alljährlich die "Springprozession" führt, verbindet seinen Namen mit einem Evangeliar, das Dehio das luxuriöseste Werk der ottonischen Epoche nennt.

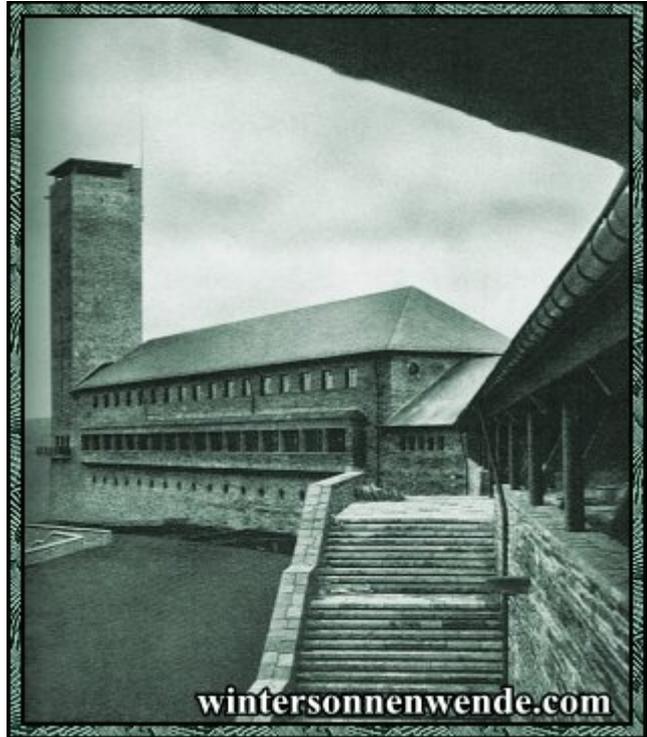
Die geistige Blüte dieser Klöster welkt nach dem Jahre 1000. In dem Maße, in dem die



Monreal (Eifel).

Sprachgrenze politisch wirksam zu werden beginnt, zerfällt die kulturelle Einheit des Gebirges. Die Schulen von Aachen und Malmedy, Prüm und Echternach waren Knotenpunkte in einem breiten geistigen Gewebe, mit dem das karolingische Königtum die von Maas und Rhein gleich weit entfernten öden Räume, in denen sich der Riß zwischen germanischem und romanischem Volkstum immer klaffender auftat, elastisch zusammenhalten wollte. Die berühmten jüngeren Klöster des Gebirges aber unterscheiden sich von der älteren Gruppe schon durch ihre Lage. Sie liegen am Rande des Gebirges, in der Nähe der großen Straßen.

Von außen her, vom Pfalzgrafen Heinrich bei Rhein wird 1093 Maria-**Laach** gegründet. Und aus Clairvaux, über Toul und Metz die Moselstraße herunter kommen die neun Mönche, die 1134 im untersten Kylltal ihre erste Niederlassung und fünf Jahre später im Tal der Salm endgültig das Kloster **Himmerod** gründen. Diese Klöster haben nur noch lokale Bedeutung. Die großen Zusammenhänge sind dahin. Keine Reichsabtei ist mehr unter ihnen. Aber sie sind die Pioniere in einem neuen für die weitere Geschichte des Gebirges entscheidenden Kampf: sie unterstützen die allmähliche konsequente Erschließung des Innern von den Randlandschaften her.



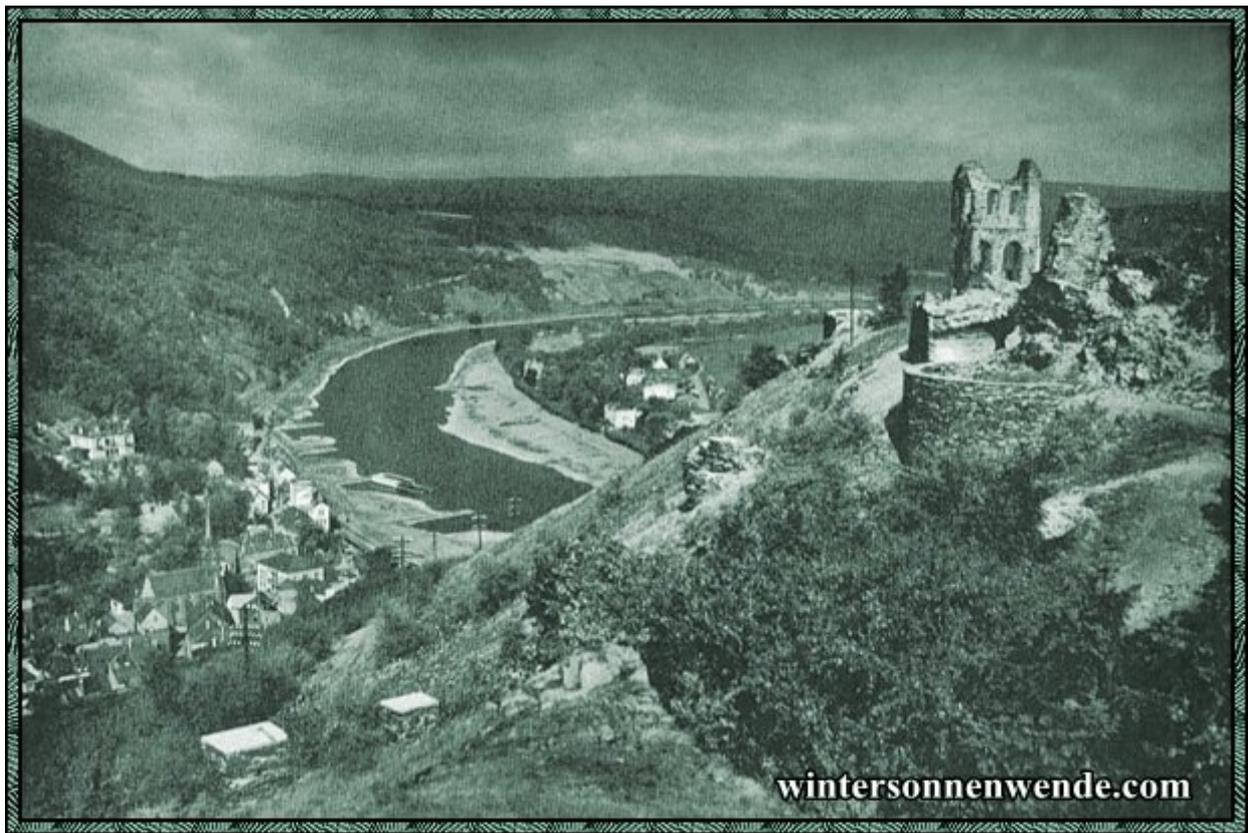
Ordensburg Vogelsang in der Eifel.

Fünf reiche und bekannte Gaue säumen im frühen Mittelalter das Waldgebirge: der Mayengau in der Ecke zwischen Mosel und Rhein, der Ahrgau, Zülpichgau, Jülichgau und Bitgau. In ihren Namen klingen die Namen städtischer Siedlungen wieder: Mayen, Zülpich, Jülich und Bitburg; der Ahrgau heißt auch Bonngau. In ihrer Mitte aber liegt ein Gau, dem nicht zufällig ein "städtischer" Name fehlt: der Eifelgau.

Auf die Fläche bezogen, auf der die wichtigsten Flüsse des Gebirges entspringen, Kyll und Ahr, Erft und Urft, taucht der Name "**Eifel**" zum erstenmal in der Karolingerzeit auf. Aber wie ihm ein festes städtisches Zentrum fehlt, so fehlen ihm auch einigermaßen deutliche Grenzen.

Seine Bedeutung verändert und erweitert sich. Heute neigt der Volksgebrauch dazu, das ganze Gebiet die Eifel zu nennen. Und wenn man die Wasserscheide zwischen der Ahr und den nach Süden zur Mosel ziehenden Flüssen als Hohe Eifel von den sich südlich anschließenden niedrigeren Flächen der Voreifel unterscheidet, so wird damit schon eine neue Unterteilung des erweiterten Eifelbegriffs geschaffen. Die trennende Kraft des Ahrtals macht sich andererseits bemerkbar, indem sein nördlicher Rand als Ahrgebirge sich der Unterordnung unter den Eifelnamen entzieht. Aber auch im Nordwesten jenseits der einspringenden Zülpicher Bucht bewahrt der langgestreckte Höhenrücken des Hohen Venn seinen eigenen Namen, während im Südwesten, gleichfalls jenseits der hier einspringenden Trierer Bucht, der entsprechende Höhenrücken der Schneifel oder Schnee-Eifel deutlich mit der Eifel zusammengesehen wird.

Selbst aus dem so erweiterten Begriff aber löst sich die älteste Bedeutung noch heraus: das Gebiet der Wasserscheide zwischen Süd und Nord. Und so erklärt sich auch der Mangel erkennbarer Grenzen. Eine Wasserscheide hat keine Grenzen, sie ist selber Grenze. Und in dem Maße, in dem das ganze Gebirge, statt überbrückt und Mittelpunkt einer Staatenbildung zu werden, wie es der



Die Mosel mit Burgruine Grevenburg.

karolingischen Zeit wohl vorschwebte, immer mehr seine natürliche Funktion als Hindernis und Bollwerk entwickelte, übertrug sich der alte Name, der zuerst nur für den Wasserscheidengau selbst gegolten hatte, auf das Ganze.

Was in den Lebensräumen der Kölner Bucht und der Mosellandschaft um Trier sich zu Cäsars Zeit als Eburonen und Treverer gegenübersteht, das trennt sich nach der Völkerwanderung wieder als Ripuarier und Moselfranken voneinander. Der Triebwagen von Trier nach Köln, der nicht nur von Süden nach Norden, sondern zugleich von der Reichsgrenze ins Innere Deutschlands lenkt, überquert im Fluge eine **Grenzlinie**, jenseits derer das Schwarzbrot an die Stelle des Weißbrots tritt, und verbindet zugleich zwei Provinzen des Hausbaus miteinander.

Im unteren Kylltal das lothringische Haus: da öffnet sich das breite Haustor in der Längswand, die zur Straße gekehrt ist; die steinernen Mauern sind rosa, gelblich und blau getönt; in harmonischer Farbigkeit heben sich die kraftvoll einfachen Steineinfassungen der Fenster und Türen von der Fläche ab; das flachgeneigte glänzende Schieferdach sitzt knapp, ohne schattenden Vorsprung auf den glatten Wänden. Von Süden dringt bis hierher die naive Freude an klarer, plastischer, würfelförmiger Form. Und jenseits der Wasserscheide empfangen uns Fachwerkbauten. Schwarz und weiß zerstückt der Körper des Hauses, steiler die



Bauernhäuser in der Eifel.

Dächer, die mit Ziegeln gedeckt sind. Alle Formen unruhiger, leichter der persönlichen Besonderung zugänglich, weniger selbstverständlich im Typischen.

Aber nicht nur Grenz- und Scheidelinien enthält der alte Eifelgau. Die Wasserscheide kann zugleich die beherrschende Rolle im Gebirgsland spielen. Zwar haben die Grafen von Blankenheim, die hier gesessen haben, ebensowenig ein großes Eifelterritorium aufbauen können wie die anderen kleinen Eifeldynasten. Die Natur der durch Steiltäler zerrissenen, dichtbewaldeten und schwachbesiedelten Hochflächen kam solchen Plänen von sich aus nicht entgegen. Daß aber ein moderner Staat nach diesem Punkte greifen würde, wenn die Gelegenheit sich bot, war zu erwarten. Nach dem Kriege hat Belgien seine Grenze hierherauf geschoben.

Zwischen Aachen und dem Lande Luxemburg springt ein dreieckiges Stück **neubelgischen** Gebietes in die deutsche Eifel hinein, nähert sich mit seiner östlichen Spitze bis auf zehn Kilometer der Strecke Köln - Trier und bis auf zwei Kilometer der Kyllquelle, erhebt sich mit dem Weißen Stein im Losheimer Wald auf die beherrschende Höhe von 690 Metern und umfaßt natürlich auch den ehemaligen deutschen Truppenübungsplatz Elsenborn, auf dem sich 1914 eine der deutschen Armeen zum Vormarsch ins Maastal sammelte.

Dieser strategischen Verbesserung der belgischen Grenze zuliebe wurde **eine "Abstimmung"** in Szene gesetzt, die bei über 70 Prozent deutschsprachiger Bevölkerung im Kreise Malmedy wenig Aussicht auf Erfolg hatte. Für die Geschicklichkeit und Bedenkenlosigkeit der Veranstalter spricht es, daß nicht nur der Kreis Malmedy, sondern auch der Kreis Eupen mit 99 Prozent deutscher Bevölkerung und noch dazu Teile des Kreises Monschau abgetreten werden mußten. Da aber die Vennbahn, die neben den in preußischer Zeit aufgeforsteten Waldungen des Gebietes von größter Wichtigkeit für den neuen Besitzer war, durch diese Abrundungen immer noch nicht in ihrer ganzen Länge belgisch wurde, erklärte man den Bahnkörper zu belgischem Boden auch da, wo er durch deutsches Land läuft.

"Nur in Oberschlesien und **im Korridor** ist die Grenze in ähnlich sinnloser Willkür gezogen worden" (Schrepfer); denn von Natur ist alles hier für eine enge wirtschaftliche Lebensgemeinschaft vorbereitet: das Hohe Venn, in breiter Ausdehnung 500 - 600 Meter hoch, zwingt die Meereswinde zum Niederschlag; 1367 Millimeter zeigen die Meßgefäße im Jahr auf dem 692 Meter hohen Monte Rigi und über 1000 Millimeter noch in Eupen auf der Vennfußfläche; Heide und Schafherden auf den Bergeseinöden gehören zusammen mit der wolleverarbeitenden Industrie in den Tälern an den reichlich strömenden Bächen, deren kalkarmes Wasser sich zum Waschen und Färben der Tuche besonders eignet. Eupen hatte schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts über 10 000 Einwohner, und Monschauer Tuch war in der gleichen Zeit in Europa berühmt. Malmedys Gerbereien und Lederfabriken wieder bauen auf der Viehzucht auf, die vom üppigen Graswuchs des zum Ackerbau wenig geeigneten Landes lebt. Auch hier ist das strömende Wasser die Hilfe des Gerbers, und der Wald der Höhen hat die Eichenlohe geliefert, solange noch keine ausländischen Gerbstoffe importiert wurden. Und schließlich trieb das Wasser der Bäche die Hämmer und Blasebälge der kleinen Hüttenwerke, die seit dem 14. Jahrhundert von den Hochflächen, wo schon die Römer die bescheidenen Lager von Eisenerz und Galmei auszubeuten begonnen hatten, herunterwanderten in die Täler.

Vier Jahrhunderte später beginnt ein neues Wandern. Das 18. Jahrhundert sieht die Eisenindustrie ins Flachland hinausrücken. Die Holzkohle der Gebirgsmeiler tritt allmählich zurück hinter der Steinkohle, die dort draußen schon seit Jahrhunderten (spätestens dem 14.) gewonnen, aber bis dahin nur zu Hausbrandzwecken benutzt worden ist (in Aachen werden laut einer Nachricht aus dem Jahre 1333 die öffentlichen Gebäude mit Steinkohle geheizt). Auf diesen Bodenschätzen baut sich nun eine moderne Industrie auf, besonders seit der Anlage der Eisenbahnstrecke Aachen - Köln. Vor das ältere Stolberg im engen Talausgang der Vicht legt sich der jüngere Industriebezirk

von Eschweiler, westlich davon das Aachener Bergwerksrevier und im Osten die Industriestadt Düren.

Dürens Stellung in diesem wirtschaftlichen Verband ist relativ jung und eigenartig. Seine Papierindustrie wird erstmalig 1607 erwähnt. Voraussetzung ist wieder das strömende Wasser, dessen Kraft die Stampfmaschinen zum Zerkleinern der Lumpen treibt und dessen Sauberkeit der Herstellung feinsten Papiersorten günstig ist. Die zweite wichtige Voraussetzung aber ist die Nachbarschaft der Jülicher Börde mit ihrem damals blühenden Flachsabbau. Auf dem Wege alles Irdischen werden aus den zu Leinen verarbeiteten Fasern dieser Gespinnstpflanze wieder Lumpen und wandern in die Papiermühlen Dürens.

Dürens Industrie steht also mit einem Bein im Flachland. Von Eschweiler, Stolberg und Aachen aber wird man sagen müssen, daß sie allmählich auch das zweite Bein aus dem Gebirge herausziehen. Denn an die Stelle der immer mehr sich erschöpfenden Erze des Schiefergebirges treten ausländische Rohstoffe. Die örtliche Grundlage der Industrie bleibt also im späteren 19. Jahrhundert allein die Steinkohle. Und damit verlieren alle diese Orte ihre alte Bindung an das Gebirge und werden Bestandteile einer jungen Industriezone, die im Flachland von Dortmund bis nach Belgien ihr typisches Kulturlandschaftsbild geschaffen hat.

Aus dem Gebirge selbst aber wandert schließlich auch noch die Tuchindustrie ab, die im 19. Jahrhundert in steigendem Maße auf importierte Rohstoffe angewiesen wird. In Monschau, das noch vor etwa 50 Jahren seinem alten Namen Ehre machte, ist heute keine Tuchfabrik mehr in Betrieb. Hinzu kommt noch, daß die alte, vom wechselnden Niederschlag abhängige unmittelbare Ausnutzung der Wasserkräfte an Ort und Stelle durch Speicherung und Umwandlung in transportierbaren elektrischen Strom ersetzt wird; die Urftalsperre mit 45 Millionen Kubikmeter Inhalt dient hier als gewaltiges Reservoir.

So verschärfen Wirtschaftlichkeit und Geschwindigkeit aller Bewegungen außerhalb der Berge in unseren Tagen den alten Gegensatz zwischen Gebirge und Flachland. Sie entwerten aber nicht nur die ursprünglichen Standorte der Industrie in den Bergen, sondern veranlassen darüber hinaus noch beim Mangel einer billigen Wasserstraßenverbindung mit dem Rhein weitgehende Arbeitsteilungen zwischen Ruhrort und Eschweiler, Werksgründungen in Dortmund von Düren aus, mit einem Wort: eine weitmaschige, nicht mehr an die engere Heimat gebundene Verflechtung der Interessen über das ganze Steinkohlen-Industriegebiet.

Das Gesicht der alten Kaiserstadt **Aachen** zeigt die Spuren dieser Veränderungen. Moderne Kurhausbauten und Brunnenanlagen in dem alten römischen Militärbad: das ist die immer noch nachwirkende Natur der vulkanischen Eifel mit ihren heißen Quellen. Aber 164 000 Einwohner: das ist eine Großstadt des Flachlandes. 13 000 Arbeiter in der Textilbranche und dazu noch ein Drittel aller in der Metallindustrie tätigen Arbeiter mit der Herstellung von Nadeln beschäftigt: da wirkt sich die alte Nachbarschaft des Flachlandes Jülich und des schafzuchttreibenden Vennberglandes aus; zugleich aber auch die Lage am großen europäischen Gebirgsrandweg, der im Mittelalter die Kaufmanns- und Tuchhandelsstädte Flanderns mit dem deutschen Osten verband und heute in der Eisenbahnstrecke Paris - Berlin seine verwandelte Auferstehung gefunden hat.

Aachen, von der deutschen Hauptstadt 500 Kilometer und von Paris 350 in der Luftlinie entfernt, war einmal die Residenz des Kaisers, der beiden Nationen zugleich gebot. Außer allen Annehmlichkeiten seiner natürlichen Lage, seiner Heilquellen und des windgeschützten Bergkessels, in dem sie entspringen, mag auch seine mittlere Lage zwischen Westen und Osten diese Bevorzugung begründet haben.

Eigentümliche Gedanken erregt der schlichte steinerne Zentralbau des Münsters, auf dessen Empore



Aachen.

den leeren Thron des Kaisers die Strahlen der Morgensonne treffen, gefärbt durch die gläsernen Wände des Chores, mit dem das 14. Jahrhundert den ehrwürdigen Grabraum erweiterte, als der kluge fränkische Politiker längst schon ein Heiliger der abendländischen Kirche geworden war... Gedanken über das, was hätte werden können, wenn die Eifel und Aachen wirklich im Mittelpunkt eines germanischen Reiches liegen geblieben wären, wenn Malmedy, wie Kaiser Lothar es bestimmt hatte, ewig beim Reiche geblieben wäre, und ebenso Echternach, das heute luxemburgisch ist...

Aber auch ernsthaftere Gedanken über das, was geworden ist. In Karls Palast, der später zum Rathaus der Reichsstadt wurde, hat vor 100 Jahren ein Künstler, der in Aachens nächster Umgebung geboren ist, Alfred Rethel, ein einer Reihe von Fresken das Leben und Wirken des Kaisers dargestellt. Solche historische Darstellung spiegelt gleichzeitig den Mann selbst wieder, den Mann und seine Zeit, der diese Darstellung unternimmt. Wir halb noch Gleichzeitigen können mit dieser Spiegelung zufrieden sein: hier ist am Rande des Reiches, im Angesicht der romanischen Welt der abendländisch weit gespannte Umriß römischen Imperatorentums menschlich und deutsch gedeutet worden. Der Geist jenes Kaisers, der die Lieder seines Volkes sammeln ließ und eine deutsche Grammatik begann, ist verwandt dem Geist, der 1000 Jahre später den malenden Romantiker beseelte: ein gründlicher und gläubiger, ein leidenschaftlicher und gehorsamer Geist.

Der besondere Ernst, den das früheste Mittelalter aller gebauten Form einflößt, ist in der alten Eifel oft zu spüren. **Münstereifel** im Tal der Erft, nahe seinem Austritt aus dem Gebirge, ist um eine Klostergründung aus der Zeit Ludwigs des Frommen gewachsen. Der Westbau der Kirche, vermutlich kurz vor dem Jahre 1000 entstanden, ein festungsartiges von runden Treppentürmen flankiertes Steinwerk, läßt an den düster schönen Bau der Aachener Palastkapelle denken. Draußen im Flachland aber liegt an der gleichen Erft die Stadt **Euskirchen**, kaum jünger als die Klosterstadt. Die exponierte Lage jedoch hat ihr Wachstum unverhältnismäßig beschleunigt: 14 600 Einwohner leben heute dort von der Tuchindustrie, während Münstereifel mitten im Walde im Kranz seiner 17

mittelalterlichen Türme mit 3000 Einwohnern die Größe einer mittelalterlichen Kleinstadt nicht überschreitet.

Auch im alten Ahrgau ist das Gewichtsverhältnis zwischen dem Gebirge und seiner Umgebung ungleich. Alles, was Namen hat, drängt sich an der unteren Ahr zusammen. Dort ist um die Mitte des letzten Jahrhunderts der berühmte Apollinarisbrunnen erbohrt worden, dort ist auf anderen noch etwas jüngeren Quellen der Badeort **Neuenahr** entstanden, dort blüht in der Kreisstadt **Ahrweiler** der Weinhandel, für den so klangvolle Namen wie Walporzheim werben.

Die rascher reifende rote Traube wird hier gepflegt; wir sind der nördlichen Grenze des Weinbaus nahe. Und doch ist das "außen", auf das sich die Ahr öffnet, nicht das norddeutsche Flachland, wie es sich vor dem alten Aachen so grenzenlos dehnt, sondern der Rhein, der sich gleich der Ahr seinen schmalen Weg durch das Gebirge geschnitten hat; ein Land des Steins, in dem auch der Weinbau Steinbau, Maurerarbeit mehr als Landmannsarbeit ist. Da werden Stützmauern errichtet, Körbe voll Steinschutt steile Treppen hinaufgetragen und um die neugesetzten Pflanzen gehäuft; wie auf dem Bau klettert der Träger mit der Last auf dem Rücken von Stockwerk zu Stockwerk; Dung muß kiepenweise herangeschafft werden; und kalkbespritzten Handwerkern gleichen die Weinbergbauern, wenn sie ihre Stöcke gegen die Reblaus gespritzt haben; mit der Sorgfalt von Handwerkern schneiden und binden sie die wertvollen Reben; und gegen die Nachtfröste werden Koksöfen in den Berg getragen.

Das ist eine Art von bäuerlichem Leben, wie sie gut zum uralten Steinbruchbetrieb der Eifel paßt, zu Menschen, die Steine meißeln und Steine verbinden. Im Tal der **Kyll** liegen an den Bahnhofsrampen die prächtigen roten Schleifsteine, die hier oft direkt von den Verbrauchern (Firmen der bergisch-märkischen Kleineisenindustrie) gebrochen und bearbeitet werden. Auf den Hochflächen zwischen Bitburg und Trier haben schon die Römer aus dem Muschelsandstein und Kalk ihren Baustein- und Mörtelbedarf gedeckt. Im Maifeld, südlich von Mayen, wird der Dachschiefer gewonnen. Und dieser Winkel des Berglandes, der die ältesten Spuren menschlicher Besiedlung aufweist, wird wohl auch ebensolange schon das Steinmetzenhandwerk kennen.

Die vulkanische Materialien, an denen die ganze Eifel reich ist, sind hier in der Nähe der großen Ströme am wirtschaftlichsten abzubauen. Die Pellenz, eine natürliche Senke, in der die Nette fließt, verbindet das Maifeld und Mayen direkt mit dem Rhein. Wo sie den Strom erreicht, liegt **Andernach**, schon in römischer Zeit der Hafen für die Eifelsteine.

Die Tuffmauern der Andernacher Liebfrauenkirche und ihre in schwarzem Schiefer gemeißelten Ziersäulen, der helle gelbe Tuff der romanischen Klosterkirche von Laach und die harte schwarze Lava der meist verschwenderisch massigen Befestigungen der Maifeldstädte sind Zeugnisse des am Stein des Gebirges sich bildenden Stils. Aber nicht nur eine gewisse spröde Schwerfälligkeit der Form, verglichen etwa mit der geschmeidigeren Phantasie der Kalk- und Sandsteingebiete, ist das Ergebnis, sondern auch eine spürbare Unlust, sich in der Zeit zu wandeln. Die Kirchen von Mayen und Münstermaifeld wirken altertümlich durch ihre klobigen romanischen Westwerke, und die Laacher Klosterkirche, die mit ihren schweren Turmklötzen und Schieferdächern prunkt, hält noch im 12. Jahrhundert an einer damals längst veralteten Bauform, dem rings umschlossenen Vorhof fest.

Die Eifel ist in besonders hohem Grade ein Horst- oder Reliktgebiet. Nicht nur daß in ihren Bergen die Entwicklung der politischen Form die Stufe der kleinsten Territorien nie überschritten hat - bis von außen her nach der Säkularisierung und den Befreiungskriegen ein moderner Großstaat, Preußen, seine Hand auf das Gebirge legte - auch die Natur hat Reservate auf den Eifelhöhen geschaffen, in denen sich subalpine Pflanzen als Überbleibsel der Eiszeit haben erhalten können: die Sumpfheidelbeere, die weiße Pestwurz und die Krähenbeere. Auf dem Venn findet man

arktisch-alpine Schmetterlinge, so den schönen Apollofalter. Und erst im Jahre 1888 wurde in der Eifel der letzte Wolf erlegt, während seine Brüder im Taunus schon 1847 ausgestorben waren.

Und als Reliktgebiet liegt die Eifel erst recht wieder in unseren Tagen zwischen der begünstigteren Umgebung. Aber, worauf Hermann Aubin hingewiesen hat, zwischen den modernen Industriegebieten der Saar, Aachens und der Ruhr bekommt das Gebirge in seiner friedlichen Isolierung eine ganz neue Bedeutung. Die unverhältnismäßige Konzentration der Bevölkerung in den Nachbarlandschaften läßt seine Einsamkeit auf einmal positiv und segensreich erscheinen.

Die Eifel wird das **Naturreservat** für das Industrievolk ringsum. Da ihre Binnenstädte klein geblieben sind, Gerolstein und Kyllburg, Hillesheim, Daun und Adenau, wachsen sie mühelos in ihre neue Existenz als Sommerfrischen und Luftkurorte hinein. Die welligen Weiten der Hochflächen ringsum sind voller Wanderwege. Die jungen Kraterberge, wie der fünfzackige Mosenberg, und die alten Vulkanruinen, wie die Hohe Acht und die Nürburg, eröffnen

von ihren steilen Kegeln herrliche Rundblicke. Die beglückende Romantik des Naturerlebens, die mit der mehr hygienischen Seite des modernen Urlaubsaufenthalts so untrennbar verbunden ist, findet ein weites Feld auf den einsamen von Hochmoor und Heide bedeckten Höhen des Venns. Macbethstimmung, wenn der Sturm aus Westen Regen oder den ersten Schnee über die nackten



Hohes Venn. Schutzhecken vor den Häusern.



Die Eifel. Im Toten Maar.

Flächen jagt. Die Bauernhöfe ducken sich hinter Buchenhecken, die mit ineinandergeflochtenen Zweigen bis zur Höhe des Dachfirsts reichen und Schneemauern im Winter um das Haus auftürmen. Ski und Rodel bekommen in harten Wintern genug zu tun.

Die Augen der Eifel aber, voll von ihrer Schwermut und ihrer steinernen Vollendung, sind die wassergefüllten kreisrunden Maare der vulkanischen Vordereifel. Bald von Wald und Gebüsch ganz umgeben wie das schöne Gemündener Maar, bald in schwärzliche von Wacholder bestockte Lavasande gebettet wie das einsame Weinfelder Maar, bald am Rande eines kleinen Eifeldorfes wie das Ulmener Maar, öffnen diese sonderbaren Sprengtrichter ihre großen und kleinen Kreise in den Hochflächen des alten Gebirges, das graue Altertum der Geologie mit ihrer jüngsten leidenschaftlichen Vergangenheit verbindend und so die Eifel wirklich, wie von Buch es sagte, zu einer Landschaft machend, die ihresgleichen auf der Welt nicht hat.



Köln und Bonn am Rhein

Der Rhein ist unter den deutschen Flüssen der einzige, der das dreifache Band der deutschen Landschaften von Süden nach Norden in seiner ganzen Breite durchschneidet. Sein Wasser trägt Schiffe mit über 1000 Tonnen Last vom Schwarzwald bis nach den Niederlanden; die 120 Kilometer von Bingen bis Bonn zwischen hohen Felswänden auf schmal gewordenem Spiegel.

Ingenieure haben den Wasserstand des Stromes regulieren müssen, bevor diese Leistung möglich geworden ist. An manchen Stellen, so im Binger Loch, sind erst 1830 die Felsenrisse gesprengt worden, die mit ihren Stromschnellen die Schifffahrt gefährdeten.

Wir sehen heute die sauber eingefasste Wasserstraße. Es gab aber eine Zeit, in der das gleiche strömende Element ungezähmt Stein und Erde zernagte und sich seinen Weg selber zurechtbiß. Im gleichen Maße, wie das Rheinische Schiefergebirge langsam sich hob, grub sich das Bett des Stromes immer tiefer hinein in den Felsen. Das Tal also, durch das der gealterte sorglich behütet seinen Weg zieht, hat sich der jugendliche Rhein einmal selbst geschaffen.

Solche Durchbruchstäler sind meist nicht sehr wegsam. Daß die Römer ihre große Straße von Trier nach Köln über die Eifel geführt haben und nicht durch die Täler von Mosel und Rhein, zeigt, wie unwegsam beide damals gewesen sein müssen. Im Mittelalter verließ man das Rheintal, wenn man von Köln nach Frankfurt wollte, bei Siegburg und vermied auf dem Wege zwischen Siebengebirge und Westerwald die Engpässe des Stromtals.

Erst der moderne Verkehr, der für das wirtschaftlichste Streckenprofil, also die Linienführung mit den geringsten notwendigen Steigungen, jedes Opfer bringt, hat es verstanden, in das enge Tal zwei doppelgleisige D-Zugstrecken und zwei Autostraßen einzupassen. So birgt heute das Rheintal nicht nur die billige und leistungsfähige Wasserstraße für den Gütertransport, sondern auch durch die gleichmäßige, absolut verlustfreie Steigung die ökonomischste und schnellste Straßen- und Bahnverbindung zwischen Nord- und Süddeutschland.

Die Bedeutung des Rheins ist heute also größer als je. Aber dieser in Geschwindigkeit und Frequenz auf äußerste gesteigerte Durchgang von Gütern und Menschen befruchtet nicht mehr.

Im Mittelalter wuchsen am Ufer des langsam und mühselig talauf und talab ziehenden Verkehrs Zollstätten, allein 25 zwischen Bonn und Bingen; also durchschnittlich alle 5 Kilometer eine. Heute rollt und strömt das Gut ohne Aufenthalt an Unkel, Sinzig, Linz und Engers vorbei; und vom Weinbau allein leben keine Städte.



Rheinlandschaft bei Remagen und Unkel.

Die Burgen, die zum Schutz, teils auch zum eigenen Nutzen entstanden waren, haben ihren Sinn und meist auch ihr Leben verloren. Als eigentümliche Ergänzung gesellt sich zum geschäftigen Lärm der Schienen, Reifen und Schaufelräder eine auch oft lärmende Rheinromantik. Und während der Fremdenverkehr anwächst, nimmt die Bevölkerung an manchen Stellen des engen Tals ab.



Der Rhein bei Namedy.

Starken zum Wachsen befähigten Städten hat stets in diesem Tal der Raum gefehlt. Nur wo ein Quertal sich öffnet, finden wir etwas kräftigere Gebilde; und der günstigste Platz ist natürlich dort, wo ein Einbruch des alten Gebirges das Tal erweitert. Gleich zwei namhafte Städte mit 10- und 20 000 Einwohnern sind außer Koblenz, das mehr zur Mosel gehört, in dem etwa 20 Kilometer langen und etwas über 10 Kilometer breiten **Neuwieder Becken** entstanden, Andernach und Neuwied.

Tausend Meter breit ist hier der Strom, Wiesen und Obst- und Gemüsebau an seinen Ufern. Industrie hat die Städte groß gemacht. Ganz besonders Neuwied und das benachbarte Bendorf. Schwemmsteinindustrie, Chamottefabrikation und schließlich sogar Eisenhüttenbetriebe, die das Erz des nahen Westerwaldes verarbeitet haben.

Heute haben die Unternehmer des Ruhrgebietes hier ihre Hand im Spiel. Die auf örtliche, stets geringe Erzvorkommen gestützten alten Eisenhütten haben sich hier wie im Siegerland nicht als konkurrenzfähig erwiesen mit den ausländisches Erz von ganz anderer Qualität verarbeitenden modernen Betrieben, die an der Ruhr auf der Kohlengrundlage aufgebaut worden sind.

Es ist das alte Lied: die Kleinindustrie, die im Innern der Gebirgstäler, auf Wasserkraft und Holzkohle gestützt, wirtschaftlich hat produzieren können, verliert ihre Existenzmöglichkeit in dem durch Steinkohle und Dampf immer stärker beschleunigten Umlaufstempo des 19. Jahrhunderts.

Im **Siegerland** ist eine alte, harmonisch aufeinander eingespielte Wirtschaft auf diese Weise zerschlagen worden. Die Eichen-Niederwälder, die auf den steilen Hängen des ungewöhnlich stark zertalten Landes wachsen, werden alle 16 - 18 Jahre geschält und geschlagen. Die Rinde liefert dem Gerber die Eichenlohe, die Stämme werden zu Holzkohle gebrannt, der Rasen zwischen den Eichenwurzeln gehackt und verbrannt und der Boden ein Jahr zum Anbau von Roggen verwendet. Vier bis sechs Jahre lang liegt der Hauberg dann mit den jung heranwachsenden Eichen wieder unbenutzt, und die folgenden 10 - 12 Jahre treibt der Hirt seine Herden durch den buschigen Wald. Dieser Kreislauf ist zerstört worden. Die Gerberei verwendet seit 1870 schneller gerbende ausländische Rinden und ist an die großen Straßen gezogen, nach Köln und an die Küste. Die Industrie verbraucht Steinkohlen und Koks.

Die Eisenerzlager des Siegerlandes sind nur von sehr geringer Mächtigkeit, der Abbau schwierig und teuer. Viele Zechen wurden aus wirtschaftlichen Gründen stillgelegt. Die Rohstoffknappheit Deutschlands läßt den Wert dieser Erze natürlich wieder steigen und begünstigt ihren Abbau. Aber bei voller Ausnutzung der Förderfähigkeit der Gruben werden die Vorräte in 34 Jahren erschöpft sein. Dann muß auf jeden Fall die Bevölkerung dieser Landschaft, die ganz auf industrieller Grundlage lebt, auf anderen Erwerb umgestellt werden.

Wer das "Hüttental" der Sieg einmal durchfahren oder durchwandert hat, wo in Weidenau 10 900 und in Siegen 32 700 Menschen von der Industrie und von den vor ihr abhängigen Gewerben leben oder leben wollen, kann den Ernst der Situation abschätzen.

Die Bevölkerungsdichte ist hier, unmittelbar am Fuß des Rothaargebirges, das kaum über 30 Menschen auf dem Quadratkilometer ernährt, mit 207 Menschen auf der gleichen Fläche außergewöhnlich hoch und nur auf industrieller Grundlage denkbar. Wie ein dünner, immer schmaler werdender Streifen senkt sich dieser Lebensraum den Fluß entlang zum Rhein hinunter.

Bei **Siegburg** betreten wir wieder das Rheintal. Aber nicht mehr das enge Durchbruchstal, sondern eine weite Senke, in der das Norddeutsche Flachland wie eine Bucht tief in die Zone des Schiefergebirges hineingreift.

Und wirklich hat in dieser "Bucht" einmal das Meer gestanden und hat in Jahrtausenden der Tertiärzeit seine Sinkstoffe über das eingebrochene Gebirge abgelagert. In das zurückweichende Meer hat der Rhein seine Schottermassen abgeladen.

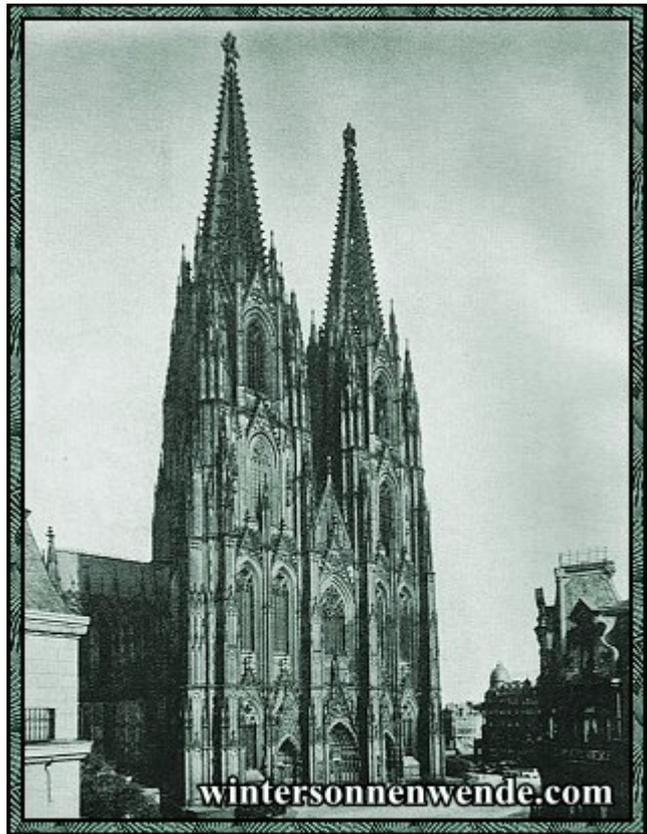
So ist zwischen den stehengebliebenen schieferigen Flanken des alten Gebirges eine innen 16 Kilometer breite und nach außen auf 40 - 50 Kilometer sich öffnende Bucht entstanden, angefüllt von jungen Lockermassen, überschüttet mit fruchtbarem Löß in der Eiszeit und von den Überschwemmungen des breit und unentschieden durch das flache Tal pendelnden Flusses mit Sinkstoffen gesättigt. Im Waldland der vor- und frühgeschichtlichen Zeit ein Ort, der zur Besiedlung wie geschaffen erscheint.

Am Ausgang der Bucht, im Neandertal, in der Nähe von Düsseldorf sind Reste eines menschlichen Wesens der älteren Steinzeit gefunden worden. Daß die ackerbaureisenden Menschen der jüngeren Steinzeit die fruchtbare Ebene dicht bevölkert haben, ist selbstverständlich. Und aus der Bronze- und Eisenzeit gibt der Boden der Kölner Bucht Funde in einer Menge her, wie wir sie sonst nur im Neuwieder Becken, im Maifeld und der Oberrheinischen Tiefebene finden.

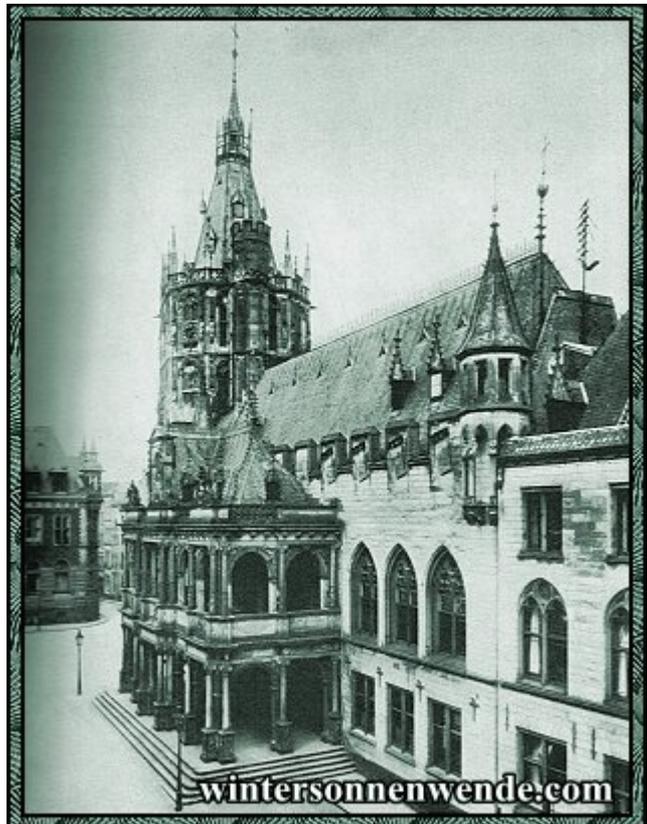
Heute drängen sich 760 000 Menschen in der Stadt, die der Bucht den Namen gegeben hat. Die siedlungsfreundliche Talbreite ist ein großer Garten geworden, und in ihrer Mitte wie in einem Netz läuft ein Stern von neun Fernverkehrsstraßen und ebensovielen mehrgleisigen Bahnstrecken zusammen.

Die **Kölner** Domtürme bezeichnen den Punkt, der schon vor 2000 Jahren zum Schwerpunkt dieser Landschaft bestimmt worden ist. Ein römischer Feldherr siedelt hier die germanischen Ubier an, eine römische Kaiserin wird in diesem Lager geboren und gibt später der Siedlung das italienische Stadtrecht und den Namen: "Colonia..."

Jedes Volk, das den Raum dieser Landschaft bewohnt, spürt die zentrale Stellung der römischen Stadt. Die Könige der ripuarischen Franken residieren hier, die Kölner Bischöfe sind die vertrauten Berater der merovingischen Könige, und der erste Bischof von Köln, Hildebold, verdankt seine Stellung Karl dem



Köln. Der Dom.



Köln. Das Rathaus.

Großen, dessen Kanzler er ist.

Zum Mittelpunkt christlicher Frömmigkeit wird die Stadt, als der Reichskanzler Friedrich Barbarossas, der Erzbischof Rainald von Dassel, die Reliquien der Heiligen Drei Könige nach Köln bringt. Über ihrem Schrein erhebt sich der Dom, in dessen gotischer Architektur der über die Grenzen Deutschlands greifende Geist des kirchlichen Köln sich sein großartigstes Denkmal gesetzt hat. Als sein Bau beginnt, 1248, sitzt in Köln zu Füßen Albertus Magnus der größte katholische Kirchenlehrer des Mittelalters, Thomas von Aquino, und als der Domchor vollendet wird, stirbt in Köln Meister Eckehart.

Ein Jahrhundert später blüht in der Stadt der Kirchen die Kunst des Meisters Wilhelm und des Stefan Lochner. Der goldene Schein ihrer Bilder ist der letzte Glanz, mit dem die Kunst Kölns Namen verklärt; der Dombau stockt, erzbischöfliche Residenz ist die Stadt schon seit 1273 nicht mehr, und sie muß nun als bürgerliches Gemeinwesen die Jahrhunderte der Stagnation über sich ergehen lassen, die das erstarkende Landesfürstentum über das deutsche Bürgertum verhängt.

Die bürgerliche Vergangenheit Kölns ist wohl die älteste und großartigste aller deutschen Städte. Vor der Ostgrenze der römischen Siedlung, die vom Dom bis zur Kirche Maria im Kapitol verläuft, entsteht schon im 10. Jahrhundert eine Kaufmannstadt, die auf niedrigerem Schwemmland direkt ans Rheinufer stößt. Heumarkt und Alter Markt mit einer Bebauung, die durch ihre Kleinteiligkeit von den großen Straßenzügen der Römerstadt - Hohestraße und Schildergasse - absticht, das Rathaus und die gewaltige Silhouette von Groß-St.-Martin am Wasser machen das Bild dieser Stadt aus.

In den folgenden beiden Jahrhunderten wächst das so entstandene Stadtgebiet, ein Komplex von rund 120 Hektar, auf mehr als das Doppelte und bekommt schon 1180, also rund 150 Jahre früher als fast alle deutschen Städte seine endgültige mittelalterliche Befestigung.

Die Bürgerschaft, die diese Mauern verteidigt, verlangt Herr im eigenen Haus zu sein. 1288 bei Worringen siegen die Städter über den Erzbischof. Köln wird freie Reichsstadt.

Und es wird Deutschlands größte Stadt im Mittelalter. Keine andere hat ein Tanzhaus wie den Gürzenich, den die Kölner sich 1441 erbauen und in dessen 1200 Quadratmeter großen Saal Kaiser bewirtet werden und unter Maximilian Reichstag gehalten wird. Das ist der Abend des bürgerlichen Mittelalters.

Aber als mit der Romantik eine neue bürgerliche Zeit anhebt, als man unter der Begeisterung Deutschlands den Plan faßt, den Dom zu Ende zu bauen, da beginnen in diesem Saal die niederrheinischen Musikfeste, und seit 1822 schlägt Prinz Karneval alljährlich hier sein Quartier auf.

Die Stadt Köln tritt mit 50 000 Bewohnern in diese neue Epoche, nach zwei Generationen hat sie das Dreifache, zehn Jahre später, 1890 fast das Sechsfache, und im Jahre 1910 überschreitet sie die halbe Million.

Eingemeindungen sind natürlich diesem Wachstum zu Hilfe gekommen. Neun Kilometer lang dehnt sich heute die Front der Stadt am Rhein. Hunderte von Lampen leuchten abends am Ufer auf und weben glitzernde Perlenschnüre ins Wasser.

Vom Strom empfängt Köln sein Leben wie viele andere Städte oberhalb am Rhein. Aber der Punkt, den es besetzt hält, ist von größerer Wichtigkeit als andere. Von hier aus können kleinere Seeschiffe direkt übers Meer nach London und zu den Häfen der Nord- und Ostsee fahren. Wie in alten Zeiten



Köln.

der Erdgeschichte leibhaftig, reicht im Verkehr unserer Tage die See wieder tief in die Bucht.

In den vier Häfen der Stadt haben 1930 über 16 000 Schiffe festgemacht. Und der Rauch der Schlepper, die ihre schweren Kähne stromaufwärts ziehen, schlägt gegen die vier Kölner Brücken. Vier sind es, seitdem 1929 die Mülheimer Hängebrücke fertig geworden ist, die in geschmeidiger Kurve flußabwärts der alten Hohenzollernbrücke die Ufer verbindet. Und auf allen vier Brücken überquert das rollende Gut die dichtbelebte Straße des Stromes. Im Kreuz beider Richtungen liegt beherrschend die Stadt.

Sechshundert Meter breit ist die Stromau bei Köln. Flußabwärts nimmt sie an Breite zu. Eine Überquerung des Rheins ist deshalb stets bei Köln am leichtesten gewesen. Noch weiter oben kommt man zu tief ins Gebirge.

So legen schon die Römer ihre Brücke nach Köln, die einzige, von der wir wissen, bis herauf nach Mainz. Sie sichern auch den Brückenkopf am anderen Ufer. Deutz ist ein altes Römerlager.

Neben dem Bahnhof von Deutz dehnen sich heute die langgestreckten Messehallen, in denen jedes Jahr im Frühling und im Herbst die Kölner Messe stattfindet, außerdem Möbelfest, Funkschau und Gastwirtsmesse. 115 000 Menschen sind in Köln in den Berufsgruppen Handel und Verkehr beschäftigt.

Aber 159 000 kommen hinzu, die in Industrie und Handwerk arbeiten.

Wie der Rand einer Schüssel legt sich in flachem Bogen westlich um Köln das **Vorgebirge**. An seinen höchsten Punkten 120 Meter über dem Spiegel des Rheins, schneidet es aus der breiten Talfläche der Bucht den eigentlichen Kölner Raum und läßt im Westen einen schmalen Streifen über, in dem die Erft fließt. Erft und Vorgebirge wirken wie Graben und Wall und sind gewiß einmal ein wichtiger Grund gewesen, Köln an seine heutige Stelle zu legen.

Heute aber ist das Vorgebirge die Grundlage von Kölns Industrie. Denn seit der zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts schaufeln Bagger aus seiner östlichen Flanke immer größere Mengen von Braunkohle, die schon im 16. Jahrhundert bekannt, aber erst im Zeitalter der Industrialisierung lebenswichtig für die Stadt geworden ist.

Eigentümlich, wie sich heute auf diesem Berghang die verschiedenen Jahrhunderte begegnen: die alte Römerstraße, die auf dem Wege nach Trier in der Richtung auf Zülpich den Wall überschreitet, flankiert von alten Orten mit römischen Namen: Fischenich = Pisciniacum und Lechenich = Laconiacum. Auf ihren Spuren die moderne Chaussee. Auch das Mittelalter hat den gleichen Paß benutzt: zwei Burgen des Erzbischofs haben ihn in Lechenich und Brühl geschützt.

Auf der Höhe von Brühl, knapp zwei Kilometer vor dem Schloßpark des 18. Jahrhunderts, beginnen die südlichsten Braunkohlengruben. Und jenseits der großen Straße reckt das Goldenberg-Werk seine Schornsteinreihen; mit 450 000 PS das größte Kraftwerk Deutschlands; aufgebaut auf der Braunkohle, die es als Rohkohle verbraucht.

Zwei Drittel der Braunkohlenförderung werden brikettiert. Von ihnen lebt Kölns Industrie. Es ist im Gegensatz zum Ruhrgebiet in erster Linie Fertigwarenindustrie: die Ford-Automobilfabrik, die Vereinigten Westdeutschen Waggonfabriken und die Motorenfabrik Deutz. Kölns Zucker- und Schokoladenindustrie verarbeitet die Rüben der Jülicher und Zülpicher Börde jenseits des Vorgebirges. Die Stollwerk-A.-G. beschäftigt allein 2700 Arbeitnehmer. Und ganz besonders ruht auf der Braunkohle, auf ihrem Teer- und Öl- und Bitumengehalt die Kölner chemische Industrie, deren Hauptwerk, die I. G. Farbenfabrik in Leverkusen, allerdings noch außerhalb der Stadtgrenze liegt.

Mit der Gewinnung der Braunkohle selbst haben in 36 Gruben über 16 000 Arbeiter zu tun. Ihre Wohnungen und die Gleise, Bagger und Halden der mächtigen Tagebaubetriebe setzen ein Industrieviertel zusammen, das als jüngster und äußerster Ring im Westen sich um die alte Stadt legt, von ihren mittelalterlichen Mauern mehr als 10 Kilometer entfernt.

An deren Stelle sind inzwischen längst die "Ring"-Straßen getreten, breite Prachtstraßen, wie das 19. Jahrhundert sie in allen deutschen Großstädten hat entstehen lassen. Und vielleicht würden heute von den Rheinbrücken bis an die Ränder der Stadt Asphalt und Pflaster die Erde bedecken, wenn nicht ein einzelner Mann, ein Kölner von Geburt und Gesinnung, großzügig und rücksichtslos das wilde Wachstum der modernen Stadt beschnitten hätte.

Der Oberbürgermeister Konrad Adenauer hat [die im Jahre 1919 in Versailles angeordnete Zerstörung der Kölner Festungswerke](#) dazu benutzt, um mit Hilfe neuer Ermächtigungsgesetze das freiwerdende Gelände zu zwei riesigen Grüngürteln umzuschaffen, von denen der äußere durchschnittlich zwei Kilometer Breite und über 40 Kilometer Länge besitzt.

Die Landschaft um Köln ist heiter und offen, die Menschen, die sie bewohnen, rasch von Entschluß und beweglich. Die Stadt hat die Eigenschaften des Landes und des Stammes glücklich bewahrt.

Und die leichte Empfänglichkeit des Kölners für fremde Anregungen hat in zwei Jahrtausenden stets bereichernd gewirkt. Vier Jahrhundert Universität (1388 - 1797) sind an diesen Menschen nicht spurlos vorbeigegangen, und 1919 hat man die alte Bildungsstätte wieder ins Leben gerufen. Eins der schönsten Museen Westdeutschlands hat der Kanonikus Wallraf in Köln gegründet, die schönste Privatsammlung mittelalterlicher Plastik ist die des Kölner Domkapitulars Schnütgen gewesen.

Dem Amerikanismus der jüngsten Großstädte an der Ruhr steht in Köln vom Witzwort der Straße -

Pitter und Tünnes - und der geprägten Form des Dialektes, der "honkh" für "Hund" und "ring" für "Rhein" sagt, bis zur klugen Bildung der Stadt und ihrer geistigen Äußerungen eine alte Kultur gegenüber, die bis auf unsere Tage stets elastisch sich fortgesetzt hat.

In einem Umkreis von 30 Kilometern Radius hat die Stadt keine ernste Rivalin neben sich geduldet. Die Rolle **Bonns** ist stets eine untergeordnete gewesen von den Jahren an, in denen die Römer die "**castra Bonnensia**" als südliche Flankendeckung des Kölner Vorgebirgswalles angelegt haben.

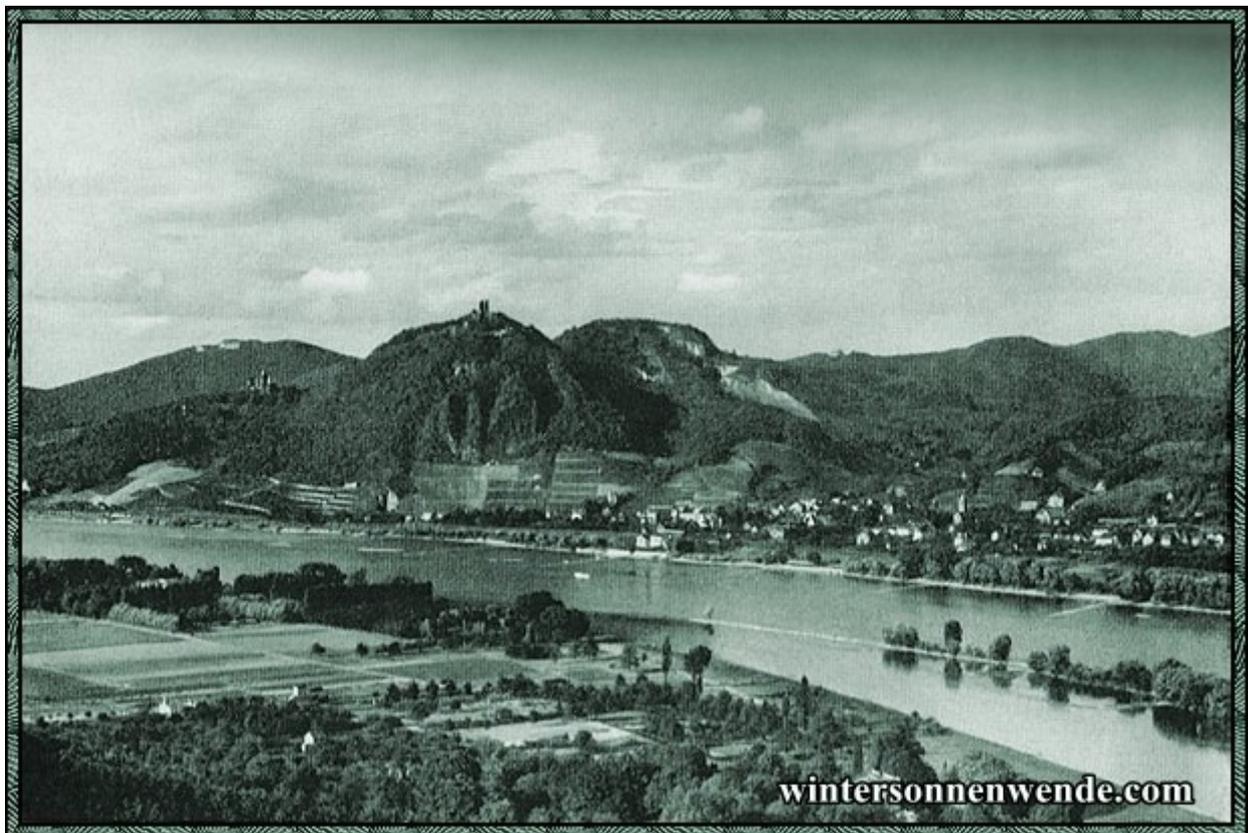


Wasserburg Gudenau bei Bonn.

Hier ist der Eingang in die Kölner Bucht, aber nicht der Platz für eine beherrschende Stadt. Militärisch hat Bonn und zumal die Umgebung von Bonn

im Mittelalter viel bedeutet. Da, wo die Ausläufer des Vorgebirges an den Rhein herantreten, erhebt sich die erzbischöfliche Godesburg mit zerbrochener Mauer und dem runden zinngekrönten Bergfried, schräg gegenüber auf der anderen Seite des Rheins Drachenfels und Wolkenburg, und schließlich im Rücken des Siebengebirges die Siegburg, dort, wo der Eingang von der Sieg her ins Erzbistum führt.

Wer von Kön her kommend auf Bonn zu fährt und über dem Rhein zur Linken die phantastische Silhouette der vulkanischen Kuppen des Siebengebirges auftragen sieht, spürt aus dem großen Geist



Das Siebengebirge am Rhein.

des Landschaftsbildes allein schon etwas von der alten Bedeutung der Stätte. Aber seit dem 17. Jahrhundert spielen alle diese Burgen keine Rolle mehr. Was nicht zerstört war, wurde damals geschleift. Das Seine tat später der unbekümmerte Steinbruchbetrieb.

Der Stein von Drachenfels ist von jeher, zumal im Mittelalter sehr begehrt gewesen; der Kölner Dom hat hier einen eigenen Bruch besessen. Der Trachyt des Stenzelberges ist in die Zisterzienserkirche Heisterbach verbaut worden, von der heute nur noch der Chor steht.

Man möchte allein aus dem herrlichen Steinmaterial die Architekten von Köln bis Andernach verstehen, aus der vulkanischen Kraft dieses Stoffes die monumentalen Formen ihrer Apsiden in Bonn und St. Aposteln in Köln, aus seiner Festigkeit die zierliche Pracht der Zwerggalerien von Schwarzrheindorf und Gereon in Köln. Es kommt die lange Gewohnheit der Steinbearbeitung unter den Römern hinzu, und so fließt - wie sollte es anders sein - das Wesen dieser rheinischen Baukunst aus der Landschaft und ihren Menschen wie ein Quell aus der Erde.

Die heroische Zeit der Burgen ist vorüber. Badeorte und Touristenstädte: Königswinter und Honnef und Godesberg sind heute die Brennpunkte dieser lieblichen Landschaft, durch die der Fluß, gleich nach seinem Austritt durch die Pforte von Rolandseck die Inseln Nonnenwerth und Grafenwerth umspülend, gemächlich seine Bahn zieht.

Auch Bonn ist stille Stadt geworden. Residenz der Kölner Erzbischöfe ist es vom 13. Jahrhundert bis in die Zeit der Französischen Revolution gewesen. Das Schloß mit dem Hofgarten, das Poppelsdorfer Schloß und das Schloß in Brühl sind die Zeugen dieser Zeit, deren Blüte der Kurfürst Clemens August heraufgeführt hat. Er hat die Architekten Cuvilliés und Balthasar Neumann nach Brühl geholt und die betörende Pracht süddeutschen Barocks über den Bau des Westfalen Schlaun ausgeschüttet.

Heute ist das Bonner Schloß Universität und der Poppelsdorfer Park Botanischer Garten. 1818, vier Jahre nachdem Köln und Bonn an Preußen gekommen sind, gründet König Friedrich Wilhelm die nach ihm benannte Universität. Ernst Moritz Arndt wird hierher berufen und Dahlmann und Niebuhr. Die Romantik findet in dieser Stadt, in der im 14. Jahrhundert deutsche Kaiser gekrönt worden sind, ihre Stätte. Die Brüder Boisseree und August Wilhelm von Schlegel liegen hier begraben, und neben ihnen Robert und Klara Schumann.



Bonn. Ernst Moritz Arndt-Haus.

Doch wenn von Musik die Rede ist, so muß jetzt endlich der Name des größten Sohnes der alten Stadt genannt werden. Ludwig van **Beethoven** ist in dieser geistig gebildeten Gemeinde, im Angesicht dieser reichgegliederten Berge, im Schoße dieser fruchtbaren und großartigen Ebene aufgewachsen. Das Haus, in dem er 1770 zur Welt gekommen ist, steht noch, und das kleine Zimmer, in dem das Bett seiner Mutter stand, ist leer und wie die hohle Form zu etwas Großem, dessen Umriß wir ahnen.

Wir steigen hinauf auf die Berge im Süden der Stadt. Sie ist nicht groß, keine Großstadt - die liegt

vor uns im Norden. Am Horizont ragen die Nadeln der Domtürme auf. Die hellen Wagen der elektrischen Rheinuferbahn tragen uns in weniger als einer Stunde hin.

Dazwischen aber liegt die Ebene, rechts von dem waldigen Saum des bergischen Landes begrenzt, links mit Gärten und Häusern und Schornsteinen den flachen Hang des Vorgebirges hinansteigend, in der Mitte durchzogen vom Silberband des Rheins und von Bonn bis Köln und weit darüber hinaus bewohnt vom dunkelhaarigen, lebenslustigen und unternehmenden Stamm der ripuarischen Franken.



Neuß und der Niederrhein

Neuß ist im Jahre 12 v. Chr. als römisches Lager gegründet worden. Seine Lage entspricht militärisch der Lage von Bonn. Beide stehen im Dienst von Köln, dessen Flanken an den Enden des Vorgebirges sie schützen.

Aber während bei Bonn die Berge dicht ans Ufer treten, mündet bei Neuß nur der "Graben hinter dem Wall", die Erft in den Rhein. Die Neußer Flanke ist offener. Bonn steht wirklich Wache am Tor, durch das der Rhein den Kölner Raum betritt, Neuß aber liegt wie ein Schiff im breiten Fahrwasser der niederrheinischen Landschaft, und rings um die Stadt strömt es und zieht aus der engen kölnischen Bucht hinaus in das weite norddeutsche Tiefland.

Und während die geistlichen Herren von Köln ihre Residenzstadt Bonn stets in festen Händen gehalten haben, ist ihnen Neuß oft gefährlich geworden.

Da steht der Turm von St. Quirin...! Keine Kirche am Rhein - und dies ist eine rheinische Kirche: zungenfertiger und wortgewaltiger ist nirgendwo am Rhein die Sprache der Baukunst gesprochen worden als in den Bogenstaffeln der Westfassade, dem edlen Wohlklang der Apsiden und dem närrischen Schwung dieser Vierungskuppel - aber keine Kirche am Rhein reckt sich so festungshaft klobig und stolz! Diese Geberde läßt an Westfalen denken, an Soest und den unbändigen Freiheitwillen der Sachsen.

Man eckt leicht an, wenn man kantig ist wie dieser Turm. Der Kölner Erzbischof Friedrich von Saarwerden nimmt im 14.

Jahrhundert der Stadt den Zoll, der an ihrem Ufer vom Rheinverkehr erhoben wird, und gibt ihn nach **Zons**, einer kleinen Stadt halbwegs zwischen Neuß und Köln. Aber obwohl er die neue Zollstätte üppig befestigt, stellt sich kein kräftiges Leben in dem Gebilde ein. Die Jahrhunderte gehen spurlos an ihm vorüber, und heute noch ragt mit dem Schwermut alter Schaustücke der



Neuß. St. Quirinuskirche.

gedruckte Ring seiner Basalt- und Trachytmauern über die dunstigen Wiesen am Rhein.



Zons (bei Neuß). Alte Stadtbefestigung.

Neuß aber blüht und wächst - auch ohne den Zoll. Ein Jahrhundert später muß es um sein Leben kämpfen. Der Erzbischof hat den burgundischen Herzog, den gefürchtetsten Kriegsmann seiner Zeit, Karl den Kühnen zu Hilfe gerufen. Einen Sommer lang und auch den Winter durch und wieder bis in den nächsten Sommer hinein halten die Bürger die Stadt gegen 56 Angriffe des mächtigen Feindes. Erst im Juni 1475 kommt ein Reichsheer zu Hilfe. Der tapferen Stadt verleiht der Kaiser den Doppeladler des Reiches im Wappen zu führen.

Der Turm von St. Quirin und der Trotz dieser Bürger - das sind Dinge, die Raum um sich brauchen. Im engen Hals der Kölner Bucht, zwischen Bonn und dem Siebengebirge wäre dafür kein Platz. Aber hier, wo der Mund dieser Bucht sich weit auftut, wo die Berge zurücktreten und hinter dem feinen grauen Strich des Horizonts schon die Unendlichkeit des Meeres sich zu öffnen scheint, hier weht der Wind solcher Taten.

Grenzen zwischen Norden und Süden laufen quer durch die Landschaft um Neuß. Auf der sogenannten **Uerdinger** oder der **Benrather** Linie löst das Niederdeutsch des Tieflandes die hochdeutschen Mundarten ab. Eine andere Grenze, von der aus nach Norden das niederdeutsche Einheitshaus und nach Süden das mitteldeutsche oder fränkische Gehöft sich ausbreiten, geht etwa durch Düsseldorf. Und schließlich hat man von Neuß nach Gladbach eine Linie gezogen, von der aus südlich das Dorf als ländliche Siedlungsform vorherrscht, während nördlich von ihr oder in einigem Abstand nördlich von ihr der Einzelhof die Regel bäurischen Wohnens zu werden beginnt.

Was sich auf diesen Linien durch Unterschiede der Mundart, Hausform und Wohnweise voneinander trennt, sind die Menschen. **Sie** ändern sich an dieser Grenze. **Mit** der Landschaft und **durch** die Landschaft.

Nadler hat die Flußlandschaft den großen Gestalter fränkischen Volkstums genannt. Er denkt dabei an das Maintal, an den Rhein zwischen Köln und Bingen und an die Mosel. Zu diesen Landschaften gehören Berge wie die Wände zu einem wohnlichen Raum. Begrenzte, geformte und doch mit dem fließenden Wasser stets bewegte Umwelt ist solche Landschaft, und was wir Franken nennen - im Raum der ripuarischen Franken um Köln zusammengewachsen aus vielen Stämmen, wie den Brukerern, Ampsivariern, Usipetern und Tenkterern - ist im Geist wohl in solcher Umwelt zu denken.

Die Landschaft des **Niederrheins** aber, die mit Neuß beginnt, muß andere Menschen erzeugen.

Wo der Fluß gewachsenen Stein zerschneidet, erlebt der Mensch den Kampf als formende Kraft in der Landschaft und spürt die Leidenschaft verwandter Kräfte im eigenen Herzen. Im aufgeschütteten Boden der Tiefebene aber gleitet die anschwemmende und fortspülende Tätigkeit des Flusses ineinander über. Ein form- und bestandloses Gewirr von Sumpf und seichtem Wasser wäre das Ende, wenn der Mensch nicht von sich aus Grenzen setzte.

Mit dem Deichbau scheinen die Römer unter Germanicus als Pioniere vorangegangen zu sein. Und es ist, als ob das distanzierte Verhältnis, in dem eine alternde und weitgehend zivilisiertere Gesellschaft zur Natur steht, auf die Bewohner dieses Uferlandes übergegangen sei.

Denn nicht nur die ersten Wasserbauingenieure des Abendlandes hat das Mündungsgebiet des Rheins hervorgebracht, sondern an seinen Rändern entsteht mit den Bildern des Jan van Eijck und seiner Nachfolger zum erstenmal in Europa eine Malerei, die in der stillen und aufmerksamen Betrachtung und Aufzeichnung der Natur das ganze Wesen der Kunst gefunden zu haben glaubt. Eine unpersönliche Zurückhaltung, deren der fränkische Mensch in Würzburg und Nürnberg von sich aus nicht fähig gewesen wäre, da in seiner Landschaft alles in fast menschlichen Gestalten zu ihm spricht, Ufer und Welle, eins mit dem anderen gesellig verbunden und eins von dem anderen geformt.

Am Niederrhein aber "scheinen die mächtigen Deiche, die den Blick vom Strom zum Land und umgekehrt abriegeln..., zwei Welten fast hermetisch zu trennen". (Schrepfer) Von Heerdt an, gleich unterhalb von Neuß, wird der Zug dieser Deiche auf der linken Seite des Stromes bis zur Mündung nicht mehr unterbrochen. Auf dem östlichen Ufer beginnt er erst bei Wesel.

Diese festen Grenzen, zwischen denen die durchschnittlich 400 Meter breite Wassermasse schwärzlichgrau, getrübt vom aufgerührten Bodensatz, dahinzieht, sind allerdings erst jungen Datums. Eng verschlungen reihen sich die halbverwischten Linien alter Stromläufe bis zur Maas. Feuchte Niederungen, Erlenbrüche und Schilf zeichnen ihre Spuren. Totes Wasser steht bei Kalkar, Xanten und Rees.

Und aus den weiten kaum bewegten Flächen der Wiesen und Weiden ragen sonderbar die Inselberge **eiszeitlicher** Schuttablagerungen auf: die Schaephuysener Höhen nördlich von Krefeld, die Bönninghardt und der Fürstenberg bei Xanten, die Hügel von Kalkar und der Klever Berg, umringelt von alten Flußtälern und mit Wäldern bedeckt, von denen der ausgedehnteste der schon in karolingischer Zeit dem König gehörende Reichswald bei Kleve ist.

Diese 50 - 80 Meter die Ebene überragenden Erhebungen sind in besonderem Sinne Vorposten des norddeutschen Tieflandes. Bis hierher sind in jener Zeit, die wir die Saale-Eiszeit nennen, die skandinavischen Gletscher vorgedrungen, die damals ganz Norddeutschland bis hinein in das Mittelgebirge bedeckt und mit ihren Schuttablagerungen das Gesicht des Tieflandes zwischen Elbe und Rhein geschaffen haben.

Die gleiche Eismasse hat damals den Rhein, der bis dahin den Lauf der heutigen Alten Ijssel folgend geradenwegs zur Nordsee strebte, nach Westen abgelenkt. Der Beginn seines Deltas - in römischer Zeit bei Wesel und Xanten, heute unterhalb von Emmerich - lag damals noch bei Neuß. In vielen Armen, deren einer dem Lauf der heutigen Niers entsprach und andere zwischen den Inselbergen in mannigfaltigen Windungen ihren Weg sich suchten, bog dann die Wassermasse am Eisrand entlang nach Westen um.

Damit ist die Entstehung eines mächtigen **Schwemmlandes**, dessen Gesicht nach Westen, auf den Kanal und das freie Meer gerichtet ist, vorbereitet worden. Und die spätere politische Abtrennung dieses Gebietes vom Deutschen Reich trotz gleichartiger Bevölkerung ist keimhaft eben in dieser Wendung enthalten.

Und mit diesem Gebiet hängt die Landschaft am deutschen Niederrhein aufs engste zusammen. Keine natürliche Grenze trennt die bei Kleve über 35 Kilometer breite Stromaue vom holländischen Polderland, durch das der gleiche Strom nur unter anderem Namen fließt. Auf seinen Wellen herauf kommt der Schwanenritter der Sage zur Burg von Kleve gezogen, und den Fluß hinunter fährt Siegfried, der Held aus Xanten, nach Island, um Brunhild zu freien. Und keine zwanzig Kilometer stromab von Kleve liegt Nymwegen, wo auf dem Valkhof die Kaiserpfalz Karls des Großen gestanden hat.

Erst der **Wiener Kongreß** zieht mitten zwischen beiden Städten die abstrakte Linie der Staatengrenze, die allerdings im Laufe der letzten hundert Jahre auch zur Sprachgrenze geworden ist. Aber noch 1827 muß das erzbischöfliche Ordinariat von Münster auf den Wunsch der preußischen Regierung ausdrücklich untersagen, das Holländische im Religionsunterricht und als Kanzelsprache zu gebrauchen.

Auch die Sprache der Kunst und des Handwerks in der Vergangenheit redet **holländische** Mundart. Tuchwirkerei wie in Brabant hat die Städte des Mittelalters hier groß gemacht. Das stille Kalkar von heute ist damals eine blühende Stadt gewesen. Und als zu Dürers Zeit Antwerpen ganz Norddeutschland mit üppig geschnitzten Altären versorgte, da ist auch in Kleve, Kalkar und Xanten eine berühmte Schnitzerschule tätig, deren bekanntester Meister, Heinrich Douvermann, im Xantener Victorsdom die phantastische Wurzel Jesse, eins der verwirrendsten Werke der deutschen Spätgotik, schnitzt.

Zur vollen Blüte ist die Kultur dieser Landschaft erst im Herbst des Mittelalters gekommen. Zwar hat in der Zeit des Minnesanges auf der Schwanenburg in Kleve Heinrich von Veldeke einen Teil seiner "Eneide" geschrieben; zwar knüpft sich die gleiche Sage vom alten Troja auch an Xanten, das, vom Kaiser Trojan gegründet, sich im Mittelalter "Klein-Troja" nennt und erst später endgültig den christlichen Namen Xanten = "*ad sanctos*" annimmt. Aber diese ganze legendenverklärte Vergangenheit, die bei allen vier Städten eigentlich mit einem römischen Posten beginnt, versinkt vor dem Reichtum und Luxus, den Gewerbe und Handel und die Nachbarschaft Flanderns und Brabants unter dem mit Burgund verschwägerten Herrscherhaus der Klevischen Herzöge ins Land bringen.

Es ist ein behäbiges Land. Die Feuchtigkeit der Luft ertränkt das genaue Ebenmaß der Form, aber um so satter leuchten die Farben. Und weithin beherrscht die glühende Farbe des Backsteins das Land.

Das schöne Wasserschloß zwischen Kleve und Kalkar ist holländisch nicht nur seinem Namen nach: Moyland (moij land = schön land), auch die roten Ziegelflächen seiner Mauern reden die gleiche Sprache.

Gewachsener Stein ist eine Kostbarkeit hierzulande und wird zu Schiff weither geholt. Für das Rathaus in Wesel hat man den Sandstein von den Baumbergen bei Münster auf der Lippe herangeschafft, zum Rathausbau in Rees ist der Tuffstein im Brohltal bei Andernach gebrochen, und ebenfalls aus Tuffstein haben die Xantener ihren Victorsdom, das größte gotische Bauwerk am Niederrhein, errichtet.

Am schönsten aber ist es, wenn man wie in Kalkar sich mit dem am Orte gefundenen Baustoff begnügt. Lehm hat die Eiszeit genügend abgelagert; man gräbt ihn gleich vor der Stadt. Und Wald ist auf den Moränenhügeln in der Nähe genug, um Holz zum Brennen der Ziegel zu schlagen. So wachsen die Häuser, die Kirchen, das Rathaus mit ihren glatten Wänden, den hohen schlanken Fenstern mit den kleinen Scheiben, den getreppten oder gerundeten Giebeln aus den gleichen Ziegeln auf, mit denen die Wege gepflastert werden. Roter Ziegel, weißer Kalk, grüne Wiesen ringsum...

Auch die einzelnstehenden Bauernhäuser, Einheitshäuser von niedersächsischem Typ, nur mit einem quergestellten Anbau, der dem Ganzen T-Form im Grundriß verleiht, sind stets aus Ziegeln errichtet.

Noch heute bestimmen die Ziegeleien das Bild des Stromes. Mit ihren langgestreckten niedrigen Dächern liegen sie wie Faktoreien an der belebten **Straße der Schiffe**, eine neben der anderen. Eine Anlegestelle, ein paar Lastkähne am Ufer, Gleise, eine Lehmgrube und der Rauch der Schlepper stromauf und stromab.

Dies ist die andere Welt, die von jener ersten so hermetisch getrennt ist. Und der Anschluß an diese Welt, an die Schiffsstraße ist die Lebensfrage aller Städte am Niederrhein.

Als der Strom noch ohne Deiche und Kribben vagabundierte, war das Schicksal einer Stadt besiegelt, wenn er sich von ihr abwendete. Xanten ist auf diese Weise verödet, es liegt heute zwei Kilometer landeinwärts und hat noch knapp 5000 Einwohner. Kleve dagegen hat die Verbindung mit dem sechs Kilometer entfernten Fluß durch einen Kanal künstlich aufrechterhalten und ernährt mit lebhafter Industrie (Schuhe, Margarine, Tabak) über 20 000 Einwohner.

Ihm geht es ähnlich wie Neuß, von dem der Rhein sich gleichfalls fortgewendet hat. Und auch Neuß hat sich durch eine Kanalisierung der alten Erftmündung einen Zugang zum Strom erhalten. Seine Bevölkerungsziffer von über 50 000 Menschen ist nicht denkbar ohne seine Industrie, die sich auf die ausgedehnte Landwirtschaft der Umgebung eingestellt hat: Mehl- und Ölmühlen, Teigwaren- und Margarinefabriken, Branntweinbrennereien, Zucker und Schokolade und landwirtschaftliche Maschinen.

Manche Städte hat man auch künstlich vom Fluß getrennt. So hat Preußen, zwischen dessen klevischen und moersischen Ländereien die kurfürstlich kölnische Stadt **Rheinberg** als Enklave lag, den Rhein oberhalb der Stadt in ein anderes Bett gelenkt und den Wohlstand der unbequemen Rivalin damit vernichtet. Heute gehört Rheinberg zu den vielen Städten am Niederrhein, die im Angesicht ihrer großen Vergangenheit wie verstummt erscheinen, Festungswälle voller Kastanien und stilles Wasser in den nutzlosen Gräben.

Im gleichen Maße, wie der Strom sein Bett im zweiten christlichen Jahrtausend immer mehr nach Osten verschiebt, gewinnen die jüngeren Städte am nicht-römischen Ufer wachsende Bedeutung. Manche helfen dabei energisch nach. So sollen die Emmericher geradezu einen Graben auf ihre Stadt hin angelegt haben, durch den dann auch in der Hochflut des Jahres 1227 der Rhein brausend geschossen kam. Allerdings kostete dieser Streich die Westfront der Martinskirche, die von der Flut unterspült zusammenstürzte.

Xanten und Wesel haben am anschaulichsten mit dem Wechsel des Stromes ihre Bedeutung getauscht. Beide sind einmal angelegt worden mit Rücksicht auf die Mündung der Lippe.

Der Lippe entlang, die ursprünglich am Fuße des Fürstenberges unmittelbar vor der Castra Vetera bei Xanten in den Rhein mündete, öffnet sich ein seit vorgeschichtlicher Zeit verhältnismäßig waldfreier Weg ins Innere Germaniens, den die Römer auf vielen Zügen beschriftet haben und an dem sie beim heutigen Haltern zwischen 11 v. Chr. und 9 n. Chr. nacheinander mehrere Lager errichtet haben. Nach der Niederlage im Teutoburger Walde ist dieser weit vorgeschobene Brückenkopf wieder aufgegeben worden. In der Folge haben Castra Vetera und nach seiner Zerstörung durch Claudius Civilis die Colonia Trajana, die Keimzelle des späteren Xanten, die Lippepforte Deutschlands bewacht.

Die Grafen und Herzöge von Kleve sind als mittelalterliche Territorialherren auf kleinere Räume eingestellt als die Strategen des Imperium Romanum. Trotzdem messen auch sie der Lippe als dem Brückenkopf nach Westfalen große Bedeutung bei, nur daß die Lippe jetzt bei Wesel mündet und diese Stadt in den Mittelpunkt des Interesses tritt. Ihr Rathaus und die Willibrordikirche mit den üppigen Netz- und Sterngewölben erzählen von Reichtum und Macht im 14. und 15. Jahrhundert.

In den Zusammenhang großzügiger Pläne aber tritt die Lippe erst wieder, als aus dem Jülich-Klevischen Erbe Brandenburg Kleve mit **Wesel** bekommt. Zum erstenmal faßt damit die werdende Großmacht des Ostens Fuß am Rhein, und der Große Kurfürst und die ersten preußischen Könige haben die entscheidende Lage Wesels sofort erkannt und die Stadt immer mächtiger befestigt.

Die Wälle und Tore von damals bestimmen noch heute das Bild. Das Berliner Tor von 1722, mit "Lupia" und "Rhenus" im Bogenfeld, im kühlen straffen Klassizismus des Jan de Bodt, der das Berliner Zeughaus vollendet hat, ist ein Stück preußischen Stiles am Rhein. Was einmal die "Rheinprovinz" werden soll, nimmt im 17. Jahrhundert hier seinen Anfang.

Das Gesicht des preußischen Wesel ist nach Westen gekehrt. Die Lippestraße ist jetzt Anmarschweg zum Rhein. Elf preußische Offiziere rücken von Osten her im Jahre 1809 in die Stadt; sie kommen als französische Gefangene und sterben hier; aber sie ziehen ganz Preußen nach sich, einige Jahre nachher.

Damals hat Wesel zum letztenmal nach Osten gesehen. Der Eroberer Napoleon hatte es zur stärksten Festung seines Reiches an der niederrheinischen Grenze gemacht und später zum Eckpfeiler des an der Lippe entlang bis Haltern und von dort über Minden nach Hamburg greifenden französischen Küstenkorridors.

Seit Preußen aber in voller Breite bis zum Niederrhein reicht, ist Wesel wieder Brückenkopf nach dem Westen. Die einzige feste Brücke - zwischen dem Ruhrgebiet und der holländischen Grenze - führt hier über den Rhein, im Kriege gebaut und mit ihrem feinen Eisengitterwerk und den zwei mächtigen Steinpfeilern ein eindrucksvolles Dokument der stromüberbrückenden Bedeutung dieser Stadt. Eisenbahnknotenpunkt mit starkem Verkehr, ernährt Wesel heute rund 25 000 Einwohner.

Kalkars Nachfolgerin auf der anderen Stromseite: **Rees**, hat im 19. Jahrhundert den Anschluß an die Eisenbahn verpaßt. Nur durch eine Stichbahn hat die Stadt Zugang zur Hauptlinie vom Industriegebiet über Wesel - Emmerich nach Holland. So ist sie trotz guter Stromlage klein geblieben und ist neben Zons wohl eins der idyllischsten Städtchen am Niederrhein. Seine weißgekalkten giebeligen Häuser, dicht am Wasser hinter die trutzige Stadtmauer geduckt, bleiben dem Vorüberfahrenden lange im Gedächtnis.

Daß **Emmerich** größer geworden ist, muß nicht allein die Folge des schon 1227 bewiesenen Unternehmungsgeistes seiner Bürger gewesen sein. Die Reeser können sich trösten, daß jedenfalls im 19. Jahrhundert die Gunst der Lage auf seiten von Emmerich gewesen ist. Fünf Kilometer von hier ist die holländische Grenze, und den Zollhafen von Emmerich passieren in unserer Zeit jährlich 75 000 - 80 000 Fahrzeuge!

Ins alte Bild der Stadt haben sich Fabrikschornsteine geschoben, Öle, Fette, Maschinen, Leder, Papier und Chemikalien werden hergestellt, und die weite Wasserfläche, die einen halben Kilometer breit an Emmerichs alten Häusern und Kirchen, an den schlanken und spitzen Türmen von Aldegundis und Martini vorüberzieht, ist von Kähnen und Schleppern belebt wie ein verkehrsreicher Meeresarm.

Fünzig Kilometer stromauf legt sich die Industrielandschaft des **Ruhrgebiets** quer über den Strom. Von dorthier schleppen die Kähne die Kohlen nach Rotterdam, nach dorthin bringen sie Erze von Übersee.

Die Kohlenflöze des Ruhrreviers greifen weit ins linksrheinische Land. Unter den Wiesen von Kalkar, unter den Niederungen der Niers und den Heideflächen der Sand- und Kiesberge der Bönninghardt, überall liegt Kohle. Aber an wenigen Stellen ist der Abbau begonnen. Die Überlagerung der flözführenden Schichten durch ein besonders mächtiges, stark wasserführendes Deckgebirge erschwert das Abteufen. Das Niederbringen einer normalen Schachtanlage verschlingt bis zum Beginn der Förderung etwa 50 - 60 Millionen Mark (1925), also etwa doppelt soviel wie jenseits des Rheins.

So hat bisher nur an einigen Stellen die Industrialisierung Fuß gefaßt, und 521 000 Bergwerksarbeitern im Ruhrgebiet stehen erst 18 000 (1923) im linksrheinischen Revier gegenüber. Aber die Industrialisierung wird auch hier weitergehen, und der Rauch der Schloten hängt wie eine dunkle Drohung über der friedlichen Landschaft des Niederrheins.

Nicht nur die Landschaft wird sich dann ändern, auch die Menschen werden ein anderes Gesicht bekommen. Heute noch sehen sie denen ähnlich, die jener Jan, der aus Maaseijck nicht weit von jenseits der Grenze stammt, vor einem halben Jahrtausend gemalt hat: wie sie mit klugen Augen vor der Madonna knien, den Mund fest verschlossen und die Hände ruhig gefaltet halten und mit unendlich empfänglichen Sinnen das Wunder - die weite Landschaft und die stille Frau - in sich hinein zu trinken scheinen.

Heute noch... aber wenn erst Gerüste rings sich erheben, Zahlen und Maße immer wichtiger werden, werden dann diese Menschen dem Schicksal entgehen, das den anderen jenseits des Rheins schon seit Jahrzehnten auferlegt ist: sich wandeln zu müssen; durch den Einfluß der Zuziehenden, in einer veränderten Umwelt und der alten vertrauten Landschaft beraubt. Sich wandeln zu müssen, gewandter und schneller zu werden und vor allem: leichter?

Wer schwer ist, versinkt von selbst. Und die Fähigkeit der Versenkung ist die schönste Gabe, die das eintönige und ungeformte Tiefland seinen Söhnen mitgibt. Denen am Niederrhein, die dem Westen nah, aus fränkischem Stamm und römischem Erbe leben, wächst aus der tiefen Stille solcher Versunkenheit stets eine neue Gewißheit des Sehens zu.

Wie ein Bild liegt die Welt, wie ein Bild liegt alles Geschehene vor ihren Augen, und indem sie seine Existenz gelassen hinnehmen, beginnen sie selbstlos alles eigene Gestalten mit ehrfürchtiger Nachahmung.

"Nachahmung Christi" heißt ein Buch, das in alle Sprachen der Welt übersetzt ist, und der es

schrieb, ist in Kempen geboren. Thomas a Kempis ist ein Sohn der niederrheinischen Landschaft. Im Tal der Ijssel, durch das in der Vorzeit der Rhein zum Meere strömte, liegt Deventer, wo Thomas zur Schule gegangen ist und die "Brüder vom gemeinsamen Leben" kennengelernt hat, nicht weit davon bei Zwolle ihr Kloster Agnetenberg, wo er bis zu seinem Tode 1471 gelebt hat.

Der gleiche Dunstkreis des Niederrheins hat schon am Ende des 12. Jahrhunderts, in der Zeit der großen Ketzerbewegungen, die "Beginen" hervorgebracht. Ohne Klostergeübde und Ordensregel lebten unter diesem Namen fromme Frauen in frei gewählter Gemeinschaft, mit praktischer Nächstenliebe und erbaulichen Betrachtungen beschäftigt; der Rücktritt in die Welt stand ihnen immer offen.

Solche Mischung von Nüchternheit und Schwärmerei, tatsächlicher Gemeinschaft und persönlicher Ungebundenheit trägt die Prägung dieser Landschaft; der gangbaren Münze kirchlicher Form gegenüber sehr bald verdächtig und in der Inquisition mit Feuer und Schwert verfolgt. Es ist, als ob das ausgeschüttete und unbestimmte Wesen dieses Strom- und Wasserlandes auch das religiöse Gefühl ins Weite, ins Grenzenlose, in Schwärmerei und Schrankenlosigkeit verlockte.

Nicht der straffe, fast soldatische Geist des Zisterzienserordens ist hier gewachsen. Die Türme von **Kamp** sind das Signal einer französischen Bewegung, die mit dieser Abtei sowie gleichzeitig mit Altenberg bei Köln und Ebrach in Franken sich zum Sprung ins innere Deutschland bereit macht (1125). Mit 40 Töchter- und Enkelklöstern hat sich Kamp von seiner Stellung an der Lippemündung aus bis Doberan, Pelplin an der Weichsel und Dünamünde im deutschen Osten ausgebreitet. Hinter diesem Erfolg steht nicht die gelassene Kraft des Niederrheins, sondern der scharfe Geist und die klare Luft von Cîteaux und Morimond in Burgund.

Aus dem feuchten Schwemmland dagegen treibt das religiöse Leben andere Formen hervor.

Der König der Wiedertäufer im nahen Münster ist ein Niederländer aus Leijden; ein kurzes Stück die Lippe aufwärts, gleich hinter Haltern, liegt das Städtchen **Dülmen**, wo die stigmatisierte Katharina Emmerich gelebt und Clemens Brentano ihre Visionen beschrieben hat; und im Tal der Niers, auf halbem Weg zwischen Kempen und Goch, wo 1547 ebenfalls die Wiedertäufer Fuß fassen konnten, steht in Kevelaer das wundertätige Gnadenbild, zu dem seit 1642 die Prozessionen mit Kerzen und gläubigen Bitten kommen.

Die "spintisierende Nation der Schuster" (Raabe) hat den Deutschen einen Poeten und einen Philosophen geschenkt - diese Landschaft dagegen, in der die Religion so krause und farbige Blüten treibt, ist voll von einem anderen, nicht weniger besinnlichen Gewerbe: der **Weberei**. Woll- und Leinenweberei im Mittelalter auf Grund der Schafzucht und des Flachsbaus, Baumwoll- und Seidenindustrie in unserer Zeit auf Einfuhr ausländischer Rohstoffe eingestellt. Früher Hausindustrie, weit übers flache Land verbreitet, winters in den Händen der Familien, die im Sommer den Acker bestellten und das Vieh weideten; jetzt in einigen Städten konzentriert mechanische Spinnereien und Webereien, bedient von ausgebildeten Arbeiterschaften.

In Gladbach an der Niers, das sich zum Unterschied von seinem bergischen Namensvetter nach den Mönchen der alten Abtei München-Gladbach genannt hat, und in seinen Nachbarstädten Rheydt und Odenkirchen laufen rund eine Million Spindeln. Es ist der Mittelpunkt der Baumwollindustrie, ein "rheinisches Manchester".

In **Krefeld** und **Uerdingen** leben rund 165 000 Menschen, von denen über ein Fünftel im Textilgewerbe und davon allein 12 000 in der Seidenindustrie tätig sind, die erst um 1650 von einer bergischen Industriellen-Familie, den von der Leyens, hierher verpflanzt worden ist. Die von der Leyens sind Mennoniten gewesen, ebenso die Scheuten und ter Meer und andere, die damals ihres

Glaubens wegen aus dem bergischen Lande auswanderten.

Durch die geraden, hellen, gleichförmigen Straßen der Stadt ist schon der erste preußische König gefahren, und Friedrich der Große besichtigt 1751 die Krefelder Manufakturen, die damals schon 2800 Arbeiter beschäftigten. In den 100 Jahren von 1720 - 1820 nimmt Krefelds Bürgerschaft fast regelmäßig alle 10 Jahre um 1000 Köpfe zu. Zugleich wächst die Stadt, die Produktion, der Umsatz und die Steuererträge.

Und so helfen Glaubenskraft und Erwerbssinn dieser niederrheinischen Bürger, die als südlichste Vorposten Preußens im Rheinland stehen, schon im 18. Jahrhundert beim wirtschaftlichen Aufbau der Provinz, die erst nach den Zerstörungen der Zeit um 1800 den alten natürlichen Anschluß an das Innere der Kölner Bucht, nun aber im Zusammenhang des größten deutschen Staates, wiederfinden soll.



Das Bergisch-Märkische und das Sauerland

Das Flugzeug von Hannover nach Köln überschreitet im Verlauf der ersten halben Stunde den schmalen Wall des Wesergebirges. Die Porta Westfalica bleibt in der Flugrichtung rechts liegen; auch die Eisenbahn, die dort in engen Kurven in das Weserbergland eintritt und es durch den Paß von Bielefeld wieder verläßt, läuft immer zu unserer Rechten.

Nach Überquerung des Teutoburger Waldes scheint nur noch Ebene vor uns zu liegen. Nach Nordwesten und nach Westen, soweit der Blick reicht, ziehen große gerade Straßen durch ein offenes Land, und von Bielefeld her über Gütersloh nähert sich auch die Bahn wieder unserem schnurgeraden Kurs.

Aber vor uns im Süden und im Südwesten steigen von neuem Höhen an. Zuerst noch offene Ackerbreiten, dann schwankt vor einer Wand von Bäumen links ein langgestreckter Wasserspiegel flach vorüber: **die Möhnetalsperre**; ein breites Flußtal gleitet unter uns durch: die Ruhr; und als die erste Stunde sich ihrem Ende zuneigt, klettert der Höhenmesser des Flugzeuges langsam auf 500 - 600 Meter, und unten ziehen weite Wälder, dicht und undurchsichtig, dahin.

Eine Viertelstunde vergeht, eine halbe Stunde - das Bild ändert sich kaum. Immer die gleiche düstergrüne Decke da unten, ab und an Täler wie Spalten sich öffnend, augenblicksweise nur, nur so lange, daß man auf ihrem schmalen Grunde einen dünnen Wasserfaden blitzen sehen kann, ein paar schwarzweiße Häuser, ein Mühlenrad - dann schließt sich der Spalt, und die gewaltigen Wölbungen der Wälder steigen wieder an und senken sich, gleichmäßig, gleichmütig, wie ein ungeheures Meer, und wie ein kaum bewegtes.

Der abgeflachte Stumpf eines Gebirges ragt mit seinem uralten Gestein, Grauwacke und devonischem Schiefer, unter der Fläche dieses Meeres auf, in Jahrmillionen der Erdgeschichte tischflach planiert und im Tertiär wieder langsam gehoben, so daß er jetzt, ein ungefügter Block von durchschnittlich 400 Meter Höhe und kantig zwischen Ruhr und Rhein zurechtgeschnitten, in die Tiefebene vorspringt: der östliche Flügel des rheinischen Schiefergebirges.

Die Winde führen von Westen die Wolken heran. Der Stein trieft. Einen Meter hoch stände das Wasser in des Meßgefäßen, wollte man's alles zusammenzählen, was im Laufe eines Jahres hier an Regen herunkommt. Da wächst der Wald - und tausend Rinnsale, Bäche und Flüsse schneiden ihre Furchen scharf in den schiefrigen Stein.

Regen und Bäche und Wald nehmen zu im Süden, wo zu unserer Linken das Ebbegebirge bis zu 665 Meter Höhe aufragt, und hinter ihm gestaffelt die dunkle, drohende fast 800 Meter hohe Wand der Rothaar. Das **Sauerland** oder Süderland liegt dort für die, die im Norden wohnen. Und die ihm so den Namen geben, zu denen gehört es auch. Westfalen reicht bis dorthin, bis zu den Quellen von Ruhr und Lenne.

Wir haben die Ruhr überquert, wir überschreiten Lenne und Volme, am Ebbegebirge westlich vorbei. Kahle Stellen im Wald: Wiesen- und Ackerstücke; auch einmal Ortschaften, auch einmal Schornsteine; dann wieder dunkles schweigendes Grün.

Schließlich - es bleiben höchstens noch zwanzig Minuten bis Köln - beginnt sich das Bergland zu senken, die Bäche fließen in unserer Richtung, Flüsse eilen mit uns hinab zum Rhein, der Wald wird lichter, hört auf, und vor uns öffnet sich im Sonnenschein, wimmelnd von Straßen und Häusern, die Kölner Bucht. Das Band des Stromes glitzert im Licht, von den eisernen Bändern vieler Schienen begleitet. Pfeilschnell kommen die Nadeln der Domtürme heran, ziehen vorbei, bleiben zurück, und über ein Gewirr von Drähten und Dächern streifend stürzt sich das Flugzeug rasend zum Ziel.

Uns ist, als hätten wir eben, über den dichten Wäldern hängend, eine Zone des Schweigens überflogen. Und der Dichter des Heliands kommt uns in den Sinn, der vor über 1000 Jahren berichtet, daß Christus 40 Tage und Nächte im Walde gelebt habe, bevor er mit Lehren und Wundern in die Städte ging. Im Walde - denn wenn es irgend etwas damals in Deutschland gab, was der biblischen Wüste vergleichbar war, dann war es die menschenleere und unheimliche Dunkelheit seiner Wälder.

Unzugänglich und einsam lag damals auch dieses Bergland da, ein Dickicht, in dem alle Bewegung ersticken muß. Wir kennen die Wälle noch, mit denen im Süden der Rothaar 500 Jahre vor Christi Geburt die Kelten die Bergkuppen des Siegerlandes befestigt hatten, um die Germanen, die von Norden her in die erzeiche Landschaft eindringen, aufzuhalten. Ein Jahrtausend später kommt an der gleichen Stelle der Vormarsch der Sachsen nach Süden zum Stehen. Das **Rothaargebirge** wird zur Grenze der Stämme und scheidet heute noch hochdeutsch und niederdeutsch.

Aber eine Lücke klafft in der Mauer. Wo das Rothaargebirge im Süden mit dem Ederkopf endet, da entspringt die Sieg, die zum Rhein fließt. Und mit ihrem nördlichsten Quellfluß reicht sie bis auf ein Kilometer an die obere Olpe heran, die nach Norden dem Lenneknief von Altenhunden entgegenfließt.

Den schmalen Rücken zwischen beiden Tälern zerstückt seit 1862 ein Tunnel der zweigleisigen D-Zugstrecke Hagen - Siegen. Verkehrstechnisch und besonders wirtschaftlich - denn durch diesen Tunnel rollt das Siegerländer Erz zum Ruhrgebiet und der Ruhrkoks zur Sieg - ist also eine enge Verbindung zwischen Westfalen und der südlichen Nachbarlandschaft geschaffen, wie ja auch seit dem **Wiener Kongreß** ein ganzer Zipfel des Siegerlandes bis herunter zum Westerwald zur Provinz Westfalen gerechnet wird. Die Dichter aber, die für die tieferen, unter der Oberfläche der Provinzgrenzen laufenden Zusammenhänge ein Gefühl haben, rechnen noch 1841 (Freiligrath), ja noch 1860 (Levin Schücking in seinen *Bildern aus Westfalen*) das Siegerland zum Ausland, was es für Westfalen ist und bleibt; denn die Sieg fließt zum Rhein, und mit dem Rhein hat Westfalen nichts zu tun.

So bildet denn auch die Wasserscheide zwischen den Flüssen, die aus diesen Bergen dem Rhein zuströmen, und denen, die zur Ruhr sich wenden, obwohl sie nicht so steil und einsam wie die Rothaar ist, die andere Grenze Westfalens. Die westliche Provinzgrenze hält sich an ihren Lauf, die Mundart wechselt hier vom rheinischen "ich" zum westfälischen "ick", und bis zum Jahre 1805 haben auf dieser Wasserscheide sogar zwei Staaten aneinander gegrenzt, Berg und Mark, die in

ihrer Geschichte die Verschiedenheit der beiden Landschaften unmittelbar zum Ausdruck gebracht haben.

Das **Bergische Land** im Westen öffnet sich mit allen seinen Flüssen zum Rhein. Die Stammburg der Grafen von Berg liegt in einem dieser Quertäler keine 20 km von Köln entfernt. Altenberg - "Alten-Berg" heißt der Ort heute. Das jüngere Schloß "Burg" steht seit der Mitte des 12. Jahrhunderts an der Wupper.

Der Erzbischof wohnt zu nahe, als daß man bei einer solchen Verlegung des Grafensitzes nicht an einen Zusammenhang mit der Kirche denken sollte. Jedenfalls ist in Altenburg 1135 ein Zisterzienserkloster eingerichtet worden, und der Neubau, den die reich gewordenen Mönche ein Jahrhundert später durch den Kölner Erzbischof weihen lassen, ist eine der schönsten gotischen Kirchen in Deutschland; den "bergischen Dom" nennen ihn die Leute.

Mit dem Ruf "romerike Berga" gehen 1288 die bergischen Truppen in die Schlacht von Worringen; der Kölner Erzbischof wird von ihnen geschlagen, und mit seiner Niederlage

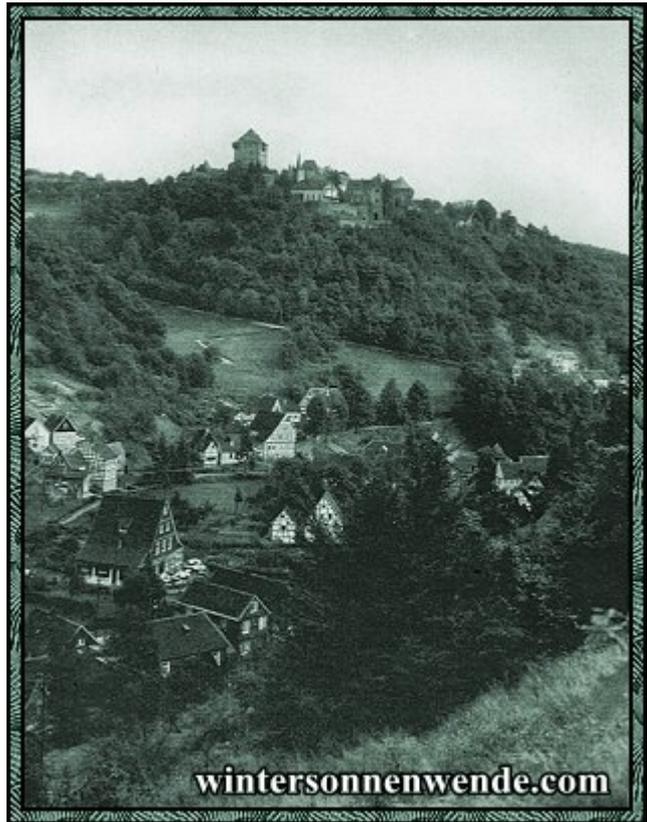
hängt es wohl zusammen, daß die Grafen von Berg sich jetzt eine Residenzstadt unten im Tal aussuchen, am Rhein selbst, also an der Front ihres Herrschaftsgebietes gegen das Erzstift Köln.

Damals schlägt **Düsseldorfs** Stunde. In der kleinen Siedlung an der Mündung der Düssel entsteht ein Schloß, von dem als letzter Rest ein Turm noch heute Wache hält am östlichen Ufer des Rheins. Gegenüber liegt das alte Neuß. Wir sind in der Zone, in der die rheinische Landschaft aus dem unmittelbaren Bereich von Köln heraustritt. Vielleicht war das auch schon damals ein Grund für die Grafen von Berg gewesen, ihre Burg nach Norden an die Wupper zu verlegen. In Altenberg lassen sich zwar bis auf den letzten ihres Stammes, der 1511 stirbt, alle begraben - aber zu Lebzeiten sitzen sie lieber weiter entfernt von Köln.

Nach 1511 wird Berg mit Kleve vereinigt. Die Reformation kommt; und jetzt muß sich zeigen, ob sich dieses Bergische Land, mit allen seinen Tälern am Rheintal hängend, von Köln, wo die alte Kirche jeden Reformationsversuch selbst der eigenen Bischöfe niederschlägt, weit genug lösen kann, um seine eigenen Wege mit dem übrigen Bergland zu gehen.

Der Herzog von Kleve, der in seinen Ländern die Reformation einzuführen beginnt, muß unter dem Druck des Kaisers davon abstehen. Während nun aber jenseits der Wasserscheide, in der Grafschaft Mark, die auch mit Kleve verbunden ist, die Reformation von den Städten aus langsam und sicher durchgeführt wird, bleibt es im Bergischen bei halben Maßnahmen, und als nach dem Jülich-Klevischen Erbfolgestreit die Grafschaft Berg an Pfalz-Neuburg kommt, stellt sich endgültig in dem katholischen Herrscherhaus und den Jesuiten der weiteren Ausbreitung reformatorischer Gedanken ein schweres Hindernis in den Weg. Berg hat sich vom katholischen Köln nicht lösen können, das Schicksal der Landschaft hat sich erfüllt.

Wo die Gegenreformation siegt, da bekommen die Bauleute, die Tischler und Maler, die Schnitzer,



Burg an der Wupper. Das Schloß.

Vergolder und Stukkateure zu tun. Das Schauspiel des Kultus in Kirchen, die Festräumen gleichen, verwöhnt in allen katholischen Landschaften die Sinne, in Flandern, in Bayern, in Schlesien. Die protestantischen Menschen um Soest, Dortmund und Arnsberg aber bleiben spröde und karg wie bisher.

Jedoch auch das Bergische Land - und hier macht sich die stachlige abwehrende Art dieser Wald- und Berg-Natur wieder geltend - bringt im Zeitalter der Gegenreformation keine reiche bildende Kunst hervor. Allein einen eigenartigen Typ bürgerlichen Wohnbaus, das "**bergische Haus**", nennt diese Landschaft schließlich ihr eigen: schlichte Fassaden, farblos mit Schiefer verkleidet, wozu das reine Weiß der Umrahmung und das schlichte Grün der Läden einen klaren und freundlichen Ton fügt.

Dieser saubere Stil, der früher in Remscheid, Elberfeld und Vohwinkel das Bild der Stadt bestimmt hat und sich in barocken, Rokoko- und Empire-Formen immer gleichgeblieben ist, wirkt wie ein Spiegel der nüchtern gleichmäßigen Welt, in der die Menschen im Tale der Wupper und auf den rauhen Höhen des Bergischen Landes leben.

Aber am Saum des Rheintals, unter dem Atem eines milderen Klimas und auf fruchtbarerem Boden sind die Sinne empfänglicher. Die Residenz an der Düssel wächst zur **Kunststadt** heran. Den Keim zur späteren Blüte legt die Gesellschaft Jesu. Ein römisch strenges Profil bestimmt das Gesicht ihrer Kirche S. Andreas (1622 - 1629). Und bei Rubens, der in Flandern den Sieg der katholischen Kirche verherrlicht, bestellt der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm die Altarbilder für den Bau.

Populär ist die Gestalt "Jan Wellem's", dessen Denkmal der Italiener Grupello in den Jahren 1703 - 1711 errichtet. Aber nicht der Kurfürst Johann Wilhelm, der dort in Allongeperücke zu Pferd über den Marktplatz reitet, sondern der Mensch Jan Wellem lebt im Volke fort, der Sammler und Bildernarr, von dem man erzählt, daß er sterbend noch nicht sich trennen konnte von seiner letzten Erwerbung, einem kleinen Blumenstück.

Zur Galerie, die er gegründet, kommt dann im Jahre 1767 die Akademie, zur unbekümmerten Freude des Genießers der aufgeklärte Ernst des Fürsten, der sich seiner Pflichten gegen die Kunst bewußt ist, Karl Theodor.

Düsseldorfs Gesicht scheint nun für lange geprägt: Metropole der Kunst in Nordwestdeutschland, mit ästhetisch wirkenden geraden Straßen, Königsallee und Hofgarten, mit den neuen Quartieren der Karlsstadt und dem kleinen Versailles vor den Toren, dem Schloß von **Benrath**, zu dessen Bau man 1755 den Meister von Schwetzingen, Nicolas de Pigage, kommen läßt.

Aber 1805 - als das Herzogtum Berg an Frankreich abgetreten wird - wandern die Bilderschätze der Düsseldorfer Galerie nach München. Und der junge Stern am Himmel der Kunst, Peter Cornelius, der 1783 als Sohn des Galerieinspektors in Düsseldorf geboren ist, verläßt 1809 die Vaterstadt, macht sein Meisterstück in Rom und geht als Hofmaler und Akademiedirektor nach München.

Die unnatürliche, aus dynastischer Hausmachts- und Kirchenpolitik hervorgegangene Verbindung dieser norddeutschen Landschaft mit Süddeutschland ist zerrissen, und die Kriegerereignisse des kommenden Jahrzehnts werfen schließlich das Land in dieselbe Hand, in die sein Nachbar von der anderen Seite der Wasserscheide schon zwei Jahrhunderte früher gefallen ist, in die Hand Preußens.

Es ist mehr ein pietätvolles Aufnehmen alter Traditionen, wenn Düsseldorf nun zur Hauptstadt eines Regierungsbezirkes erhoben und seine Akademie gefördert wird. Weder Behörden noch Kunstpflege können die lebendige Kraft eines Herrscherhauses, die bis dahin die Stadt gebildet und groß gemacht hat, ersetzen.

Charakteristisch, daß die Akademie nach kurzer Zeit aus der Linie der großen Monumentalmalerei und Historienkunst ausscheidet, wie sie an den romantischen Höfen Deutschlands in München und Berlin geübt wird. Die "**Düsseldorfer Schule**" wird zum Inbegriff bürgerlicher Genrekunst und Kleinmalerei. Die Stadt am Nordwestrand des deutschen Mittelgebirges hat damit die ihr gemäße Verbindung mit den Niederlanden in der Kunst gefunden.

Aber das Schicksal einer kleinen ehemaligen Residenzstadt mit Kunstverein und "Malkasten" wäre in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zumal in unserer eigenen Zeit doch gewesen, allmählich zurückzubleiben, stiller zu werden und von Erinnerungen zu zehren, wenn nicht auf anderen Wegen neues Leben zuströmte.

Wer das heutige Düsseldorf kennt, weiß, daß dieses neue Leben gekommen ist, und zwar dorthier, wo die Residenz- und Kunststadt bisher am wenigsten empfangen hat, aus der umgebenden Landschaft.

Erinnern wir uns, daß gleich nördlich von Düsseldorf die Höhe der Berge, die der Stadt im Osten vorgelagert sind, abnimmt. Es werden also die von Westen und Südwesten kommenden Wege, die bei Köln auf die steile Flanke des Schiefergebirges stoßen, irgendwo hier bei Düsseldorf in weniger steilem Gelände ihren Weg nach Osten und Nordosten fortzusetzen suchen.

Ein Stück rheinabwärts von Düsseldorf liegt auf einer ehemaligen Rheininsel das Kloster Werth oder **Kaiserswerth**, wie man es später nannte, als die deutschen Kaiser hier Hof hielten in der Pfalz, deren prächtiger Neubau von 1184 heute in Trümmern noch gewaltig sich erhebt. Von hier aus versucht schon am Ende des siebenten Jahrhunderts der heilige Suitbert das Christentum ins Gebiet der Sachsen zu bringen, also genau nach Nordosten. Der Versuch schlägt damals fehl, aber ein Jahrhundert sehen wir den heiligen Ludger mit seiner Klostergründung eine Tagesreise weiter nach Nordosten rücken. Das neue Kloster heißt **Werden** (Klein-Werth). Von hier aus wird das sächsische Gebiet zwischen Ruhr und Rhein dann endgültig dem Christentum unterworfen. Und auf dem gleichen Wege, über Werden, geht heute die direkte Eisenbahnverbindung zwischen Düsseldorf und Essen.

Kaiserswerth ist übrigens im letzten Jahrhundert wieder ein Ausgangspunkt missionierender Tätigkeit geworden. Eine Diakonissenanstalt, das Mutterhaus des Kaiserswerther Diakonieverbandes ist hier 1836 gegründet worden.

Wir werden also immer im Auge behalten müssen, daß Düsseldorf und seine Umgebung die Bedeutung eines Brückenkopfes nach dem Innern Deutschlands bekommen kann.

Im Mittelalter hat zwar der Kaufmann mit seinem Pferdefuhrwerk in dem Bestreben, den nächsten Weg einzuhalten, von Köln nach Dortmund und sogar nach Soest und Kassel geradenwegs und mit vieler Mühe das Gebirge überquert. An den damaligen Straßen, unbefestigten Karrenwegen, sind im Bergischen Land und auch jenseits der Wasserscheide die ersten kleinen Städte entstanden, Solingen, Lennep, Radevormwald und Breckerfeld, alle auf den Hochflächen des Gebirges gelegen.

Im gleichen Maße aber, wie der Verkehr dichter und regelmäßiger wurde, ging man dazu über - im 18. Jahrhundert - Kunststraßen planmäßig anzulegen und diese nun möglichst unter Umgehung des Gebirges. Damit gewinnen die Städte am Gebirgsrand einen Vorsprung gegenüber denen im Gebirgsinnern, die sogar teilweise zurückgehen.

Am günstigsten wirkt sich diese Veränderung naturgemäß für eine Stadt aus, die nicht nur am Rande des Gebirges, sondern sogar an seiner Ecke liegt. Nun liegt genau genommen die nordwestliche Ecke des Gebirges nicht bei Düsseldorf, sondern bei Duisburg. Aber schon vorher

queren allerhand Wege das nicht mehr so steile Bergland (z. B. Düsseldorf - Werden - Essen). Und der wichtigste dieser Querwege, die große Diagonalfurche, die fast schnurgerade dem Lauf der mittleren Wupper folgend über den Sattel von Schwelm ins Tal der Ennepe und Volme und damit ins Ruhrtal führt, läßt uns die Ecke des Gebirges im modernen Eisenbahnverkehr jedenfalls doch bei Düsseldorf erkennen.



Schnelltriebwagen der Deutschen Reichsbahn.

Die **Bergisch-Märkische Bahn**, die dieser Furche folgt, ist eine der ersten Bahnen Deutschlands und mit mehr als 21 D-Zugpaaren täglich heute eine der belebtesten Reichsbahnstrecken. Direkt vor ihrem westlichen Ausgang liegt Düsseldorf. Seine Verbindung mit der aufstrebenden Wirtschaft an der Ruhr ist also dreifach geknüpft. Den Verbindungsoffizier des Industriegebietes mit der Kölner Bucht nennt Schrepfer die Stadt.

Selbstverständlich also, daß Frankreich 1921 im Kampf um die Ruhr als Sanktionsstädte nicht nur Duisburg und Ruhrort, sondern auch Düsseldorf besetzt. Von hier aus wird der Einmarsch 1923 dirigiert. Hier werden die Soldaten des passiven Widerstandes gefangengesetzt, und hier auf der Golzheimer Heide fällt am 26. Mai 1923 [Albert Leo Schlageter](#).

Der Verein Deutscher Eisenhüttenleute hat in Düsseldorf seinen Sitz; die Vereinigten Stahlwerke, die Mannesmann-Röhrenwerke und die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik beschäftigen fast 15 000 Arbeiter, dazu das übrige Großgewerbe in Holz, Glas und Nahrungsmitteln mit weiteren rund 10 000 Beschäftigten. Und die Persil-Werke!

Das sind die modernen Kräfte der Stadt. Ihr Ausdruck ist das Bürohaus der Vereinigten Stahlwerke. Sein Erbauer ist Bonatz; und neben ihm zeigen Peter Behrens und Kreis und Fahrenkamp, deren Namen mit Düsseldorf eng verbunden sind, wie viele Aufgaben diese lebendige Stadt der Architektur zu stellen hat, zuletzt noch den Komplex der Ausstellungsbauten für die Gesolei. 1929 sind Benrath und Kaiserswerth eingemeindet worden. Die Einwohnerzahl von Groß-Düsseldorf erreicht damit eine halbe Million.

Die zweite bergische Großstadt mit über 400 000 Einwohnern ist noch enger mit der Verkehrsfurche des Schiefergebirges verbunden. Sie verdankt der Lage an diesem Naturwege eigentlich alles, und wie aus Dankbarkeit hat die



Düsseldorf. Bürohaus.



Düsseldorf. Das Planetarium.

heutige Stadt den Namen der Landschaft selbst angenommen: **Wuppertal**.

Fünf Gemeinden sind in dem neuen 1929 geschaffenen Gebilde aufgegangen. Zwei von ihnen waren schon vorher in Deutschland bekannt: Elberfeld und Barmen. Aber auch diese beiden sind junge Emporkömmlinge, verglichen mit der Tradition der deutschen Stadt. Elberfeld ist erst 1610, Barmen erst 1808 zur Stadt erhoben worden, beide ursprünglich bäuerliche Webersiedlungen, in denen das Gewerbe als Hausindustrie zusätzlich zur Landwirtschaft trat.

Wenn wir im Bergischen Lande alte Städte suchen, müssen wir auf die Hochflächen hinaufsteigen, über die im Mittelalter die Handelsstraßen liefen. Lennep Tuche sind schon in der Welt berühmt, als Elberfeld und Barmen noch in bäurischer Stille lagen. Und aus Radevormwald, das heute eine Kleinstadt ist, sind in der Zeit der Glaubenskämpfe die Männer gekommen, die Krefelds raschen Aufstieg bewirkt haben.

Aber diese Städte sind im 17., 18. und 19. Jahrhundert immer weiter zurückgeblieben, und um so mehr, je weiter sie von der lebensspendenden Furche des Durchgangsverkehrs entfernt lagen. Gummersbach, ganz im Süden des Bergischen Landes, bringt es mit Stein-, Holz- und Eisenindustrie auf 17 000 Einwohner, und selbst die alte Tuchwirkerstadt Lennep ist in der günstiger gelegenen Nachbarstadt Remscheid aufgegangen. Das 15 Kilometer lange "Wuppertal"

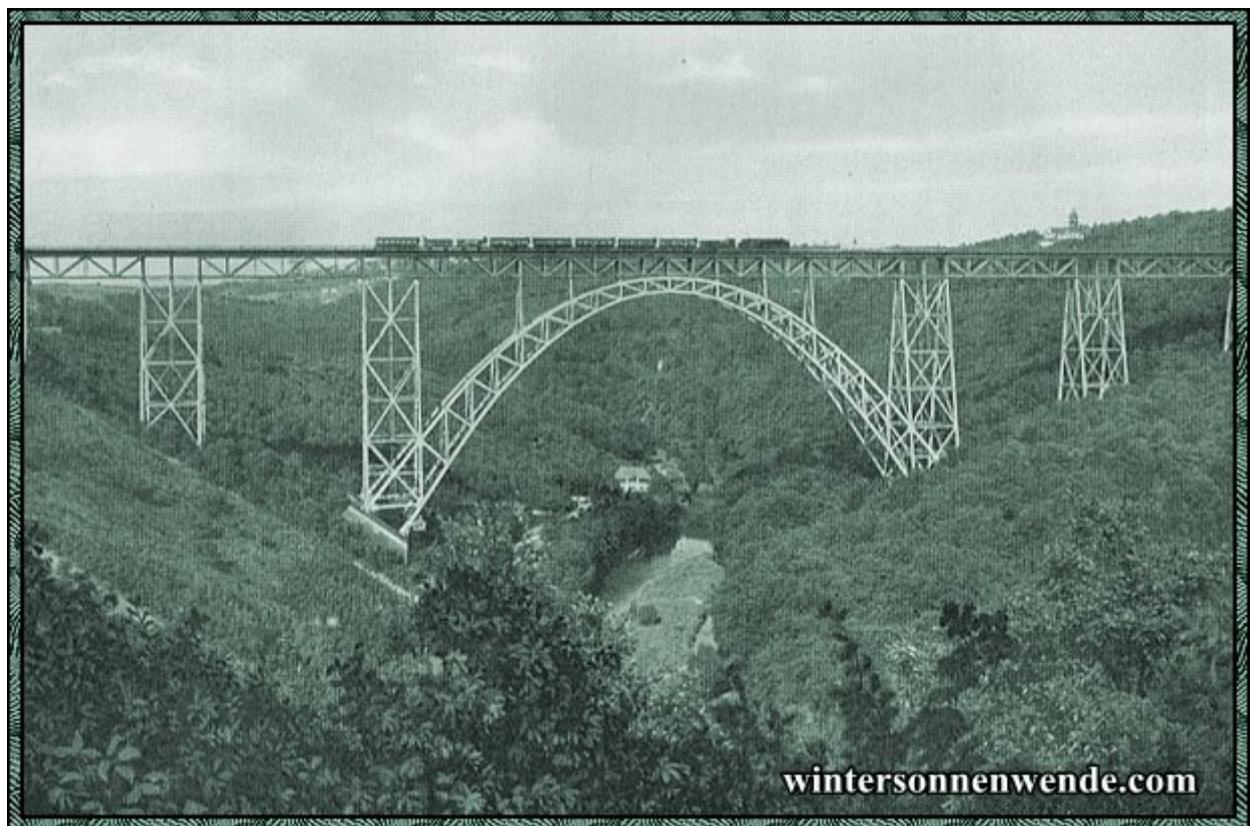


Wuppertal. Schwebebahn.

aber beschäftigt heute allein in seinen über 1600 Textilbetrieben mehr als 30 000 Arbeiter; davon allein 5000 in der Bemberg A.-G.

Man kann es im Bergischen Land als Regel aussprechen: von den alten Städten haben nur die den Wettbewerb des 19. Jahrhunderts aushalten können, die den Anschluß ans Wuppertal gefunden haben.

Solingen z. B., dessen Klingen schon im Mittelalter bekannt gewesen sind, ist heute, nach der Vereinigung mit den Gemeinden der Nachbarschaft, die sein Wachstum erreicht hat, eine Großstadt von 140 000 Einwohnern, in der in 3700 Fabriken und Motorwerkstätten Stahl- und Schneidewaren, Rasiermesser und chirurgische Instrumente hergestellt werden. Zusammen mit Remscheid, das auf der anderen Seite der Wupper liegt, hält Solingen die Ränder des wichtigen Tales besetzt, und kein ausdrucksvolleres Symbol für diese klammerartige Verbindung der beiden Gemeinwesen mit der Leitlinie ihrer Landschaft, als die berühmte Müngstener Brücke, eine kühne Eisenkonstruktion, die in spinnwebhafter Feinheit das 107 Meter tiefe waldige Steiltal überspannt.



Bergisches Land. Deutschlands höchste Eisenbahnbrücke bei Müngsten.

Auf den Hochflächen aber liegen locker verstreut, von Wald umgeben und von Wiesen durchsetzt, die beiden Städte. Remscheids Spezialität sind Werkzeuge, besonders Feilen, Schlittschuhe, Haushaltsmaschinen, also wie in Solingen Erzeugnisse der Kleineisenindustrie, die, mit der Herstellung von Spaten, Pflugscharen, Messern und Dolchen beginnend, schon seit Jahrhunderten sich in den Städten des Bergischen Landes entwickelt hat.

Das ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für den tiefen und grundlegenden Unterschied zwischen dem Bergisch-Märkischen Industriegebiet und dem an der Ruhr. Hier gibt es eine generationenlange Tradition der Arbeit und des Arbeiters; die Betriebe sind meistens klein - 3700 allein in Solingen! - und in ihnen wird eine Art von industrialisiertem Handwerk getrieben.

Ist es ein Zufall, daß gerade diese Welt, deren ruhiges Wachstum sich so wohltuend von dem unheimlichen Geist wirtschaftlicher Eroberungen und Abenteuer an der Ruhr abhebt, einen Mann

hervorgebracht hat, wie **C. W. Roentgen**, von dem man nicht weiß, ob sein besinnliches Gesicht, seine echte Uneigennützigkeit oder seine überragende wissenschaftliche Tat, die Entdeckung der von ihm selbst bescheiden X-Strahlen genannten Strahlen, ihn unvergeßlicher macht? Sein Denkmal steht in seiner Vaterstadt Lennep.

Nichts ist auch bezeichnender für diese Welt, als daß man in ihr der typisch handwerksmäßigen Spezialisierung begegnet. Der Klingenstadt Solingen steht Velbert gegenüber, wo Schlösser und Baubeschläge die Ausbildung des Qualitätsarbeiters beherrschen.

Der schönste Vorzug dieser "Industriestädte", ihre lockere, gründurchsetzte Anlage, ist allerdings nur denen eigen, die für den Vorteil, dem Wuppertal nahe zu sein, nicht ihre alte und natürliche Lage auf der Hochfläche eingetauscht haben. Die jüngeren Städte im Tal, vor allem Wuppertal, leiden an Raumnot. Hier, wo zunächst nur bäuerliche Anwesen Raum und Fortkommen fanden - in Barmen gab es bis zum Ende des 17. Jahrhunderts nur Bauerngehöfte - sucht im 19. Jahrhundert eine Großstadt Platz zu finden. In diesen 100 Jahren steigt die Bevölkerung Barmens allein auf mehr als das Zehnfache.

Die Häuser klettern die Wände des engen, an der Sohle kaum einen Kilometer breiten Tales hinauf. Die Straßenbahn, für die sonst schwer Raum zu schaffen gewesen wäre, folgt an hängenden Schienen dem vielfach gewundenen Fluß. Aber noch phantastischer als alles andere, was an diesem unschönen, aber in seiner Häßlichkeit kühnen und rücksichtslosen Häusergewirr fasziniert, ist der unheimliche Blick vom nächtlichen Bahnhof oder Bahnkörper in der Höhe am Hang hinab in die lichterwimmelnde Tiefe und in die abgründigen Straßenschluchten dieser Stadt der Bänder, Litzen und Kordeln.

Das Tal der Wupper, die im oberen Lauf den Namen wechselt und Wipper heißt, biegt oberhalb der Stadt nach Südosten um. Die Eisenbahn verfolgt die Richtung nach Nordosten und klettert mit uns über den schmalen Sattel von Schwelm auf die andere Seite der Wasserscheide nach Gevelsberg, von wo sie dem Tal der Ennepe bis Hagen folgt.

Hier stehen wir zum erstenmal auf **märkischem** Boden. Hier hat im Jahre 1225 ein Graf von Isenburg den Erzbischof Engelbert von Köln erschlagen. Die Tat war der grelle Ausbruch eines alten und tiefen Gegensatzes. Der Täter mußte dafür sterben.

Dieser Isenburg war ein jüngerer Graf von Altena. Die Burg Altena liegt an der Lenne, deren Bedeutung für unser Gebiet wir noch kennenlernen werden. Zugleich aber haben die Grafen von Altena die Hand auf der Landschaft nördlich der Ruhr. Ihnen gehört die Burg Mark an der Lippe, östlich von Hamm, von der man heute nur noch die Stelle kennt. Und nach dieser Burg nennen sie sich schon im 13. Jahrhundert Grafen von Mark.

Ihre Herrschaft kommt 1398 an Kleve und mit Kleve 1614 an Preußen. Für zwei Jahrhunderte ist jetzt die Schwelmer Wasserscheide zur Grenze zwischen der jungen Großmacht Ostdeutschlands und den rheinischen Vorposten des katholischen Südens. Heute noch stoßen hier mit Westfalen und der Rheinprovinz zwei Verwaltungsgebiete aufeinander.

Rein äußerlich aber ändert sich zunächst im Tal der Ennepe nicht allzu viel. Die Bahn, die dichte Besiedlung und der Verkehr verschleifen die Gegensätze. Bis Hagen bleibt das Bild im Grunde dasselbe: ein von Häusern, Schornsteinen, Gleisen und Straßen erfülltes Tal, die steilen Hänge von Wald bedeckt. Auch Hagens Geschichte erinnert an die der jungen Städte im Wuppertal. Erst 1661 wird hier die erste Niederlassung von Schmieden gegründet, die der Große Kurfürst von Solingen kommen läßt.

Die älteren Städte liegen auch hier auf den Hochflächen. Im Westen Iserlohn, dessen Ring- und Kettenpanzer im Mittelalter begehrt waren und das seine alte Kriegsindustrie nach dem Ende des Mittelalters auf Drahtfabrikation, Schreibfedern und Nähnadeln umgestellt hat, aber ebensowenig mit der Großstadt Hagen hat Schritt halten können, wie im Süden Lüdenscheid und Breckerfeld, deren Ruf im Mittelalter gleichfalls größer war als heute. 380 Meter, 400 Meter und höher gelegen, waren diese beiden Hansastädte schon im 14. Jahrhundert wichtige Quellen des märkischen Stahlexports. So kennen wir Urkunden aus dem Jahre 1320, in denen sich Soest als Prinzipalstadt über die Wegnahme einer Ladung Stahlwaren aus Lüdenscheid beim Rat von Southampton beklagt.

Von **Hagen** hören wir in so früher Zeit nur als einem Hof, der der Kölner Kirche gehört. Aber auch die spätere landesherrliche Ansiedlung der Schmiede aus Solingen wächst zunächst nur langsam. Erst 1746 wird sie zur Stadt erhoben. Mittelalterliche Befestigungen wie Breckerfeld kennt sie nie. Ihre einzige Tradition ist die des Gewerbes, das die Landschaft hervorbringt, der Kleineisenbearbeitung, aus der in Hagen Schrauben und Muttern, Spiralfedern und Waagen als Spezialitäten hervorgehen.

Erst die Eisenbahn befreit alle verborgenen Kräfte dieser Talstadt. Ein schnelles Wachstum beginnt, das in alle Verzweigungen des Talwinkels von Ennepe und Volme hinein und schließlich an den bewaldeten Hängen hinauf schwillt und 1929 mit der Eingemeindung von Haspe und Vorhalle das Tal der Ruhr erreicht. Fast 150 000 Einwohner, 300 Betriebe mit 45 000 Arbeitern - hier hat die Eisenbahn ein Wachstumswunder erzeugt.

Aber die Eisenbahn konnte auch doppelt ansetzen an diesem Punkte. Denn mit der einen Strecke, die vom Rhein her diagonal durchs Gebirge ins Ruhrtal strebt und gleich hinter Hagen, mit Tunneln die steile Nordwand des Tales durchstoßend, nach Dortmund - Hamm und auf der anderen Seite dem Flusse folgend, nach Brilon - Scherfelde - Kreiensen sich auseinanderfaltet, kreuzt sich eine zweite, die von Süden her, vom Siegerland, von der Lahn und dem unteren Main, im Tal der Lenne abwärts nach Norden strebt. Die Lenne mündet fünf Kilometer oberhalb der Volme in die Ruhr, und die Züge Frankfurt - Gießen - Ruhrgebiet machen im Hagener Hauptbahnhof kehrt, um ihr Ziel zu erreichen.

Gegenüber den Mündungen von Lenne und Volme, beide beherrschend, thront auf dem Steilufer des Ruhrtals die **Hohensyburg**, eine Denkmalsarchitektur des 19. Jahrhunderts. Bis in die Vorgeschichte reichen die Befestigungen dieses Punktes zurück. Karl der Große hat den Widerstand der Sachsen an der Sigiburg im Jahre 775 brechen müssen, und bis ins späte 13. Jahrhundert hat eine mittelalterliche Burg hier die "Lennepforte" bewacht.

Wie vom Stiel eines Blattes die Hauptader ausgeht und mit ihren Verästelungen das Ganze zusammenhält und ernährt, so ist die **Lenne** die Hauptader und das Rückgrat des Märkischen und des Sauerlandes.

Ein Blick auf die Karte zeigt, wie sich hierdurch allein schon diese Landschaft vom Bergischen Lande unterscheidet. Dort ein schmaler zum Rhein abgedachter Streifen, quer zerteilt durch das Gitter der kurzen Bäche und Fließchen, denen ein einigender Hauptast fehlt. Hier das über 100 Kilometer lange Tal der Lenne, senkrecht zur Richtung des Randstromes, der Ruhr, die ganze Tiefe des Raumes bis zur Wand des Rothaargebirges durchmessend und alle Teile miteinander verknüpfend.

Allerdings, was uns dort als mangelhafter Zusammenhang erschienen ist, kann sich ebensogut auch als fruchtbare Offenheit für alle Einflüsse von der rheinischen Weltstraße auswirken. Und was für ihre Landschaft die Lenne an Bindung leistet, wird im Lauf der Jahrhunderte ebenso viel zur Abgeschlossenheit und Vereinsamung dieses Berglandes beigetragen haben.

Denn die D-Züge eilen heute fast ohne Aufenthalt durch dieses Tal. Tunnels durchbohren die Sporne des Gebirges und kürzen die Windungen des Flusses ab. In Altena kurzer Aufenthalt; die Stadt zwischen Bergwand und Fluß in langen Kurven aufgefädelt; Werkstätten für Metallbearbeitung; und hundert Meter über den Schieferdächern die Türme der alten Grafenburg.

So still sind sie alle, die wenigen Städte der inneren Flußtäler, Arnsberg an der oberen Ruhr mit seinen Regierungsgebäuden ebenso wie Werdohl an der Mündung der Verse in die Lenne. Das Geräusch der Kleinindustrie wird gleich wieder verschluckt von den langen Strecken Wiesen und Wald, und wer das Haupttal verläßt und einem Bach folgend in die Berge hineinsteigt, den umfängt bald das ununterbrochene zeitlose Schweigen des Waldes.

Der **Wald** ist nicht fortzudenken aus dem Gefühl dieser Menschen. Im Bergischen, wo die Höhe des Ebbegebirges und der Rothaar fehlen, ist das Bild der Landschaft lockerer und heller; ganze Blütenwälder leuchten im Frühling in den windgeschützten Tälern. Das Sauerland ist auf dunklere Farben gestimmt. Schwärzlich beherrscht das Grün der Fichten die weiten Wölbungen der Hochflächen und bedeckt die Wände der Täler, untermischt im Frühling mit dem rauchigen Rotgrau der kahlen Buchenzweige und dem Gelbbraun vorjährigen Eichenlaubes.

Wer die langen Wege kennt, die im Dämmerlicht der dichten Bestände über Nadelpolster und durch raschelndes Laub führen, wer die Ausblicke im Herzen trägt, die vom Rand der Höhen in einsame dunkelgrüne Täler sich öffnen, der versteht auch das Sausen der Stille, von dem Peter Hille spricht:

"Wie Deine grüngoldenen Augen funkeln,
Wald, Du moosiger Träumer!
Wie so versonnen Deine Gedanken dunkeln,
Saftstrotzender Tagesversäumer,
Einsiedel, schwer vom Leben!

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben:
Wie's Atem holt und näher kommt und braust
Und weiter zieht - und stille wird - und saust!
Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
Hochoben steht ein ernster Ton,
Dem lauschten tausend Jahre schon
Und werden tausend Jahre lauschen...
Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen."

Peter Hille stammt von der Weser. Das Sauerland hat in der bildenden Kunst, in der Musik und der Dichtkunst keine berühmten Männer hervorgebracht; und auch dieser Westfale aus der Gegend von Höxter hat keinen Sinn für Form. Aber das starke donnerdunkle Rauschen des Waldes tönt in seinen wenigen formlosen Worten wieder.

Stumme ernsthafte Arbeit ist im Sauerland immer zu Hause gewesen. Arbeit im Wald. Denn heide- und flechtebewachsene Einöden, wie auf dem Gipfel des "Kahlen Astens", der mit 842 Metern Höhe den langgestreckten Zug der Rothaar im Norden um fast 100 Meter überragt, gibt es wenige. Das Holz der endlosen Wälder wandert ins Ruhrgebiet, in die Gruben. So dient es auf neue Weise der Industrie, der es jahrhundertlang als Holzkohle das Erz schmelzen half.

Noch bis 1905 wurden im Siegerland geringe Mengen Spiegeleisen in Holzkohlenöfen erschmolzen, dann hörte auch das auf, und der Steinkohlenkoks des Ruhrgebiets, der täglich zur Sieg rollt, hat die Alleinherrschaft angetreten. So ist dieses ganze Land eng mit dem Industriegebiet verknüpft. Auch der Kalkstein, den die rötlichgelben bis gelbgrauen Steinbrüche, besonders viel an

der unteren Lenne, hergeben, geht an die Ruhr, um dort mit dem Erz gemischt in den Hochöfen zu glühen, wo er die Trennung von Eisen und Schlacke unterstützt.

Die engste Verbindung aber knüpft das **Wasser**, das von allen Höhen des Sauerlandes trieft und strömt. 133 Zentimeter jährlicher Niederschlag im Quellgebiet der Ruhr bei Winterberg auf der Rothaar und ähnlich hohe Zahlen am ganzen Nordwestrand der Rothaar und des Ebbegebirges, ja 108 Zentimeter noch in Altena - diese meteorologischen Tatsachen erheben das Sauerland zum Hauptwasserversorger der Industrie an der Ruhr.

Versickerndes Wasser erschafft in kalkhaltigem Stein die Tropfsteinhöhlen, die das Sauerland berühmt gemacht haben, die Attendorner Höhlen, die Dechenhöhle bei Iserlohn und viele andere. Das Felsenmeer von Sundwig scheint der Rest einer solchen zusammengestürzten Höhle zu sein.

Quellen springen fast überall, Bäche begleiten fast jeden Schritt des Wanderers, bald über Steine mit grünklarem Wasser dahinschießend, bald von einem Wehr gestaut.

In der Zeit, als man auf den Höhen noch Erz grub und Waldschmiede in Renn- oder Wolfsherden das Eisen schmolzen - inzwischen ist der Erzbau aufgegeben bis auf die wichtigen Schwefelbergwerke in Meggen an der Lenne - in der Zeit entstanden in den Tälern die ältesten **Wasserräder** und trieben die Hammerwerke, in denen der Märker das Eisen reckte, und von denen hier und da in den Tälern von Lenne und Volme noch eines in Betrieb ist.

In unseren Tagen hat die Steinkohle auch im kleinen Betrieb die direkte Ausnutzung der Wasserkraft durch das bequemere Gas, durch Dampf und Elektrizität ersetzt. Aber was als Tradition einmal da war, das Bauen von Sperren, das Stauen von Teichen, das lebt weiter, nur in den vergrößerten Ausdehnungen unserer Zeit.

Von der **Möhnetalsperre mit ihren 134 000 000 Kubikmetern** bis zu den kleinsten herunter liefert ein Netz von Talsperren in Zeiten der Trockenheit ebenso gleichmäßig wie im Überfluß das Wasser, das die Ruhr braucht. Und die Ruhr braucht viel.

Auf jede geförderte Tonne rechnen die Kohlenzechen heute 2,5 Kubikmeter, d. h. im Jahr allein an die 300 000 000 Kubikmeter Wasser. 231 Wasserwerke sind im Flußgebiet der Ruhr verteilt. Und für die Klärung des zu Trinkwasserentnahme bestimmten Wassers sorgen gewaltige Stau- und Absatzbecken bei Essen, Wetter und am Fuß der Hohensyburg.

Träge fließt der Fluß durch diese künstlichen Seen. Schwimmer und Boote beleben die weiten Flächen im Sommer. In großer Zahl suchen die Menschen aus Essen, Bochum und Dortmund hier ihre Erholung. Moderne Autostraßen kürzen die Entfernungen.

Wer weiter kann, fährt und wandert flußaufwärts in den Tälern von Lenne, Volme und Ruhr, sucht die blinkenden Spiegel der zwölf großen Talsperren auf, die in die dunklen Wälder des Sauerlandes gebettet sind; und im Winter lockt der Schnee die gleichen Menschen aus ihren Städten nach Winterberg und Astenberg in die erfrischende Stille und Weite dieser Landschaft, wo der Kahle Asten 111 Tage im Jahr mit weißer Decke über den dunklen schweigenden Nadelwäldern thront, der stumme Herrscher des Sauerlandes.



Der Hellweg und das Ruhrgebiet

Es ist eine eigene Sache mit den Grenzen der Heimat. Wer vom Niederrhein stammt, wird nur im Dunstkreis des Stromes Heimatluft atmen, und wer in der Eifel aufgewachsen ist, wird am Rande der einsamen Hochflächen anhalten.

Der Mensch im Ruhrgebiet aber wird, wenn er versucht die Grenzen seiner Heimat abzuschreiten, umsonst die Augen gebrauchen: weder der Herrschaftsbereich eines Flusses noch die Scheide von Bergland und Ebene bestimmt seine Heimat - mit der Wünschelrute in der Hand müßte er dem unterirdischen Dunkel sich zuwenden, in dem die Kohle ruht.

Vermoderter Wald und vergangene Zeit zeichnen sich für den wissenden Blick unter den Wiesen und Feldern ab. Im lebenden Ruhrgebiet spiegelt sich diese verborgene einstmals gewesene Landschaft wieder in dem Maße, wie sie ans Licht steigt.

So ist das Ruhrgebiet ein Werdendes, die Ruhr ist weder Grenze noch Rückgrat, sie ist nur die Linie, von der einst der Vormarsch begann, auf der einst die ersten Kohlen aus der Erde geholt sind. Und mit der fortschreitenden Kenntnis der Lager und zumal mit der steigenden Möglichkeit sie zu erschließen, hat das Gebiet des Bergbaus sich stetig nach Norden erweitert und hat sogar in unseren Tagen, nachdem die ersten Fundstellen erschöpft worden sind, den Boden des Anfangs wieder aufgegeben.

Das Gebiet wächst also nicht nur: es wandert. Und mit ihm wandern die eisernen Fördertürme und stecken wie unheimliche Meßplatten den heute gültigen Umfang ab.

Im Werden begriffen und gleichfalls heute ganz anders als noch vor einer Generation ist auch die Bevölkerung des Bezirks. Ein großer Teil ist gar nicht im Revier geboren sondern zugewandert, allein in Hamborn 42 000 Menschen in nur 10 Jahren (1900-1910).

Aber auch die hier Geborenen haben Eltern, die von auswärts gekommen sind; oder jedenfalls sind die Großeltern nicht hier zuhause. Und wie wenige bleiben schließlich über, denen das Land, in dem sie wohnen, Heimat nicht nur ist, weil sie dort arbeiten und sich ernähren, sondern Heimat im schönen und natürlichen Sinn der Überlieferung, die, vom Großvater auf den Enkel übertragen, diesem das Land verklärt, in dem schon jener spielend seine ersten und tiefsten Eindrücke empfangen hat.

Aber das sind wohl Begriffe, die wandernde Völker notgedrungen vernachlässigen müssen. Und wir stehen im Ruhrgebiet vor dem Ereignis einer gewaltigen **Wanderung**, die, nur den großen Wanderzügen germanischer Völker um Christi Geburt oder den Siedlerwanderungen des Mittelalters vergleichbar, sich in den letzten hundert Jahren vollzogen hat.

Von Osten her, aus Mitteldeutschland, Ostpreußen und Schlesien, ja aus Polen sind zunehmend seit dem vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Menschen hierher geströmt. Schon um 1870 erreicht die Bevölkerung des Ruhrgebiets 800 000 und hat sich seitdem durch weiteren wachsenden Zuzug und sogar sehr hohe Geburtenziffern auf fast 4 000 000 erhöht.

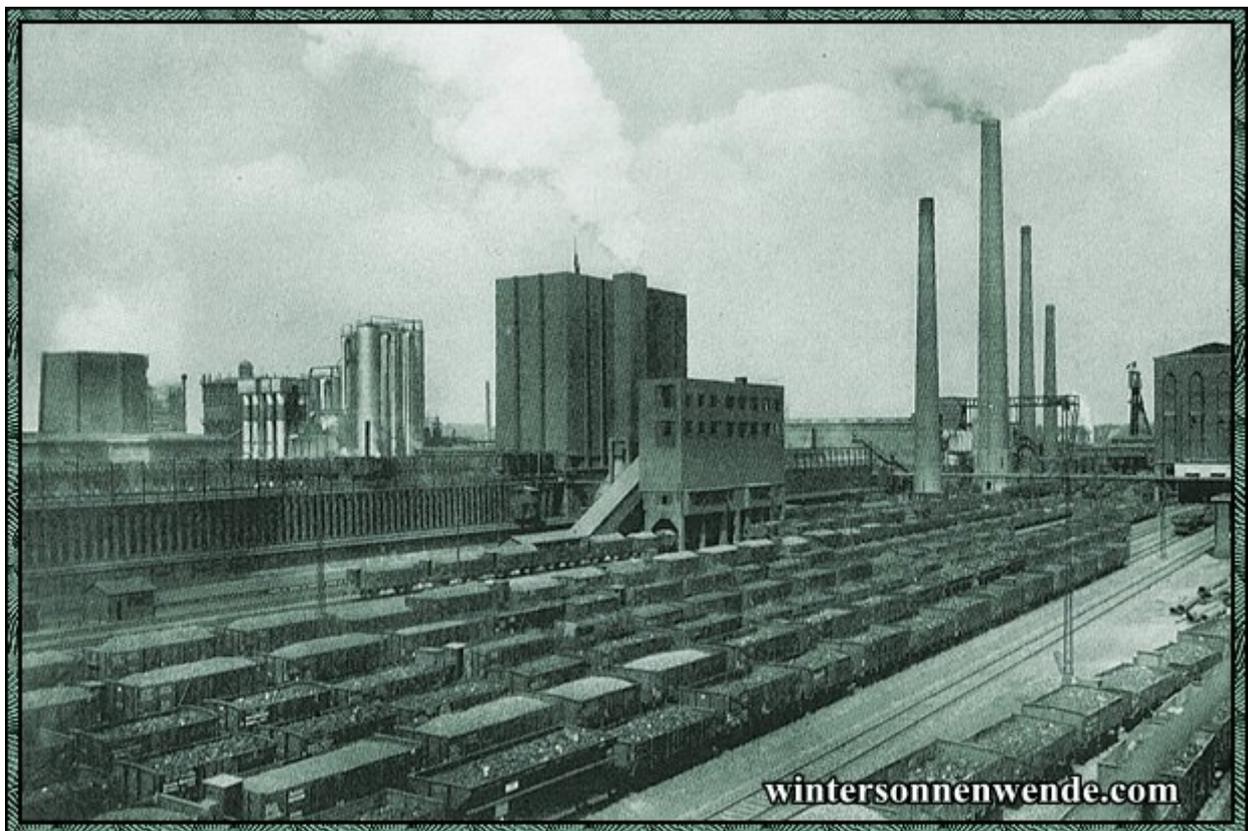
Die erste Generation der Einwanderer hat sich in dem Streifen zwischen Ruhr und Emscher festgesetzt, wo die Städte Essen und Bochum liegen. Um 1870 wohnen die Menschen hier schon so dicht, daß man bis zu 500 auf den Quadratkilometer zählt; für damalige Zeit eine ungeheure Zahl. In den folgenden Jahren wird die Emscher überschritten, und als stärkster Magnet für die Zuwandernden erweist sich Gelsenkirchen, das 1818 erst 505 Einwohner, 1936 aber 330 000 zählt, also in etwas mehr als hundert Jahren um das 665fache zugenommen hat. In den letzten Jahrzehnten

beginnen die Arbeitersiedlungen auch im nördlichen Streifen des Reviers dichter zu werden. Bei Dorsten erreicht und überschreitet die industrielle Landschaft die Lippe.



Duisburg-Ruhrort.

Die durchschnittliche **Bevölkerungsdichte**, die sich für das gesamte von Ruhr und Lippe umschlossene Industriegebiet zwischen Hamm im Osten und dem Rhein im Westen errechnen lässt,



Industrieanlage im Ruhrgebiet.

ist mit 1467 Menschen auf dem Quadratkilometer schon außerordentlich hoch. Da aber in diesem verhältnismäßig weitgefaßten Raum der ländlichere Charakter einiger Kreise - wie Hamm mit 294 pro Quadratkilometer - die weit größere Dichte der rein industriellen Kreise - wie Gelsenkirchen mit 5442 pro Quadratkilometer - mehr als ausgleicht, dürfte das treffendste Bild von der Dichte der Bevölkerung entstehen, wenn man sich klar macht, daß im Herzen des Gebiets auf der breiten Fläche zwischen Ruhr und Emscher mehr als 2400 Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen. Hier spannt sich zwischen Dortmund und Duisburg über eine Entfernung von 50 Kilometern in der Luftlinie und in einer Breite von durchschnittlich 10 Kilometern ein Netz aus Schienen, Straßen und Kanälen. In seinen Maschen stecken Häuser, Fabriken, Bahnhöfe und Kinos. Menschen fluten in regelmäßigen Bewegungen hindurch. Wo die Vorstädte von Dortmund aufhören und der Rand von Bochum beginnt, ist nicht zu erkennen.

Aber es ist auch nicht wie in Berlin, wo Charlottenburg und die Friedrichsstadt so miteinander verwachsen sind, daß man an der straffen Form ihrer Verbindung noch die Energie erkennen kann, mit der eine zentrale Kraft nach außen greifend sich dem gesamten Umkreis unterworfen hat.

Das Ruhrgebiet wächst nicht von einem Zentrum aus. Wo die Initiative und Energie einzelner Unternehmer Zugänge zu den Schätzen unter der Erde öffnet, da entstehen magnetisch Punkte, auf die sich Geleise, Straßen und Gebäude ausrichten.

Weit verstreut im Revier und immer wieder unterbrochen von Feldern, Waldstücken und Weiden ist in den letzten hundert Jahren an vielen solchen Punkten städtisches Leben aufgeflackert. Städtisch aber nur in dem Sinn, in dem das 19. Jahrhundert diesen Begriff aufzufassen sich gewöhnt hat: charakterisiert durch Industrie, Geschäfte, Straßenbahnen, Kanalisation, Gas- und Stromversorgung. Städtisch nicht in dem Sinn, wie wir ihn aus der Tradition her kennen: als eine planmäßig schon in der Anlage der Baulichkeiten zum Ausdruck kommenden ordnende Kraft, als eine Art konzentriertes Zusammengehörigkeitsgefühl, das in der Blütezeit städtischen Lebens im Bau der Stadtmauer gipfelte, aber auch noch in unserer Zeit im geistigen Umriß einer Stadt erkennbar bleibt.

Solche Städte gibt es auch im Ruhrgebiet. Die Namen Essen, Duisburg und Dortmund lassen im Gedächtnis des historisch Gebildeten ganz bestimmte Umrisse erscheinen. Selbst durch das graue und geschäftige Vielerlei, das in unseren Tagen diese alten Städte überspinnt, scheinen die einmal geprägten Formen hindurch.

Essen, wo einst eine Enkelin Ottos d. Gr. als Äbtissin des Stiftes residierte, das dann bis 1803 sich seine reichsunmittelbare Selbständigkeit bewahrt hat und noch heute in der Schatzkammer der fast 1000jährigen Münsterkirche einen der schönsten deutschen Kirchenschätze birgt, Essen ist, obgleich unter den Feldern von Wattenscheid und Kray ebensoviel oder noch mehr Kohle liegt, der wirtschaftliche Kopf und damit der Sitz der wichtigsten Selbstverwaltungsorgane des Industriegebietes geworden. Hier sitzt das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, das R. W. E. (Rhein. Westf. Elektrizitätswerk), der Bergbauverein, die Gasversorgung, der Ruhrgroßhandel, der Ruhrsiedlungsverband und die Emschergenossenschaft.

Duisburg, die von den Franken auf einem Hügel am Rhein im achten Jahrhundert angelegte Deusoburg, deren Schiffe, bevor der Rhein sich 1270 von ihren Mauern fortwendete, bis ins offene Meer hinaus mit Waren fuhren, und in deren still gewordenen Mauern 1558-1592 der Geograph und Seekartenzeichner Gerhard Mercator wohnte, dieses Duisburg ist in unseren Tagen Hafen des Reviers und mit einem Umschlag von über 27 000 000 Tonnen im Jahre 1913 der größte Binnenhafen Europas geworden, eine Stadt, in welcher der Geruch und Dunst von Wasser, Teer und Schiffen die Phantasie auf weite Reisen schickt.

Und im tausendjährigen **Dortmund**, wo schon unter Otto d. Gr. eine Zoll- und Münzstätte bestand,

wo in den Gewölben des alten Rathauses im 13. Jahrhundert die Tuchballen sich häuften und die Hansa tagte, wo der Fehmestuhl stand und wo Meister Konrad von Soest geboren wurde und als Maler tätig war, in diesem bürgerlich behäbigen Dortmund steht heute noch beherrschend und charakteristisch eine echt bürgerliche Industrie, das Braugewerbe, beherrschend neben Eisen und Kohle. Die Dortmunder Brauereien haben 1928/29 fast 5 000 000 Hektoliter erzeugt und erreichen damit hinter München, Berlin und Nürnberg die vierte Stelle in Deutschland.

Diese drei Städte sind Persönlichkeiten. Ein Dortmunder ist anders als ein Essener; dem Mann aus Hamborn oder Oberhausen fehlt solch ein Profil. Und nicht, weil er nicht nach Duisburg eingemeindet worden ist wie die Ruhrorter. Denn das sind keine Fragen der Eingemeindung, sondern der Zugehörigkeit.

Das Gefühl der Zugehörigkeit formt die Städte. Und dieses Gefühl kann eines Tages - vielleicht - auch einmal formen, was im Ruhrgebiet zwischen den Städten liegt. Wie wichtig das wäre, zeigt die Tatsache, daß es noch 79 000 polnisch Sprechende im Ruhrgebiet gibt. Das wird sich zwar in der nächsten Generation verwischen. Aber ob in der nächsten Generation auch aus den angegliederten Häuserhaufen Städte werden?

Daß es stets so bleiben wird wie jetzt, ist allerdings nicht anzunehmen. Denn schließlich sind diese Erscheinungen doch wohl in erster Linie auf das überstürzte Wachstum zurückzuführen und werden verschwinden, wenn ruhigere Zeiten im Ruhrgebiet eintreten.

Auf 282 Milliarden Tonnen wird der gesamte Kohlenvorrat geschätzt. Bei gleichbleibender Förderung dürfte er erst in 800 - 1000 Jahren erschöpft sein. Dem Ruhrgebiet stehen also noch ebensoviel Jahrhunderte bevor, wie sie die deutschen Städte in der Regel hinter sich haben.

Und was dort in zwei- bis dreimaligem völligem Neubau aller Gebäude schließlich an Einheit erreicht worden ist, braucht auch dem Industriegebiet nicht versagt zu bleiben, wenn erst einmal an die Stelle der hastigen Besitzergreifung der ruhige Ausbau tritt. Dann wird man erkennen, daß aus dem Boden, den die ersten Unternehmer mit Füßen treten mußten, um vorwärts zu kommen, Korn **und** Bauwerk, Nahrung **und** Wohnung wächst und daß er immer noch zu verbinden bereit ist, wie er von jeher verbunden hat.

Es gab eine Zeit - und es war die Blütezeit der alten Städte - da war der ganze Streifen Land nördlich von Ruhr und Möhne von Duisburg über Essen nach Dortmund und weiter bis in die Gegend von Soest eine fruchtbare Ackerbaulandschaft.

Auf dem flachgeneigten Abhang, mit dem die Berge des Ruhr- und Möhnetals sich nach Norden in die Niederungen von Emscher und Lippe verlieren, hat die Eiszeit den fein verteilten Löß abgelagert. Dieser trockene durchlässige Boden hat wahrscheinlich schon früh einen langgezogenen Streifen offener Steppenlandschaft quer durch den vorgeschichtlichen Urwald entstehen lassen.

In ihm lief dann in geschichtlicher Zeit der "**Hellweg**", der Königsweg der Karolinger, dessen Namen bis in unsere Tage moderne Chausseen führen. Es gab einen Osten- und einen Westenhellweg, die sich in der Mitte der Stadt Dortmund noch heute begegnen. Der östliche Teil scheint der ältere zu sein; jedenfalls ist er wohl schon von den Römern im Anschluß an ihre vom Rhein und Xanten-Castra Vetera heranführende Lippestraße benutzt worden.

Unter Karl dem Großen werden Königshöfe als Etappenstationen errichtet - z. B. Erwitte und Geseke auf dem weiteren Wege nach Paderborn - der Wald wird planmäßig gerodet und so nicht nur die Straße verbessert und vielleicht ihr westlicher Teil erst angelegt, sondern auch die Ackerflächen vergrößert.

In der folgenden Hauptrodungsperiode des deutschen Mittelalters entsteht allmählich das Landschaftsbild, das bis zum Beginn der Industrialisierung sich nicht mehr verändert: von Duisburg bis Paderborn in offener Ackerbau Landschaft aufgereiht an der langen geraden Straße einige zehn größere Städte, die meisten aus karolingischen Keimen entstanden.

Wo das Industriegebiet nicht hingekommen ist, sehen wir heute noch dies alte Bild. Genau in der Mitte zwischen Dortmund und Soest ist seine Ausdehnung zum Stehen gekommen. Von Südwesten nach Nordosten gerichtet verläuft hier die Grenze der Steinkohle.

In der **Soester** Gegend beginnen andere Bodenschätze, Salze und Solen und eine alte Industrie, Salinen und Bäder. Sassendorf östlich von Soest eröffnet ein Reihe von Badeorten, die sich mit Westernkotten, Salzkotten, Paderborn und Lippspringe fortsetzt. Aber die Gradierwerke und Kurhäuser stören den Klang der weiten flachgewölbten Landschaft nicht, ebensowenig wie im Mittelalter die steinernen Öfen, in denen in Soest das feste weiße Salz aus der Sole gewonnen wurde, wie uns ein arabischer Reisender des 10. Jahrhunderts berichtet.

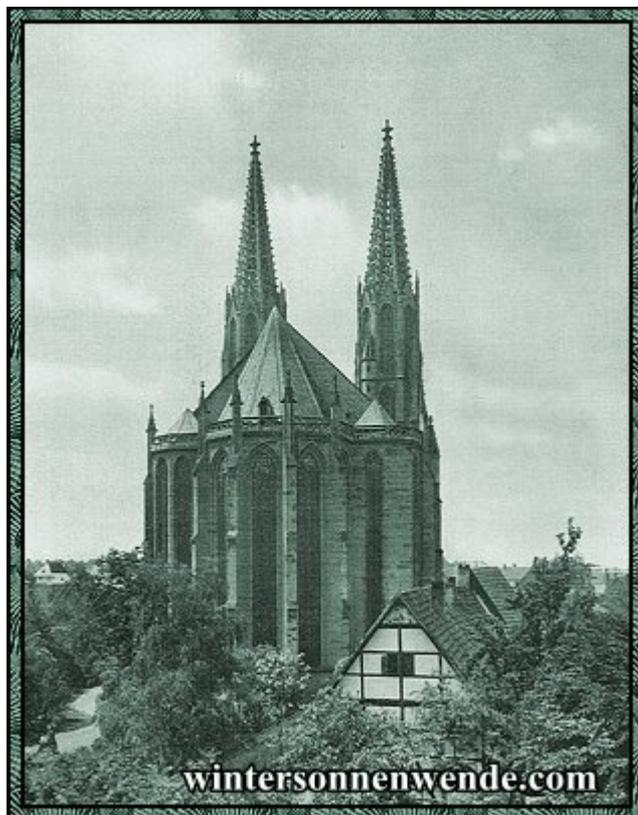
Salz und Korn sind die natürlichen Gaben des Bodens. Nahrung spendend tritt im Mittelalter der Hellweg dem Bergland gegenüber, dessen karger Boden seine Bewohner zu handwerklicher Betriebsamkeit nötigt. Südlich der Ruhr liegt das bergisch-märkische Industriegebiet, nördlich des Flusses aber zwischen Duisburg und Paderborn eine reine Agrarlandschaft, in deren Städten sich der natürliche Reichtum des Landes sammelt.

Heute erfüllt nur die Soester Börde noch diese alte Aufgabe, Kornkammer der Industrie zu sein. Und unter den Städten ist es auch wieder Soest, das sein altes Gesicht am wenigsten verändert hat.

In der schon im sechsten Jahrhundert ansehnlichen dörflichen Siedlung an dem "Großen Teich", der heute noch in der Mitte der Stadt liegt, gründet 630 ein Kölner Erzbischof die älteste christliche Kirche, die Peterskirche. Aber noch dreihundert Jahre später klagt man, das Christentum sei in der Stadt noch nahezu unbekannt. Man möchte danach gerne glauben, daß die Bevölkerung der Stadt doch wohl überwiegend sächsisch und nicht fränkisch gewesen ist, was übrigens nicht feststeht.

Sächsisch und besonders westfälisch in seiner wortkargen Wucht ist jedenfalls der Turm der Stiftskirche S. Patroklus. Dieses Wahrzeichen von Soest, wie alle seine Bauten in dem grüngrauen Mergelstein der nahen Haarstrangberge errichtet, der den Baumeister zu breiter Großflächigkeit zwingt, kommt schon aus dem 13. Jahrhundert, und das ist das Jahrhundert von Soests Blüte. Über Lübeck und früher schon über Schleswig treiben Soester Kaufleute Handel bis nach Riga und ins Innere Rußlands.

Als kühnste, aber in ihrer äußerst zerbrechlichen Form schon mit dem Stigma des Verfalls gezeichneten Schöpfung dieser reichen und mächtigen Bürgerschaft erhebt sich im folgenden Jahrhundert die gotische Halle der Wiesenkirche. Im 15. Jahrhundert leitet dann die "Soester Fehde", ein Aufstand der Stadt gegen ihren



Soest. Die Wiesenkirche (14. Jahrhundert).

Landesherrn, den Erzbischof von Köln, den Niedergang der Stadt ein.

Bis fast auf ein Viertel sinkt die Bevölkerung im 18. Jahrhundert, und die vielen Gärten im Inneren der Stadt zeigen heute noch an, wieviel Hausplätze nicht wieder bebaut worden sind.

Die Eisenbahnen haben schließlich auch noch den Hauptstrom des Verkehrs auf ihren die Ebene liebenden Schienen von Soest fortgeführt. Was früher den Hellweg wichtig gemacht hat, daß er am Fuß des bis zu 300 Metern ansteigenden Haarstrangs entlang sich stets über der Hochwassergrenze der Lippe hält, so daß z. B. Soest in einer Höhenlage von knapp 100 Metern doch noch 30 Meter über dem Niveau der Lippeniederung liegt, das fällt im 19. Jahrhundert nicht mehr ins Gewicht.

Und so erfährt die Stadt denn auch nur eine geringe und jedenfalls maßvolle Belebung, die sie vor den Unausgeglichenheiten bewahrt, die das Schicksal des Industriegebiets geworden sind. Im Kranz der mittelalterlichen Befestigung liegt sie heute als Kleinod deutscher Stadtbaukunst vor uns.

Wenn Dortmund das erste Drittel des Hellwegs, vom Rhein ab gerechnet, bezeichnet und Soest das zweite, so setzt **Paderborn**, wieder 50 Kilometer weiter nach Osten, den Schlußpunkt.

Weißgrau sind die Steine seines Doms, aus Kalkstein besteht die Hochfläche, an deren Rand die Stadt sich erhebt, Kalkwerke sind in Betrieb.

Die Lippe - die der Pader zuströmt - ist hier ganz nahe; 10 Kilometer nordöstlich liegt Lippspringe. Hinter der Hochfläche ragt im Osten die 400 Meter hohe Mauer der Egge auf, im Norden der Teutoburger Wald.

Im Tunnel von Altenbeken durchstößt die Bahn das östliche Gebirge, bei den Externsteinen führt ein Paß die Fernverkehrsstraße Nr. 1, "Reichsgrenze - Gumbinnen", die bis Paderborn dem Hellweg folgt, über die nördlichen Berge. Der Hellweg aber ist zu Ende. Jenseits der Berge liegt eine andere Welt; den weiten Blick auf die westfälische Bucht haben wir von Paderborn das letzte Mal.

Diese Stadt im Scheitel der Bucht, von der aus man die beiden einzigen Flußlinien der Bucht, Lippe und Ems, beherrscht, Kopfstation des Hellwegs und zugleich Riegel vor den Gebirgspässen ins Weserbergland, diese Stadt ist ein Schlüsselpunkt historischen Geschehens. In Elsen bei Paderborn hat man das Aliso der Römer erkennen wollen, und Karl d. Gr. hat hierher den Bischof gesetzt, das heißt in seiner Zeit: die geistliche und militärische Macht in einer Person.

Bischofsstadt ist Paderborn. Das macht seinen Unterschied gegenüber Soest. Das läßt den Domturm so viel herrischer alles andere überragen, was sich sonst in der Stadt noch erhebt. Und das hat dem alten Glauben im 16. Jahrhundert Rückhalt gegeben und im 17. Säkulum eine Jesuitenkirche entstehen lassen. Noch heute ist das Land bis herauf zum Teutoburger Wald, bis herüber zur Weser und herunter bis zur Rothaar fast rein katholisch.

Der Verkehr, den die Verwaltung eines Bistums heranzieht und einige Industrie: Tabakfabriken und Färbereien haben im letzten Jahrhundert ein gewisses Wachstum der alten Stadt begünstigt. Die alten Grenzen sind nicht mehr so unberührt wie in Soest. Die Bevölkerung hat 33 000 erreicht statt 20 000 dort.

Aber Paderborn wie Soest sind Kleinstädte geblieben; die Landschaft zwischen ihnen - denn die wasserarme Kalkhochfläche im Rücken von Paderborn ist unfruchtbar - ist die alte Bauern-, Korn- und Viehlandschaft geblieben; die Wege der östlichen und der westlichen Hälfte des Hellwegs sind auseinandergegangen.

Das 18. Jahrhundert, das mit der französischen Revolution, der Aufklärung und dem Klassizismus ebenso viele alte Zusammenhänge zerrissen hat, löst schließlich mit der Erfindung der **Dampfmaschine** auch die gewaltige Umwälzung aus, die das Ruhrgebiet zu dem gemacht hat, was es heute ist.

Es war im Jahre 1784, als ein neuer preußischer Bergrat, ein Freiherr von und zum Stein, auf der Burg in Wetter an der Ruhr in die Amträume einzog.

Damals war die Ruhr die Achse des Bergbaus. In ihren südlichen Quertälern treten die nach Norden immer tiefer versinkenden, Steinkohle führenden Schichten des Gebirges an die Oberfläche der Erde. Zunächst in leichtem Tagebau, dann am nördlichen und südlichen Ufer in Stollen kann hier die Kohle gewonnen werden, ohne daß tiefe Schachtbauten nötig wären, die wieder Anlagen zur Hebung und Fortführung des Grundwassers erfordern würden.

Und zunächst genügt die Kohlenmenge, die auf solche Weise gefördert wird, für den Bedarf der bergisch-märkischen Kleineisenindustrie und für die Ausfuhr auf Ruhr und Rhein. Da die Kapitalien, die man in die Anlage eines solchen Stollens stecken muß, nicht sehr groß sind, bleibt es fast überall bei kleinen, man möchte sagen: handwerklichen oder beinahe heimindustriellen Betrieben, und das Bild im Großen ändert sich jedenfalls kaum: die Ruhr als Kohlentransportstraße trennt die großen Industriestädte des Südens - Solingen 1816: 20 000 Einwohner - von dem stillen Agrarland im Norden mit seinen klein gewordenen Städten - Dortmund 1806: 4000 und Bochum 1810: 2000 Einwohner.

Aber tief unter dem Boden dieser Städte wartet die Kohle.

Das Zauberwort, durch das mit einem Schlag der Weg zu diesen Schätzen gangbar und unumgänglich gemacht wird, hat in den zwei Jahren, die er in Wetter residierte, der 27jährige Bergrat ausgesprochen und aufgeschrieben: die Dampfmaschine! Und 14 Jahre später, 1799 stellt die erste Zeche an der Ruhr eine solche Maschine auf, wie sie England schon seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Bergbau verwendet.

Damit wird auch in den Bergbau das Prinzip der theoretischen Grenzenlosigkeit getragen, der Grenzenlosigkeit des Fortschritts und der Leistung, mit dem auf allen Gebieten des menschlichen Schaffens lockend die neue Zeit beginnt. Unbegrenzt sind die Mengen Wasser, die solch eine Maschine aus dem Schacht heben kann: man wird tiefer und tiefer gehen können...! Mit der hypnotischen Gewalt einer schnurgeraden Perspektive glitzert dieser Gedanke damals in vielen Gehirnen auf.

Und die neuen Maschinen **fordern** zugleich, daß man tiefer geht und mehr fördert. Denn sie fressen Kohle, ob sie nun Pumpen treiben und Wasser heben oder Seilscheiben drehen, Schiffsschaukeln und -schrauben in Bewegung setzen oder selbst auf Rädern über endlose Schienen rollen. Und überallhin, wohin Kanäle und Flüsse nicht reichen und der Transport auf dem Pferdefuhrwerk zu kostspielig wäre, ziehen sie mühelos Wagenreihen voll Kohle und steigern den Absatz des geförderten Gutes ins Unabsehbare.

Das Zeitalter der Dampfmaschinen hat begonnen. Und nur sechs Jahre, nachdem der alte Freiherr vom Stein, nach Westfalen zurückgekehrt, auf dem Schloß Kappenberg bei Lünen gestorben ist, treibt 1837 der Bergwerksbesitzer Franz Haniel in Essen den ersten **Tiefbauschacht** durch den Mergel, der von Essen und Bochum an die Kohle in immer größerer Stärke bedeckt.

Der Weg, den Stein gemeint hat, ist damit endgültig beschritten. Der Bergbau ist auf dem Marsch nach Norden. Er folgt der Kohle in immer größere Tiefen.

Den Namen Haniel lesen wir am Beginn des 19. Jahrhunderts unter dem Kaufvertrag, in dem die Witwe Krupp die Gutehoffnungshütte an die Herren Haniel und Huysen verkauft. Da haben wir im Jahre 1808 drei Träger der tüchtigsten Namen beieinander, die mit dem nun beginnenden phantastischen Wachstum der Industrie verbunden sind - und alle drei im Revier geboren.

Wie viele auch zuströmen später, als die Bewegung erst einmal im Gang ist - die Führer und Unternehmer stammen fast alle von hier, von der Grenze zwischen Westfalen und Rheinland, die etwa durch Essen läuft und an der sich die Temperamente beider Stämme fruchtbar verbinden: die wortkarge Beharrlichkeit des Westfalen mit der leichten Auffassungsgabe des Franken und zugleich die alte gewerbliche Tradition des bergisch-märkischen Landes mit der unverbrauchten Naturkraft der weiten Wiesen- und Ackerlandschaft des Hellwegs.

Hier auf diesem neuen Boden Führer sein, das verlangt Ideen und die Zähigkeit sie festzuhalten. Und der wichtigsten dieser Ideen, der einen, ohne die das Ruhrgebiet gar nicht oder jedenfalls ganz anders wäre als es heute ist, hat der junge Essener Friedrich Krupp, nachdem er im Jahre 1811 den ersten Entschluß gefaßt hat, schließlich sein ganzes Vermögen geopfert und sie, mit noch nicht 40 Jahren sterbend, 1826 seinem Sohne Alfred hinterlassen, dem das Geschick es vergönnt, sie zum Siege zu führen: die Idee, im Ruhrgebiet **Gußstahl** zu fabrizieren.

Diese Idee heißt: Kampf mit England. Und nach weiteren 25 Jahren hat der Sohn den harten Kampf entschieden: 1851 in London auf der Weltausstellung wird der Name der Kruppschen Gießerei durch einen Gußstahlblock von 43 Zentnern Gewicht mit einem Schläge weltberühmt.

Die Stahl- und Eisenindustrie ist im Ruhrgebiet bodenfremd. Abgesehen von einigen Rasenerz verarbeitenden Betrieben der Frühzeit ist das Ruhrgebiet stets auf die Einfuhr von Erzen angewiesen geblieben. Zunächst auf deutsche, zumal aus dem Siegerland, dann auch auf ausländische, und diese bekommen schließlich sogar das Übergewicht, besonders seit uns die 1918 abgetretenen lothringischen Erzgruben



Unsere Wehrmacht. Die Luftwaffe.



Unsere Wehrmacht. Die Nachrichtentruppe.

fehlen. 1913 kam ein Viertel des Erzbedarfs aus Lothringen.

Nur ein Neuntel ist jetzt noch deutscher Herkunft; acht Neuntel liefern Schweden und Spanien, ja über den Atlantik sogar Neufundland. Diese Erze kommen auf dem Wasserwege, und da das Verhältnis von Koks und Erz im Hochofen infolge besserer Wärmewirtschaft sich immer mehr



Unsere Wehrmacht. Panzerwagen im Gelände.



Unsere Wehrmacht. Leichte Artillerie.



Unsere Wehrmacht. Eine Flakabteilung.

zugunsten des Erzes verschiebt, wandern die Hochöfen an die Stellen, wo das Erz landet.

Um die Duisburg-Ruhrorter Häfen drängen sich Hütten und Walzwerke am dichtesten: Gutehoffnungshütte, Vulkan, Harkort, Rheinische Stahlwerke, der Phoenix und die Friedrich-Alfred-Hütte.

Wie ägyptische Säulenreihen ragen die Winderhitzer auf, in denen die Luft vorgewärmt wird, die durch gewundene Rohre dem Hochofen zugeführt und durch den glühenden Koks geblasen wird, bis bei über 1000 Grad Hitze der Eisenstein Metall ausschwitzt. Die aus Chamottestein aufgemauerten ungefügten Türme der Öfen stecken in Gitterwerk, Aufzüge fahren auf schräger Bahn die Wagen voll Koks, Erz und Kalk auf die Gicht, wo ein riesiger Stöpsel die Füllöffnung verschließt.

Die Gase, die hier oben entweichen, ließ man früher verbrennen. Die weithin sichtbaren flackernden rötlichen Flammen erhellten die Nacht. Inzwischen aber hat man gelernt, auch diese Kräfte im Betrieb zu verwerten. Die Flammen sind erloschen.

Aber am Fuß der Öfen, wenn ein Abstich gemacht wird, schleudert die fließende Glut Hitze und flackerndes Licht nach allen Seiten, sprudelt in zauberhaften Strahlen in dickwandige Kübel, die mit ihrer heißen Last ins Stahlwerk fahren. Dort wird in Bessemerbirnen Phosphor und Schwefel aus dem Eisenbrei herausgeblasen, brauner und gelblicher Qualm erhebt sich in dicken Wolken, und Funken regnen, ein schauriges Feuerwerk der Nacht.

Und unheimlich gleiten die rotglühenden Stahlschlangen über die Rollen des Walzwerks.

Unheimlich ist eigentlich diese ganze Welt, weil feste Grenzen überall fehlen. Die Räume, in denen gearbeitet wird, sind ein schwebendes Mittel zwischen gedeckten Höfen und offenen Hallen. In dunklen Winkeln leuchtet Glut, und trüb sieht ein blasser Himmel durch eine geöffnete Wand oder

durch das halb offen stehende Dach.

Ein warmer Sommertag läßt dich frösteln, wenn du aus der Hitze vor den Öfen kommst; aber es gibt zwischen Ruhr und Lippe auch keine harten Wintertage. Die mittlere Temperatur im Januar liegt über 1 Grad Wärme.

Es ist ein Land, in dem alle harten Gegensätze fehlen. Wir stehen am Rand der weiten Schuttlandschaft der Eiszeit. Bis auf die Höhe der Ruhrberge haben die Gletscher einmal gereicht, und vom Abhang, an dem Essen liegt, geht der Blick nach Norden ungehemmt über eine dunstige, flachgewellte Tiefebene, in welcher Sumpf an der Emscher, Sand an der Lippe, Heide und Moor, Weiden und Waldstücke mit Äckern wechseln.

Wie große gelbe und graue Wunden klaffen die Einschnitte der Eisenbahnen im weiten Land, mit Gras vernarbt, an dem die Ziegen der Bergleute weiden; Eisenbahndämme erheben sich über die Fläche; Schornsteine stecken in dichten Reihen Entfernungen ab; neue weiße Häuser und schmutzige alte stehen verstreut zwischen jungem Korn, grauen Betonstraßen und schlackenbestreuten Höfen; Schutthalden ragen auf, manche sind planiert und tragen zwischen zartem Birkengrün, das ihre traurigen Flanken bedeckt, einen Sportplatz.

In bezaubernder Klarheit stehen die gewaltigen Prismen der Gasbehälter neben den Gittertürmen der Fördergerüste, und die Fachwerkbauten langgestreckter Montagehallen aus Stahlskelett und Ziegelfüllung blinken mit den parallelen Glasreihen ihrer Dächer.

Nirgendwo wächst soviel saubere Ordnung aus einer Landschaft, die so schweigend duldet wie hier. Es ist, als habe dieses eintönige Land nur darauf gewartet konstruiert zu werden.

Aber vorerst ist es noch nicht zu Ende konstruiert und auch noch nicht restlos verschwunden. Immer noch sind Flüsse da, wenn sie auch wie die Emscher kanalartig in gemauertem Bett, eine 70 Kilometer lange Rinne, die Abwässer sämtlicher Werke fortführt, Rasen und Ränder rostbraun färbend. Immer noch sind kleine Bachtäler, "Siepen" da, in denen schwarzweiße Bauernhäuser stehen, und Buchenwälder, deren Wege noch nicht mit Asche befestigt städtischen Spaziergängern dienen.

Und so ist das Unheimliche wohl an diesem Land, daß es mitten in einer erschütternden Bewegung zu sein scheint. Hier **ist** nichts, hier **wird** alles. Und nur daß es wird, ist zu rühmen, und nur was es einmal werden wird, kann vielleicht rechtfertigen, was heute da ist oder da zu sein scheint.

Wie märchenferne Überreste eines wirklich einmal Gewesenen stehen alte Burgen, rußgeschwärzte Backsteinhäuser, von stillen Wassergräben umzogen zwischen Schienen und Straßen. Dieses Land war einmal eine ganze in sich geschlossene Welt von Pflanzen, Tieren, Bauern, Bürgern und Adeligen, wie wir sie aus der Geborgenheit vergangener Zeiten kennen und wie sie jenseits der Lippe im Münsterland heute noch da ist.

Dieses Land ist heute ein Vormarsch durch Trümmer und Schutt. Und der Gedanke, daß irgendwann einmal eine neue Welt, ein Dasein voll Sinn und Ordnung und Ruhe aus diesem ständigen Vormarsch werden könnte, dieser Gedanke allein weckt in den ungeordneten Tönen zerspringenden Schrotts, polternder Kohlen, fauchenden Dampfs, rollender Räder, klirrender Schienen und hallender Schritte eine geheime zauberhafte Musik.



Das Münsterland

Auf unserem Wege von Südwesten her haben wir in den Wäldern des Sauerlandes zum erstenmal das Wort "westfälisch" ausgesprochen. Die Verse Peter Hilles lockten es auf die Lippen, jene sonderbar formlosen Zeilen, in denen ein Liebender den Wald feiert.

War es nicht, als ob Gefühle, die unter einer auferlegten Welt von Götterbildern und Heiligengestalten wie verdeckt gewesen waren, in diesen Worten wieder ans Licht träten? Als ob den Bauernvölkern, die vor Jahrtausenden in diesen Wäldern erschauernd ihre Gottheit suchten, die Zunge wieder gelöst würde?

Zweitausend Jahre - und aus einem Wirbel von vermenschlichten Bildern, keltischen, römischen, christlichen, taucht das alte bilderlose Gefühl wieder auf. Nicht sofort - noch einmal beschwört der Dichter am Anfang die alten Namen... vergeblich. Und erst als es in seinem Herzen namenlos aufsteigt, kommt das Geahnte zu ihm in "sausender Stille" und "donnerdunklem Rauschen".

Wie ein ungeheurer, blanker Wasserspiegel, auf dem die ungeschehenen Dinge der Zukunft schon ihre leisen Wellenringe malen, den "Spökenkiekern" sichtbar, und die längst versunkenen Vergangenen des Volkes noch zittern, liegt diese Stille der Seele, die eine Stille der Landschaft ist, über Westfalen.

"Sonderbares Land, in dem alles ewig zu sein scheint", ruft der Magdeburger Immermann im Jahre 1838 aus. "Ewig" ist die stillstehende Zeit. Und nur wer der täglich rollenden unendlich ferngerückt ist, dem mag ihr Lauf als Unbeweglichkeit erscheinen; ihr sausendes Rad klingt dann so leise, daß der kaum noch hörbare Nachhall einer versunkenen Welt es leicht übertönt.

Im Sauerland und am Hellweg wird man dieses tiefste und ganz bewegungslose Westfalen heute vergeblich suchen; und vielleicht lag es hier nie. Im Münsterland aber, nördlich der Lippe, ist die Stille noch in unseren Tagen fast ungebrochen.

Hier ist Westfalens Mitte, und wer hier geboren ist, der nennt sich einen "Stockwestfalen" und "fügt noch Gottseidank hinzu", wie Annette Freiin von **Droste-Hülshoff**, die mit diesen Worten im Jahre 1838 die schöne Beschreibung ihrer Heimat beginnt, im gleichen Jahr, in dem Immermanns Münchhausen erscheint, und zur selben Zeit, in der man ringsumher in Deutschland Westfalen zu entdecken anfängt.

Haus Hülshoff liegt knapp zwei Stunden von Münster entfernt, und Münster ist in diesem Mittelstück Westfalens nun wieder fast genau der mittlere Punkt. 35 Kilometer weit im Süden fließt die Lippe, bis 1803 die Grenze für das Fürstbistum Münster und heute für den gleichnamigen Regierungsbezirk; 35 Kilometer nördlich liegt Rheine, hinter dem das hannoversche Emsland beginnt, und Bevergern, wo vom Dortmund-Ems-Kanal der Mittellandkanal abzweigt und um die letzten Ausläufer des Teutoburger Waldes herum der östlichen Tiefebene zustrebt.

Der Teutoburger Wald selbst ist der nördliche Arm einer großen Zange, die, mit dem Schiefergebirge im Süden, das Münsterland von zwei Seiten umfaßt. Die wichtigste Pforte im Teutoburger Wald ist Bielefeld, wo infolgedessen auch schon sehr früh eine selbständige Herrschaft, die Grafschaft Ravensberg, sich erhebt, die 1614 an Preußen fällt.

Bis Bielefeld sind es von Münster aus etwa 60 Kilometer in der Luftlinie. Und genau in der gleichen Entfernung nach Westen trifft man die vierte Grenze des Münsterlandes, die gegen Holland, die uralte Grenze zwischen sächsischem und fränkischem Stammesgebiet, wo in Vreden 1024 nach dem Tode des letzten Ottonen die Enkelinnen Ottos d. Gr. den neuen König Konrad II.,

aus salischem Stamme, begrüßen, als er, vom Rhein her kommend, Sachsen das erste Mal betritt.

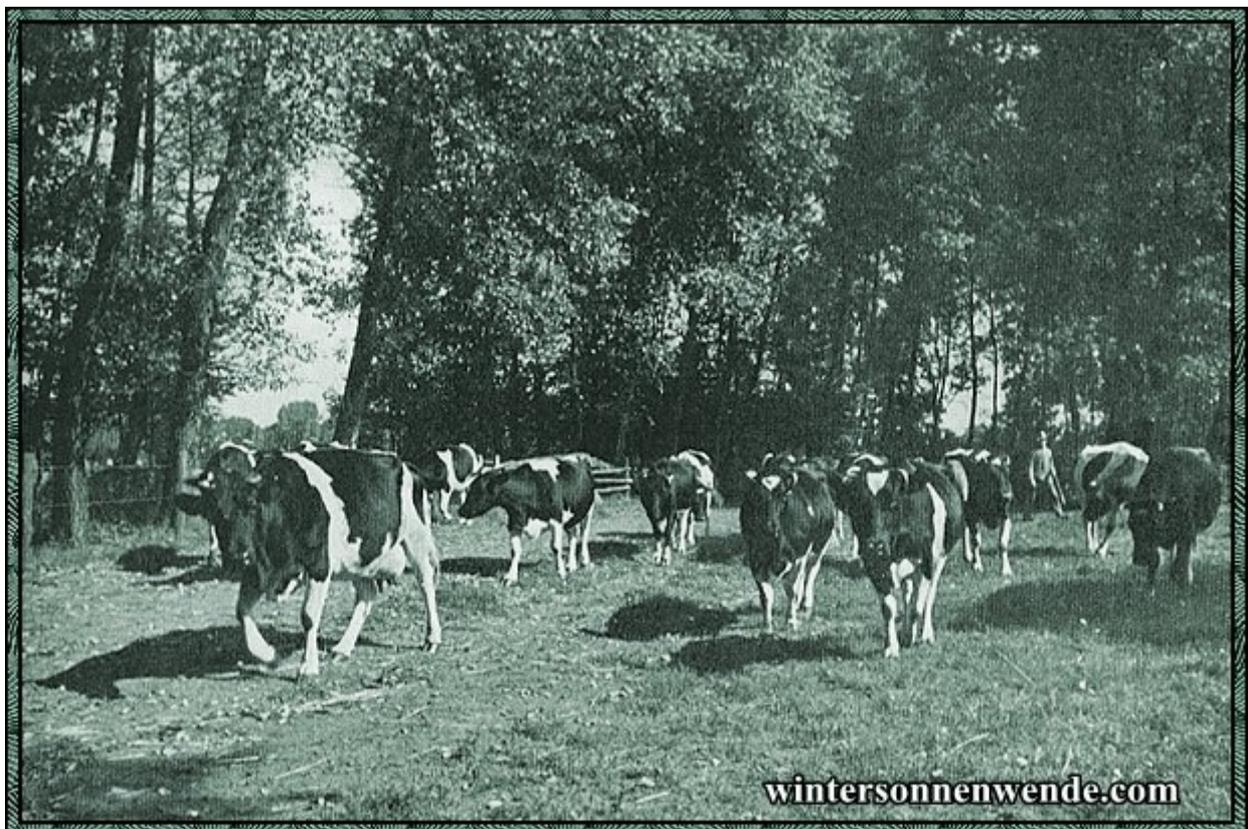
Hier im Westen scheinen alle Tore des Münsterlandes weit offenzustehen. Hier treiben die Wolken herein, gleiten über das flache Land, schlagen an den inselartigen Höhen der Baumberge kurz vor Münster ein wenig Wasser nieder und ergießen den größten Teil ihrer Fracht an den höher aufragenden Wänden der Gebirgszange im Osten.

Von dort strömt das Wasser zurück, sucht sich am Rande der Bucht, deren Boden in der Mitte flach aufgebogen ist wie der Boden eines Tellers, in zwei Armen: Ems und Lippe seinen Weg und rieselt von den Baumbergen in vielen Quellbächen, die sich entweder mit Ems und Lippe vereinen oder selbständig wie Berkel und Vechte ihren Weg nach Westen suchen, dem allgemeinen Gefälle des Bodens folgend, auf die Niederlande zu, gegen die der "Teller" auf einer etwa von Rheine nach Dorsten laufenden Linie zackig abbricht.

Das Gelände sinkt hier unter 50 Meter Meereshöhe und gleich jenseits der holländischen Grenze unter 25 Meter, und Heide und Moor beginnen ihre eintönige Herrschaft, so wie sie im Norden hinter Rheine die Ems empfangen.

Unter dem Boden des Münsterlandes aber spürt man immer die Struktur der mächtigen Kreidetafel, deren in geologischen Meeren abgelagerte Schichten, Mergel und Kalkstein, an den Rändern aufgebogen dem Raum einen festen Rahmen geben und sogar im Innern der Bucht in einigen Erhebungen, den Baumbergen und den Beckumer Bergen, die dünne Decke eiszeitlichen Lehms durchstoßend, Steinbrüche und Kalköfen tragen.

Im großen und ganzen liegen diese Gesteinsschichten flach, die kleinen Flüsse gehen träge durch das Land; nur wenig mehr als ein Drittel der Niederschläge fließt mit ihnen ab, etwa zwei Drittel verdunsten und sättigen die Luft mit Feuchtigkeit. Dieser milden Luft wegen liebte die Droste das Land: "Der feuchte Boden ist dem Blumenwuchs und den Singvögeln so zuträglich, daß man in der



Münsterland.

schönen Jahreszeit von Düften, Farbe und Gesang berauscht vergißt, daß alles fehlt, was man sonst von schöner Gegend zu fordern pflegt - Gebirg, Strom, Felsen." Das Gras wächst üppig auf den Weiden bei dem stetig milden und feuchten Klima, allenthalben liegen wiederkäuende Rinder in den von Hecken und Zäunen umfriedeten Kämpfen, und wenn nicht ab und an eine kleine Bodenwelle den Blick begrenzte, könnte man an **Holland** denken.

Man denkt an Holland, wenn man durch **Münsters** Straßen geht. Ist es der viele Backstein an den Häusern, sind es die glatten Wände mit den nüchternen Fenstern oder ist es die helle, saubere und ein bißchen langsame Art, in der die Straßen laufen? Es ist von allem etwas: es ist Verwandtschaft. Aber der Himmel ist doch nicht ganz so hoch, der Boden ist fester, die See ist nicht in der Nähe, und ringsum sind Berge zu spüren.

Die Menschen lieben hier die Geborgenheit. Hinter Wallhecken liegen die Wiesenstücke, still und verschlossen wie sonntägliche Zimmer, und hinter Häusern und Domherrenhöfen steht auf stillem, leerem Platz der Dom.

Gelbgrau schimmert der Stein zwischen grünen Linden. Im 18. Jahrhundert hat der fürstbischöfliche Architekt Joh. Konr. Schlaun sie pflanzen lassen. Zwischen die Wände des Domhofes spannen sie ihr Laubdach. Wege gehen hin und her durch die Reihen ihrer Stämme, von der Kirche zu den Häusern und zurück, geborgen unter diesem Gewölbe aus Blättern und Himmel, Vögeln und Duft. Ein umfriedeter kirchlicher Garten. Bezaubernde Laubengänge zwischen dem Alltag der Straßen und dem Eingang ins Heiligtum.

Und der Raum da drinnen, in dessen Dämmerung du eintrittst wie in einen Wald, scheint ohne Schranken gleich dem natürlichen Raum und ebenso rund und in sich geschlossen. Man spürt die Luft in den Bogen körperlich wie die atmosphärische Hülle der Erde, man glaubt an Stürme, die in den weiten Hallen entstehen könnten.

Ein steinernes Himmelsgewölbe umzirkt den Boden, auf dem die Gemeinde steht. Solange es eine mittelalterliche Kirche gab, haben westfälische Baumeister diese Aufgabe schlicht und einfach zu erfüllen versucht. Schwere breite und einheitliche Hallenkirchen beherrschen die Baukunst des Landes. In Legden und Billerbeck, in Coesfeld, Lüdinghausen, Wiedenbrück und Warendorf stehen sie in romanischen und gotischen Formen.

Und als nach den Stürmen der Reformationszeit und der Glaubenskriege die alte Kirche wieder neue Blüten treibt, da ist es wieder Westfalens Boden, wo einer ihrer größten Baumeister lebt, Joh. Konr. Schlaun. Zwar bedient er sich als Mensch des 18. Jahrhunderts einer Sprache, die mit italienischen Worten durchsetzt ist. Aber was er meint, ist westfälisch und alt. Es spricht aus dem Kuppelraum der Clemenskirche in Münster: machtvolle Einheitlichkeit eines ruhenden, rings umhegten Raumes; und es spricht ebenso aus den Adelshöfen, die er in Münster gebaut hat.

Münster, der Mittelpunkt des Landes, ist reich an solchen Stadtpalästen des Landadels. Der Erbdrostenhof, von Schlaun im Jahre 1757 für den Erbdrosten Freiherrn von Droste-Vischering errichtet, ist der berühmteste. Unbeschreiblich, wie der Architekt auf engem Raum mitten in den Straßenzügen der alten Stadt durch ein leises, wieder in Italien erlerntes Zurückbiegen der Fassade Luft schafft für einen stillen vornehmen Ehrenhof, der hinter Lanzengittern und Rokokoportal traumhaft verschlossen sich dehnt.

Die ganze Eigenart einer solchen echt westfälischen Raumphantasie offenbart sich am Gegensatz zu dem älteren Beverförder Hof. Von einem Vorgänger Schlauns, dem von dänischen Eltern in Münster geborenen Gottfried Laurenz Pictorius um 1700 erbaut, steht er geradlinig, rechtwinklig, glattflächig, sauber und ein wenig nüchtern an der Straße - auch ein Stück Westfalen, aber eins, das



Münster (Westfalen). Der Schmisinger Hof.

apathisch dem damals mächtigen Holland folgt, dem Holland des Klassizismus und Rationalismus.

Das Tor nach Westen steht immer weit offen, und Westfalens Stille gleicht oftmals aufs Haar der satten Bewegungslosigkeit des reichen Landes an der See. Aber dann kommt immer wieder ein Schlaun und baut Phantasien, die in Amsterdam sich sonderbar ausnehmen würden; es kommt eine Annette von Droste-Hülshoff und facht das glimmende Feuer der Gesichte und Erscheinungen wieder an, und es kommt eine Fürstin Gallitzin und versammelt in Münster um sich eine "Heilige Familie" gläubig-geistiger Männer und Frauen.

Annette von Droste-Hülshoff stammt aus dem Lande selbst. Die Vorfahren Schlauns waren vom Niederrhein gekommen, saßen aber schon seit zwei Generationen in Westfalen, wo Schlaun in Noerde bei Warburg geboren wurde. Der aus Berlin stammenden Fürstin Gallitzin aber wird Westfalen zur Wahlheimat, als sie im Jahre 1779, des Lebens an den Höfen von Berlin und dem Haag überdrüssig, 31 Jahre alt nach Münster kommt.

Der Ruf des Ministers Fürstenberg, der damals im Bistum auf allen Gebieten der Verwaltung und zumal im Schulwesen musterhafte Reformen im Sinne der Aufklärung durchführt, hat die Fürstin, die schon mit 24 Jahren sich entschlossen hat, nur der Erziehung ihrer Kinder und den Wissenschaften zu leben, nach Münster gezogen. 27 Jahre lebt sie hier, 27mal erlebt sie den Sommer unter den Bäumen von Angelmodde, einem kleinen Dorf in der Nähe der Stadt. Und diese Frau, die erfüllt von den philosophischen Ideen des Holländers Hemsterhuis und des Franzosen Diderot bildungshungrig und wissensdurstig nach Münster gekommen ist, erlebt in diesen 27 Jahren eine tiefe Verwandlung, die sie auf ihren Grabstein schreiben läßt: "Ich achte alles für Schaden gegen die alles übertreffende Erkenntnis Christi."

Als Goethe 1792 auf der Rückreise vom Feldzug in Frankreich die Fürstin besucht, ist sie schon auf ihrem neuen Wege. Man merkt seinem Urteil Zurückhaltung an. "Die Fürstin", schreibt er, "kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem inneren beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse." Aber selbst aus

diesen bewußt verschlossenen Worten steigt das leuchtende Bild der Münsterschen Landschaft auf, in deren "beschränktem Kreis" Amalie von Gallitzin die wahre Ewigkeit gefunden hat.

Münster hat die **Wiedertäufer**-Revolte erlebt. Die Anführer kamen aus Holland, und unter ihrer eifernden Hetze wurde, was andernorts in Deutschland wahrhaft Reformation war, zum wahnwitzigen Zerrbild. Und schwankend wie ein Zerrbild ist der Spuk dann auch in kurzer Zeit vorübergegangen. Das Land hat er kaum berührt. Es gehört noch heute fast ohne Ausnahme dem alten Glauben an.

Man darf es nie vergessen: der Reformator war der Sohn eines Bergmanns; im Leben der Städte, unter Menschen, die Gewerbe und Handel trieben und deren Gehirne unruhiger und schneller arbeiteten als die von Bauern, hat er seiner Lehre die Form gegeben und seine ersten Anhänger gewonnen. Und an den großen Straßen und in den gewerbereichen Tälern, im Märkischen Land und an der Ruhr hat die Reformation auch in Westfalen schließlich den Sieg davongetragen. Das Bauernvolk der Bucht aber, nördlich der Lippe, rings um Münster, ist bei dem geblieben, woran seine Väter glaubten.

Das Münsterland ist eine weite Masche im Netz der großen Verkehrswege des Mittelalters. Nur die Stadt Münster selbst zieht ein paar Straßen zu sich heran. Aber ganze Stränge von Straßen laufen dicht verflochten am südlichen Rand längs Lippe, Hellweg und Ruhr und im Innern des Weserberglandes östlich am Münsterland vorbei.

Und wenn man heute die großen Eisenbahnlinien betrachtet und zumal die Dichte des Verkehrs auf ihnen berücksichtigt, so hat sich das Bild kaum geändert. "Zur Physiognomie der Münsterschen Bucht gehört in hohem Maße ihre **Abgeschlossenheit**" (Becker). Eine bäuerliche Bevölkerung in solchem Raum dem ewigen Kreislauf der Jahreszeiten folgend - gibt es ein tieferes Sinnbild der Seßhaftigkeit und Beharrlichkeit?

Noch heute sind im Regierungsbezirk Münster - wobei wir den Zipfel südlich der Lippe ausnehmen, der ins Ruhrgebiet hineinragt, geschichtlich nicht zu Münster gehört und heute mit Recklinghausen und Gelsenkirchen das statistische Bild verzerrt - 38,4 Prozent der Bevölkerung in Forst- und Landwirtschaft tätig (gegen 23 Prozent im Reichsdurchschnitt!) und nur 11,6 Prozent in Handel und Verkehr (gegen 16,9 Prozent im Reichsdurchschnitt und gar 18,6 Prozent in der Rheinprovinz!).

Vor hundert Jahren war dies Bild noch ausgeprägter, und seine volle Bedeutung spürt schon Levin Schücking auf, wenn er 1839 schreibt: "Die Abgeschlossenheit von der Welt, diese entfernt und einsam liegenden Höfe..., der Mangel an aller Anregung von außen her pflanzten als Hauptcharakterzüge Selbständigkeit und Unlenksamkeit in das Gemüt der Eingeborenen... So wuchsen sie denn wie ihre Eichen auf, stark, harten Holzes und tief in den Boden dessen, was einmal ihnen heimisch geworden, ihre Wurzeln schlagend. Neues trat nicht in ihren Kreis: so wurde das Alte ihnen das Ewige und heilig."

Der fürstbischöfliche Baumeister Schlaun ist bestimmt ein Mensch gewesen, in dessen Gesichtskreis manches Neue getreten ist. Um so erstaunlicher, daß er im Jahre 1745, als er sich ein kleines Landgut gekauft hat, dort nicht im modernen französischen Geschmack eine "*maison de plaisance*" sich errichtet, sondern ein Bauernhaus. Denn anders kann man das kleine "Schlößchen" Rüschaus nicht nennen. Massiv in Backstein aufgebaut und mit Ziegeln gedeckt ein niedersächsisches Bauernhaus mit langer tiefer Diele, Stallungen rechts und links und im Hintergrund eine Feuerstelle.

Und nicht nur der gebildete Architekt, auch Westfalens Dichterin hat hier gelebt. Die Stadt war für

sie nur der Ort, wo die Freunde wohnen, ihre Heimat ist immer das Land gewesen. Hier in Rüschaus, das der Mutter seit 1826 als Witwensitz gehörte, sind ihre Verse, auch die, die sie in Meersburg schrieb, zu Hause. Die Schatten der Balkendecke gehören zu ihnen, zuckend im Schein des offenen Herdfeuers, und das Wasser, das schwarz im Graben das Haus umringt.

Wallhecke und Graben umgeben den großen Bauernhof ebenso wie den Herrensitz. Wir sind im Land der **Wasserburgen**. Dem Boden, den die Eiszeit aufgeschüttet hat, fehlen die markanten Erhebungen, auf denen Burgen stehen könnten. So läßt man Gräben voll Wasser laufen und wohnt auf Inseln.

Havixbeck und Westerwinkel, Hülshoff und Gemen, Burg Vischering bei Lüdinghausen - immer das gleiche Bild: Zugbrücken, ein Wirtschaftshof, umgeben von Speichern und Scheunen, ein zweiter Graben und jenseits ein altes graues oder rotes Haus, schlichte Giebel, ein mächtiges Dach, ein Turm... Rings Busch und Sumpf als Überreste einer freien ungezähmten Landschaft, und irgendwo in einem solchen Bruch sogar - bei Merfeld unweit Dülmen - die letzten zweihundert Wildpferde in Europa.

Eine Ausnahme macht allein das Schloß Nordkirchen, ein westfälisches Versailles, kurz nach 1700 für einen Fürstbischof gebaut und mit riesigen regelmäßigen Flügeln, perspektivisch angeordneten Portalen und mathematischer Symmetrie ein rationalistisches Schaustück des uns bekannten G. L. Pictorius.

Sonst aber verleugnet keines dieser Häuser und keine dieser Burgen den Zusammenhang mit dem bäuerischen Lande. Zwar sind die Mauern ein wenig fester und auch ein wenig steiler - aber ein Torhaus hat auch der große Bauer an seinem Hof, und als Herr fühlt er sich auf seinem Boden ebensosehr.

Diese Bauern sind als "Freischöffen" die Träger der westfälischen **Femgerichte** gewesen. Bis um das Jahr 1500 in Blüte, war diese unabhängige Gerichtsbarkeit der unmittelbare Ausdruck für das starre unbeugsame Rechtsgefühl der alten "Freien" im Volke. Aber die Freiheit, die hier gemeint ist, will beileibe nicht als persönliche Freiheit verstanden werden. Welche Fessel könnte schwerer wiegen als das "Anerbenrecht", das nur einem Sohne den Hof gibt, die anderen aber von dannen weist? Und doch haben alle diese Bauerngeschlechter dies Recht sich auferlegt und getragen um der Freiheit ihres Hofes willen. Die Sache geht vor der Person.

Sachlich denken ist überhaupt Bauernart. Sachlich beschreibt die Droste in dem Gedicht "Die Mergelgrube" den Boden der Landschaft:

"Stoß Deinen Scheit drei Spannen in den Sand,
Gesteine siehst Du aus dem Schnitte ragen,
Blau, gelb, zinnoberrot, als ob zur Gant
Natur die Trödelbude aufgeschlagen.
Kein Pardelfell war je so bunt gefleckt,
Kein Rebhuhn, keine Wachtel so gescheckt
Als das Gerölle, gleitend wie vom Schliff,
Sich aus der Scholle bröckelt bei dem Griff
Der Hand, dem Scharren mit des Fußes Spitze."

Tatbestand und Vorgang werden gleichmäßig anschaulich. So sieht auch der **Spökenkieker** die Einzelheiten bevorstehender Ereignisse von außen wie ein Chronist, er beschreibt den Leiterwagen, der umschlägt, den hellen Hut, den eine fremde Frau bei der Beerdigung trägt, und die Uniformen, die kommendes Kriegsvolk schmücken.

Und alles das geht nicht von ihm aus. Die Bilder haben ihn. Die Gabe, die viel verbreitet ist, wird von den Betroffenen mehr erlitten als geübt. Es ist manches von dem stummen Abwarten und Hinnehmen des Unabänderlichen in ihr, das zur Westfalenart nun einmal gehört.

Der Eifer der Wiedertäufer war fremd in Münster, aber die stille Bilderreihe der Visionen, die Katharina Emmerich in Dülmen gehabt hat, gehört ins Münsterland. Mit mittelalterlicher rührender Treue beschreibt sie Gewänder, Hauben und Schuhe, Größe und Gestalt des Schleiers, den Maria auf der Flucht nach Ägypten trug und die Einrichtung ihres Hauses in Ephesus.

So losgelöst mag manche solche Einzelheit nur sonderlich und jedenfalls alltäglich klingen. Aber vielleicht ist das die tiefste Weisheit des westfälischen Stammes und Landes, daß keine Sache so gering ist, daß sie nicht, wenn sie nur innig ergriffen wird, wärmen und leuchten könnte.

Man muß ein kleines Rätsellied hören, das bei der Flachsernte gesungen wurde:

"Als ich was jung un schon,
Trug ich eine blaue Kron;
Als ich was alt un stief,
Band man mir'n Strick ums Lief;
Dann ward ich geschunden un geschlagen
Un schließlich von Fürsten und Herren getragen."

Wie hier, bewußt oder unbewußt, das Leiden Christi einklingt in das Blühen, Ernten, Streifen und Brechen des Flachses, wie eine tiefe und innig fühlende Phantasie die einfachsten Dinge und Hantierungen mit Bedeutung umwebt, das gibt Ahnung von der zarten, ganz innerlichen und eben deshalb allem äußeren Tun und Denken zugrunde liegenden Religiosität dieser Menschen.

Die sie am besten kannte, Annette von Droste-Hülshoff, hat von ihren Landsleuten gesagt: "Der Münsterländer besitzt den Mut der Liebe und einer unter dem Schein des Phlegmas versteckten schwärmerischen Religiosität, sowie er überhaupt durch Eigenschaften des Herzens ersetzt, was ihm an Geistesschärfe abgeht..."

Der Münsterländer? Das Münsterland... es ist dies Land voller Wiesen, in dem Annette ihre traumhaft schönen Verse fand:

"Süße Ruh', süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom' umhaucht,
Tiefe Flut, tief, tieftrunkene Flut,
Wenn die Wolk am Azure verraucht..."

es ist dasselbe Land, das sich früher auf weiten Flächen im Juni und Juli mit blauen Blüten bedeckte, den Blüten des **Flachses**.

Zwar waren es nicht die berühmten Gespinnstfasern von Flandern und Brabant, die man hier und jenseits der Grenze in Holland erntete, aber eine gute zweite Qualität von Flachs und Hanf brachte das milde Seeklima in Westfalen doch immer hervor. Heute wird Baumwolle und Jute an ihrer Stelle versponnen und verwebt.

Der Anbau des Flachses und zumal seine Ernte und Aufbereitung verlangte eine sehr langwierige und intensive Arbeit, die nicht einmal sehr hoch bezahlt werden konnte; so begannen, seit im Süden die Fabrikarbeit lockte, die Arbeitskräfte abzuwandern, und die Flachsfelder nahmen von Jahr zu Jahr ab.

An ihrer Stelle wuchsen die Kartoffel- und Kornfelder und ganz besonders die Viehweiden. Denn das Industriegebiet brauchte Nahrungsmittel. Aus mehr als 90 Orten des Münsterlandes rollen täglich Milchwagen ins Industriegebiet, teilweise über Entfernungen von 100 Kilometern.

Die alte Textiltradition aber hat jedenfalls in der verarbeitenden Industrie eine Fortsetzung gefunden. Im Anschluß an das Beispiel des benachbarten holländischen Bezirks der Twente ist hier im Westen des Münsterlandes ein "Industriegebiet" entstanden. Aber der Name kann falsche Vorstellungen erwecken. Die Städte, in denen sich die Spinnereien und Webereien konzentrieren, Bocholt, Gronau, Rheine, Coesfeld, Ahaus, Burgsteinfurt, haben Einwohnerzahlen, die nicht viel über 30 000 und teilweise sogar unter 10 000 liegen. Zwar verbindet eine Ferngasleitung auch die abgelegensten: Gronau und Burgsteinfurt mit dem Ruhrbezirk; und Enschede in Holland, mit seinen 100 000 Einwohnern nur sechs Kilometer von Gronau entfernt, ist ein Beispiel - aber zunächst ist die Landschaft noch mächtiger und beherrscht mit Wiesenniederungen, Mooren und Wäldern das Bild.

Und die einzige Stadt des Münsterlandes, sein namengebender Mittelpunkt bleibt das alte **Münster**. Mimigerneford, wie es ehemals hieß - eine Furt durch die Aa gab den Namen; und wie viele Städte im Münsterland heißen noch nach ihrer Lage am Wasser! - Mimigerneford war vermutlich schon in altsächsischer Zeit ein Kultmittelpunkt des Lands. Wo der Dom heute steht, auf dem Hügel oberhalb der Furt, sucht man seine alte Stelle.

Dann kamen die Franken und die Bistumsgründung durch Ludger. Die Sachsen, die so zähen Widerstand geleistet hatten, wurden die treuesten Bürger des neuen Reiches. Viel später - als es sich für Westfalen darum handelte, in Preußen aufzugehen - schrieb Levin Schücking mit klarem Blick für diese Eigenschaft seiner Landsleute: "Bei dem Festhalten der Westfalen an dem ihnen einmal ins Bewußtsein übergegangenen ist zu erwarten, daß sie die treuesten und loyalsten Untertanen des preußischen Staates sein werden, sobald die Zeit diesen ihnen heimisch und zu etwas Angestammtem gemacht hat."

Mimigerneford nimmt in christlicher Zeit den Namen Münster an. Das heißt, sein Schwerpunkt rückt nun ganz ins Kultische, Geistliche, Geistige - und ist dort bis heute geblieben. Mit 120 000 Einwohnern in unseren Tagen ist es keineswegs eine Industrie- und Arbeiterstadt. Sitz der Verwaltung, Sitz des Bischofs und Universitätsstadt, ist es der geistige Brennpunkt münsterländischen Lebens.

Der Dortmund-Ems-Kanal, der seit dem Ende des 19. Jahrhunderts an der Stadt vorüberführt, hat ebensowenig ein wirtschaftliches Fieber in dem gesunden Körper hervorrufen können, wie die Tatsache, daß bis vor die Tore der Stadt die Felder für einen in Zukunft etwa möglichen Abbau der Kohlen vergeben sind, die vorläufig noch unberührt in 1400 Meter Tiefe unter der Erdoberfläche liegen.

Die Textilindustrie im Westen des Landes hat sich in gesunden Grenzen gehalten und ebenso im Osten die auch aus alter Flachsverarbeitung entwickelte moderne Qualitäts-Leinen- und Wäscheindustrie Bielefelds und des Ravensberger Landes, an die sich organisch Nähmaschinenherstellung und feinmechanische Werkstätten angeschlossen haben.

Den engsten Zusammenhang mit alter bäuerlicher Tradition aber wahrt gewiß die Industrie, die sich zwischen Bielefeld und Münster in dem breiten Heidesandstreifen, durch den die Ems fließt, entwickelt hat: das Wurst- und Fleischwarengewerbe von **Gütersloh**, dem sich auch kleinere Orte wie Versmold mit jährlich 70 000 - 80 000 Schlachtungen würdig an die Seite stellen.

Der Teutoburger Wald ist nicht weit; die Eichenwälder ehemals dicht und die Eichelmast gut. Heute

sind Kartoffeln, ausländische Futtermittel und Abfälle der großen Städte an ihre Stelle getreten. Aber die westfälischen Schinken sind sich gleichgeblieben; und in Steinhagen am Teutoburger Wald, halbwegs zwischen Versmold und Gütersloh, wird noch immer der gute Steinhäger gebrannt.

Westfälischer Schinken, westfälischer Steinhäger - und westfälischer Pumpnickel! Aber das ist eine sehr junge Erfindung. Was den Namen angeht. Das Brot ist alt. Es hieß bis vor etwa 150 Jahren "dat growe Braud". Das Weißbrot war das feine Brot. Von ihm galt der Spruch: "Kristach bäckt't jäidermann, Aeustern dä riike Mann, Pingsen, wä kann." Dat growe Braud aber war die stetige leibliche Grundlage des Westfalentums.

Und so sind sie heute noch: ein "grower" Schlag - mit zarter Haut... eine "growe" Sprache - mit innigen Tönen... und ein Land, in dem ein Peter Hille, in Münster auf der Schule und in Angelmodde und Rüschaus Erinnerungen suchend, ein gut Teil von dem aufgesogen hat, was ihn zu dem Dichter gemacht hat, der er gewesen ist: ein wenig formlos und sehr ernst.



Weserbergland und Leinetal

Osnabrück und Herford, Bückebug und Rinteln, Minden, Lemgo, Detmold, Hameln, Höxter, Bodenwerder... wie anders klingen diese Namen als: Göttingen - Northeim - Kreiensen - Alfeld - Elze - Nordstemmen - Hannover!

Hier im Leinetal eine straffe Reihe: wie eine Schiene glitzert die Folge der Namen auf, jeder einzelne erweckt Verbindungen, und alle wirken sehr jung und neu. Dort aber im Weserbergland lauter alte Gesichter, locker nebeneinander wie Perlen an einer Schnur. Jeder Name ist im Grunde für sich zu genießen, jeder ruft ein einzelnes Bild in der Erinnerung wach, eingesponnen in eine alte Geschichte, wie das Rattenfängermärchen, oder in eine ganz besondere Lage. Sie hängen auch gar nicht alle eng an der Schnur der Weser. Osnabrück und Detmold sind sogar sehr weit von ihr entfernt, und auch Herford und Bückebug liegen noch einige 15 Kilometer seitab von Fluß. Doch nennen wir sie alle ohne Bedenken in einem Atem, und ihr Zusammenklang weckt ein einheitliches Bild: das Weserbergland. Wie hängt das zusammen?



Am Nordrand des Rheinisch-Westfälischen Schiefergebirges läuft der alte Hellweg entlang. Wenn wir ihn nach Osten geradlinig verlängern, treffen wir ungefähr auf die Ecke des Harzes bei Goslar. Wir können einmal in Gedanken diese Linie als den idealen Nordrand des Mittelgebirges gegen das Tiefland ansehen. Die Weser überschreitet diese Linie etwa bei Höxter. Die Berge, die ihren Lauf dort auf beiden Ufern begleiten, stellen sich uns dann als eine Art von zweifacher Mole dar, wie sie die Mündungen kleinerer Flüsse ins Meer hinaus häufig einfassen. So auf beiden Seiten von Bergketten geführt, von denen die westliche klar erkennbare im rechten Winkel an der Nordostecke des Schiefergebirges ansetzt, die östliche aber, vielfach zerteilt, in stumpfem fast gestrecktem Winkel vom Harz sich abstößt, zieht die Weser dem eigentlichen Tiefland zu.

Man spürt ordentlich, wie sie, im Bestreben den kürzesten Weg zum Meere zu finden, an die östliche Mole anprallt, die sich ihr, langsam nach Nordwesten umbiegend, in den Weg legt. Eine ganz entsprechende Krümmung beschreibt die linke Mole. Die Weser fließt dann eine ganze Strecke lang dicht an der östlichen Bergwand, die langsam immer dünner wird und zugleich immer mehr nach Westen dreht. Als die Westrichtung fast erreicht ist, findet der Fluß eine Öffnung in der Mauer, die Porta Westfalica, und bricht nach Norden ins Tiefland aus.

Die beiden Molen laufen die letzten 70 Kilometer, immer näher zusammenstrebend, in west-nordwestlicher Richtung allein, ohne Weser durch das Tiefland. Aber die Weser gehört eigentlich in ihre Wände. Und sie floß auch einmal zwischen ihnen dahin. Derselbe Gletscher, der in der Eiszeit die Porta Westfalica bis auf ihre heutige Breite ausgesägt hat, hat bei diesem Bemühen zugleich ja die Pforte selber verschlossen gehalten.

Damals also ist die Weser bestimmt in ihren zwei Wänden geblieben und hat das breite, flach geneigte Bett von Oeynhausen bis Osnabrück gewählt, in dem sich heute zwei schmale Flüsschen, Else und Hase 20 Kilometer vor Osnabrück nur mit Mühe entscheiden können, ob sie gemeinsam nach Westen fließen oder sich trennen und nach zwei entgegengesetzten Richtungen das Tal "hinauf" und "hinunter" fließen wollen, wie es dann schließlich geschieht: eine echte Bifurkation oder Gabelung.

Später, als das Eis die westfälische Pforte freigegeben hat, aber noch nicht sehr weit zurückgewichen ist, hat die Weser eine Zeitlang noch am äußeren Rande der Molen entlang ihren Weg nach Nordwesten gesucht. Sowie jedoch das Tieflandeis völlig abgeschmolzen ist, wendet sie sich in gerader Richtung auf ihrem heutigen Weg nach Norden. Sie hat von da an als Tieflandfluß nichts mehr mit dem Weserbergland zu tun.

Das Weserbergland müßte also eigentlich, von seinem namengebenden Fluß aus betrachtet, in zwei Teile zerfallen. Daß eine solche Zerlegung in der Geschichte wirksam geworden ist, werden wir noch sehen. Und trotzdem nennen wir die Landschaft in ihrer ganzen Ausdehnung von der Spitze an, mit der sie hinter Osnabrück im Tiefland versinkt, bis über Höxter hinauf einheitlich das Weserbergland.

Diese Einheit ist von außen gesehen. Vom Tiefland her, in das diese Bergwelt als keilförmiges Hindernis hineinragt, erscheint sie als Einheit. Die Grundlage dieser Einheit ist also keine positive, etwa eine das Ganze verbindende und zusammenschließende Straße oder Flußlinie, sondern eine negative: die Existenz als Hindernis im Wege aller von Westen nach Osten und umgekehrt Wandernden.

Und so werden an diesem Gebilde die wichtigsten Punkte diejenigen sein, an denen man es passieren kann: die **Öffnungen** in den Gebirgswällen, und die wichtigsten Richtungen die Verbindungen dieser Punkte: die **Querlinien** der Durchgangsstraßen. Das begünstigt natürlich eine weitere Zerlegung des ganzen Gebietes in einzelne Abschnitte, wie sie uns schon durch das Ausscheiden der Weser vorgebildet erschien.

Die heute wichtigste dieser Durchgangslinien ist durch die bequeme Öffnung der Porta bestimmt, der im Westen der Paß von Bielefeld entspricht. Diese Linie, die von allen die geringsten Steigungen aufweist, wird von der Köln - Berliner Eisenbahn benutzt. Sie ist damit zugleich unter allen die verkehrsreichste. An ihrem westlichen Eingang entsteht die einzige moderne Großstadt des Weserberglandes, Bielefeld.

Die Haupteisenbahnstrecke des Weserberglandes fällt also mit einer Querlinie zusammen. Eine Weseruferbahn gibt es nicht. Nur als Abzweigung von dieser Hauptstrecke folgt eine Strecke von Löhne aus dem ehemaligen Wesertal nach Osnabrück, wo eine zweite Querbahn, die Strecke Bremen - Münster, das Weserbergland kreuzt. Nach der anderen Richtung begleitet eine zweite Abzweigung von Löhne aus den Lauf der Weser ein Stück weit bis Hameln, um dort zusammen mit der Bahn, die von Altenbeken her das Bergland quert, in Richtung auf Hannover und Hildesheim das Wesertal zu verlassen. Von Altenbeken aus geht auch in leicht nach Süden geneigter Richtung eine Bahnlinie quer durch das Bergland, trifft bei Höxter auf die Weser, überschreitet sie und verläßt sie alsbald wieder in Richtung auf Kreiensen und Northeim. Von Höxter aus nach Westen verläßt

schließlich noch die Strecke nach Brilon - Arnsberg die Weser.

Das sind alles Eisenbahnhauptstrecken; und keine von ihnen benutzt das Weserbergland in der Längsrichtung länger als ein kurzes Stück, um es dann an der passenden Stelle zu queren.

Auch die großen Fernverkehrsstraßen gehen, gewissermaßen im Zickzack, immer quer zur Richtung des Flußtals durch das Weserbergland: Nr. 61 von Minden nach Bielefeld, Nr. 66 von Bielefeld nach Hameln, Nr. 1 von Hameln nach Paderborn, Nr. 64 von Paderborn nach Holzminden. Keine folgt dem Lauf der Weser.

Es wäre auch eine ganz falsche Vorstellung, wollte man erwarten, zwischen den zwei Bergmauern, von denen wir der Einfachheit halber gesprochen haben, ein geräumiges flaches geradlinig von Süden nach Norden weisendes Tal vorzufinden. Nicht einmal in der Gegend der Porta, wo beide Mauern wirklich als schmale klar erkennbare Bergketten sich aus der Ebene heben, würde jemand, der, von Osten her kommend, die Weserkette überschritte, von ihrem Kamm aus über ein Tal hinweg im Westen den Teutoburger Wald aufragen sehen. Statt dessen sieht er vor sich, jenseits der Weser, ein kaum entwirrbares Geschiebe von Bergketten, die ihm, 30 Kilometer tief gestaffelt, den jenseitigen Wall verdecken.

An dieser Hügelwelt entlang schlängelt die Weser ihren Pfad. Oft ist am oberen Lauf, wo die Berge so eng aneinandertreten, daß bald rechts, bald links das Steilufer unmittelbar in den Fluß abfällt, kaum so viel Platz, daß auf Kunstbauten, eng an die Bergwand gedrückt, eine Straße dem Flusse folgen kann.

Nicht nur die Eisenbahn hat dieses umwegreiche Tal bisher vermieden, auch im Mittelalter wird man sich gerne einen anderen Weg gesucht haben. Das Wesertal zwischen Karlshafen und Hannoversch-Münden wird immer so wie heute zu den **stillsten** Räumen des nordwestlichen Deutschland gehört haben.

Bei Hannoversch-Münden bricht der Lauf der Weser, dem wir aufwärts gefolgt sind, auf einmal ab. Jeder der Teilflüsse, die sich hier erst zur Weser vereinigen, führt einen eigenen Namen, und jeder führt uns in eine neue Landschaft: die Werra nach Thüringen und nach Hessen die Fulda. Auch wenn man einen von beiden, also die Werra, als die eigentliche Weser ansehen oder ansprechen will, so ist doch keine von beiden stark genug gewesen, um seinen Namen über die Mundartgrenze hinüber zu erhalten.

Wir stehen hier an einer Grenze. Hannoversch-Münden ist die letzte Stadt, die sich ausdrücklich "hannoversch" nennt. In nächster Nähe läuft von Osten nach Westen quer durch das Weserbergland, vom Rothaargebirge herüber zum Harz die **niederdeutsche Sprachgrenze**. Wenn man aus dem stillen Tal auf die unsäglich einsamen Berge des Reinhardtswaldes und Bramwaldes hinaufsteigt, wo auf weite Strecken hin nicht mehr als fünf Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen, so ist es, als spüre man heute noch, im gepflegten Forst, die hemmende und erstickende Macht der schweigenden frühgeschichtlichen Wälder, die hier wie an der Rothaar dem Vordringen der Sachsen des Tieflandes ein Ende setzten.

Man hat darauf hingewiesen, daß die niederdeutsche Sprachgrenze nicht beim Vordringen der Sachsen entstanden, sondern hervorgerufen sei durch "das Vorrücken der hochdeutschen Lautverschiebung von Süden her", "der sich in dem politisch erstarkten und vielleicht auch zu kultureller Abwehr geneigten niederdeutschen Volkstum eine Mauer entgegenstellte". Damit ist die Erklärung aber nur hinausgeschoben. Denn welche Elemente, wenn nicht die Sachsen, haben denn diese "politische Erstarkung" des niederdeutschen Volkstums herbeigeführt, sei es nun auf dem Wege friedlicher Durchdringung, freiwilligen Zusammenschlusses der übrigen Völker unter ihrem

Namen oder gewaltsamer Unterwerfung?

Also sagen wir nocheinmal: bis hierher, bis in diese Gasse zwischen zwei schweigenden Waldgebieten, die in Hannoversch-Münden endet, sind die Sachsen des Tieflandes oder ihre Wirkungen, was für uns dasselbe ist, vorgedrungen.

Hinter den Wänden der Gasse, im Westen und im Osten, greift andererseits mitteldeutsches Volkstum nach Norden herauf. Jenseits des Reinhardtswaldes streckt mit der Diemel und ihren Nebenflüssen, die teilweise direkt von Kassel kommen, das ehemalige Kurfürstentum Hessen seinen Arm bis an die Weser, wo **Karlshafen** eine hessische Gründung ist.



Carlshafen (Weser)

Die Diemel, an der die Grenze zwischen der heutigen Provinz Hessen-Nassau und Westfalen entlangläuft, ist seit den Sachsenkriegen Karls des Großen die Südgrenze sächsischen Gebietes geblieben, wobei das Tal der Diemel selbst kulturell und wirtschaftlich dem Süden zugehört.

So wie hier sehen wir am ganzen Lauf der Weser und noch in dem nördlichen Tal, das sie längst verlassen hat, von Osten und Westen her die verschiedensten Arme nach den Uferländern greifen und jeweils einen Abschnitt an sich reißen, der ihnen wichtig ist.

Während Hessen-Nassau gleich oberhalb von Karlshafen ein Stück weit über die Weser hinüberreicht, schiebt sich Hannover bei Münden über die Werra und ein langes Stück an der Fulda entlang gegen Kassel hin.

Gleich unterhalb von Karlshafen wird das Gedränge am dichtesten. Hannover und Hessen-Nassau werden fast zur selben Zeit abgelöst von Braunschweig und Westfalen, die sich bis hinter Holzminden an beiden Ufern des Flusses gegenüber stehenbleiben. Bei Bodenwerder überschreitet ein Zipfel braunschweigischen Gebietes den Fluß, um Hameln herum sind beide Ufer wieder hannoversch. Dafür klettert bei Rinteln von Norden her Schaumburg-Lippe auf den Kamm der Weserkette, und von Süden her erreicht Lippe-Detmold auf ein kurzes Stück den Fluß. Aber dann

legt Westfalen, quer über beide Ketten hinweg und durch die Porta hindurch den flüchtigen Fluß in das Tiefland verfolgend, die schärfste Zäsur durch das Bergland. Es ist die Linie Bielefeld - Minden, die wir schon genannt haben. Noch einmal greift dann von Norden her Hannover mit Osnabrück quer über beide Ketten, und das Ende des Berglandes verteilt sich schließlich an Westfalen und Hannover.

Es will zu diesem Bilde politischer **Zerrissenheit** nicht passen, daß die Weser einmal das Rückgrat eines einheitlichen Volksstammes, der Engern, gewesen sein soll. Das heißt: es ist schon fraglich, ob der Ausdruck "Stamm" hier überhaupt Berechtigung hat. Wie die Westfalen und Ostfalen sind die Engern wohl als eine Art militärische Organisation verschiedener Stämme anzusehen, entstanden in der Zeit feindlicher Auseinandersetzung mit den Franken. Ihr Gebiet dürfen wir ungefähr im Weserbergland, vielleicht ohne Osnabrück, erkennen, also etwa soweit, wie heute noch das Mindische, Ravensbergische, Lippische, Paderbornische, Göttingische, Hamelnsche und Calenbergisch-Hannoversche als engrische Mundarten bezeichnet werden.

Aber im Gegensatz zu Westfalen und Ostfalen hat sich dieses engrische Gebilde nicht auf die Dauer halten können. Westfalen in der rings umschlossenen Bucht, in der weichen, träumerischen Luft seines Klimas, blieb fast passiv, aber auch unbeweglich und unverändert durch alle Zeiten. In Ostfalen sammelten die Herzöge von Sachsen, im Rücken den Harz und vor sich die Tiefebene und die gefährliche Unruhe der Slawengrenze, die ganze politische Stoßkraft ihres Landes zur Führung des Reiches und noch einmal später in der Gestalt des Löwen zur Grundlage eines mächtigen Territoriums.

Dieser unwiderstehlichen Aktivität auf der Seite des Harzes und der unerschütterlichen Ruhe in der westfälischen Bucht hat das engrische Weserbergland nichts entgegenzusetzen. Es wird auseinandergerissen wie zwischen zwei Magneten. Im 12. Jahrhundert beginnt man und im 13. Jahrhundert ist man es gewohnt, den inhaltlos gewordenen Namen einfach fortzulassen. Von Engern ist fortan nicht mehr die Rede. Westfalen reicht im großen und ganzen bis zur Weser, und östlich der Weser entsteht der Begriff Niedersachsen.

Vielleicht hat sich ein ganz ähnlicher Vorgang schon einmal in dieser Landschaft abgespielt, als die **Cherusker** aus der deutschen Geschichte verschwanden.

Das Volk des Arminius hat durch seine Taten bewiesen, daß das Weserbergland eine hervorragende Festung ist, die, strategisch geschickt verwendet, zur furchtbaren Waffe in der Hand des mit ihr vertrauten Kämpfers werden kann. Sein spurloser Untergang aber im gleichen ersten Jahrhundert nach Christo legt den Gedanken doch nahe, daß das Weserbergland in sich keine Kräfte birgt, die einem politischen Gebilde feste Form verleihen können.

In einer Zeit, in der die einzelnen Stämme, dem Wandern noch durchaus nicht entwöhnt, eine Volksburg großen Stils gebrauchen können, aus der man zu Beutezügen hervorbricht und in die man sich nach geglücktem Unternehmen wieder zurückzieht, in einer solchen Zeit ist das Weserbergland ein hervorragender Stützpunkt für alle militärischen Unternehmungen. Und die Niederlage des Varus im Jahre 9 nach Christo hängt, wo man ihren Schauplatz auch suchen mag, auf jeden Fall zusammen mit der Natur dieses quer durch das Tiefland streifenden Systems natürlicher Bergwälle.

Aber nachdem diese Berge den Vormarsch der Römer zum Scheitern gebracht haben, ist ihre Rolle in der deutschen Geschichte ausgespielt. Politische Gebilde haben in Zukunft immer nur an ihren Ein- und Aus- und Durchgängen und also in einer verwirrenden und sich gegenseitig hemmenden Vielzahl angeknüpft. Die Einigung auch dieses Teiles des deutschen Bodens mußte von außen, mußte von Preußen her kommen.

Karl der Große aber, als er seine Bistümer im Weserbergland gründete, hat mit ihrer Hilfe nicht eine bestehende Einheit zerschlagen, sondern nur mit sicherem Blick zerlegt, was immer schon auseinanderfallen wollte.

Da ist zuerst **Osnabrück**. An dem Punkt, wo die Enden der Bergketten einander mit ihren Ausläufern auf fast 10 Kilometer nahekommen, und die Hase zwischen ihnen hindurch den Weg ins Tiefland öffnet, liegt ein Schlachtfeld der Sachsenkriege. Um 783 schlug Karl der Große hier das Heer des Wittekind. Und das Bistum an dieser Stelle hatte natürlich auch seine militärische Bedeutung. Der Osnabrücker Bahnhof, ein Etagenbahnhof, in dem sich auf zwei verschiedenen Ebenen die Linien Hannover - Amsterdam und Bremen - Ruhrgebiet kreuzen, ist ein Sinnbild für die Kreuzwegfunktion der Stadt.

Ihre moderne Entwicklung bekam noch eine besondere Eigenart innerhalb des Weserberglandes dadurch, daß am Piesberg nördlich der Stadt und am Schafberg bei Ibbenbüren im Westen Steinkohle vorkommt, wiederauftauchende Teile der großen Kohlenflöze des Ruhrgebietes, die unter der westfälischen Bucht versunken waren. Dazu wurden Erze am Schafberg und am Hüggen gefunden. Beides zusammen führte zur Entstehung lebhafter



Lüneburg. Kaufhaus und Kran.

Industrie - Georgs-Marien-Hütte und Osnabrücker Eisen- und Stahlwerk mit über 6300 Arbeitern und Osnabrücker Kupfer- und Drahtwerke mit über 1700 Arbeitern - die allerdings heute überwiegend auf ausländische Erze angewiesen ist und sogar ihre Kohlen zum Teil vom Ruhrgebiet bezieht, obwohl bei Ibbenbüren immer noch 500 000 - 600 000 Tonnen Kohle jährlich gewonnen werden.

Auch die Nähe und gute Verbindung zum Mittelland- und Dortmund-Ems-Kanal erhöht natürlich die moderne Betriebsamkeit. Und so ist Osnabrück heute mit 94 300 Einwohnern eine der wenigen industriellen Städte des Weserberglandes, nur vergleichbar weiter im Süden den Städten der Zone Minden - Bielefeld.

Dazwischen aber breitet sich, gerahmt von steilen, steinbruchzerklüfteten Bergketten stilles Hügelland um Hase und Elbe mit rein ländlicher Bebauung und viel Schweinezucht. Den südwestlichen Rahmen bildet der Teutoburger Wald, buchenbestandener Kalkstein mit Sandstein in zwei bis drei schmalen parallelen Kämmen wechselnd; das Ganze nur wenige Kilometer breit, aber vom Anfang im Nordwesten bis zum 468 Meter hohen Völmerstot im Südosten, wo die Richtung des Bergzuges nach Süden umbiegt, rund hundert Kilometer lang.

Der Name "**Teutoburger Wald**" stammt aus der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts. Der alte schöne Name ist Osning (Asen-Egge). Der Name Egge (Kamm) ist heute noch in dem Teile südlich des Völmerstot erhalten. Auf der anderen Seite des Weserberglandes entspricht dem Teutoburger Wald das durchschnittlich 200 Meter hohe Wiehengebirge.

Ab und an kerben kleine Quertäler den Zug der Ketten. Tecklenburg und Ravensberg, ehemals Burgen kleiner Territorialherren im Teutoburger Wald, hüten solche Durchgänge, die in die Gebiete

von Osnabrück oder Minden führen.

Denn das ist nun allerdings das Ergebnis der Bistumsgründungen Karls des Großen: nach seinem Tode und zunehmend im späteren Mittelalter wurden ihre zunächst durchaus als königliche Beamte geltenden Verwalter immer selbständiger, und die schließliche Folge war, daß neben den Bistumsstaaten, die die wichtigsten Punkte des Weserberglandes besetzt hielten, kleine rivalisierende weltliche Staaten an Nebeneingängen entstanden, von denen aus man die bischöflichen Haupttore umgehen konnte. Auf solche Weise vervielfachte sich das von Natur schon reiche Bild der politischen Unterteilung bis zur Verwirrung.

Ein weiteres Ergebnis war, daß in diesem so bunt aus geistlichen und weltlichen Staaten zusammengesetzten Lande die Reformation ganz andere Ansatzpunkte zu ihrer Ausbreitung finden konnte, als in dem einheitlich bischöflichen Münsterland.

Man hat die Weser den **protestantischen** Fluß Deutschlands genannt. Da spricht nun mit, daß sie sozusagen mit einem Fuß, mit der Fulda, mitten im protestantischen Mitteldeutschland, in Hessen steht, und daß von dort aus, von wo übrigens auch schon die christliche Mission der Karolinger ihren Weg wesenabwärts genommen hatte - Hameln, von Fulda aus 779 gegründet, ist das älteste Kloster in Niedersachsen - nun auch die Reformation leicht ihren Einzug in das nördliche Bergland halten konnte. Von Hessen aus kommen schließlich auch französische Protestanten am Anfang des 18. Jahrhunderts an die Weser. Waldenser sind in Gottstreu und Gewissensruh nicht weit von Karlshafen angesiedelt.

Einheitlich aber ist auch die Reformation im Weserbergland nicht zur Auswirkung gekommen. Rein protestantischen Gebieten unterhalb von Holzminden und auf dem rechten Weserufer stehen rein katholische in dem breiten Zipfel gegenüber, mit dem Westfalen an die obere Weser heranreicht und wo das Bistum Paderborn seine alte Aufgabe, auf die Zeit der Glaubenskämpfe angewendet, richtig erfüllt hat. Und in Osnabrück, dessen Bevölkerung sich zur Hälfte dem neuen Glauben zugewendet hatte, ist es nach dem Dreißigjährigen Kriege, dessen Friedensverhandlungen die Protestanten ja von Osnabrück aus führen, zu der grotesken und bis zur Säkularisierung gültigen Bestimmung gekommen, daß dem Bistum abwechselnd ein Protestant und ein Katholik vorstehen solle.

Am interessantesten, weil am kompliziertesten, ist die Verflechtung geistlicher und weltlicher Herrschaften und ihre Auswirkung auf das heutige Bild in der volkreichen Zone zwischen Minden und Bielefeld zu beobachten.

Es ist kein Wunder, daß an einem Ort, der strategisch so günstig war, daß Arminius im Jahre 16 nach Christo hier bei Idistaviso einem Acht-Legionen-Heere des Germanicus in offener Feldschlacht entgegenzutreten wagte, als erster Herr der Bischof erscheint. Die Porta Westfalica, eingerahmt von den germanischen Burgen des Nammer Lagers und der sogenannten Wittekindsburg, ist eben einer der wichtigsten und am leichtesten zu verteidigenden Eingänge in die Weserfestung gewesen.

Der **Mindener** Dom, mit seinem prächtigen romanischen Westwerk, zeigt in der wunderbaren, an besten gotischen Vorbildern geschulten Schönheit seines Innenraumes, daß in der Zeit um 1300 der Ort noch ebenso an der großen Straße gelegen haben muß, wie zur Zeit seiner Gründung. Im Gegenteil, die Bedeutung dieses Durchganges ist eigentlich stetig gewachsen. Und wenn trotzdem, trotz Eisenbahn und Mittellandkanal der letzten hundert Jahre Minden heute noch eine Kleinstadt von 27 000 Einwohnern ist, dann will es beinahe scheinen, als ob die Konkurrenten, die an diesem wichtigen Punkte sich drängen, sich gegenseitig am Großwerden gehindert hätten.

Ein ganzes Stück ins Vorland hinaus greifen an dieser Stelle die politischen Kräfte des

Weserberglandes. Am **Steinhuder Meer** endet die Kombination. Mit ihm beginnt die Moorlandschaft der Geest. Im Süden legt sich ihm eine Hügelkette, die letzten Ausläufer des Berglandes, die Rehburger Berge vor. Wer diese Berge besitzt, kann von hier aus, im Rücken das Steinhuder Meer und seine sumpfigen Flanken, alle Wege von Minden nach Norden und Osten sperren.

Sperren sind hier schon sehr früh gewesen. An der gleichen Stelle, wo noch heute in Dialekt und Körperwuchs sich eine Grenze erkennen läßt, lief im 1. Jahrhundert nach Christo in der Verlängerung der Rehburger Berge zwischen der Weser und dem Loccumer Moor der Grenzwall zwischen Angrivariern im Norden und Cheruskern im Süden, an dem Arminius im Jahre 16, nach dem Treffen bei Idistaviso an der Porta, dem Germanicus eine zweite Schlacht lieferte. Und heute läuft hier noch die Provinzgrenze, ehemals die Grenze zwischen dem Bistum Minden und der Grafschaft Hoya.

Kein Wunder also, daß die Grafen von **Schaumburg**, deren Stammburg einen der Durchgänge durch das Wesergebirge südlich der Porta besetzt hält, ihre Hände nach hierhin ausstrecken. Noch heute legt sich der kleine Staat, der kleinste im Deutschen Reiche, nur wenig größer als **die Hansestadt Hamburg**, quer über die Minden - Hannoversche Bahn von den Weserbergen bis zum Steinhuder Meer, in dem sogar im 18. Jahrhundert eine künstliche Insel, der Wilhelmstein, als Befestigung angelegt wurde, auf der dann Scharnhorst, der in der Nähe, in Bordenau an der Leine geboren war, seine militärischen Ausbildungsjahre von 1773 - 1777 verbrachte.

Übrigens stammt aus diesem kleinen Herrscherhaus der Graf Adolf von Schaumburg-Holstein, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Kolonisierung der Slawenländer östlich der Niederelbe leitete.

Es ist ein kleinteiliges, ursprünglich vermutlich sehr walddreieiches Land. Erstaunlich viele Ortsnamen wie Stadthagen, Sachsenhagen, Probsthagen, Wendthagen, Hagenburg lassen erkennen, wie viele Siedlungen der Rodungstätigkeit des hohen Mittelalters ihre Entstehung verdanken. Heute noch nimmt ein großer Wald die Hälfte auch des flachen Landes im Staatsgebiet ein und umschließt ein reizendes Jagdschloß, das Schloß Baum, in dem die gleiche schreinermäßig zierliche Spätrenaissance ihr Wesen treibt, wie in Schloß und Kirche der späteren Residenzstadt **Bückeberg**.

Und hier in Bückeberg und den benachbarten Kirchspielen Lindhorst und Nenndorf treffen wir nun auch auf eins der ganz wenigen Gebiete alter Volkstrachten in Nordwestdeutschland. Ganz dem im Kleinen reichen und zierlichen Charakter des Ländchens und seiner Residenz entsprechend gehört die Tracht nach dem Urteil Helms zum Kostbarsten und Schönsten, was wir in Deutschland noch haben. In den Kopfbedeckungen, den großen Schleifenhauben der Bückeburgerin und den steilen Kappen der Lindhorster Bäuerin haben wir junge Bildungen, bäuerliche Reaktionen auf die zunehmende Pracht der städtischen Kleidung vor uns. Sie sind erst nach 1870 entstanden. Alte Tracht aber und den beiden Spielarten gemeinsam ist der leuchtend rote Rock, die buntgestickten Schultertücher, die aus Perlen gestrickten halblangen "Handschen" und schließlich die große kreisrunde aus Silber getriebene Brustspange, in der alte germanische Schmucktradition weiterzuleben scheint.

Und ebenso auffallend wie Mindens standhaft bewahrte Kleinheit ist es, daß diese Tracht noch heute lebt und nicht etwa in der Einsamkeit sich erhalten hat, sondern in unmittelbarer Nähe der D-Zugstrecke nach Hannover, ja, in der Großstadt selbst zu einem häufig zu beobachtenden Element der vom Bahnverkehrsverkehr berührten Straßen gehört.

Es ist ein Land der Gegensätze. Und ein Land, in dem jeder Gegensatz seine Eigenart recht hartnäckig zu bewahren trachtet. Wie sollte das anders gut gehen, als wenn **Humoristen** sich der

Sache annehmen, Menschen, die einen offenen Blick für Eigenarten haben und die Berechtigung aus der verschrobensten Eigenart mit einem leisen Lächeln einzusehen imstande sind?

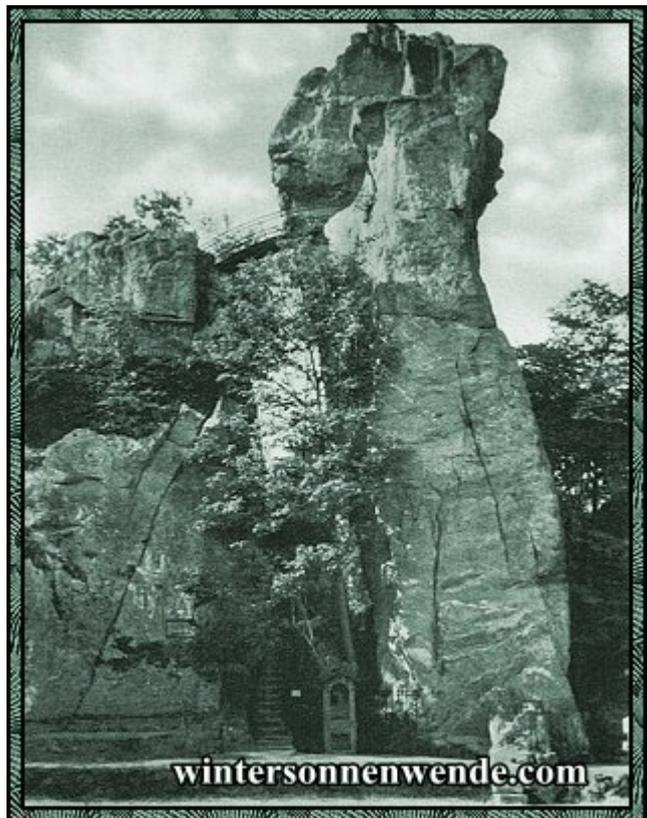
In Wiedensahl, halbwegs zwischen Minden und dem Steinhuder Meer, ist Wilhelm Busch geboren. Er gehört in die gleiche Menschenwelt, die Wilhelm Raabe als echter Dichter verklärt; in Eschershausen, mitten im Weserbergland geboren, ist er in Holzminden an der Weser zur Schule gegangen. Und in Bodenwerder, etwas weiter flußabwärts, saß ein Jahrhundert früher der Freiherr Hieronymus von Münchhausen in seinem Gartenhäuschen und erzählte seinen Freunden die tollen Geschichten, die heute noch als Exempel einer grotesken Freude am Aufeinanderprallen der unerwarteten Gegensätze belustigen.

Nur ein wenig dem Tragischen zugewendet, aber stets gern bereit den Sprung ins Groteske und Komische zu vollführen, schrieb Grabbe, in seiner Freude an kruder Gegensätzlichkeit ein echtes Kind des Weserlandes, in Detmold, wo er geboren war, seine Dramen und Lustspiele, von denen das schönste die Schicksale seiner engsten Heimat, die Kämpfe des Arminius gegen die Römer, behandelt.

Detmold ist ein Gegenstück zu Bückeburg. Residenz und Hauptstadt eines der kleinsten deutschen Staaten, der aber beharrlich seine Eigenart und Existenz durch die großen Wandlungen der letzten Jahrhunderte gerettet hat und sich erst 1880 dazu entschloß, seine Hauptstadt durch eine Eisenbahn mit Herford und der großen Durchgangsstrecke zu verbinden.

Der Name Lippe-Detmold macht uns darauf aufmerksam, daß eine von außen kommende Macht, die Herren zur Lippe, hier ins Weserbergland hineingegriffen haben. Heute gehört noch Lippstadt als Exklave in preußischem Gebiet zu Lippe-Detmold. Der entscheidende Gebirgsübergang, auf dem Lippe-Detmold aufbaut, führt bei Horn über den Teutoburger Wald, oder wie dieses kleine Stück bezeichnenderweise heißt: den Lippischen Wald.

Auch die Bedeutung dieses Punktes scheint in früh- und vorgeschichtliche Zeit hinabzureichen. Nicht weit von Horn, in den ersten Paßschluchten des Gebirges ragen einige aus dem Sandstein der Berge ausgewaschene Steinpfeiler bis über 37 Meter Höhe auf, die **Externsteine**, an denen vielleicht schon ein germanisches Heiligtum sich befunden hat. Jedenfalls machen die christlichen Kapellen am Fuß und am Kopf der Pfeiler irgendwelche heidnischen Vorgänger wahrscheinlich, und die sonderbare fast erschreckende Erscheinung der steinernen Riesen im Kranz hochstämmiger Buchen hat sicher schon früh die Empfindung des Volkes erregt.



Die Externsteine.

Heute noch überschreitet übrigens hier die Reichsstraße Nr. 1 "Reichsgrenze - Gumbinnen" den Teutoburger Wald und führt, auf und ab durch das anschließende Hügelland, an drei von den sechs lippischen Städten, an Horn, Blomberg und Bartrup vorbei, um dann allerdings nicht nach dem Weserübergang, auf den sich Lippe richtete, Rinteln, sondern nach dem bequemeren Übergang von

Hameln hinabzusteigen.

Die schönste alte Stadt in Lippe ist **Lemgo**. Sein Rathaus ist ein prächtiges Beispiel für eine nur scheinbar planlose, im Grunde aber mit geheimem Taktgefühl aus den verschiedensten Bauteilen malerisch zusammengefügte architektonische Schöpfung. Das wissende und fast humoristisch hinnehmende Verhältnis des Künstlers zur persönlichen, ja, man möchte sagen "kauzigen" Eigenart jeder Form ist die



Lemgo.

Quelle, aus der solches Können fließt. Daß solche Begabung nicht zu großzügigem Organisieren berufen ist, versteht sich von selbst. Und so ist Lemgo, wie Lippe und Schaumburg und Minden, klein geblieben, obwohl es heute auch an der spezifisch-lippischen Möbelindustrie teilnimmt.

Neben der Landwirtschaft, die in diesem lößreichen Ländchen natürlich den größten Teil der Bevölkerung beschäftigt, ist dieses Gewerbe das wichtigste. Es baut sich auf dem Reichtum an Wäldern auf, die ein Viertel des lippischen Bodens bedecken, und die auch einer größeren Papierindustrie das Material liefern.

Aber trotz alledem ist Lippe industriell und wirtschaftlich doch unverhältnismäßig zurückgeblieben. Erst 1903 ist es durch die erste Reichsbankstelle in Detmold an den großen deutschen Kapitalmarkt angeschlossen worden. Dieses Zurückbleiben ist um so auffälliger, als gleich jenseits der Landesgrenzen, im Norden, auf dem gleichen Boden, der außer Kalk- und Sandsteinen keine verwertbaren Mineralien enthält, im Ravensbergischen und Mindener Gebiet eine sehr lebhaft entwickelte Industrie sich entwickeln konnte. Die Bevölkerungsdichte steigt dort auf 891 gegenüber 144 im Lippischen.

Da ist das Eingreifen Preußens zu spüren. Zwar hat sich manche alte Eigenart dabei verwischt, die gesonderte Existenz eines Landes Ravensberg, der Landschaft um Bielefeld, hat ebenso wie die hartnäckig verteidigte Freiheit der alten Abteistadt Herford geopfert werden müssen. Dafür aber hat Preußen, das diese Gebiete mit Minden seit dem Ende des 17. Jahrhunderts besitzt, im 19. Jahrhundert in der kritischen Epoche der Industrialisierung mit Prämien, Subventionen und Krediten für Maschinenkäufe die alte Leinenindustrie des Ravensberger Landes in das Maschinenzeitalter hinübergerettet, während Lippe durch das strikte Verbot, maschinelle Spinnereien und Webereien zu errichten, nur erreichte, daß die Handweberei abstarb, ohne einen Erben zu hinterlassen. Die Folge war, daß der Bevölkerungszuwachs in Lippe nicht vom industriellen Aufbau aufgenommen werden konnte, sondern nach außerhalb auf Wanderarbeit gehen mußte. Lippische Ziegler und Bauarbeiter wanderten, besonders viel vor dem Kriege, jeden Sommer ins Ruhrgebiet.

Auch im Ravensbergischen mußten zur Leinenindustrie, die nicht alle früher in Heimarbeit tätig gewesen waren, Kräfte aufnehmen konnte, ein neues Ersatzgewerbe hinzutreten. Man führte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Tabakverarbeitung ein, in der 1925 im Regierungsbezirk Minden 28 873 Personen beschäftigt waren, davon etwa sieben Achtel in Heimarbeit. Die verkehrsgünstige Lage des Gebietes erleichtert die Anfuhr des Tabaks, der über Bremen und Hamburg bezogen wird. 1500 Millionen Zigarren sind 1927/28 in Westfalen und Lippe hergestellt. Die wichtigsten Sitze

dieser Industrie reihen sich längs der Bahn. Oeynhausen, Löhne, Minden, auch Herford und Enger gehören dazu.

Enger, wo Widukind begraben liegt, und Herford, wo das älteste Frauenkloster der Landschaft um 822 gegründet worden ist, hätten mit ihrer reichen Umgebung, in der die ältesten und stolzesten Sachsenhöfe des Weserlandes liegen, wohl zum Mittelpunkt für diesen Teil des Berglandes werden können. Dem hat allerdings die periphere Lage des mächtigen Bistums Minden entgegengewirkt. Und solche Gesichtspunkte werden Karl den Großen vielleicht doch geleitet haben.

Am interessantesten und aufschlußreichsten für die strategischen Linien in dieser Weserberglandschaft ist seine Idee, in Herstelle, nicht weit unterhalb von Karlshafen ein Bistum zu gründen. Er hat den Ort nach Heristal in seiner Heimat an der Maas genannt; und seine, später nicht zur Ausführung gekommene Absicht war, mit diesem Bistum einen militärischen Endpunkt für die Diemellinie zu schaffen, an der das heutige Marsberg, die alte Eresburg, die Karl gleich auf seinem ersten Zuge erobern mußte, allein uns schon darauf hinweist, welche Bedeutung diesem südlichen Frontabschnitt des Sachsenlandes zukommt.

Zwanzig Kilometer wesenabwärts liegt **Corvey**, dessen Name von dem französischen Kloster Corbie abgeleitet ist. Auch seine Gründung bezeichnet einen der wichtigsten Punkte des Weserberglandes. Von Westen her erreicht hier die Straße von Westfalen und Paderborn, die bei Driburg die Egge im Schutz einer alten germanischen Burg, der Iburg, überschreitet, dem Tale der Nethe folgend die Weser, flankiert von der Brunsburg, die Karl bei seinem zweiten Sachsenzug hat erobern müssen, als ihm die Sachsen hier den Übergang über die Weser verlegen wollten.



Corvey (Weser). Eingang zum ehemaligen Benediktinerstift (gegründet 822).

Einer direkten Fortsetzung der Straße nach Osten stellt sich der **Solling** in den Weg, eine ohne jedes Quertal bis zu 528 Meter Höhe ansteigende Buntsandsteinwölbung. Von Höxter bis Hameln zeugen die dunkelvioletten Sandsteinplatten der Dächer von der Leistungsfähigkeit der Steinbrüche in Solling. Seine Oberfläche ist zu 80 Prozent mit Wald bedeckt, vorwiegend Nadelhölzer; und weit nach Süden über Uslar und nach Norden über Holzminden müssen die Wege ausholen, um an ihm

vorbei nach Osten weiterzukommen. Die Abtei Corvey, die natürlich zum Bistum Paderborn gehörte, beherrschte also eine der wichtigsten Straßengabeln des Weserberglandes.

Es ist demgegenüber durchaus verständlich, daß die weltliche Herrschaft am anderen Ufer, das welfische Braunschweig sich bemüht hat, jedenfalls den nördlichen dieser beiden Wege völlig zu beherrschen. Schon Holzminden ist braunschweigisch; und ganz an der Weser hinauf bis oberhalb von Corvey streckt sich der eine Arm braunschweigischen Gebietes, bereit, alle Wege über den Solling abzufangen; an seinem Ende das Schloß Fürstenberg, wo im 18. Jahrhundert eine Porzellanmanufaktur eingerichtet wurde. Aber auch wesenabwärts begleitet das braunschweigische Territorium den Fluß und sperrt auf der hohen Kante des Ith bis auf die Höhe von Hameln jeden Weg nach Osten.

Von **Hameln** aus aber ist eine Umgehung dieser braunschweigischen Sperre möglich, und hier führt schon in ältester Zeit eine der Hauptwege von Westen nach Osten, der Weg nach Hildesheim, der durch den karolingischen Königshof Coppenbrügge gekennzeichnet wird, und ein zweiter, der am Deister vorbei direkt nach Hannover führt. Zumal der letztere, der heute von der Reichsstraße Nr. 1 benutzt wird, hat Hameln auch in unserer Zeit einen starken Durchgangsverkehr verschafft.

An diesem Ausgang aus dem Weserbergland hat Widukind dem großen Karl eine seiner schwersten Niederlagen am "Berge Süntel" beigebracht, und im Siebenjährigen Kriege haben die Franzosen hier durch ihren Sieg bei Hastenbeck im Jahre 1757 über den Herzog von Cumberland sich den Eingang nach Hannover erkämpft.

Hamelns älteste Bedeutung hing ebensowohl wie an den Durchgangsstraßen an der Strommenge des Hamelner Lochs, die einen Umschlagplatz der Weserschiffahrt an dieser Stelle erforderte und indirekt wohl auch den Anlaß zur Anlage von Mühlen gab. Quern-Hamel, Mühlen-Hamel hieß die Stadt im Anfang; und auch heute arbeiten hier noch große Mühlenwerke.

Hameln ist berühmt als die Stadt der Weserrenaissance, eine Architektur, deren Verbreitung sich ganz an die Weser knüpft und an die Transportmöglichkeiten des Werksteins, der vorwiegend in den Bergen bei Obernkirchen, nicht weit von Bückeberg, gebrochen wurde. Von Hannoversch-Münden bis Bückeberg und Stadthagen finden sich verwandte Bauten, schließlich die letzten in Bremen, dem Hauptbezugsort des Obernkirchener Sandsteins im 16. und 17. Jahrhundert, ab und an auch noch an den Nebenflüssen der Weser, zumal an der Aller, in Celle und Gifhorn. Am dichtesten sammeln sie sich um Hameln, in Hämelschenburg, in Lemgo, in Rinteln, in Vahrenholz.

Die Art dieser Bauten, unter denen das Rattenfängerhaus und das Hochzeitshaus in Hameln von 1602 und 1610 die berühmtesten sind, ist, wieder der Gegend entsprechend, eine eher kleinliche als großzügige, gekennzeichnet durch eine fast schrullenhafte Verliebtheit ins Detail und eine lebhaft wuchernde Phantasie.

Daß hier, in einem Winkel Deutschlands, der so hartnäckig seine Eigenarten bewahrt, daß auf dem **Bückeberg** bei Hameln, alljährlich das deutsche Erntedankfest gefeiert wird, hat



Bückeberg. Trachtentanz beim Erntedankfest.

seinen tiefen Sinn. Drüben im Leinetal wäre ihm schwer ein ebenso passender Platz zu finden. Wie das Leinetal eigentlich auch keine Landschaft für Kurorte ist. Das Vorkommen von Sole allein tut's nicht. Es gehört die stille Abgeschlossenheit einer klein unterteilten Berglandschaft dazu, wie sie Pyrmont und Eilsen, Driburg, Meinberg und Salzuflen, und selbst das an der Hauptstrecke liegende Oeynhausens so wohltuend umgibt.



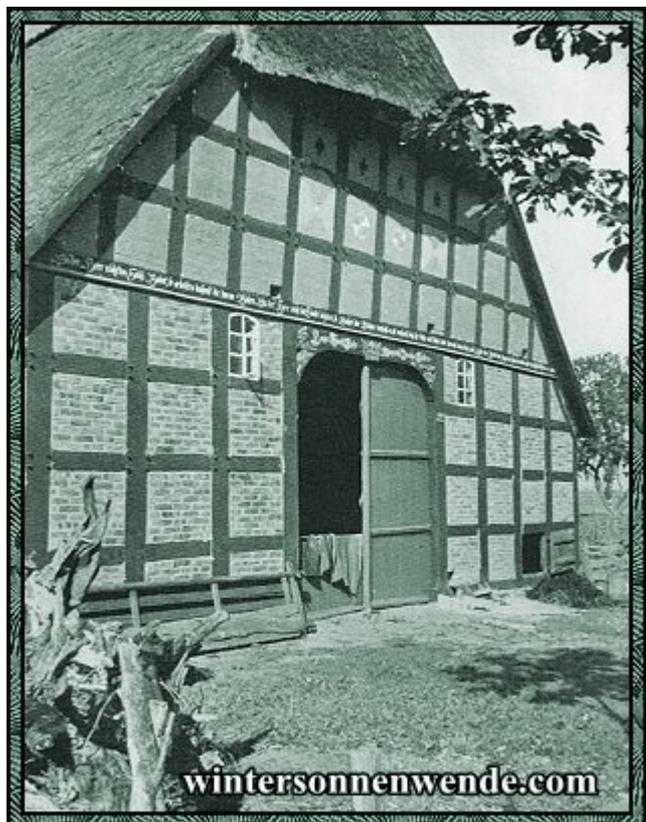
Bückeberg. Staatsakt am Erntedanktag.

Das **Leinetal** aber ist von Natur aus Durchgangsstraße. Das ist es schon gewesen, als im Dreißigjährigen Kriege Tilly sein Heer von Kassel nicht die Weser hinab, sondern über Hannoversch-Münden und die Werra zur Leine und von dort nach dem niedersächsischen Tiefland brachte. Und ist es ebenso heute noch, wo die Reichsstraße Nr. 3 und die D-Zugstrecke Hamburg - Süddeutschland es benutzen.

Es ist von Grund auf anders gebaut als das Tal der Weser. Es ist kein Erosionstal, sondern eine breite, genau von Norden nach Süden laufende Senke; den "Leinetalgraben" nennen es die Geologen. Und nur in seinem nördlichen Teil, zwischen Kreiensen und Elze, hat sich der Fluß selbst sein Bett zwischen den Falten der östlichen Randberge des Weserberglandes hindurch nagen müssen. Aber da er hier einer Hebungsachse folgen konnte, so ist das Ergebnis zwar ein schmales, aber zugleich auch ein fast geradliniges Tal, und von Elze aus öffnet sich schon allmählich das Tiefland.

Am südlichen Ende des Leinetalgrabens erhebt sich auf steilem Bergkegel die hochmittelalterliche Burg Hanstein. Eine halbe Stunde zu Fuß von ihr entfernt, näher dem Tal, steht der Arnstein, eine besser erhaltene Anlage aus späterer Zeit. Unmittelbar zu ihren Füßen liegt der Bahnhof **Eichenberg**. Dort trennen sich und treffen sich die Züge, die vom Leinetalgraben aus zur Fulda nach Kassel, an der Werra entlang nach Frankfurt und Würzburg und an der oberen Leine entlang, die hier nach Osten umbiegt, nach Thüringen und Halle-Leipzig gehen.

Was heute ein Eisenbahnknotenpunkt ist, war früher eine Wegekreuzung. Zwei Burgen an dieser Stelle sagen uns, daß es eine wichtige Wegekreuzung war. Tilly im Jahre 1626 kam über diesen Eichenberger Sattel ins Leinetal. Ein Staat also, der die Leine zur Achse seines Territoriums macht, muß mindestens bis zu dieser Kreuzung reichen. Genau an dem



Südhanoversches Bauernhaus.

Bahnknoten entlang läuft die südliche Grenze der heutigen Provinz, des ehemaligen Königreichs Hannover.

Zwanzig Kilometer im Leinetal nach Norden treffen wir auf Göttingen, die erste große hannoversche Stadt. Aber die Traufenhäuser seiner Straßen sehen sehr anders aus als die einer nordhannoverschen Stadt, als etwa Celles niedersächsische Giebelreihen. Das Leinetal ist ein bequemer Durchgangsweg nicht nur von Norden her, sondern ganz besonders auch von Süden gewesen. In durchschnittlich 10 Kilometer Breite auf dem linken Ufer und auf dem östlichen Ufer in ganzer Breite bis zum Harz hat sich das mitteldeutsche Bauernhaus ausgebreitet und ist bis fast zum Ausgang des Engtals flußabwärts vorgedrungen.

Die Glasindustrie, die an der Leine wie an der Weser auf den Kalksteinvorkommen aufbaut, arbeitet hier viel für die mitteldeutsche optische Industrie, während von der Weser aus hauptsächlich die westlichen Weinbaugebiete mit Flaschen beliefert werden. Die große Glashütte in Freden an der Leine hat sich erst neuerdings ganz auf optisches Glas für den mitteldeutschen Bedarf umgestellt.

Die berühmtesten Vertreter der Universität **Göttingen**, die 1737 gegründet worden ist, waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die aus Hanau gebürtigen Brüder Grimm; 1837 gingen sie beide, die zu den Göttinger Sieben gehörten, nach Kassel zurück, weil sie sich dem autokratischen Machtanspruch des hannoverschen Königs nicht fügen wollten.

Man merkt aus vielen Anzeichen: die enge Verkettung des Leinetals bis herunter nach Eichenberg mit der Stadt im Norden, deren Name ehemals das Land und jetzt die Provinz trägt, ist eine Machtfrage gewesen. Aber wie wir angedeutet haben, eine Machtfrage, die notwendig in diesem Sinne entschieden werden mußte, sollte das Haus des geplanten Staates keine offenen Türen haben.

Und weit vor diesem südlichen Tor des Leinetals, im Südosten, in Thüringen konnte sich Hannover denn auch im Jahre 1866 seinem alten Feinde Preußen zum Kampf stellen. Bei Langensalza wurde es geschlagen und vernichtet.



Göttingen. Die Universität.

Göttingen ist natürlich von Norden her gegründet worden. Seine Landesherren waren zunächst die Grafen von Northeim; durch Erbgang kam es dann an die Welfen. Und in Notfällen verband sich die allmählich selbständig werdende Stadt, von deren Bedeutung im 16. Jahrhundert noch ihre gut erhaltene Umwallung zeugt, stets mit niedersächsischen Städten: so mit Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Helmstedt, Hannover, Lüneburg und Uelzen im Jahre 1382. Also nicht nur dynastischer Machthunger einer Territorialherrschaft hat die Grenze bis südlich von Göttingen vorgeschoben, sondern das eigentliche Schutzbedürfnis der selbständigen Stadt schließt sich ebenso selbstverständlich an den Norden an. Heute lebt sie ganz von ihrer Funktion als hannoversche Universitätsstadt.

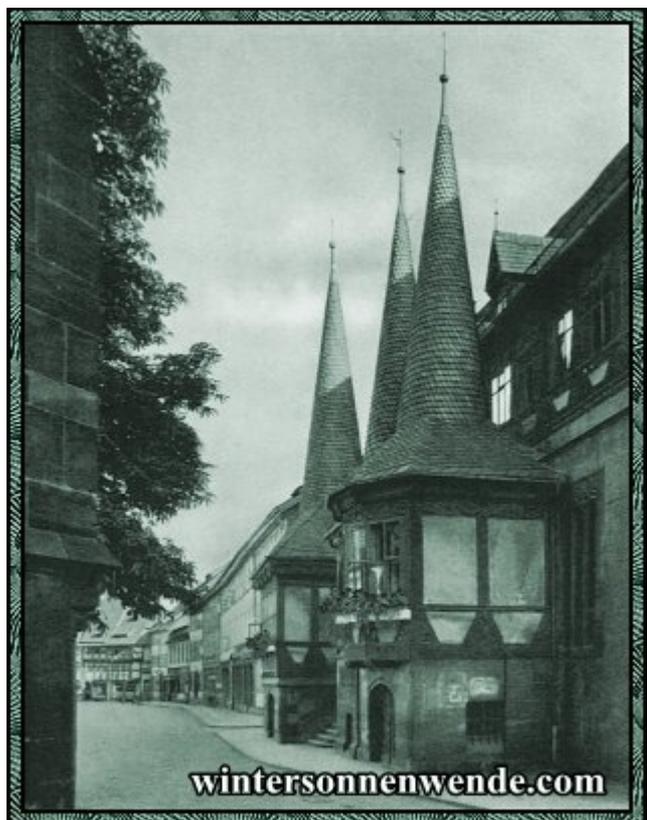
Northeim liegt schon wieder 30 Kilometer weiter abwärts im Leinetal. Die hauptsächlich von Buchen bewaldeten Muschelkalkhöhen, die bei Göttingen im Osten am Hainberg das Tal begleiteten, treten hier im Wieter als steile Wand nahe an den Fluß. Hinter dieser Wand kommt vom Harz her die Ruhme und fließt bei Northeim in die Leine. Northeim beherrscht also zwei Wege, den Leinetalweg und die Abzweigung durch das Ruhmetal nach dem Harz und dem Eichsfeld.

Der Weg nach dem Harz war im Mittelalter und Nach-Mittelalter sehr wichtig. Denn auf dem Harz wurde Eisenerz gebrochen, das aber dort nicht verhüttet werden konnte; man brachte es zu dem Zweck auf den Solling. Der Eingangsort des Oberharzer Bergreviers war Osterode am Harz, wo im 18. Jahrhundert ein riesiges hannoversches Kornmagazin zur Versorgung der Bergwerksbetriebe errichtet worden ist.

Northeim beherrscht zugleich aber auch den Weg nach Westen, der den Solling südlich umgeht und nach der Diemel und Corvey führt. Kein Wunder also, daß hier ein mächtiges Grafengeschlecht heranwächst, das sich schließlich den Welfen verschwägert.

Der Weg, der von Corvey her nördlich um den Solling herum führt, trifft bei Einbeck auf das nördliche Ende des Leinetalgrabens. Einbeck ist im Mittelalter eine der wichtigsten Städte des Leinetals gewesen, heute aber, verglichen mit Göttingen, ganz zurückgeblieben. Natürlich spricht da der Auftrieb mit, den Göttingen durch die Universität bekommen hat.

Aber auch eine andere Tatsache darf man nicht übersehen. Einbeck liegt nicht direkt im Leinetal. Vor der Enge, durch die der Fluß bei Salzderhelden ins Engtal eintritt, hat sich wohl häufig eine Überschwemmung gebildet; das Tal wird sumpfig gewesen sein. Die mittelalterliche Straße und übrigens auch die moderne Chaussee haben die Talenge umgangen. Da, wo diese von Alfeld aus durch die Berge führende Umgehungsstraße ein wenig seitab den Leinetalgraben wieder erreicht, liegt Einbeck. Aber die Eisenbahn hat sich den kürzeren Weg durch die Talenge erzwungen und führt nun etwa fünf Kilometer östlich von Einbeck vorbei, das nur durch eine Stichbahn angeschlossen ist. Der alte Ruhm seines Bieres, seine schöne Stiftskirche, sein Rathaus mit den sonderbaren, mitteldeutsch anmutenden Erkerturmhelmchen, alles das gehört nun einer Vergangenheit an, von der keine Brücke in die Gegenwart führt, ist aber



Einbeck (Hannover).

als Bild um so unberührt im Kranz seiner alten Wälle erhalten.

Nichts ist bezeichnender für die moderne Eisenbahnbedeutung des Leinetals, als daß der kleine Knotenpunkt **Kreiensen**, im Flußtal selbst, keine 10 Kilometer von Einbeck entfernt, eine ganz junge Gründung vom Charakter Lehrtes, Eichenbergs und Bebras heute bekannter ist als das alte seitab liegende Einbeck.

Von Kreiensen bis Elze durchheilt der Zug mit großer Geschwindigkeit ein geradliniges enges, an seinen Hängen bewaldetes Tal, ohne geschichtlich bedeutsame Besiedlung außer der kleinen spätmittelalterlichen Stadt Alfeld.

Elze aber ist wieder ein Punkt von landschaftlicher Wichtigkeit. Wir haben den dichten Gürtel der östlichen Randberge des Weserberglandes durchstoßen und kommen in das Gebiet der nördlich vorgelagerten Hügel. Nach links öffnet sich zwischen dem Osterwald und der nördlichen Spitze des Ith der Weg über Coppenbrügge nach Hameln, nach rechts um den Hildesheimer Wald herum geht ein Weg nach Hildesheim und weiter das Innerste-Tal aufwärts zum Harz.

Daß Karl der Große an diesem Platz, dem östlichen Ausgang des Weserberglandes, ein Bistum hat errichten wollen, das denen von Herstelle im Süden, Osnabrück im Norden, Minden vor dem nordöstlichen Eingang und Paderborn vor dem südwestlichen Eingang entsprochen haben würde, ist sehr wahrscheinlich. Vielleicht ist es auch errichtet worden, aber kurze Zeit später, bald nach 814 ist es nach Hildesheim verlegt worden. Heute ist der Ort nur als Eisenbahnknotenpunkt wichtig, ebenso wie Nordstemmen, ein paar Kilometer weiter flußabwärts, wo heute die Bahn nach Hildesheim abzweigt.

Bei Nordstemmen treten die Bahn und die Leine gleichzeitig aus dem Bergland in das nur noch flachgewellte Vorland und damit ins Angesicht des eigentlichen Tieflandes. Die Grenze ist eine etwa von Südosten nach Nordwesten verlaufende Linie, gebildet aus dem Hildesheimer Wald, dem Deister östlich der Leine und wieder weiter östlich von ihm den Rehburger Bergen. An dieser Linie entlang ist der "**Hellweg vor dem Santforde**", die große frühgeschichtliche Verkehrsstraße von der Porta Westfalica zum Harz gezogen.

Karolingische Burgen, die Heisterburg und die Bennigster Burg auf den beiden Ecken des Deisters haben ihn gedeckt; auch die vorgeschichtliche Anlage der Marienburg gegenüber Nordstemmen wird wohl mit dieser Straße, vermutlich mit ihrem Übergang über die Leine zu tun gehabt haben. Hannover aber, oder vielmehr sein heutiger damals noch unbebauter Platz, an dessen östlicher Flanke schon die Moore der Geest beginnen, blieb damals noch abseits dieser großen Straße liegen.

Nur die Leinetalstraße führte in ihrer Verlängerung nach Norden an ihm vorbei und überschritt sogar die Leine, die gerade hier, abgelenkt durch eine Moränenlage, nach Westen abbiegt. Der Fährverkehr wird hier die erste dörfliche Siedlung, noch unter anderem Namen, haben entstehen lassen. Vielleicht kam auch schon Schifffahrt und Handel hinzu. Wir wissen jedenfalls aus späterer Zeit, daß im 12. Jahrhundert friesische Schiffe die Leine herauf bis Elze gefahren sind.

Der Platz, an dem die Stadt **Hannover** entstehen soll, wird wichtiger und zugleich deutlicher festgelegt, als Hildesheim gegründet wird. Denn der Weg vom Bistum Hildesheim zum Bistum Bremen geht die Innerste abwärts, die Leine abwärts und, immer auf dem rechten Ufer der Leine entlang, nach Neustadt, wo die Leine überschritten wird und der Weg nach Nienburg zur Weser überspringt.

Hildesheimer und Nienburger Straße heißen heute noch die beiden Straßen, die in der Längsrichtung des Altstadtgrundrisses nach Hannover herein und wieder hinaus führen. Im 12.

Jahrhundert wird die Marktniederlassung an diesem Straßenzug auf dem rechten Leineufer in aller Form eingerichtet worden sein; 1241 erhält der junge Ort Stadtrecht; um 1300 ist die Befestigung in vollem Gang; 1371 entledigt sich die Stadt der grundherrlichen Zwingburg auf der anderen Leineseite.

Zur gleichen Zeit entstehen die drei Pfarrkirchen und das Rathaus. Der Backsteinbau des Marktkirchenturmes und die Rathausgiebel sind so norddeutsch wie irgendwelche verwandten Bauten in Lüneburg. Hannover liegt zwar am Kopf der Leinestraße, durch die das Mitteldeutsche hereinflutet, aber es gehört selbst ganz und gar zum norddeutschen Tiefland.

Seine Bürgerbauten haben Stil, seine kümmerliche Malerei und Skulptur tritt völlig zurück, wie es bei einer Stadt der Geest nicht anders zu erwarten ist. Sein bedeutendster Künstler ist Laves, der Architekt des Klassizismus, der das Gesicht der seit 1820 auf den niedergelegten Wällen entstehenden Promenaden - der Georgstraße - bestimmt und der, in Uslar geboren, in Kassel und Göttingen ausgebildet, sozusagen auf der Leinetalstraße nach Hannover gekommen ist.

Nachdem das hannoversche Herrscherhaus 1714 den englischen Königsthron bestiegen hatte, hatte es für ein Jahrhundert geschienen, als sollte die Stadt, die bis dahin ohne Aufenthalt, aber auch ohne Überstürzung ihre Größe und Bedeutung erweitert hatte, mit den französischen Gärten von Herrenhausen und den kleineren Schlössern längs der Großen Allee nun doch in das stille Dasein einer gewesenen Residenzstadt versinken. Aber im Jahre 1837 löst die Thronbesteigung der Königin Viktoria die Personalunion mit England auf. Hannover wird unter dem Hause Cumberland selbständig und erhält in Ernst August den starrköpfig konservativsten, aber auch den energischsten Herrscher des damaligen Deutschland.

In seinen Regierungsjahren beginnt mit der Einführung der Eisenbahn und der Industrie Hannovers letzter Aufschwung, der es nun mit einem Male an die Spitze aller konkurrierenden niedersächsischen Städte trägt.

Die Leinetallinie, die der hannoversche Staat schon im 18. Jahrhundert durch große Chausseebauten zur Hauptverkehrsline nach dem Süden erhoben hatte, wird durch die Eisenbahn endgültig in ihrer Bedeutung festgelegt. Von Wunstorf und Lehrte her vereinigen sich die Bremer und Hamburger Linie in Hannover, um von dort in den Richtungen nach Hameln - Altenbeken, Göttingen, Hildesheim - Goslar und Braunschweig - Magdeburg wieder auseinanderzu strahlen. Quer durch legt sich die große West-Ost-Achse Köln - Berlin, die moderne Nachfolgerin der Straße, die im frühen Mittelalter eng an den Rand des Deisters geschmiegt südlich von Hannover vorbeigeführt hatte.

Die Industrie vereinigt die Vorteile der Gebirgsrandlage: Steinkohle im Deister bei Barsinghausen und Asphaltgruben in Limmer mit den Bodenschätzen des Tieflandes: Kali und Salze und Erdöl auf der Lehrter Salzlinie und bei Nienhagen und Wietze an der Aller. Hannover verfügt über Torf aus den Mooren, die den ganzen Osten der Stadt umgeben, und liegt nahe genug an der See, um mit



Hannover. Das Leibnizhaus.

Vorteil eine Industrie aufbauen zu können, die ganz auf Einfuhr ihrer Rohstoffe angewiesen ist wie die Continental Caoutchuk und Guttapercha Compagnie. Seine Firmen sind über Deutschland hinaus berühmt: Günter Wagner Farben, Hanomag Automobile, Bahlsen Kekse.

Seine Einwohnerzahl, die beim Tode Ernst Augusts die 30 000 eben überschritten hatte, stand 1936 auf 448 000.

Den großartigsten Anblick bietet es dem, der es abends, mit dem Wagen aus Hameln kommend, von den letzten Hügeln herab erblickt. Das Auge, eben noch gewohnt, das Blickfeld durch Berge begrenzt zu sehen, taucht auf einmal in einen grenzenlosen Himmel und in eine grenzenlose Ebene darunter. Den Horizont zwischen beiden nimmt die flache und ein wenig formlos ausgebreitete Masse der Häuser Hannovers ein, überglitzert von der vergoldeten Kuppel seines Rathauses, überragt von der ersten Vertikale des Marktkirchenturmes, und mit den weit herausgeschobenen Vororten, dem dunklen Fleck der Eilenriede, dem Spiegel des neugeschaffenen Maschsees und dem Gewirr seiner Schrebergärten sich in der norddeutschen Tiefebene fast verlierend.



Das Harzvorland

Wie eine Bastion springt der Harz aus dem nach Südosten abweichenden Zug der Mittelgebirge in die Ebene vor. Und wie zu einer Festung ein Glacis gehört, so gehört zum Harz das Harzvorland.

Nach Osten hin verliert das Gebirge seinen Charakter allmählich; kein Steilabfall erhebt sich hier beherrschend über die Ebene; weich ineinandergeschoben verwachsen die letzten Ausläufer des Harzes mit der bewegten Oberfläche des mitteldeutschen Raumes.

Nach Norden aber fließt der Blick des wissenden Betrachters vom Rande des gewaltigen Gebirgsstocks bis weit in das norddeutsche Tiefland. Hier dehnt sich zwischen der Bode im Osten und der Innerste im Westen das eigentliche Harzvorland. Wie zwei ausgebreitete Arme begleiten die beiden Flüsse es nach Norden, die Bode zwar nur bis Ischersleben, wo sie, einem alten Urstromtal folgend, nach Südosten umbiegt; aber 10 Kilometer nördlich von ihrem Knickpunkt entspringt die Aller und verlängert, nach Nord-Nordwesten fließend, die östliche Grenzlinie des Harzvorlandes, die Grenze gegen die Elbe und den deutschen Osten.

Vier Städte teilten im hohen Mittelalter die Machtsphäre dieser Landschaft untereinander: Hildesheim und Halberstadt, Goslar und Braunschweig. Paarweise verbunden ergeben sie ein Kreuz, dessen einer Balken auf der Harzfront senkrecht steht, während der andere zu ihr parallel läuft. Wenn wir den Vergleich mit den Armen beibehalten wollen, so wären Hildesheim und Halberstadt die Hände; die Richtung Goslar - Braunschweig aber zielt wie Kopf und Gesicht vom Bergland aus in die Ebene.

Gewiß sind das nur Vergleiche; aber ein wenig helfen sie uns doch vielleicht den Sinn dieser vier für Geschichte und Geschehen dieser Landschaft so wichtigen Punkte besser einzusehen: in Goslar saß der Kaiser, in Braunschweig sein stärkster weltlicher Rivale, der Welfenherzog, in Hildesheim und Halberstadt aber die Bischöfe dieses Landes, die im Sinne des hohen Mittelalters als erste Beamte des Kaisers hier walten sollten.

Fast genau auf der Linie Goslar - Braunschweig stößt die Oker in das Harzvorland hinein. Bei Braunschweig tritt sie hinaus in die wirkliche norddeutsche Flachlandschaft, in den Schutt der Eiszeitgletscher, unter dem die energisch bewegten Profile gefalteter Täler und Berge begraben liegen.

Braunschweigs Bedeutung ist somit: am nördlichen Rand des Harzvorlandes zu liegen, noch teilzuhaben am Flachland. Und das heißt heute: Reichsautobahn von Berlin über Hannover nach dem Ruhrgebiet; und das heißt weiter: Hafen am Mittellandkanal. Allerdings liegt Braunschweig nicht so günstig wie Hannover - am "Nordkap" der deutschen Mittelgebirge - und so geht die Hauptisenbahn vom Industriegebiet nach Berlin noch weiter nördlich über Oebisfelde. Braunschweig selbst liegt nur an der weniger wichtigen Linie über Magdeburg. Aber das hängt schon mit der Eisenbahnpolitik Preußens nach 1866 zusammen und ist somit nur indirekt eine Folge der landwirtschaftlichen Eigenart, aus der in mannigfaltiger Geschichte der braunschweigische Staat erwuchs, das Harzvorlandsterritorium, zu dessen Umgehung der Flachlandstaat Preußen nach der Einverleibung Hannovers die direkte Eisenbahnlinie über Oebisfelde - Stendal schaffen mußte.

Mehr als tausend Jahre Geschichte trennen dieses Herzogtum Braunschweig von den Anfängen geschichtlicher Besiedlung des Harzvorlandes; und nicht nur dieses eine Jahrtausend, sondern noch mehr die vielen tausend Jahre vorgeschichtlichen menschlichen Lebens in diesem Raum weisen uns immer wieder auf die Bedeutung jenes Nordrandes hin, an dem Braunschweig liegt: er ist zugleich der nördliche Grenzrand der Lößverbreitung.

Diese **Grenze**, die vor der Mündung der Innerste in die Leine in genau westöstlicher Richtung auf Braunschweig zu läuft, dort die Oker überschreitet und kurz hinter Helmstedt die Aller schneidet, diese Grenzlinie trennt ein Gebiet natürlicher Fruchtbarkeit im Süden, das eigentliche Harzvorland von dem teils sandigen, teils moorigen, künstlicher Düngung bedürftigen Boden im Norden. Heute noch, nachdem dieser Unterschied sich schon seit mehreren Generationen zu verwischen beginnt, wohnen "auf dem platten Lande" (= in Gemeinden mit weniger als 2000 Einwohnern) südlich dieser Linie durchschnittlich 90 Menschen auf dem Quadratkilometer, nördlich aber nur 30. Und auf einer Karte der Verteilung des Gartenlandes steht großen, beinahe leeren Flächen im Norden ein dichtes Gedränge im Süden gegenüber.

Aber die Fruchtbarkeit des Bodens hat im Harzvorland nicht nur eine sehr frühe und dichte Besiedelung ermöglicht, sondern auch fremde wandernde Stämme angelockt, so daß wir leicht einen Zusammenhang erkennen, wenn wir von Braunschweig aus nach dem Harz zu den Anteil der blonden und blauäugigen Menschen in der Bevölkerung abnehmen sehen.

Schon einmal im 3. Jahrtausend vor Christi Geburt, also in der Steinzeit, gehörte das ganze Harzvorland zu einem aus dem Süden Europas bis hierher reichenden Kulturkreis (der Bandkeramik), und erst nördlich der Lößgrenze begann das Herrschaftsgebiet der nordischen Völker, die ihre Toten in den Riesensteingräbern der Heide beisetzen.

Immer wieder ist dann der Kampf zwischen Süden und Norden um dieses begehrte Stück Erde entbrannt. Am Eingang der geschichtlichen Zeit finden wir die Thüringer in seinem Besitz. Und als das Thüringerreich 535 zusammenbricht, schieben sich von Norden her sächsische Kolonisten in das Harzvorland. Rodersdorf nennt die unter Anführung eines Roderich stehende Schar ihr Dorf, Gersdorf die Schar des Gerwig das ihre. Diese auf -dorf und -dorp endigenden Ortsnamen lassen uns noch heute erkennen, wie die Neuankömmlinge zwischen den thüringischen, auf -ingen und -leben getauften Siedlungen Platz genommen haben.

Norddeutsche und mitteldeutsche Art vermischte sich hier im Schatten des Harzes. "Osterleute" hieß die Bevölkerung bei den alten Sachsen. Aber zum sächsischen Nordwestdeutschland gehören sie doch auch, und diese Zugehörigkeit bekommt ihren staatlichen Ausdruck, als Karl der Große das ganze Volk der Sachsen unterwirft und mit ihnen auch das Harzvorland dem Frankenreiche einverleibt. Die Gruppe der "Ostfalen" steht jetzt gleichberechtigt neben den Engern an der Weser und den Westfalen in der Münsterschen Bucht.

Als neue Siedlungsschicht legen sich nun über das Land die Dörfer, deren Namen auf -haus und -hausen endigen - hier standen feste Häuser zum Schutz der neuen Herrschaft - und die mit der Endigung -rode. Denn die planmäßige Rodung und Besiedlung des Harzrandes kommt jetzt nach 800 in Gang.

Und auch zu den ersten Städten des Landes werden jetzt die Keime gelegt. Es sind die **Bischofssitze**, von denen aus das dicht besiedelte Land verwaltet werden soll. Westlich der Oker entsteht **Hildesheim**, östlich das Bistum **Halberstadt**. Beide, zuerst an anderen Punkten gegründet, werden nach Karls d. Gr. Tode an ihre heutigen Stellen übertragen. Und in beiden wird die Domburg zu einer geschlossenen Zelle in der späteren Stadt.

Nichts ist für **Halberstadt** charakteristischer, als daß man die Stadt, den Hauptstraßen

folgend, durchstreifen kann, die behäbigen Traufenhäuser mit den langen Reihen ihrer Fachwerkkonsolen bewundern, Fischmarkt und Holzmarkt mit Rathaus und Roland, die städtischen Kirchen S. Paul und S. Martin und S. Katharinen betrachten und erst nach einer Stunde durch einen kleinen Durchgang oder eine enge Gasse den Zugang finden mag zum Domplatz, der wie eine langgestreckte Insel von rund geführten Häuserreihen eingedeicht im Strom der Straßen und der Märkte liegt.

Eine Welt voll Ruhe und voll Majestät. Hundert Meter lang der Dom, eine gotische Kathedrale, deren Doppelturmfassade und westliche Joche zum Reinsten und Edelsten gehören, was die beginnende Gotik in Deutschland hervorgebracht hat. Im Inneren eins der schönsten romanischen Triumphkreuze, eine bezaubernde sitzende Madonna aus der spätromanischen Zeit und hochromanische Teppiche, in deren Gewebe Figuren von seltsam großartiger Feierlichkeit sich bewegen.

Ein paar hundert Schritt führen uns am anderen Ende der Domfreiheit in den stillen Kreuzgang der Liebfrauenkirche und zu den adelig schönen Gestalten der Apostel an den Chorschranken des romanischen Innenraumes. Die einfache und edle Rundung ihrer Gesichter, der schwungvolle Wurf der Gewänder verleihen diesen Reliefbildern einen Hauch antiken Lebens, der uns halb unbewußt daran erinnert, wie oft der Süden bis in diese Gegend gewirkt hat.

Wir treten aus der kühlen Kirche ins Freie. Wir blicken vom Huy, der im Norden Halberstadts, eine Stunde Fußweg von der Stadt entfernt sich erhebt. Wie eine langgestreckte Schanze liegt sein 310 Meter hoher Muschelkalksteinrücken etwa 15 Kilometer weit vor dem Harz, und zwischen ihm und dem blauen Steilabfall des Gebirges ragen die acht Turmspitzen der alten Bischofsstadt in den Himmel, ein Bild der Geborgenheit: die flache weich gewölbte Mulde fruchtbarer Erde, die an Korn und Früchten reiche Ernten bringt, und mitten darin die alten grauen Kirchen, in deren Bildwerken eine ähnliche Geborgenheit sich mit der großen Form der Berge, die im Süden greifbar ragen, harmonisch und glücklich verbindet.



Halberstadt. Der Fischmarkt.

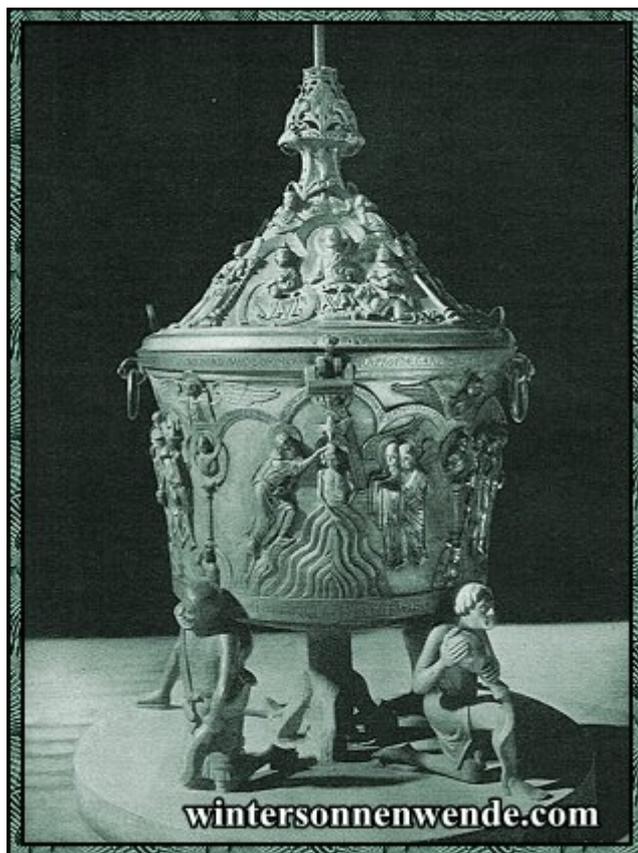
Auch **Hildesheim** liegt "im Potte", wie der Hannoveraner in unseren Tagen sagt. Von mäßigen Bergzügen rings umgeben ist der Ort; nur nach Nordwesten geben sie den Weg frei zur Ebene. Ein breites Tor, durch das die Innerste zur Leine fließt. Das Tal, aus dem sie kommt, ist enger, führt in ein paar großen Windungen ansteigend direkt zur Nordwestecke des Harzgebirges und ist wirklich der westliche, viel umkämpfte Arm des Harzvorlandes. Hier bei Lutter am Barenberge erzwang sich Tilly 1626 den Eingang nach Norddeutschland. Hier liegen die alten Burgen und befestigten Klöster des Hildesheimer Stifts, Marienburg und Derneburg.

An der engsten Stelle des Tales, zugleich an seinem Ende der Ebene zu liegt Hildesheim. Auf einem Hügel an der Innerste die alte Domburg. Und wieder hat sich wie in Halberstadt um ihre rings geschlossenen Mauern städtisches Leben nach und nach entwickelt, besonders im Norden und Nordosten. Im Süden und Westen ist Überschwemmungsgebiet.

Wichtige Straßen vom Westen, von Paderborn und Minden her überschritten hier im Mittelalter - vielleicht schon vor Karls d. Gr. Zeit - die Innerste und führten in der Richtung flußaufwärts entlang nach Braunschweig. An ihrem Zuge bilden sich kurz hinter dem Innersteübergang allmählich Märkte, gekrönt schließlich von Hildesheims städtebaulichem Schaustück, dem Altstadtmarkt mit Rathaus, Knochenhaueramtshaus, Templer- und Wedekindhaus.

Die drei letzteren beweisen, daß in Stein und Holz in Hildesheim der Giebel schon wieder das Gesicht des Hauses bestimmt; wir nähern uns dem Gebiet des reinen Niedersachsenhauses. Und wenn in den Straßen der Stadt oft noch ganze Zeilen die Traufe zeigen, so ist um Hildesheim herum auf dem Lande doch die Grenze erreicht, bis zu der das mitteldeutsche Bauernhaus auf seinem Siegeszuge von Süden her hat vordringen können.

Ein Museum bürgerlicher Baukunst, besonders aus dem 16. und 15. Jahrhundert sind Hildesheims Straßen. In das eigentliche Mittelalter aber führen uns seine Kirchen, die Godehardi- und Andreaekirche und unter barocker Fassade versteckt ein besonders



Hildesheim. Taufbecken im Dom (13. Jahrhundert)

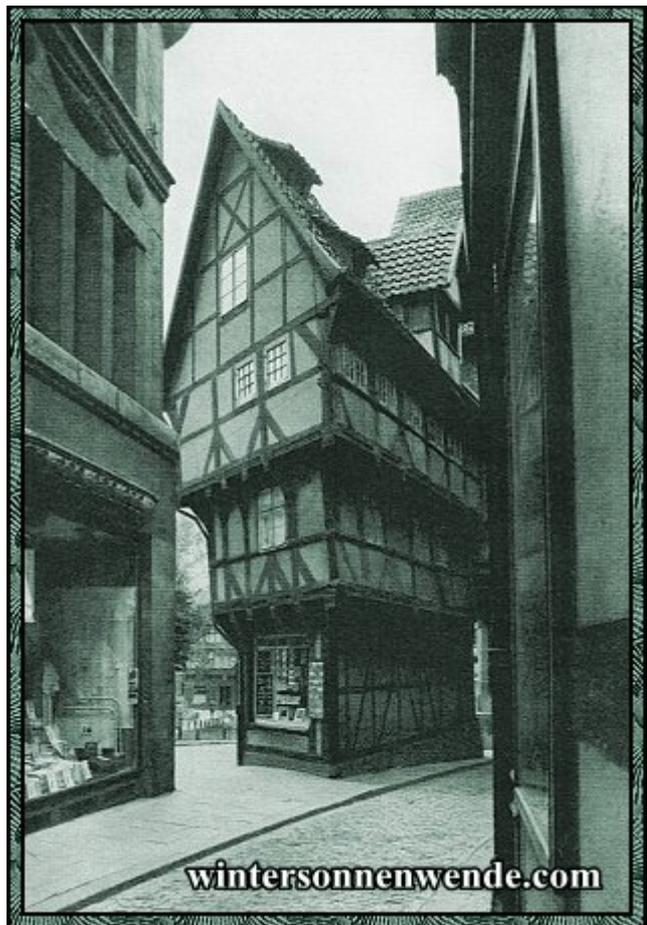


Hildesheim. Ein Renaissance-Haus.

ehrwürdiger Zeuge frühester Vergangenheit, die Kreuzkirche. Der Ruhm der Stadt beruht zutiefst auch gar nicht auf der verwirrend reichen Blüte bürgerlicher Baukunst aus den Zeiten der Spätgotik und Renaissance, sondern vielmehr auf den ein, zwei Gebäuden, mit denen sie noch in eine Zeit des Mittelalters zurückreicht, die mit Glanz erlebt zu haben, wenig Städte sich in Deutschland rühmen können. Es sind die alten Keimzellen Hildesheims, der Dom auf seinem Hügel und das Kloster S. Michael auf einer kleinen Erhebung am Rande der alten Stadt.

Und wie in Halberstadt trennt der Friede einer abgeschlossenen Welt diese Bezirke von der späteren Stadt und macht ihr Bild so unvergesslich. Und vielleicht tönt hier einmal in dem Worte Heimat ein fast erschreckender Nachhall von Geschichte und Vergangenheit mit. Denn es ist doch nicht nur die gegenwärtige breite und kräftige Sprache der baulichen Form, mit der uns der Raum der Michaeliskirche begrüßt, nicht nur der unheimlich erregende Spuk der Figuren, die in den bronzenen Landschaften der Domtür sich jagen, mit einem Wort: nicht nur die sonderbare Schönheit der ästhetischen Form, die sich so unauslöschlich dem Herzen einprägt. Sondern durch diese Formen redet laut, auf diesem Boden, wo einst ein Rosenstock den Kaiser Ludwig festgehalten haben soll, ein toter Mensch zu uns, der größer war als seine künstlerischen Werke: Erzieher und Ratgeber eines Kaisers, Kirchenfürst und Heiliger, der Bischof **Bernward**.

Wenn je der Ruf einer Stadt von einem einzelnen Menschen geprägt worden ist, dann ist es in Hildesheim durch das Leben dieses sächsischen Adligen geschehen, der um 975 hier in die Domschule ging, als Lehrer Ottos d. Gr. am Hofe der Kaiserin Theophanu lebte und 996 als Bischof nach Hildesheim zurückkam. In seiner Gestalt verkörpert sich der leidenschaftlich persönliche Geist der ottonischen Zeit in einer zugleich glühenden und festen Form. Seine Bauten und



Hildesheim. Der Zuckerhut.



Quedlinburg. Schloß und Dom von Südwesten.

Bildwerke stehen am Beginn einer deutschen Geschichte der Kunst, so wie das Kaisertum, dem er diente, am Beginn einer deutschen Staatsgeschichte steht.

Und dieses **ottonische Kaisertum** ist hier am Harz zu Hause. Schon zu Karls d. Gr. Zeit waren die Ahnherren, die Ludolfinger hier begütert. Den Finkenherd, an dem Herr Heinrich saß, sucht man bei Quedlinburg. Den Burgfelsen dieser Stadt, eine steile Sandsteinkuppe im Tale der Bode befestigte dieser erste deutsche König aus sächsischem Stamm, und Quedlinburg muß ihm in seinem Kampfe gegen die Ungarn einer der wichtigsten Stützpunkte an der östlichen Flanke des Harzvorlandes gewesen sein.

Hier liegt der Begründer des Deutschen Reiches auch begraben. Wie leere Kulissen einer gewaltigen Bühne stehen steile Felswände in der Nähe der Stadt, teilweise von vorgeschichtlichen Fluchtburgen gekrönt. In einiger Entfernung erheben sich die waldigen Mauern des Harzes. Wir spüren: diese Stadt und ihre Umgebung waren einmal ein Eckpfeiler der deutschen Geschichte.

Der Sohn Heinrichs I., Otto d. Gr, liegt in Magdeburg begraben. Er hatte in einem Menschenleben die Grenzen Deutschlands in weiter Ausdehnung nach Osten vorgeschoben, gestützt auf den Harz. Und das Harzvorland, das nun nicht mehr Eckpfeiler zu sein brauchte, sollte unter ihm und seinen Nachfolgern zum Mittelpunkt Deutschlands werden. In **Goslar**, nicht weit von dem Punkte, wo die Oker das Gebirge nach Norden verläßt, entsteht eine Kaiserpfalz. Der Rammelsberg bei Goslar liefert königlichen Reichtum. Seit spätestens 970 ist hier der Silberbergbau im Gang, der heute noch neben Blei- und Zink-, Kupfer- und Goldbergbau betrieben wird.



Reichsbauernstadt Goslar. Die Kaiserpfalz (11. Jahrhundert).

Goslar ist heute eine kleine Stadt. Im Kranze seiner kolossalen Rundtürme, im grauen Kleid seiner schieferigen Wände und Dächer wirkt es fast unscheinbar. Aber im Kaiserhaus ruht das Herz eines Kaisers, Heinrichs III., der obwohl selbst nicht mehr vom Harz stammend hier mit seinem Herzen zu Hause war. Und der Adlerbrunnen auf dem Markt, das kostbarste Evangeliar im Rathaus, die doppeltorige Eingangshalle an dem Dom, den Heinrich III. gebaut hatte und den erst die unkaiserlichste Zeit unserer Geschichte, das 19. Jahrhundert hat abbrechen lassen, reden heute noch

zu jedem, der es hören will, vom alten Glanz der Kaiserstadt.

Kaiserlicher Glanz liegt über dem ganzen Harzvorland. Ob in der Schatzkammer der Stiftskirche von Quedlinburg das entzückte Auge Reliquienkästen und Gobelins, würdig einer Kaisertochter oder Äbtissin, bewundert oder in der vom Markgrafen Gero gestifteten, bezaubernd luftigen Klosterkirche Gernrode die edlen Figuren des Heiligen Grabes, ob aus der späten Zeit des staufischen Kaisertums die hoheitsvollen Schmuckfiguren am Portal des Goslarer Domes oder die ähnlich stolzen Apostel an den Chorschranken von S. Michael in Hildesheim, in allen diesen Bildern spiegelt sich die reiche Harmonie der Landschaft, die im Einklang weitgespannter Gegensätze, fruchtbarer Mulden und steinerner Bergwände sich aufbaut.

In diesem Lande, in dem sich die Kulturen des Südens und Nordens von altersher berühren, in diesem Lande konnte ein Kaisergeschlecht, in dessen Adern sich griechisches Blut mit deutschem mischte, den stolzen Versuch unternehmen, ein römisches Reich deutscher Nation zu verwirklichen. Wer will sagen, ob solche Versöhnung, die in der Kunst wie in der Politik ihren Ausdruck gefunden hat, ganz ohne Spuren an dem Lande vorübergegangen ist? In Quedlinburg jedenfalls wird "in der Fülle der Zeiten... der erste große sächsische Dichter" geboren, der zugleich "seit 500 Jahren wieder der erste große gemeindeutsche Dichter" ist (Nadler). Es ist Friedrich Gottlieb **Klopstock**, mit dessen Gedichten der Knabe Goethe aufwächst.

Aber zunächst ist es nach dem Glanz der Kaiserzeit besonders still um dieses Land geworden. Die Stadt Goslar, die heute als Reichsbauernstadt in aller Munde ist, hat fast 500 Jahre lang einen Dornröschenschlaf gehalten. Hildesheim und Halberstadt sind als Stätten geistigen Lebens und Mittelpunkte kirchlicher Territorien immer lebendiger geblieben, aber weder von Bauten noch von Taten weiß der Chronist besonderes aus diesen Jahrhunderten zu berichten. Eine nach der anderen fallen die alten Städte mit ihren Landschaften dem heranwachsenden Staat des Tieflandes zu. Halberstadt wird 1648 preussisch, Quedlinburg 1698, Hildesheim und Goslar erst 1803 durch die Säkularisierung (endgültig erst 1866).

Heute noch lauscht man in Goslar und am Harzrand aufmerksamer als anderswo auf den Vogelsang; ganz wie zu Zeiten König Heinrichs. Nur sind es heute außer den Finken auch die Kanarienhähne, die man züchtet und von denen der Besucher, wenn er Glück hat, einmal einen frei in Goslars Straßen herumflattern sehen kann. Und heute wie zu alten Zeiten gibt der Boden zwischen dem Harz und der Heide fruchtbare Ernten. Nur sind es jetzt in erster Linie die Zuckerrüben, die man anbaut. Im ganzen Gebiete, besonders aber um Hildesheim herum gibt es Zuckerfabriken; und der Stichkanal, der die Bernwardsstadt mit dem Mittellandkanal verbindet, dient dem Gewerbe einer auf ihre Landwirtschaft gestützten geschäftigen Mittelstadt von 64 000 Einwohnern. Auch Halberstadts 50 000 Bewohner leben hauptsächlich von der Landwirtschaft der Umgebung. Die Kleinstadt Quedlinburg hat sich ganz auf Gartenbau und Samenzucht eingestellt. Und dazu haben alle die kleineren Städte des Harzrandes Fremdenverkehr, Wintersport- und Sommerfrischengäste: Wernigerode, Blankenburg, Harzburg und natürlich auch das alte Goslar.

Völlig anders ist das Schicksal von **Braunschweig** und seiner Umgebung, und das ist nicht anders zu erwarten bei seiner exponierten Lage. Seine Geschichte kennt notwendigerweise nicht diesen Glanz der Kaisertage. Den lieblichen Gestalten der Hildesheimer und Halberstädter Schranken steht hier die fast furchteinflößende Maske des Imerward-Kreuzes im Dom gegenüber; und der reichen Schar der Gönner nur die eine leidenschaftlich ernste und gewalttätige Gestalt Heinrichs des Löwen. Sein Wappentier steht seit 1166 in Bronze, hart und scharf geschnitten auf dem Burgplatz und peitscht mit dem langen Schweif die Platte des Sockels. Gegenüber erhebt sich düster, auch im Innern dunkel und drückend, aber dabei gewaltig und ernst der Dom, den Heinrich bei seinem Tode 1195 im wesentlichen vollendet hinterließ.

Auf dem schweren romanischen Unterbau erhebt sich erst im folgenden Jahrhundert die in ihrer knappen und straffen Profilierung unübertrefflich schöne Doppelturmfassade, die zum Vorbild der drei größten Braunschweigischen Stadtkirchen werden sollte, S. Martini, S. Andreae und S. Katharinen. Allein die ungefähr gleichzeitige Erbauung dieser drei bedeutenden Hallenkirchen, von anderen kleineren kirchlichen Bauten gar nicht zu reden, läßt die Leistungsfähigkeit der jungen Stadt im 13. und 14. Jahrhundert erkennen. Dreifach wiederholt in diesen Fassaden die Bürgerschaft die Form des Löwendomes, ein stummer Dank an den großen Politiker, der seiner Residenzstadt, die aus kleinen dörflichen Siedelungen des 9. Jahrhunderts nur langsam heranwuchs, im 12. Jahrhundert durch energische Erweiterungen und rücksichtslose Begünstigung ihres wirtschaftlichen Lebens Kraft und Raum zu ihrer bedeutenden Entfaltung gesichert hatte.



Braunschweig. Alte Waage mit Andreaskirche.

Es mag an dieser Hilfe liegen, es mag auch die Landschaft und die im Angesicht der Tiefebene weiterdenkende, großzügiger planende Bevölkerung ein Wort dabei mitgeredet haben, jedenfalls bewegt sich Braunschweigs Lebenslinie nicht wie die von Hildesheim und Halberstadt und Goslar im späten Mittelalter langsam abwärts, sondern steigt, wenn auch allmählich, zu immer größerer Bedeutung und Wirksamkeit.

Seine Entwicklung ähnelt in ihrer Beharrlichkeit am ehesten der Nachbarstadt Hannover. Nur mag es die Mischung mit beweglicherem leidenschaftlicherem mitteldeutschem Volkstum bewirkt haben, daß die Braunschweiger, als der Landesherr, der inzwischen in Wolfenbüttel residierte, im 17. Jahrhundert die reiche Stadt sich wieder botmäßig machen wollte, nicht mit sauren Mienen ihre Tore öffneten, sondern mit ebensoviel Trotz wie Leichtfertigkeit den Kampf aufnahmen. Dem besser ausgerüsteten Fürsten mußten sie unterliegen, und im Jahre 1671 hat sich die Stadt ergeben. Nun ziehen in rascher Folge die Ämter der Regierung hier ein, und nach knapp 80 Jahren wird auch die Hofhaltung nach Braunschweig verlegt.

Für die Stadt **Wolfenbüttel** - ein wenig okeraufwärts - deren ganze Bedeutung im Grunde auf ihrem Residenzdasein beruhte, beginnt damit die lange Einsamkeit, in der das Städtchen heute noch mit der Landesbibliothek, in der Lessing tätig war, mit dem reizenden Wohnhaus des Bibliothekars aus dem 18. Jahrhundert, mit seiner Renaissance-Stadtkirche und seinem malerischen Schloß und Zeughaus verharret.

Braunschweigs Entwicklung aber knüpft an die glorreichen Abschnitte seiner mittelalterlichen Geschichte, an das Renaissancejahrhundert seines Gewandhauses und seiner stolzen traufengeschmückten Bürgerhäuser die neue Epoche der fürstlichen Baukunst mit Schloß Richmond, dem Landschaftlichen Haus, den Wohnbauten eines David Gilly und Krahe und Ottmers Schloß- und Bahnhofsbauten an.

Relativ begünstigt von seiner landschaftlichen Lage gerät es nie ganz in eine abseitige Stellung zu den großen Verkehrswegen und entwickelt zumal in den letzten hundert Jahren eine reiche und

vielseitige Industrie, die einem großen Teil der 170 000 Einwohner Brot und Arbeit gibt. Die Spargel des nördlich anschließenden Sandbodens ebenso wie die Gemüse und Obstsorten aus den südlichen Lößbodenbezirken verarbeitet seine in Deutschland berühmte Konservenindustrie; seine Wurst-Fleischwaren- und Zuckerfabriken bauen gleichfalls auf der Landwirtschaft der Umgebung auf. Die Maschinenfabriken und Waggon- und Automobilwerkstätten dagegen setzen die Eisenerzschätze und Braunkohlenlager voraus, die der Boden des Landes Braunschweig in immer größerer Menge hergibt.

Es ist ein anderes Bild, als wenn am Harzrande auf irgendwelchen Erzvorkommen kleine Industrien in Thale und in Oker sich erheben; irgendwie paßt das alte Bild der Waldschmiede noch auf diese Gebilde, das Landschaftsbild vermag sie noch in seine großen Formen einzuordnen. Zwischen den buchenbestandenen weichgewölbten Höhenzügen von Elm und Lappwald dagegen, in den verfließenden Ackerbau- und Wiesentälern zwischen Helmstedt und Schöningen brechen die oft 90 Meter tief in die Erde greifenden Tagebaue der **Braunkohlengruben** wie riesige Wunden auf.

30 Kilometer lang zieht sich in nordwest-südöstlicher Richtung zwischen den beiden Bergwäldern das etwa 50 Meter tief versunkene tertiäre Waldmoor hin. Und über seiner Ausdehnung wächst ein Industriegebiet mit allen Erscheinungen solcher Gebiete: Arbeitersiedlungen, Kraftwerke, Brikettieranlagen, Seilbahnen, Schornsteine. Das läßt sich nicht mehr einordnen. Das macht sich breit zwischen der idyllischen Schönheit der Halberstädter Mulde, dem stillen Frieden des Klosters Hamersleben und der kleinstädtischen Ruhe des uralten Helmstedt, wo schon in karolingischer Zeit der Hl. Ludgerus eine Missionskapelle errichtete, von der noch heute Reste zu sehen sind, wo 1576 der braunschweigische Herzog Julius eine protestantische Universität gründete, deren um 1595 errichtete Renaissancegebäude noch stehen, und wo wie in alten Zeiten heute noch in den Höfen und Ställen der Klosterdomäne die riesigen Schafherden sich drängen.

So bewirkt hier die Industrie ein Auseinanderfallen der Landschaft. Und ganz ebenso im Westen von Braunschweig. An der Grenze zum preußischen Gebiet, südlich von Peine, das den Nutzen davon hat, werden dort von der Ilseder Hütte große **Eisenerzlager** ausgebeutet und vom Peiner Walzwerk weiter verarbeitet. Andere Lager, vierfach und fünffach so groß und noch kaum in Angriff genommen, finden sich in der Gegend von Salzgitter, am Ostrande des Innerstetales.

Nehmen wir hinzu, daß in der gleichen Landschaft auch zahlreiche Salzstöcke bis in abbauwürdige Tiefe unter der Erdoberfläche anstehen, Salzquellen aufsprudeln - Salzgitter und Salzdetfurth bezeugen es mit ihren Namen - so fügt sich damit die letzte Ergänzung in das industriell beeinflusste Bild dieser Landschaft ein: der Kalibergbau mit seinen Fördertürmen, Aufbereitungsanlagen, Gleisanschlüssen. Seltener Erdölvorkommen stehen wohl in Verbindung mit den reicheren Erdölgebieten an der Aller bei Nienhagen und Wietze-Steinförde.

Irgendwie scheint hier in der Landschaft selbst eine Disposition zur Zersplitterung zu liegen. Nicht nur, daß zwischen dem Innerstebergland, dem Oderwald an der Oker, der Asse, dem Elm und dem Lappwald rings um Braunschweig die Oberfläche der Erde in unzusammenhängende Talabschnitte zerlegt ist, es drängen auch noch aus der Tiefe die Bodenschätze und zerstreuen punktartig die Kräfte des menschlichen Lebens auf die Schächte, Gruben und Quellen.

Und ist die Geschichte dieses ganzen Landes denn etwas anderes als eine fortgesetzte Bestätigung dieser Disposition? Nicht kaiserliche Sammlung wie im Schatten des Harzes, sondern unruhige, kampferfüllte Aktivität. Ein Kaiser kam von hier: Lothar von Süpplingenburg. Süpplingenburg im heutigen Braunkohlengebiet. Aber er hat keine Dynastie begründen können. Zu seinem Schwiegersohn hat er einen Welfen gemacht, den Bayern Heinrich den Stolzen, dem er dann auch das Herzogtum Sachsen verlieh. Dessen Sohn, Lothars Enkel ist der ruhelose und schließlich unglücklich endigende Heinrich der Löwe. Er hat übrigens die Grabkirche Lothars, die feierlich

strenge Stiftskirche Königslutter am Elm vollendet.

Und die Geschichte dieses nun welfischen Territoriums? Zuerst ein leidenschaftliches Ausgreifen nach Norden und Osten. Die weiten Flächen der Heide und des Elbstromlandes locken. Eine ins Weite und Große schweifende Phantasie, der vielleicht der Sinn für Maß und Verhältnis fehlte. Eine Aktivität, die mit der kaiserlichen auf den Harz gegründeten Stellung zusammenstoßen mußte. Der Löwe wird zu Boden geschlagen. Von seinem riesigen Kolonialgebiet bleibt ihm nichts, nur das Eigengut seines Hauses.

Zwischen Aller und Innerste, nördlich kaum den Lößrand überschreitend, südlich am Bruchgraben, einem alten Urstromtal zwischen Oschersleben und Hornburg, anhaltend, liegt heute noch der Kern des braunschweigischen Landes. Splitter greifen um Blankenburg und Harzburg in den Harz hinein und westlich von Goslar um den Harz herum. Der Rest verliert sich mit schmalen Landbrücken über Gandersheim ins Weserbergland.

Hier ist kein einheitliches politisches Gebilde entstanden, wie es etwa das Bistum Halberstadt in seiner Mulde und Hildesheim im Tal der Innerste von Anfang an waren. Der leidenschaftliche Wille hat in der Geschichte nicht erreichen können, was in der Landschaft nicht vorgebildet war.



Geest, Heide und Moor

Der Mittellandkanal zeichnet von der nordwestlichen Spitze des Teutoburger Waldes aus nach Osten an den Punkten Minden, Hannover, Braunschweig und Oebisfelde vorbei einen Strich in das Kartenbild der nordwestdeutschen Landschaft, der höchst anschaulich das Aufhören des Mittelgebirges und den Beginn des Tieflandes unterstreicht.

Das Tiefland, aufgeschüttet von den Gletschern der Eiszeit, ist weniger fruchtbar als der Nordrand des Mittelgebirges, über dem wie ein Schleier der Lößstaub liegt. Die Lößgrenze verstärkt die Scheide zwischen beiden Landschaftsräumen noch einmal; und wie von selbst sinkt jenseits dieser Linie die Bevölkerungsdichte auf 60, unter 60, ja auf 30 und ganz im Inneren des Tieflandes auf unter 30 pro Quadratkilometer.

Die Fläche, die ein Bauer braucht, um existieren zu können, wird auf diesem Boden immer größer. Die Ernteerträge sind niedrig; und dazu ist oft ein großer Teil des Bodens Ödland. Die Kulturfläche schrumpft an den ungünstigsten Stellen bis auf ein Zehntel des ganzen Besitzes zusammen.

Ödland sind Heide und Moor. Am Ende des 18. Jahrhunderts bedeckten sie fast lückenlos die ganze Geest, das Tiefland zwischen der Elbe und der holländischen Grenze, und griffen wie mit Fingern, soweit die eiszeitliche Aufschüttung reicht, bis an die Küste, die sie bei Esens in Ostfriesland beinahe und westlich von Cuxhaven tatsächlich erreichten.

Entgegengesetzt griff das Marschenland der Küste mit fruchtbarem Schwemmboden entlang den großen Flüssen, Ems, Weser und Elbe tief in die Geest hinein. Als unwirtliche und unfruchtbare Barriere lag das Geestland damals zwischen dem dichtbesiedelten Rand des Mittelgebirges und dem fruchtbaren Saum der Küste.

In den letzten hundert Jahren hat sich dieses Bild ein wenig verwischt. Trockenlegung der Moore und Rodung der Heideflächen haben dem Ackerbau und der Forstwirtschaft große Flächen erschlossen, Heide und Moor sind zu Inseln geworden.

Auf allen Seiten bricht die Flut der Kultivierung Stücke ihrer alten Einsamkeit ab. Sie bestimmen noch immer das Bild dieser Landschaft, aber nur an zwei, drei Stellen beherrschen sie es noch wie früher: als Moor im Emsland und als Heide auf dem Hümmling und dem Landrücken im Regierungsbezirk Lüneburg zwischen Aller und Elbe, der heute noch den Namen Lüneburger Heide führt.

Man würde sich eine völlig falsche Vorstellung vom norddeutschen Tiefland machen, wollte man glauben, es sei flach. Dieser **Landrücken** zwischen Aller und Elbe, den im Osten eine an der Ilmenau entlang leicht gekrümmte Linie zwischen den Punkten Harburg, Lüneburg, Uelzen und Gifhorn umschreibt und der nach Nordwesten hin zwischen Bremen und Stade allmählich auf die 10 Meter-Höhenlinie heruntersinkt, erreicht im Wilseder Berg und den Schwarzen Bergen bei Harburg Höhen von 169 und 155 Metern. Dabei greifen Täler, deren Sohlen unter hundert Meter Höhe liegen, weit in sein Inneres hinein.

Aber bei aller reichen Bewegung dieser Landschaft ist der Eindruck nicht etwa bergig. Alle Umrißlinien sind flach gekrümmt. Man spürt im Profil dieser Hügel den Schutt, aus dem sie aufgehäuft sind. Nicht aus festem Stein haben Wasser und Kälte diese Formen genagt; eine vom Wetter der Jahrtausende verwaschene **Moränenlandschaft** liegt vor uns.

Wie Wellen schieben sich die weichen Wölbungen bis zum Horizont hintereinander. Oft tritt weißer Sand an die Oberfläche, Dünen treibt der Wind an manchen Stellen vor sich her.

Was hier leben will, muß anspruchslos und zäh sein; die Heide, die ihre Blätter vor dem austrocknenden Wind zu nadelartigen Gebilden zusammenkrümmt, die Birke, die am Saum der langen sandigen Straßen steht, der Ginster, der mit seinen gelben Blüten als erster im Mai den düster schweigenden Frühling der Heide unterbricht, und der Wacholder, "der zäheste unter den Nadelhölzern unserer Heimat und vielleicht der zäheste Baum unseres Kontinents" (Koelsch), der so unendlich langsam wächst, daß er hunderte von Jahren zu seinem Leben braucht. Manchen, der heute noch sein blaugrünes Stachelfell wie ein bepelzter alter Kobold in der Sonne glitzern läßt, haben vielleicht schon die Musketen der Dänen im Dreißigjährigen Kriege gestreift; und es ist nicht unmöglich, daß mittelalterliche Lanzen seine Nadeln berührt haben und die Hufe eines Pferdes, das Heinrich den Löwen von Braunschweig gegen Bardowiek getragen hat.

Es ist, als ob in dieser Luft und diesem Raum nur Fuß fassen könnte, was langsam wächst. Seit die Welt das schnelle Wachstumstempo der Geschichte angeschlagen hat, ist die Heide immer mehr verlassen worden. Aber in jener Zeit, die wir die **Vorgeschichte** nennen, als noch nicht aus begrifflichen Staatenwesen, sondern aus Stamm und Familie wie aus dunklen Quellen alle Bewegung sich sickernd ergoß und in unendlich langsamem Kreislauf wieder in diesen Schoß zurückfloß, in jener unbewußten, wenig künstlichen Zeit war die Heide das Land, in dem die Menschen nordischer Rasse die riesigen Steingräber errichteten, die heute noch bei Fallingbommel und an manchem anderen Ort eine dunkle Ahnung erwecken von der tiefen Verwandtschaft dieser vorzeitlich gewaltigen und stummen Geschöpfe mit der trägen, eintönigen und unendlichen Hügellandschaft, die sie getragen hat.

Die ungeformten Bausteine dieser Hünengräber, die großen Findlingsblöcke lagen in den Moränen bereit, aus deren Sand der Wind oder die suchende Hand des Jägers auch die erste Waffe, den Feuersteinkeil, wühlte.

In diesen Gräbern sind keine Götterbilder gefunden worden, weder in menschlicher noch in tierischer Gestalt, wohl aber Töpfe und Schalen mit spröde geometrischen Rißornamenten. Ihr nüchterner Ernst hebt sich auffallend ab von dem anmutigen, gestaltreichen Formenspiel einer südlicheren Gruppe steinzeitlicher Gefäße, der sogenannten Bandkeramik, die in Deutschland von

der Donau bis zum Harz reicht und deren Töpfereien mit phantasievollen, oft sogar farbigen Spiral- und Schleifenformen verziert sind, die ebenso lustig wie oberflächlich über die konstruktiven Einteilungen des Gefäßkörpers hinweghuschen.

Diese beiden Gruppen trennt wieder der Mittelgebirgsrand etwa auf der Höhe Hannover - Braunschweig. Die ersten ernsten und kargen Gefäße finden sich nördlich dieser Linie und ausnahmslos beherrschen sie dann die Heide im Norden der Aller.

Es ist ein ernstes und karges Land. Und von den Pflanzen, die zur Eiszeit hier ihr Leben fristeten, haben einige ihren Standort bis heute nicht verlassen. Die arktische oder subarktische Zwergbirke findet man in Deutschland einzig in der Lüneburger Heide.

Es sind genügsame Tiere, die hier ihr Fortkommen finden. Vielleicht schon Genosse des Steinzeitmenschen zieht die **Heidschnucke** heute noch über die gleichen Hügel und zerkaut das zähe Kraut, trägt drei Pfund grober Wolle im Jahr und 20 - 25 Pfund Fleisch im Herbst, wenn sie fett ist. In einfachen giebeligen Ställen verbringt die Herde die Nacht.

Der erste Schafstall wird nicht anders ausgesehen haben als die, die heute noch stehen:

Ein Fundament aus Findlingsblöcken, zwei Längsreihen hölzerner Ständer, das lange

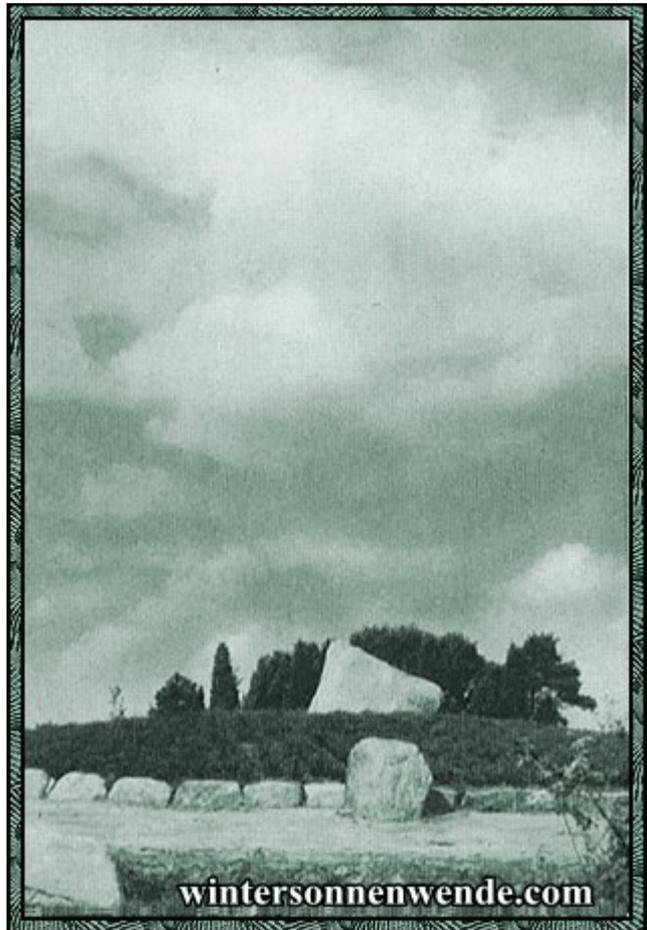
Satteldach tief heruntergezogen, so daß es oft den Erdboden berührt oder nur eine niedrige Wand stehen läßt. Mit Heideplaggen bedeckt oder, wo Roggen gebaut wird, mit Stroh, war es Stall und wurde zum Haus, in dessen mächtige giebelseitige Einfahrt die Erntewagen fahren konnten, während das Vieh im schmalen Raum zwischen Ständer und Außenwand seinen Platz hatte.

Der Mensch richtete sich am hinteren Ende der großen Halle seinen Schlaf- und Herdraum her. Hier wuchsen später dann Kammern und Stuben und schließlich auch abgetrennte Küchen- und Vorratsräume - aber ursprünglich ging das alles: Wohnen, Kochen, Schlafen und Essen im gleichen Raume vor sich, in dem das Vieh mit den Ketten klirrte und stampfte. Und heute noch findet man hier und da in einem alten Bauernhaus eine Diele, an deren Ende der Kessel über dem offenen Herdfeuer hängt.

Wo Schnucken sind, sind auch **Bienen**. Die Schnucke hält den Wald durch ihren Weidegang nieder. Wo kein Wald wächst, breitet die zähe Heide sich aus, die Weide der Bienen. Der Imker mit Pfeife und Drahtkorb gehört wie der Schäfer zum Bilde der Heide.

Aber beide, Schnucken und Bienen sind in stetem Rückgang begriffen. Die ökonomische Denkart unserer Tage - ein Symptom der wachsenden Schnelligkeit, der Schnelligkeit des Geldumlaufs - hat an die Stelle der Heide den Wald und zwar den wirtschaftlich gepflegten Forst gesetzt.

Im gleichen Jahrhundert, in dem die Heide literarisch und malerisch von Annette von Droste



Lüneburger Heide. Ruhestätte Hermann Löns.



Bienenzucht im Papenburger Moor (Emsland).

Hülshoff und dem Hamburger Maler Morgenstern, von Liliencron und Löns entdeckt und dem Bewußtsein der Menschen nahegebracht worden ist, hat sie in der Forstwirtschaft ihren schärfsten Feind gefunden. Seit 1768 die erste **Kiefer** gepflanzt worden ist, hat ein immer mehr um sich greifender nützlicher Wald schon etwa 33 Prozent des Bodens erobert. Die Heide nimmt heute nur noch etwa ein Viertel der Gesamtfläche ein, und es gibt keinen Punkt mehr, der weiter als drei Kilometer vom nächsten Walde entfernt wäre.

Die Schafzucht hat von 1873 - 1928 im Regierungsbezirk Lüneburg einen Rückgang um 93 Prozent ihrer Tiere zu verzeichnen.

Der Heide und ihrer alten Welt werden jetzt schon Reservate bereitet. Das bekannteste ist der Naturschutzpark um den Wilseder Berg mit der phantastischen Wacholder-Szenerie des Totengrundes.

Die wirtschaftliche Geschäftigkeit, die Wald und Schweinezucht auf Kosten von Heide, Bienen und Schafen vorwärts trägt, stammt von außen. Sie stammt von dorthier, wohin beim Beginn der geschichtlichen Zeit Leben und Wirken aus dem Inneren der Heide fortgeströmt waren.



Lüneburger Heide. Totengrund bei Wilsede.

Das geschichtliche Leben hat sich immer nur an den Rändern der Heide abgespielt. Die Städte, die in ihrem Bereich einen alten Namen oder heute noch einen gewissen Ruf ihr eigen nennen, liegen am Rande: Lüneburg, Uelzen, Celle und Verden, mit Einwohnerzahlen über 10 000 und sogar 20 000. Dort sind auch die berühmten Stätten kirchlichen Gemeinschaftslebens zu finden, die mittelalterlichen **Damenklöster**, in denen vom 13. bis zum 16. Jahrhundert jene einzigartigen Schätze von Bildteppichen entstanden, die wir heute in Lüne bei Lüneburg und Wienhausen bei Celle bewundern. Im Inneren der Heide sind Fallingbostal, Soltau, Walsrode und Hermannsburg heute nur Sammelpunkte des Fremdenverkehrs und haben sich als Städte nie von dem umgebenden Lande gelöst.

Schräg an dem einen der drei Heideränder fließt die Elbe vorbei. Wo sie ihn zum ersten Mal berührt, quert spätestens seit karolingischer Zeit ein wichtiger Übergang den Strom. Bei Artlenburg ist Karl der Große um 800 über die Elbe gegangen, gegenüber von Artlenburg ist noch der Rest einer karolingischen Befestigung zu erkennen, und dort beginnt auch der *Limes Saxoniae*, der über Mölln nach Kiel führt und Holstein gegen die Slawen abgrenzte.

Als einer der drei Handelsplätze zwischen Slawen und Germanen richtete Karl der Große den Ort **Bardowiek** ein, etwas abseits der Elbe, an der Ilmenau. Der Name erhält die Erinnerung an die Langobarden, die hier einmal saßen. Heute eine dörfliche Siedlung, hatte sich der Platz im frühen Mittelalter zum mächtigsten Kaufmannsort zwischen Weser und Elbe entwickelt, als Heinrich der Löwe ihn 1189 zerstörte zugunsten seines **Lüneburg**, das nun wieder etwas weiter landeinwärts angelegt worden war.

Hier hatte der Markgraf der Ottonen, Hermann Billung, seine Burg auf dem Kalkberg, einem der wenigen durch die eiszeitliche Decke ragenden Teile des Grundgebirges. Die wirtschaftliche Bedeutung einer mächtigen Solequelle, die heute noch etwa 25 000 Kubikmeter Sole im Jahre spendet, kam hinzu und ließ am Fuße der Burg eine Bürgersiedlung entstehen, die zu einer der mächtigsten Hansastädte heranwuchs, schon im 14. Jahrhundert eine direkte Schiffsverbindung nach Lübeck durch eigenen Kanal (Vorläufer des heutigen Elbe-Trave-Kanals) sich schaffen konnte und mit drei gewaltigen Backsteinkirchen und zahllosen gut erhaltenen Straßenfluchten alter Bürgerhäuser ein prachtvolles Beispiel einer Handelsstadt des Mittelalters darstellt.

Als Handelsstadt ist sie ein Randgebilde der Heide. Ihre Kraft kommt von der Elbe und dem Elbübergang, dessen Stelle so eindeutig vorgezeichnet ist, daß heute wieder eine Eisenbahnbrücke, die einzige auf einer Breite von etwa 100 Kilometern, hier bei Lauenburg den Fluß überschreitet.

Ganz ebenso ein Randgebilde ist **Uelzen** und zwar im militärischen Sinne. Die Slawen, die nach dem Abzug der Elbgermanen, zu denen die Langobarden gehörten, von Osten her in die freigewordenen Gebiete einströmten und um 600 die Elbe überschritten, wurden, nachdem die zeitweilig von Karl d. Gr. zur Grenze gemachte Elbe nach seinem Tode wieder aufgegeben worden



BdM. auf Fahrt.

war, schließlich auf der Ilmenau-Linie zum Stehen gebracht.

Das ist die Tat der Ottonen und ihrer Markgrafen, der Billunger, gewesen. Und unter den Burgen, die dieser Widerstandslinie ihre Stärke verliehen, Bienenbüttel, Bevensen, Bodenteich und Gifhorn, ist Uelzen eine der wichtigsten gewesen und hat sich dank der fruchtbaren Umgebung, die im Uelzener Becken den Anbau von Weizen und Zuckerrüben und eine für die Heide auffällige Bevölkerungsdichte von 60 Menschen auf dem Quadratkilometer ermöglicht, eine sichere landstädtisch ruhige Existenz bis in unsere Tage bewahrt.

Das Land östlich von jener Linie, zwischen Ilmenau und Elbe, in dem die Slawen sich so lange haben halten können, heißt heute noch das hannoversche Wendland und weist in Ortsnamen wie Lüchow, Gartow, Wustrow, in der verbreiteten Dorfform des Rundlings und im Körperbautyp der Bevölkerung den Einfluß slawischer Elemente deutlich auf.

Am südlichen Rande der Heide liegt **Celle**. Um 1290 neben einem älteren Dorf planmäßig angelegt, erlebt es seinen großen Aufschwung im 14. Jahrhundert, als die welfischen Herzöge ihre Residenzstadt Lüneburg, wo die Städter 1371 die Burg auf dem Kalkberg zerstören, verlassen und die kleine Allerstadt zur Residenz erheben. Heute noch schwebt um die einfachen Häuserzeilen mit ihren bäuerlich breiten Fachwerkgiebeln ein Hauch von höfischer Kultur, als deren Mittelpunkt das Renaissanceschloß erscheint und deren späte Ausstrahlungen sich in manchem Bau des 18. Jahrhunderts und des Klassizismus zeigen.

Diese Celler Linie kommt schließlich in Hannover zur Regierung. Celle blickt nach Süden, und jedenfalls ist es als Stadt und Residenz nur am Rand der Heide zu denken. Ganz ebenso wie im Westen **Verden** als Stadt und ehemaliges Bistum den Rand der stillen Heide und ihren Austritt ins fruchtbare Flußland der Weser markiert.

Der Ort, nicht weit entfernt vom Zusammenfluß von Aller und Weser, besitzt eine natürliche Wichtigkeit. Die Aller-Schiffahrt, heute ohne Bedeutung, war im Mittelalter eine der wichtigsten Verbindungen zwischen Braunschweig und Bremen. Nicht zufällig wird das schauerliche Strafgericht der Sachsenkriege gerade hier vollstreckt worden sein. Der Domturm von Verden steht wie ein Signal vor der westlichen Spitze der Heide. Aber die Heide liegt schon im Rücken der Stadt, und die breite und lichte Halle des Domes blickt nach Westfalen weseraufwärts.

Vom Domturm geht der Blick über weite grüne Wiesen. Dreißig Kilometer stromab liegt Bremen. Weserdampfer und Schleppzüge fahren auf Minden zu. D-Züge verbinden Bremen und Hannover. Zwischen der Heide im Osten und ländlicher Einsamkeit im Westen greift an der Tieflandweser entlang von der See her ein schmaler verkehrsreicher Korridor nach Süden und gabelt sich bei Nienburg, um das Steinhuder Meer zu umgehen, das mit Moor und Heide am nördlichen Ufer sich dicht an den großen Verkehrsweg des Mittelgebirgesrandes, an die Köln - Berliner Strecke und den Mittellandkanal heranschiebt.

Eine größere Moorfläche hat in der Geschichte stets die Kräfte konzentriert, nämlich auf die Stellen, wo sie umgangen werden konnte und wo man andererseits diese Moorpässe sperren konnte. Um das Steinhuder Meer drängen sich heute noch Schaumburg-Lippe und die Provinzen Hannover und Westfalen.

Eine ganz entsprechende Situation ist im Westen der Tieflandweser um den **Dümmer** entstanden. Sein flaches Becken, durch das die Hunte fließt, ist, wie das Steinhuder Meer von den Rehburger Bergen auf einer Seite, gleich auf zwei Seiten: im Südosten von den Stemmerbergen und im Nordwesten von den Dammerbergen flankiert. Diese, bis zu 180 und 145 Meter Höhe aus einer durchschnittlich 50 Meter hohen Umgebung sich erhebend, haben im Zusammenhang mit den

anschließenden Moorflächen hier eine Art natürliches Sperrfort geschaffen, dessen sich im Mittelalter alle benachbarten Territorien zu bemächtigen trachteten.

Aus dem unentschiedenen Kampf gingen schließlich hervor: Oldenburg, das von Norden her die Dammerberge besetzt hält, das Bistum Minden (heute die Provinz Westfalen) mit den Stemmerbergen, und zwischen ihnen von Südwesten und Nordosten her das Bistum Osnabrück und die Grafschaft Diepholz den Dümmer erreichend. Da diese schließlich an Hannover fielen, fädelt sich heute die Provinz Hannover durch den Dümmer-Paß zwischen Oldenburg und Westfalen wie durch ein Nadelöhr.

Welche Bedeutung diese Naturfestung auch im Zusammenhang mit dem Mittelgebirgsrand hat, zeigt sich darin, daß ein Forscher wie Theodor Mommsen den Ort der Varusschlacht in dem schmalen Durchgang zwischen den Dümmer-Mooren und dem Wiehengebirge im Süden gesucht hat. Die Moorbrücken, die Mommsen mit in seine Beweisführung hereinzog, kilometerlange Bohlwege in den Mooren an der Hunte, scheinen allerdings nicht römischen, sondern germanischen Ursprungs und überhaupt wohl nicht zu militärischen Zwecken hergestellt gewesen zu sein.

Noch einmal ragt im nordwestdeutschen Flachland ein Stück des alten verschütteten Gebirges durch die eiszeitliche Decke: wie eine Klippe erhebt sich der Sandstein des Burgberges von **Bentheim** jenseits der Ems aus der moorigen, waldigen flachen Umgebung. Ruisdael hat ihn oft gemalt. Niederländisch war lange Zeit hier Kirchen- und Schulsprache. Aber trotzdem gehört der Fels, und nicht nur er selbst, heute zu Deutschland. Denn an den ausgezeichneten Punkt hat sich natürlich eine Dynastie von Territorialherren geheftet. Durch Heirat immer enger verknüpft mit innerdeutschen Herrschaften, Steinfurt im Münsterlande, Tecklenburg am Teutoburger Wald und Rheda an der oberen Ems, greift die ehemalige Grafschaft Bentheim heute entlang dem Laufe der Vechte weit in niederländisches Gebiet und überschreitet jene natürliche Grenze, die links der Ems durch die von Norden nach Süden verlaufende Linie des Bourtanger Moors vorgezeichnet ist.

Das Geestland zwischen Weser und Ems ist kultivierter als zwischen Weser und Elbe. Zwar dehnen sich zwischen Weser und Hunte, zwischen Nienburg und Diepholz noch breite Moore, aber die Heide ist fast völlig verdrängt. Wald in kleinen Fetzen, nicht in so breiten Flächen wie zwischen Aller und Elbe, und vor allem Wiesen und Felder sind an ihre Stelle getreten. Schweinezucht, die sich um **Hoya** verdichtet, läßt hier eine fast westfälische Fleischverarbeitung entstehen.

Gewerbe und Industrie, Handel und Verkehr treten in den Berufen der Bevölkerung ganz zurück. Die kleinen Städte sind nur vom Lande her zu verstehen. Man kann am Sonntag über die Straßen fahren, ohne anderen Fuhrwerken als Pferdewagen und Fahrrädern schwarzgekleideter Kirchgänger zu begegnen. Der bunte Ausflugsverkehr größerer Städte fehlt völlig.

Ein kartographischer Überblick über die wissenschaftlichen Büchereien Niedersachsens weist zwischen Holland und Weser, zwischen Osnabrück und Oldenburg einen restlos leeren Fleck auf. Alle moderne Wirtschaftlichkeit und Aktivität hebt nicht das Stigma der Abgeschlossenheit und Formlosigkeit auf, das der Schuttboden dieser Landschaft und die Grenzenlosigkeit ihrer Horizonte allen Äußerungen des Lebens langsam aufgeprägt hat.

Wie geringfügig der Unterschied zwischen der geschichtslosen Heide im Osten und dieser westlichen Welt im Grunde ist, kann ein Blick vom Hümmling lehren. Bis zum Horizont dehnen sich im Norden graue und gelbbraune, baum-, haus- und weglose Moore. Ein Urstromtal der Eiszeit zog hier vorbei, ein anderes im Westen, in seinem Bett die Ems, und ein drittes im Süden, wo jetzt die Hase fließt.

Zwischen ihnen erhebt sich der sandige Rücken des **Hümmlings** bis zu 72 Meter Höhe. Eintönige

Heideflächen wechseln mit jungen Kiefernforsten, die Bevölkerungsdichte stand 1925 auf 26 Einwohnern pro Quadratkilometer, weist aber in der rein katholischen Gegend einen sehr hohen Geburtenüberschuß von über 12 Prozent (in den Jahren 1925-1933) auf.

Dieses ganze Geestgebiet bis zur Hunte, an der die Grenze zwischen katholischer und evangelischer Geestbevölkerung liegt, gehörte bis zur Säkularisierung zum Bistum Münster. Bei Sögel steht noch ein Jagdschloß des Kurfürsten Clemens August, Clemenswerth, um 1740 von seinem Münstertaner Hofarchitekten Joh. Konr. Schlaun errichtet. Aber dieses Rokoko-Kleinod liegt im Kranze seiner zierlichen Pavillons, die ihre Namen nach den geistlichen Besitzungen des Herren, Paderborn, Osnabrück, Köln, Hildesheim, Münster führen, seltsam verschlossen und fast verwunschen in dem armen und kargen Land.

Der Kreis Hümmling weist als einziges größeres Gebiet in Nordwestdeutschland einen allgemeinen Anbau von **Buchweizen** auf, jener mehligem Knöterichpflanze, deren bucheckerartigen Früchte dem Menschen als Grütze, deren Blätter dem Vieh als Futter und deren rötlich-weiße Blüten den Bienen als Weide dienen, und die, was das wichtigste ist, auch auf moorigem und sandigem Boden gut gedeiht.

Dabei ist dieses arme Land wie die Lüneburger Heide ein altes, uraltes vorgeschichtliches Land. Reste der ältesten germanischen Siedlungsformen, das echte Haufendorf, dessen Höfe locker und unregelmäßig in Eichenkämpfen zerstreut lagen, will man im Grundriß seiner Ortschaften wieder entdeckt haben.

Wäre solche Zähigkeit des Festhaltens, solche Langsamkeit des Wandels ein Wunder in einem Lande, in dem noch vor 50 Jahren die uralte "Heidewirtschaft" des ewigen Roggenbaus üblich war? In einem Land, in dessen Mooreinsamkeit im **Saterland**, gleich nördlich vom Hümmling, noch in unseren Tagen Menschen eine Sprache sprechen, die sonst auf dem Festland innerhalb der deutschen Grenzen ausgestorben ist, das Friesische?

Der Moorgürtel am Nordrand der Geest hat strenger noch als die unwirtliche Heide absperrend gewirkt. Wenige Korridore führen von der Küste zum Mittelgebirge. Einer von diesen folgt der Ems.

Kein Eindruck kann dies Wissen stärker vermitteln, als ein Weg am Abend vom Hümmling herunter zur Ems. Mit der Kleinbahn von Sögel nach Lathen. Weite Strecken Ödland, schweigende Forsten, weidende Schafherden, stille Dörfer im Licht der untergehenden Sonne. Und dann im Dunkel das Tal. Unruhige Geschäftigkeit der Bahnstation. So klein sie ist, Eilzüge halten hier. Signale glühen. Autobusse queren die Gleise. Und unter den Eisenbrücken der Ems ziehen mit grünen und roten Laternen die Schlepdpuffer rauschend ihre Spur, Kähne voll Erz, Kähne voll Kohle, Kähne voll Eisen und voll Getreide von Emden zum Ruhrgebiet, von Dortmund zur Nordsee führend. Meppen und Lingen heißen die nächsten Stationen landeinwärts, kleine Städte, aber alle am Fluß oder am Kanal und an der Bahn, alle am schmalen Band des Verkehrs, das die schweigende Welt von Heide und Moor rasch durchschneidet.

Ein schmales Band - und jenseits dehnt sich schon wieder das Moor, das Bourtanger, das unser Emsland von der holländischen Provinz Westfriesland trennt. Dort in dem Zipfel Land, den die Zuider See von den südlichen Niederlanden abschnürt, hat sich friesische Mundart und Tracht besonders erhalten.

Westfriedland gehört ursprünglich zu Ostfriesland. Beide haben ihr Schwergewicht in der Marsch. Und gegen beide wird die von Sachsen bewohnte Geest abgeriegelt durch den Moorgürtel, der längs der Ems mit dem Bourtanger Moor beginnt und bei Papenburg rechtwinklig nach Osten umknickt,

die Ems überschreitet und nördlich vom Hümmling bis herüber zur Hunte (bei Oldenburg) sich ausdehnt.

Aber Ostfriesland ist nicht nur Marschland, wenn auch sein Schwergewicht in der Marsch ruht. Die Marschen sind nur ein um einen breiten Geestsporn gelegtes Band. Und dieser Geestsporn ist auf seinem Rücken ebenfalls mit Mooren bedeckt. Und ebenso trägt die andere Geestzunge, die zwischen Weser und Elbe bis nach Duhnen bei Cuxhaven reicht, Moorbedeckung, besonders nordwestlich der Linie Bremen - Stade in den Tälern von Hamme und Oste. Dort liegt im Teufelsmoor das Dorf Worpswede.

Von **Worpswede** geht die literarische und vor allem die malerische Entdeckung der Moorlandschaft aus, in deren Geschichte die Namen Mackensen und Modersohn dieselbe Bedeutung haben, wie Liliencron und Löns für die Heide. Es ist merkwürdig, daß diese beiden Entdeckungen gewissermaßen nur die Kehrseite des endgültigen Todesurteils für das Entdeckte sind. Die gleiche Zeit um die Jahrhundertwende, die den jungen Malern die Augen öffnet für die stillen Schönheiten schwarzer Kanäle, silberner Birken und brauner Torfkähne, hält auch schon die gewaltigen Maschinen bereit, die den im Torf der Moore enthaltenen Heizwert im großen und restlos gewinnen und ausbeuten sollen.

Noch ist die Generation nicht gestorben, für die jene ersten Bilder des Teufelsmoores eine neue Welt bedeuteten, da stehen schon Kraftwerke im Moor. **Wiesmoor** in Ostfriesland verbraucht jedes Jahr 100 000 Tonnen Torf. 700 000 Menschen erhalten elektrisches Licht aus seinen Dynamos. In seinen Treibhäusern werden Tomaten, Gurken und Spargel gezogen. Wenn der Brennstoffverbrauch gleich bleibt, wird es noch zwei Jahrhunderte dauern, bis die dort vorhandenen 12 000 Hektar abgetorft sind. Aber sie werden einmal abgetorft sein. Das Schicksal des Moores ist heute schon entschieden: es wird verschwinden.

Es ist noch gar nicht lange her, daß der Mensch den Kampf gegen das Moor systematisch begonnen hat. **Papenburg** und Großefehn in Ostfriesland sind die ältesten Moorkolonien in Deutschland. Sie

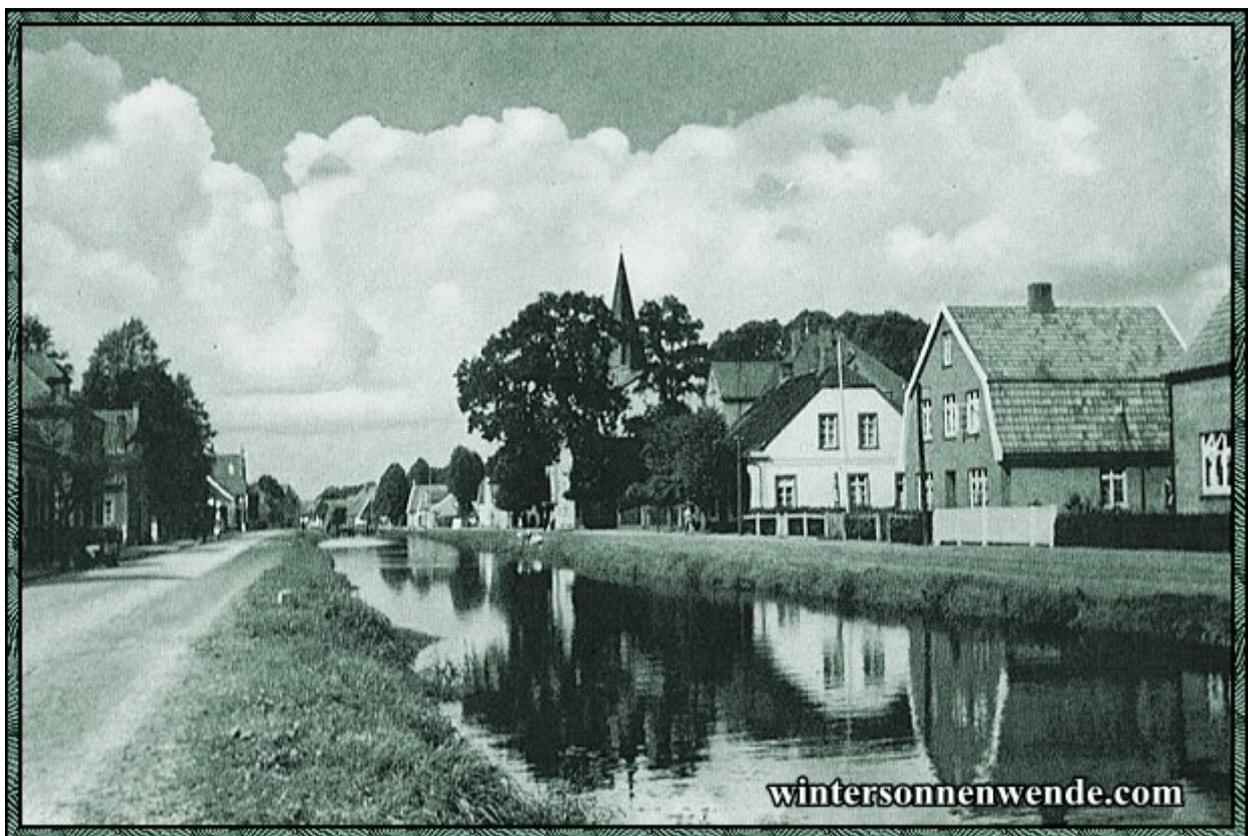


Alter Moorkanal bei Papenburg (Emsland).

stammen aus den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts. Und es ist merkwürdig zu sehen, wie dieses sonderbare Element den Menschen, der damals noch weit vom konsequenten Rationalismus des letzten Jahrhunderts entfernt war, schon zu Anlagen zwang, die das Denken unserer Zeit vorweg zu nehmen scheinen.

Eine Siedlung, die aussieht wie ein leibgewordener Fertigungsvorgang: ein Entwässerungsgraben, schnurgerade vom festen Land ins Moor hineingetrieben ist gleichzeitig Kanal, transportiert Baumaterialien hinein und Torf heraus; im gleichen Tempo mit ihm wachsen rechts und links die Kolonistenstellen, Häuser in Reih und Glied, die jeweils jüngsten immer am unfertigsten und behelfsmäßigsten, die älteren schon solider. Ein Bild, wie wir es aus den zusehends wachsenden Straßen unserer Großstädte gewohnt sind, damals entstanden aus dem Zwang der harten, nur mit höchster Anspannung aller gemeinsamen Intelligenz und Disziplin zu bewältigenden Arbeit.

Papenburg ist das Musterbeispiel einer solchen Siedlung. Dreihundert Jahre alt, dehnt es sich heute immer längs dem Kanal über 10 Kilometer weit. Die Backstein-Fahrwege rechts und links bleiben sich gleich von einem bis zum anderen Ende, aber die Häuser ändern sich. Am Anfang nahe der Ems Fabriken: ein Metallhüttenwerk, eine Maschinenfabrik, eine Schiffswerft, eine Glashütte und vor allem Torffabriken, deren Torfmull und Torfstreu zu Schiff verschickt wird. 3 343 Schiffe mit über 100 000 Tonnen Ladung in einem Jahre (1929) im Papenburger Hafen! 10 000 Einwohner brauchen Kirche, Rathaus, Schulen - die Häuser haben alle den gleichen Typ, eine für Kolonisten verkleinerte Nachbildung des friesischen Bauernhauses. Mehrere Stunden kann man zu Fuß immer geradeaus durch diese merkwürdige Backsteinstadt wandern. Dann werden die Reihen der Häuser auf einmal lockerer; unbebaute Plätze werden sichtbar oder kleine Katen. Das Moor tritt dichter heran an die Straße. Wir sind draußen, sind am Ende der Stadt, am vorläufigen Ende; denn im nächsten Jahr ist sie ja schon weiter gewachsen.



Papenburg (Ems). Der Ort erstreckt sich 7 Kilometer lang zu beiden Seiten des Kanals.

Jetzt hat sie es schon nicht mehr weit bis zum Sandrand des Hümmling. Aber wenn sie ihn erreicht haben wird, ist es nicht aus; dann wird es in die Breite weitergehen. Schon jetzt zweigen Querkanäle von dem Hauptkanal an vielen Stellen ab und kurz vor seinem Ende kreuzt ihn seit zwei

Jahren der Küstenkanal, der seit 1927 im Bau und 1935 vollendet worden ist und die Ems mit der Unterweser verbindet. Er folgt dem Urstromtal und mündet bei Oldenburg in die Hunte. Von ihm aus wird die Erschließung der Moore weitergetrieben.

Seit 1750 sind auch die Moore zwischen Bremen und Stade in Kultur. Etwa 40 Dörfer sind in den hundert Jahren, in denen die hannoversche Regierung die Arbeiten leitete, neu angelegt. In unserer Zeit wird schließlich auch der Arbeitsdienst für diese Aufgaben eingesetzt, so vor allem im Bourtanger Moor.

Und man kann es beinahe errechnen, wann der letzte wuchernde Fleck Torfmoos erstickt sein, wann die verborgene Insel des Saterlandes aufgebrochen sein wird und aller Sumpf zwischen den Rändern heidiger Hügel und den fetten Wiesen der Marsch in gut entwässertes, rationell gedüngtes und bebautes Land verwandelt sein wird, auf dem in neuen regelmäßigen Häusern viele neue Menschen leben und sich ernähren werden.

Aber vielleicht ist dieses Zukunftsbild, dessen Konturen sich in Papenburg und vielen anderen Moorkolonien heute schon abzeichnen, gar nicht so sehr dem Bilde fremd, das diese Landschaft heute noch bietet. Jedenfalls, was ihr Verhältnis zum Menschen angeht. "Wir sind gewohnt mit Gestalten zu rechnen - und diese Landschaft hat keine Gestalt." (Rilke.)

Dieselben Menschen, die in ihrer großen schlichten Vorzeit keine Gestaltenwelt in der Kunst kannten und keine Gestaltenwelt in der Religion, dieselben Menschen sind es, die heute mit eiserner Nüchternheit, mit einer hartnäckigen Geradlinigkeit, die diese entsetzlich gestaltlose Landschaft in ihnen hatte heranwachsen lassen, Kanäle und Straßen nach der Schnur ziehen und an ihnen siedeln.

Es sind dieselben Menschen, die jahrhundertlang, eine ganze reiche Geschichte lang wie ohne eigenen Willen dahin zu leben schienen und die in der aufrüttelnden Geschäftigkeit unserer Tage auf einmal beginnen, einen fast mathematischen Willen dieser Landschaft aufzuzwingen, in der sie bisher sich zu verlieren schienen.

"Wir sind gewohnt aus Bewegungen auf Willensakte zu schließen - aber diese Landschaft bewegt sich nicht, sie scheint ohne eigenen Willen."



Marsch und Meer

"Weset averst Deders des Wordes unde nene Hörers alleene, Dar Gy Jüw sülvest mede bedregen. Jacobus I. 21. 22." Diese Worte stehen am Lettner der Großen Kirche in **Emden**.

Weißgekalkt sind die Wände, durch farblose Scheiben fällt das Sonnenlicht und malt funkelnde gelbe Kringel auf die dicken weißen Säulen; dunkelbraun ist das hölzerne Gewölbe, dunkel die Kanzel und die Bänke. Ein holländischer Maler könnte das Ganze gemalt haben, wie ein holländischer Bibelübersetzer den Spruch geschrieben haben könnte.

Holländisch nüchtern ist der große eiserne Ofen. Ein Altar fehlt. Die Orgel ist prächtig. Wie eine große für Versammlungen hergerichtete bürgerliche Stube mutet die Halle uns an; Sonne, Musik und eine gute Predigt gehören hinein.

Holländisch ist auch das Rathaus von Emden. Handwerker aus Groningen, Utrecht und Amsterdam haben es 1576 errichtet; aus den Sandsteinbrüchen von Gildehaus bei Bentheim stammen die Steine.

Holländisch ist das Bild vieler kleiner Straßen, holländisch ist das Wasser in der Stadt. Und Allein aus ganz schlanken hochstämmigen Bäumen mit breiten saftigen Kronen strahlen von der Stadt nach allen Seiten aus, ganz wie man sie auf Bildern der Niederländischen Maler des späten 17. Jahrhunderts gemalt sieht.

Ratsdelft und Falderndelft heißen heute noch die ehemaligen Hafenbecken im Innern der Stadt. Aber im Gegensatz zu den Grachten von Amsterdam sind die Wasserflächen, in denen sich das Emdener Rathaus spiegelt, still geworden in unseren Tagen. Der neue Hafen liegt weit draußen. Und zwischen ihm und der alten Stadt liegen nicht nur einige Kilometer Marschenland, sondern auch der Dreißigjährige Krieg und der Niedergang der deutschen Städte, der den Niederlanden erspart geblieben ist. Erst in dieser Epoche des Verfalls ist es dazu gekommen, daß man die Hoffnung aufgab, den Lauf der Ems, der vorher unmittelbar an der Stadt vorübergeführt hatte, wieder zu ihren Mauern zurück zu zwingen.

Die Städte jenseits des Dollart und ganz besonders jenseits der Zuider See haben gerade in diesen Zeiten durch ihre erfolgreichen Unabhängigkeitskämpfe und ihren unerschütterlichen Glauben an die eigene Bestimmung das moralische und wirtschaftliche Kapital erworben, auf dem ihr unaufhaltsames Wachstum bis in unsere Tage aufbaut. Emdens Schicksal aber östlich des Dollart ist das typisch deutsche Städteschicksal gewesen. Denn Ostfriesland ist deutsch, Westfriesland holländisch.

Ostfriesland ist preußisch. Und zumal Emdens neuer Hafen ist eine Tat Preußens, des Staates, der im 19. Jahrhundert das Ruhrgebiet zu seiner Waffenschmiede und Kohlengrube macht und nicht auf den Zugang und Ausgang durch die holländische Rheinmündung angewiesen sein will.



Emden.

1899 wird der Dortmund-Ems-Kanal fertig. Emden wird Spezialhafen für Erz (80 Prozent des Empfangs) und Kohle (90 Prozent des Versandes). Ein zielbewußter Staat baut auf, was die ermattende Stadt hat verfallen lassen, und zeichnet in riesigen Ladebrücken, Docks und Schleusen die ersten Konturen zu einem neuen Bilde Ostfrieslands.

In der großen Kirche in Emden steht das prächtige Renaissancegrab des Grafen Enno von Cirksena. Seine Familie hätte Emden vor dem Niedergang bewahren können, wenn der Plan, der Graf Edzard I. am Anfang des 16. Jahrhunderts entwarf, der Plan eines friesischen Staates, der alle Friesen von der Zuider See zunächst bis zur Jade umfaßt hätte, zur Ausführung gekommen wäre. Aber Westfriesland nahmen ihm 1524 die Habsburger fort, und das Jeverland an der Jade vermachte die letzte Herrscherin, Fräulein Maria, nur damit es nicht an die Cirksenas fiel, 1575 den Oldenburgern.

In **Jever** steht das zweite prunkvolle Renaissancegrab zwischen Ems und Jade, das die Fräulein Maria ihrem Vater Edo Wiemken hat setzen lassen. Das deutsche Schicksal territorialer Zerstückelung im 16. und 17. Jahrhundert kann einen recht nachdenklich stimmen, wenn man, vor dem einen der beiden Grabmäler stehend, sich des anderen ebenso prächtigen Rivalen erinnert.

Den Anschluß ans größere Ganze, den Ostfriesland innerhalb der friesischen Stammeswelt nicht hatte finden können, erzwingt schließlich, halb mit Gewalt, halb auch erwartet, ein innerdeutscher Staat, der Vollstrecker deutscher Einigung: Preußen. Im Jahre 1682 besetzt der große Kurfürst zunächst die Stammburg der Cirksenas, Greetfiel, dann die Stadt Emden, stationiert hier die brandenburgische Flotte und verlegt seine afrikanische Handelskompagnie gleichfalls hierher. Von hier aus hat Preußen-Brandenburg Deutschlands erste koloniale Eroberung regiert, Groß-Friedrichsburg an der Guineaküste. Die zwei letzten Kanonen von der Befestigung der kleinen 1717 wieder an die Niederländisch-Westindische Compagnie verkauften Kolonie stehen heute im Emden vor der Wache am Rathaus.

1744 nach dem Aussterben der Cirksenas fällt ganz Ostfriesland an Preußen. Nur ein kleines Intermezzo noch: im Wiener Kongreß versteht es England, das 1807 von Napoleon an Holland gegebene, 1810 annektierte und nun befreite Ostfriesland seinem Königreich Hannover anzugliedern. Aber 1866 gewinnt Preußen das eine mit dem anderen, und der Weg zur Gegenwart ist frei.

Daß die Wege Ostfrieslands und der Niederlande so auseinandergegangen sind, hängt letztes Endes auch davon ab, daß in den Niederlanden der friesische Stamm sehr stark mit fränkischen Elementen durchsetzt ist. Der Städtereichtum der Niederlande ist nicht ohne diese fränkischen Kräfte zu denken. Der echte Frieser wohnt nicht in Städten. Aber als der niederländische Unabhängigkeitskampf einen festen Zusammenschluß erforderte, da hat der republikanische Geist dieser Städte es allen Friesen sicher erleichtert sich einzuordnen, während im städtearmen Ostfriesland die Cirksenas in endlosen blutigen Kämpfen sich gegen die anderen Häuptlinge durchsetzen mußten und schließlich erlahmten, bevor das Werk der Einigung zu Ende gebracht war.

"Ich sucht der Freiheit" wirft Nadler den Friesen vor. Und der "Upstaalboom" bei Aurich, der alte Thingplatz der Friesen, auf dem heute eine Pyramide aus Findlingsblöcken die ersten Opfer verherrlicht, die Ostfriesland in den Freiheitskriegen von 1812 und 1814 der Idee eines großen Staates gebracht hat, wird viele Szenen erlebt haben, in denen diese Ichsucht der Freiheit größere Gedanken zu Fall gebracht hat.

Die glücklicheren Niederlande haben rechtzeitig dieser Freiheit das ihr gehörende Feld, die Ebene geistiger Kämpfe zugewiesen. Für die Kirche hatte das eine Blüte der Sekten zur Folge, von der natürlich auch das deutsche Friesland nicht unbeeinflusst blieb, so daß zum Beispiel eine kleine Stadt wie Leer neben den Kirchen der staatlichen Bekenntnisse noch eine ganze Reihe Sektenkirchen aufweist.

Dieser Zerfall der Gemeinschaftsbildung in kleinste Kreise hat seine tiefen Gründe. Und einige von ihnen senken ihre Wurzeln bis in die Landschaft.

Es war vielleicht zugespitzt, wenn wir schon das norddeutsche Tiefland **gestaltlos** genannt haben. Die Marsch aber ist es wirklich. Tischflach ist ihr Boden, wo die Geest doch immer noch wellenförmige, wenn auch eintönige und in sich zurückfallende Bewegung aufweist. Das spülende, anschwemmende, Sinkstoffe ablagernde Alluvium hat noch weniger Formkraft gehabt als das Diluvium mit seinen Anhäufungen groberer Materials.

Der Horizont ist ringsum wirklich eine gerade Linie, und wenn der Saum des Marschenlandes von der Emsmündung bis zur dänischen Grenze auch niemals breiter ist als höchstens 20 Kilometer, so hat man doch, auf seinen Wiesen stehend, das Gefühl, in der Mitte einer kreisrunden, unendlich sich ausdehnenden Fläche zu verharren, ein verschwindender Punkt im nie verstummenden Sausen des Windes.

Aus der Landschaft kommt nirgends Grenze oder Form. Die erste feste Form trägt der Mensch der Vorzeit selbst in sie hinein, als er den ersten Hügel für sein Wohnhaus errichtet, die erste Wurt oder Warft oder Warf, den ersten Sockel, der nun zum festen, unverrückbaren Mittelpunkt wird, von dem aus er die Welt sieht.

Die Küste hat damals von neuem sich zu senken begonnen; und die Friesen, deren erste um 500 vor Christo sich in der Marsch niedergelassen hatten, standen vor der Wahl, ihre Wohnsitze aufzugeben oder zu schützen. Der Boden, auf dem sie wohnten, war fruchtbar, denn das zurückweichende Meer hatte in der vorausgegangenen Periode der Küstenhebung (etwa von 1000 vor Christo bis um Christi Geburt) seine Sinkstoffe abgelagert. Als es nun wieder vordringt, beginnen die Friesen den Kampf, der heute noch dauert.

Zunächst in Westfriesland, wo wir das Kerngebiet des Friesentums erkennen dürfen, und dann nach Osten sich ausdehnend, wo sie zwischen dem 6. und 12. Jahrhundert Nordfriesland erreichen, verbreiten sie überall die Technik des **Wurtenbaus**, die wir schon bei Plinius im 1. Jahrhundert nach Christo beschrieben finden, und nach der noch heute das Land Wursten zwischen Cuxhaven und Bremerhaven heißt (das Land der Wurtsassen). Heute noch stehen viele einzelne Höfe und ganze Dörfer auf solchen Wurten, die im Laufe der Jahrhunderte im Maße, wie die Küste sank und die Fluten stiegen, stets erhöht werden mußten und heute um oft 10 Meter die Fläche der Marsch überragen. Besonders schöne Dorf-Wurten zeigt die Landschaft Krumme-Hörn nordwestlich von Emden.

Der Mittelpunkt solcher Wurt ist stets ein Wasserloch, eine Zisterne, in der das Regenwasser aufgefangen und bewahrt wird: das Fätting, Fething oder die Dobbe. Denn alles andere Wasser ist Salz- und Brackwasser und ungenießbar für Mensch und Vieh.

Noch heute, wo das Land ringsum gesichert und befestigt ist und alle Gefahr draußen an den Deichen bekämpft wird, hat solche Wurt, solcher Wallring, um den sich geduckt die Häuser scharen, oder in dessen Innerem sie sitzen, etwas unheimlich Isoliertes, etwas, das erinnert an die vielen frühgeschichtlichen Nächte, in denen die Flut ringsum die Erde bedeckte und der Hügel mit den wenigen Häusern als einziger Ort des Lebens über der Wasserküste schwebte.

Auf den 21 **Halligen**, kleinen Stücken Marschlandes, die als Reste größerer Marschinseln vor der Westküste Schleswig-Holsteins liegen, kann man heute noch solchen Eindruck haben. Kein Deich trennt die Wiesenfläche, die kaum eineinhalb Meter aus dem Wasser ragt, von der Flut. Rotbraun ist das schwer trocknende Salzheu, das rings zu Haufen getragen ist; zu oft stand das Meerwasser im Winter über dem Gras. Oft schäumt das Wasser bis an den Fuß der Wurten, und wochenlang kann man nicht zum festen Land hinüber. Für diese Zeiten steht ein Sarg auf dem Dachboden; man ist allein und muß auf alles gerüstet sein.

"Als läge er in einem Kraterkreise auf einem Mond: ist jeder Hof umdämmt", sagt Rilke wunderbar und schließt die Worte an, die tief ins Wesen dieser Lage leuchten: "Nah ist nur Innres, alles andre fern!"

Wie Kindern in den ersten Jahren ihres Lebens sich Dinge und Ereignisse eingraben, die sie vergessen mögen, aber die ihr Wesen unbewußt bestimmen, so kann es auch bei einem Volk nicht anders sein. Jahrhunderte, auf solchen Wurten zugebracht, gehen nicht spurlos vorüber. "Nah ist nur Innres, alles andre fern", wie eine Formel steht das über allem Friesentum.

Und zu der schweren schwarzen Erde, über die die Füße stapfen, kommt solches innerliche Schwergewicht. "Swaar Land, swaare Lüe - Licht, Land, lichte Lüe", heißt es. Was Wunder also, daß der Friese anders aussieht als der Niedersachse von der Geest. Nicht hager und schlank, sondern eher etwas dick, untersetzt und mit rundem rötlichem Gesicht. "Lütjet un pol (rundlich) is beter als groot, wit (dünn) un hol" sagt er selbstbewußt von sich und seiner Art. Und die Art zu denken ist diesem Äußeren ähnlich.

Ja, bis in den Stil der Häuser ist solches Grundgesetz gültig. Das Niedersachsenhaus langgestreckt mit dem tiefen Durchblick von der Eingangstür bis zum Herd - das **Friesenhaus** zunächst in zwei Teile zerlegt; im Wirtschaftsteil sodann die Mitte, der Gulf, besetzt mit der hochgetürmten Last des Heus (Heuberg oder Hauberg heißt dies Haus auf quadratischem Grundriß in Eiderstedt), und im Vierkant geordnet die Ständer um diesen gewichtigen und für den Viehzüchter schließlich auch wichtigsten Inhalt des Hauses. Die Dreschdiele und Wagendurchfahrt dementsprechend an die eine Langseite gerückt, die Viehställe an die andere, die Pferdeställe an die eine Schmalseite und schließlich das Wohnhaus, an der anderen Schmalseite, als ein Teil für sich dem Wirtschaftsgebäude angefügt.

Stets in rotem Backstein oder Klinker ausgeführt leuchten diese schweren Marschenhöfe im satten Grün der Wiesen, daß es eine Pracht ist. Ein Graben ringsum, in dem die Feuchtigkeit sich sammelt, ein Stück Garten, heute auch Ziergarten, stets dabei. Aber damit sind wir schon in einer Welt, die in ihrer wohlhabenden Ruhe von der Zeit der Wurten, die um 1500 endet, durch Jahrhunderte getrennt ist.

Dazwischen liegt der große entscheidende Schritt: der Übergang vom Wurtenbau zum **Deichbau**.

Es ist möglich, daß eine ganze Zeit lang ein natürlicher Schutzwall vor dem Marschenlande gelegen hat in Gestalt einer geschlossenen Reihe sandiger Dünen, von denen die Reste heute die sieben ostfriesischen Inseln wären. Irgendwann einmal hätte das Meer dann diesen Wall an einer und bald an vielen Stellen durchbrochen und nun begonnen, das Marschenland dahinter fortzuspülen. Das Wattenmeer entstand. Der weiche Schwemmboden leistet der Flut keinen Widerstand. Wo im 14. Jahrhundert der friesische Hafenort Wenningstedt auf Sylt in den Wogen begraben wurde, da zeigt das Meer heute bei Ebbe schon 8 - 10 Meter Tiefe.

Zwischen den ostfriesischen Inseln spült die Ebbe und die Flut in tiefen Seegats aus und ein, steigt in den schmaler werdenden Baljen hinauf, füllt alle Verästelungen der Priele aus und überschwemmt das schlickige, schwarzgraue Watt, in dem Bohrwürmer und Taschenkrebse, Muscheln und Algen auf das rückkehrende Wasser warten. Früher fing man hier die Garneele mit dem Käscher, jetzt werden 600 000 Zentner jährlich mit dem Grundschleppnetz im tieferen Wasser am Rande der Watten gefangen.

Die Rinnen und Furchen im Watt verschieben sich dauernd; es verschieben sich die Stellen an der Küste, an denen die Flut Schlick ansetzt, Land anwachsen läßt, und an denen sie es abbricht. Auch die Sandinseln wandern. Der Nordwestwind treibt sie nach Osten. Von Wangeroog wissen wir, daß

es sich in 350 Jahren um dreieinhalb Kilometer ostwärts verlagert hat. Die Westküste von Sylt soll in vorpreußischer Zeit jährlich etwa um 3 - 3½ Meter zurückgewichen sein. Durchschnittlich 6 Meter im Jahr brechen die Stürme von den Marschkanten der Halligen ab. Die katastrophartigen Einbrüche des Meeres, bei denen der Dollart und der Jadebusen entstand und 1634 die große Insel Nordstrand in Pellworm und das heutige Nordstrand auseinandergerissen wurde und Rungholt 1362 zugrunde ging, sind bekannt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die furchtbare Gewalt und Plötzlichkeit dieser "Manndränken", denen stets tausende von Menschen zum Opfer fielen, schon zusammenhängt mit der Stauung der Flut und der Steigerung der Gezeitenhöhe durch die großen Eindeichungen, die um 1000 nach Christo beginnen.

Der alte Kampf des Friesen gegen das Meer trat damit in ein neues, schärferes und härteres Stadium. Die Führung übernahmen wieder die westlichen Provinzen. Niederländer sind es, denen der Erzbischof Friedrich von Bremen im Jahre 1106 einen Teil der Wesermarsch, zu der das Hollerland – Holländer-Land – gehört, zur Eindeichung und Besiedlung überläßt.

Um diese Zeit beginnen ähnliche Siedler in allen Teilen der Marsch, in den Seemarschen und den Flußmarschen, die sich soweit erstrecken, wie in den Flüssen die Auswirkung der Gezeiten sich verfolgen läßt, mit der Eindeichung des Landes. Und allmählich wird so aus einem Gebiet, das bis dahin nur an einzelnen Punkten, den Wurten, bewohnt und von ihnen aus genutzt, mehr einem System von Stützpunkten in der Wildnis als einem Lande gleich, ein Territorium mit festen Grenzen wie andere auch.

Es bilden sich die Vierlande bei Hamburg, das Alteland gegenüber, das Land Kehdingen elbabwärts, das Land Hadeln, das Land Wursten, das Vieland bei Bremen, das Land Stedingen, das Stadland weseabwärts, Butjadingen (buten der Jade - ursprünglich zum Gau Rüstringen gehörig, wonach noch heute die Schwesterstadt Wilhelmshavens ihren Namen führt), das Jeverland und Ostfriesland.

Erst die Eindeichung ermöglicht auf dem nun vor Salzwasser-Überflutung geschützten Lande auch den Ackerbau. An den Deich angelehnt entsteht jetzt die Reihensiedlung des Marschhufendorfs. Der fette Marschboden, der bis zu 10 Prozent Kalk enthält, trägt Weizen, Gerste und Hülsenfrüchte. Obst und Gemüse wird in den Vierlanden und dem Altenlande gebaut.

Die reiche Marsch tritt in immer schrofferen Gegensatz zur Geest mit ihrem ewigen Roggen und heute ihren Kartoffeln. Schon die straffe Mathematik der Deiche und Entwässerungsgräben verrät viel von dem selbstsicher rücksichtslosen Geist der friesischen Kolonisten. Aber noch mehr verrät uns der Kampf, der nun zwischen alter sächsischer Geest und junger friesischer Marsch entbrennt.

Was die Ostlandfahrer im Slawenland suchten, neues Land unter neuem freierem Recht außerhalb der alten Stammesherzogtümer, das glaubten die Friesen zu gewinnen, indem sie neues Land dem Meere abrangen. Aber sie wurden enttäuscht. Sie schufen, wie v. Hofmann es formuliert, nur "Pertinenz des Altlandes". Und der Bischof von Bremen und der Herzog von Sachsen kamen darüber mit ihnen in Streit. Ein Volk, das mit Trotz noch in nachmittelalterlicher Zeit als Hausinschrift im Rheiderland den Satz anbringt: "Deugt (Tugend) maakt den edelmann, en der weg darto is vor allen standen open", ein solches Volk kämpft um seine Freiheit bis aufs äußerste.

In furchtbaren Kämpfen werden die **Stedinger** im 13. Jahrhundert, die letzten Butjadinger um 1500 und die Ditmarscher in der Mitte des 16. Jahrhunderts niedergedrungen. Zugleich wird das Friesland sächsisch durchsetzt. Das geht soweit, daß die Sprache des tapferen Volkes fast völlig verschwindet. Nur die Namen bleiben. Die Mädchen heißen: Meina, Feka, Habbine, Gelkea, die Jungen: Reno, Memerich, Uwe, Debelt. Und die Hausform bleibt. Ja, weil sie praktisch ist, breitet sie sich sogar aus, dringt bis zum Hümmling vor, ersteigt ihn und besetzt auf jeden Fall im Süden von Ostfriesland die Gebiete, in die von Emden her die Fehnkultur der Moore vorgedrungen ist.

Nur zwischen Weser und Elbe, in einem Land, wo die Geest so mächtig ist, daß sie bis ans Meer dringt und sogar auf ein paar Kilometer den Deich entbehrlich macht, ist das sächsische Haus auch in der Marsch das herrschende. Genau so wie in Dithmarschen, wo seit Beginn der christlichen Zeitrechnung Sachsen sitzen. Aber auch hier, mit dem satten Rot des Backsteins und dem Reth auf den Dächern setzt sich ein etwas anderes Aussehen durch, als wir es vom Heidehaus der Niedersachsen gewohnt sind.



Ostfriesische Küche.

Es ist das Gleiche wie bei den Kirchen. Ob in romanischer oder gotischer Formensprache erbaut, eine Kirche der Marsch oder noch des Geestrandes, in Pilsum, Marienhafte oder Sillenstede, sieht anders aus als eine entsprechende Architektur des Binnenlandes. Die Türme klotzig, quadratisch, oben flach abgeschlossen, erinnern an Holland und England. Ein Kircheninneres wie das von **Sillenstede** (Dorfkirche nicht weit von Jever) sucht überhaupt seinesgleichen: ein großer einfacher rechteckiger Raum mit flacher Decke, die Wände weiß gekalkt, die Decke blau mit roten Balken, der Ziegelfußboden dunkelrot (Caput mortuum), die Stufen zum Chor und zum Altar schwarz; und in diesem scheunenartig nüchternen und dabei farbig feierlichen Raum zwei Bankreihen voll bäuerisch derber Drechselarbeit, direkte Fortsetzung romanischer Traditionen in der Kunst des Volkes, zart blau gestrichen wie die Gitter der Tabernakel und der Deckel des Taufsteins.

Reste der friesischen Sprache und Tracht haben sich auf die Inseln gerettet. Dort in der Abgeschlossenheit der sandigen Welt haben sie länger aushalten können. Aber seit etwas mehr als einem Jahrhundert dringt das moderne Leben auch auf die Inseln. Ein Auricher Arzt hat um 1800 die Errichtung eines Seebades in **Norderney** angeregt; bald folgen die anderen Inseln nach. Norderney behält die Tradition für sich. Mit einem Hallen-Wellenbad und einem zum Kurhaus umgebauten Schloß, das ehemals der Hannoverschen Königsfamilie gehörte, ist es das deutsche Seebad mit internationalem Ruf geworden.

Hier führen Friesen und Friesinnen in alten Trachten alte Tänze vor. Die berühmten Trachten der nordfriesischen Inseln sind nur etwa 80 Jahre alt. Aber der prächtige Silberschmuck, den die Mädchen auf Föhr und die Halligfriesinnen tragen, geht auf alte Neigungen zurück: die Vorliebe für

gediegenen Metallzierrat. Noch heute trägt die Westfriesin in Holland das "Ohreisen", den letzten Überrest der Goldblechhauben.

Diese Liebe zum kostbaren Metall paßt zu dem Volk, das seinerzeit die berühmtesten Seeräuber hervorgebracht hat. Die unbedingte Freiheit als Ziel läßt jedes Mittel berechtigt erscheinen. Der Held des Liliencronschen Gedichtes, Pidder Lüng, der den Amtmann von Tondern erschlägt, kommt schließlich als Seeräuber an den Galgen. **Störtebecker** und die Vitalienbrüder sind populäre Figuren, die allerdings auch wieder in die große Geschichte hinüberführen. Denn den Vitalienbrüdern Zuflucht und Unterstützung gaben die Häuptlinge von Ostfriesland hauptsächlich deshalb, weil die Vitalienbrüder geschworene Feinde der Hansa waren. Und die Hansa war sächsisch. Emdens Stellung zur Hansa ist keine eindeutige. Die niederländischen Städte dagegen waren im 15. Jahrhundert die erbittertsten Gegner der Hansa.

Die alte Front zwischen Sachsen und Friesen ist heute noch abzulesen an der Reihe der Städte am Rande der Geest. Leer, Emden, Norden, Esens, Wittmund, Jever, Varel, Oldenburg, Delmenhorst, Stade, Horneburg, Buxtehude, Harburg, Winsen, alle sind von der Geest aus gegründet. Am Geestrand entlang, von Stadt zu Stadt, laufen in Ostfriesland die Haupteisenbahnstrecken. Nur von Norden, Esens und Jever aus gehen Stichbahnen ans Meer nach Norddeich, Bengersiel und Karolinensiel für den Bäderverkehr.

Die meisten Geestrandstädte waren ursprünglich wohl Häfen, wie z. B. **Stade** und **Buxtehude**. Von Esens dürfen wir sogar annehmen, daß es römische Flottenstation gewesen ist; und in Jever sind 1850 5000 römische Münzen gefunden. Später, als das Meer oder der Strom ausgedeicht war, und nur ein schmaler Kanal oder kleiner Fluß die Stadt noch mit dem Wasser in Verbindung setzte, ging die Bedeutung des Hafens zurück, dafür übernahmen die Plätze die Rolle einer Zwingburg gegenüber dem Marschenlande. Nur Aurich liegt in der Mitte der Geest.

Von einer dieser Geestrandstädte ging dann auch die einzige erfolgreiche Staatenbildung im friesischen Raum aus, von **Oldenburg**. Von der Weser, in die die Hunte etwa 25 Kilometer unterhalb Oldenburg mündet, reicht die Marsch in einem langen Zipfel am Fluß entlang bis zur Stadt. Oldenburg, "burg" wie Harburg und Horneburg, sitzt am Kopf dieses Marschstreifens. Nach Westen hin beherrscht es andererseits die Wasserscheide zur Leda und Jümme, die bei Leer in die Ems fließen. Es wendet sich also gegen Bremen und die Friesen zugleich und ist wohl nicht ohne Beteiligung des Sachsenherzogs Heinrich des Löwen groß geworden.

Als die Stedinger unterworfen werden, erhält Oldenburg seinen Anteil an der Beute und beherrscht ihn von Delmenhorst aus. Die Butjadinger unterwirft es selbst, und das Jeverland fällt ihm als Erbschaft zu. Schließlich greift es bei der Säkularisation zu und erweitert sein Gebiet südlich bis zum Dümmer. Ein Gebilde sächsischer Staatskunst, das sich nun vom Mittelgebirge bis zum Meer quer durch Norddeutschland legt.

Im kleinen das gleiche, was Preußen vorschwebte, als es zu seinen Besitzungen an Ruhr, Niederrhein und Ems Ostfriesland erwarb. Und in Oldenburg sucht Preußen dann in hannoverscher Zeit auch einen Ersatz für den Verlust Emdens. Es kauft 1853 ein Stück Land am Jadebusen und legt dort seit 1858 seinen Kriegshafen **Wilhelmshaven** an. Übrigens gehört zu diesem bis 1936 die gegenüberliegende Spitze der Jadeeinfahrt, ein paar Quadratmeter Land mit preußischen Grenzpfählen und einer kleinen Befestigung am Rande des oldenburgischen Butjadingens.

Bei der Überfahrt von dort her zeichnen sich schon lange, bevor man landet, über dem flachen dünnen Strich Land die Umrisse eines riesigen Kranes, Werftgebäude, Masten, Schornsteine und Ölbehälter ab. 239 Hektar Hafenbecken mit militärischem Betrieb; ein silbergrauer Kreuzer im Ausrüstungshafen; hohe Backsteinmauern sperren ringsherum den großen Komplex des

Werfthafens ab, aus dem das Getöse der Niethämmer dringt.



Unsere Wehrmacht. Panzerschiff Deutschland.

Eine Stadt, die ganz das Produkt dieser Hafenanlage ist, mit Rüstringen auf oldenburgischem Boden zusammen die stille Zeit des Verfalls nach 1919 durchgemacht hat und mit ihm gemeinsam jetzt aufs neue lebendig wird. Beide zusammen sind mit fast 80 000 Einwohnern größer als Oldenburg und überhaupt die größte Stadt zwischen Weser und Ems.

Wir stehen hier, wie in Emden, an einem der Punkte, von denen aus Preußen die Umrise eines neuen Friesenlandes entwirft. Irgendwie hängt das alles selbstverständlich mit der See zusammen, auf die von den Halligen, von den Marschen, von den Dünen die Jungens sich schon in der Kindheit hinaussehen: der Kriegshafen hier, der Erzhafen an der Ems, die Funkstation mit ihren riesigen Gittermasten in Norddeich und schließlich der Fels im Meer, im Herzen der deutschen Bucht, **Helgoland**, der nördlichste Kopf, den das alte deutsche Mittelgebirge durch die Decke der Eiszeit und das Meer hindurch erhebt.

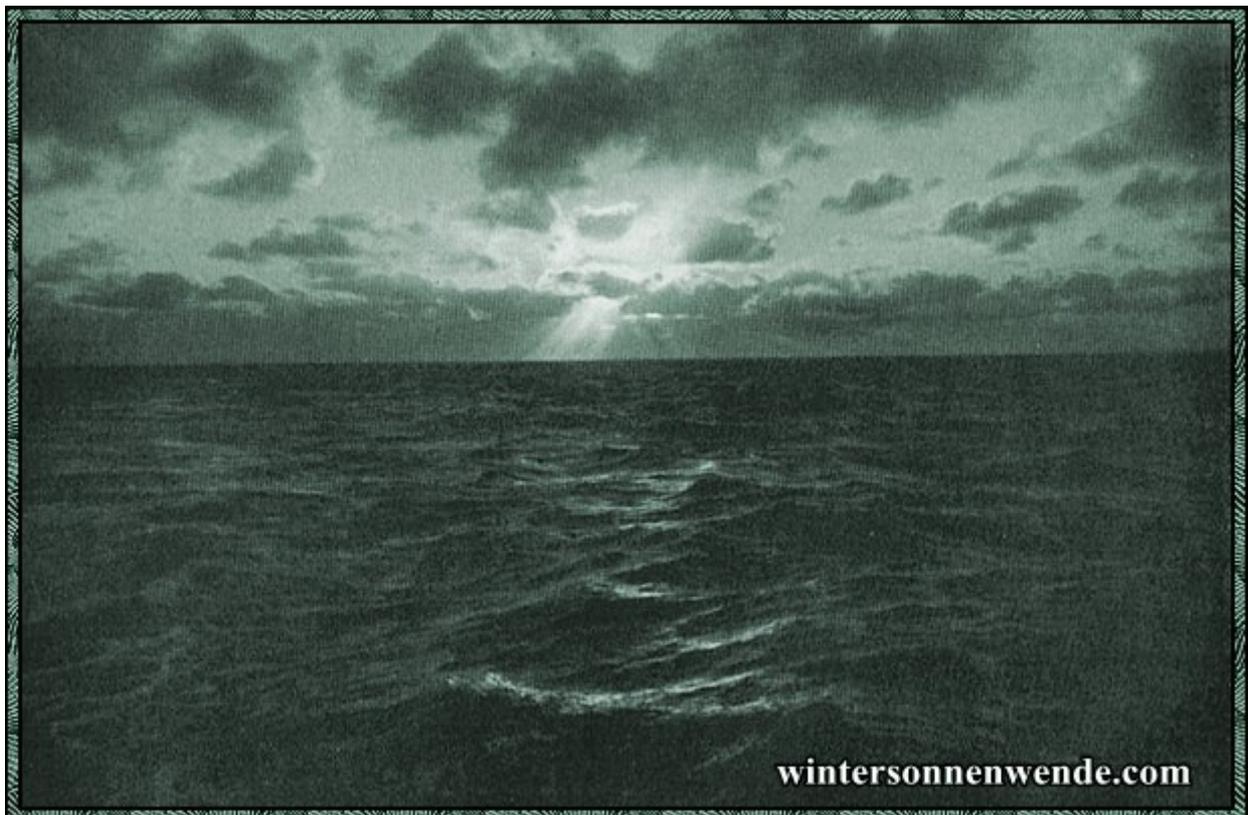
Und wie der Kalkberg von Lüneburg, die Dammer- und Stemmerberge und der Bentheimer Felsen im Brennpunkt geschichtlicher Kräfte gestanden haben, so ist auch dieser rote Sandsteinfelsen, seit wir ihn **1890 von den Engländern gegen Sansibar und Witu wieder eingetauscht haben**, der wichtigste Stützpunkt unserer Flotte geworden, und hat sich als solcher im Weltkrieg bewährt.

Einen halben Quadratkilometer groß zeigt die dreieckige steinerne Plattform mit ihrer Spitze nach Nordwesten. Schutzmauern halten die Wellen zurück, die in den letzten 1000 Jahren, seit Adam von Bremen "das Hillige Land" beschrieben hat, seinen Umfang beträchtlich verkleinert haben. Im windgeschützten Osten hat sich ein Unterland gebildet, und in einigem Abstand von der Insel ragt noch eine Sanddüne auf, deren Muschelkalk- und Kreide-Untergrund der letzte Rest eines einst zur Insel gehörigen Felsens ist. Die Gesteinsschichten der Insel fallen nach Nordosten ein. Zwischen ihr und dem schleswig-holsteinischen Wattenmeer erreicht der Meeresboden noch einmal Tiefen von 17 - 18 Metern.



Insel Helgoland. Brandung an den Felsen.

Der phantastische Traum, das feste Land mit Deichen und Buhnen so weit von den Küsten und Inseln aus vorwärts zu schieben, daß die Elbe und Weser, Jade und Eider bei Helgoland in die Nordsee münden sollen, wird wohl ein Traum bleiben. Aber bis zu einer Linie, die von Sylt aus zur Spitze von Eiderstedt und von dort etwa auf Cuxhaven zu liefe, wäre die Landgewinnung wohl möglich. Und zu solchem gewaltigen Unternehmen alle Kräfte gesammelt zu haben, wird das

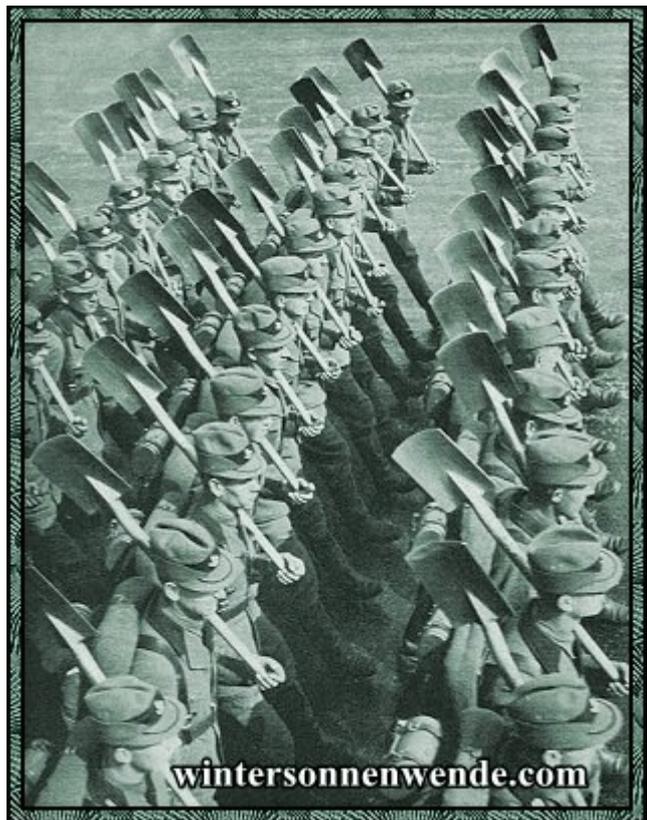


Nordsee. Abendstimmung.

dauernde Verdienst Preußens um dieses Friesenland bleiben.

Nach 1894 wurde der Gedanke des **Hallig-Schutzes** in die Tat umgesetzt. Die Halligen sollen die Stützpunkte werden im Kampf um das Land, ihre Kanten befestigt und durch Dämme mit dem Lande verbunden. Der Arbeitsdienst wird der Träger dieser gewaltigen Aufgabe sein.

Das Meer ist seit langer Zeit bereit zu helfen. Schon seit 1854 schüttet es an der Elbemündung die Insel Trieschen auf, die 1922-1925 eingedeicht werden konnte; Franzosensand ist soeben zum Adolf-Hitler-Koog umgewandelt worden, und in erreichbarer Ferne zeigt sich das Bild eines größeren Marschenlandes, eines Friesen- und Küstenlandes, verwirklicht aber nicht mehr aus den Kräften des Stammes allein, sondern aus dem festen Willen und der Einheit des **ganzen** Volkes.



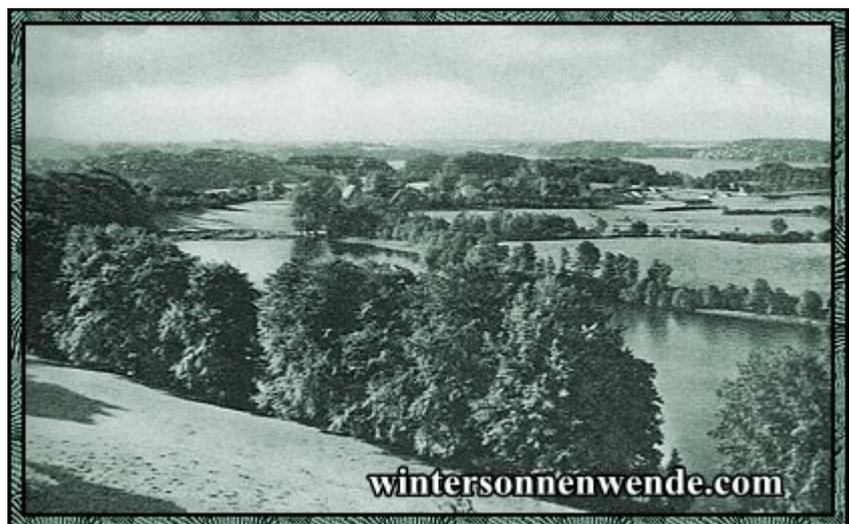
Der Reichsarbeitsdienst.

Schleswig-Holstein

Zwischen Lübeck und Eutin, zwischen dem Plöner See und jenem See an Flensburgs Förde, in dessen Wasser sich die blauen Turmhelme, die weißen Mauern und das rote Dach des Schlosses Glücksburg wie eine schleswig-holsteinische Fahne spiegeln, im ganzen Osten dieses lang gestreckten Landes sind alle Straßen von Geißblatthecken und Rosenbüschen eingefaßt. Schlehen und Haselnüsse hängen im dichten Gezweig, und die roten Mehlbeeren des Weißdorns leuchten stumpf im gezackten Blattwerk der Eichenknicks. Hier ein Durchschlupf für Jungen und Tiere und dort ein Gatterort lassen Wiesen und Felder sehen, auf deren leicht gewölbten Rücken schwere Weizengarben sich reihen und Rosse und Rinder zur Weide gehen.

Vögel zwitschern in den Wallhecken, das Land ist stimmenreich, und alle Wege müssen sich der Vielgestalt seiner hügelig-buckeligen Welt wohl oder übel fügen. Das fällt und steigt unentwegt, schlingt

Umwegschleifen um anmutige Seen, schließt alles wieder mit Hecken und zeigt dem erstaunten Blick schon in der nächsten Öffnung ein neues Bild. Ist es ein Zufall, daß Karl Maria von Weber



Holsteinische Schweiz.

hier in Eutin geboren wurde? Hallen diese lieblichen Berge nicht wider von den Hörnern des Freischütz?

Vom letzten Hügel aus sieht man das Meer. Steil führt der Weg uns hinab. Eben noch Wiesenhänge, eben noch Buchenwälder und nun ein schmaler Streifen Sand und dann: rotbraun von Algen nahe dem Strande, weiter hinaus grünlich schimmernd, durchsichtig und klar, und schließlich bis zur Kimmung blau und glatt sich dehnend, das Meer. Ganz schwach salzig, ohne Ebbe und Flut, ein Binnenmeer, dessen blanke Fläche, von Skandinaviens, Rußlands und Deutschlands Küsten umsäumt, Schiffe zu fordern scheint, mühelosem Verkehr und dem Austausch von Waren zu dienen. Holz aus Finnland, Pelzwerk aus Rußland, Eisenerze aus Schweden, Salz aus Lüneburgs Salinen und im Mittelalter Altäre und Schmuck und Gerät für die Kirchen.

Eine große wirtschaftliche Einheit ist **das baltische Meer** immer gewesen, und auch kulturell gehört zusammen, was an seinen Küsten sitzt. Der Osten Schleswig-Holsteins ist vom Ostseeraum nicht zu trennen. Und die Förden von Kiel und Schleswig, von Flensburg und Eckernförde und die Lübecker Bucht sind ebensoviele Finger, mit denen die See tief ins Innere des Landes greift. Wo sie enden, da endet der Bereich der Ostsee, da müssen Waren und Kulturgüter umgeschlagen werden, da sind Organe notwendig, die sammeln und verteilen, da entstehen die Städte, die diesen Umschlag besorgen.

Ein völlig anderes Bild bietet uns **die westliche Küste**. Grüngrau und undurchsichtig schäumt an den Deichen die Flut, sechs Stunden später dehnt sich trockenes Watt an der gleichen Stelle. Keine natürlichen Häfen, keine großen Städte. Es fehlt der starke Rhythmus, den der dauernde Wechsel des ein- und ausströmenden Verkehrs drüben in Land und Leben trägt. Hier ist alles eintöniger. Auch die Natur. Eintönig saust der Wind über das weite Marschland, nach einer Seite biegen sich Bäume und Sträucher, und mit langer eintöniger Horizontlinie begrenzt der Deich das Land gegen Himmel und Meer.

Aber auch weit und offen ist hier alles. Keine Schranke hält den Blick, der ins Unendliche fällt. Und unendlich klein wird alles Einzelne in dieser Grenzenlosigkeit. Um so schroffer der Stolz, mit dem sich in diesem Lande der Einzelne auf sich selber stellt. Jeder Hof liegt für sich; und die Bauernrepublik Dithmarschen ist groß geworden dadurch und daran zugrunde gegangen. Ganz alleine schlugen die Bauern am 17. Februar des Jahres 1500 die Ritterschaft von ganz Schleswig-Holstein bei Hemmingstedt. Und niemand half ihnen, als sie im Jahre 1559 von der vereinigten Übermacht ihrer Feinde überwältigt wurden. Ähnlich einsam, in titanischer Größe und Auflehnung, steht Dithmarschens größter Sohn, Friedrich Hebbel unter den Dichtern seiner Zeit.

Historiker stammen von der westlichen Küste der Halbinsel, Mommsen und Niebuhr. Ein klarer praktischer Sinn macht den Forscher, und man spürt die Lust das kleine Ich an der Unendlichkeit der Geschichte zu messen. Niebuhrs Vater, Carsten Niebuhr, der im Lande Hadeln an der Elbmündung seine Jugend verlebte, war ein bekannter Forschungsreisender. "Dieser phantasielose Mann", sagt von ihm sein berühmterer Sohn, "war ganz auf Anschauung und Wahrnehmung gerichtet. Abstraktion und Spekulation waren seinem Wesen entgegen, er mußte alles konkret fassen."

Das ist derselbe Mann, der, nachdem er die Türkei, Ägypten und Arabien, Indien und Persien bereist und mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit in Gedankenaustausch über seine Beobachtungen gestanden hat, mit 66 Jahren an die Urbarmachung neuen Moorlandes schreitet und noch mit 70 Jahren, wie sein Sohn berichtet, mit dem Kluvstaaken über einen zehn Fuß breiten Graben springt.

Bauern und nichts als Bauern, auch da, wo sie die Geschichte der Menschheit oder die Erde

erforschen, sind diese Menschen, in denen niedersächsische Zähigkeit sich mit friesischem Unternehmungsgeist paart. Und herzerquickend derb, geradezu hemdärmelig steht ein Kernspruch des Dithmarscher Bauern vor uns: "Vör wenig Eten bin ick nich, awer drinken mag ick gern. Dahingegen mutt ick naher min gehörige Ruh hebbn!"

Im Osten war es der rötliche Lehm, den die Gletscher der Eiszeit über das Land geschoben hatten, im Westen ist es der Schlick, den das Wattenmeer mit jeder Flut absetzt, der das Land fruchtbar macht. In der Mitte zwischen der Fruchtbarkeit des Marschlandes und der Moränenlandschaft des Ostens liegt die **dürre Geest**. Sie ist das Schotterfeld der Eiszeitgletscher. Das Schmelzwasser von Jahrtausenden hat Sand und Geröll auf ihr abgelagert. Nur die genügsame Heide kam auf diesem trockenen Boden fort. In den Senken, wo das Wasser nicht abfloß, bildeten sich Moore.

Erst im letzten Jahrhundert ist die Urbarmachung der Heiden und Moore in dem Maße, in dem sie aus einer Unternehmung des Einzelnen zur wichtigsten Aufgabe des Staates heranwuchs, von den Rändern der Geest ins Innere vorgedrungen, und das Bild voll schauriger Großartigkeit, das noch im 18. Jahrhundert den Reisenden erwartete, der von Flensburg quer durch das Land nach Husum fuhr, hat einer wenn auch eintönigen so doch menschenfreundlicheren Landschaft von Feldern und Wiesen Platz gemacht. Aber es ist geringwertiger Boden, an die Stelle des Weizens tritt der Roggen, und die Bevölkerungsdichte, die im nebenher auch gewerbetreibenden Osten mehr als 80 auf den Quadratkilometer beträgt, im reinen Bauernland der Marsch immerhin noch die Zahl 70 erreicht, sinkt in der Geest auf 40, ja sogar auf 30 Menschen.

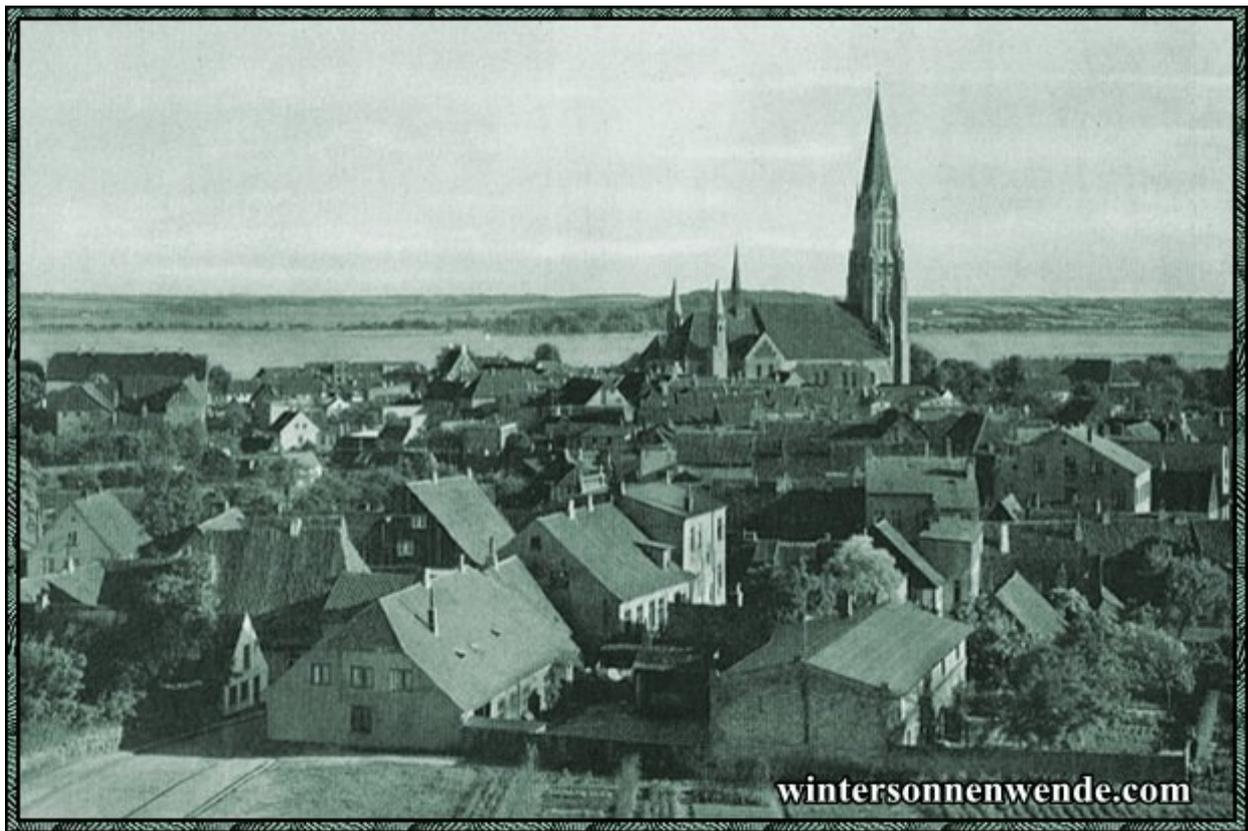
Zu einer Zeit, in der die östliche Hälfte der Halbinsel noch von dichtem Urwald bedeckt war, an den heutzutage nur noch so kleine Bestände wie der Sachsenwald erinnern, und in der die westliche Küste, noch unbefestigt durch Deiche, von jeder Sturmflut verheerend heimgesucht wurde, war es fast selbstverständlich, daß die Bewohner dieser schmalen Länderbrücke in gewissen Abständen, wenn Raumnot sie trieb, nach Süden ausbrachen und neues Land suchten. Von hier kamen schon hundert Jahre vor Christi Geburt die Cimbern, deren Zug in Italien endete. Von hier zogen im 5. Jahrhundert nach Christo die **Angeln** aus, deren Namen noch heute die Halbinsel zwischen Schlei und Flensburger Förde bewahrt, in ihrem Gefolge die Jüten, deren nördlicheres Wohngebiet Jütland damals für die nachdrängenden Dänen frei wurde, und mit ihnen viele Sachsen.

Die **Sachsen** sitzen damals im südlichen Teil der Halbinsel. Sie nennen sich Stormarn, Holsten und Dithmarsen. Von ihnen aus, obwohl sie selbst vom zweiten bis zum vierten Jahrhundert nach Christo in wiederholten Schüben sich in das später Niedersachsen genannte Land ergießen, geht schließlich die Germanisierung der ganzen Halbinsel aus. Sie war nötig geworden inzwischen. Denn in das durch Auswanderungen entleerte Land östlich der Linie Hamburg - Kiel waren Slaven eingedrungen, und von Jütland her hatten die Dänen den Norden der Halbinsel bis zur Schlei erobert.

In wiederholten Stößen dringen darauf sächsische Bauern rodend und kultivierend ins Ödland des Nordens vor. Auch die Kaufmannschaft der Städte wird sächsisch. Um 1400 werden die Stadtrechte von Flensburg, Apenrode und Hadersleben (!) aus dem Jütischen ins Plattdeutsche übersetzt. Diese allmähliche Durchdringung des Nordens beginnt im 13. Jahrhundert mit der Überschreitung der Eder-Schlei-Grenze.

Dort finden wir den wichtigsten Punkt der ganzen Halbinsel. In ihm müssen sich alle Kräfte sammeln, die an einer selbständigen Existenz dieses geographischen Gebildes interessiert sind. Und allein der Stadt, die hier entsteht, ist es vergönnt, wenn nicht dem ganzen Gebiet so doch seinem nördlichen Teil den Namen zu geben: **Schleswig**.

Hier treten sich noch heute Ostsee und Nordsee am nächsten. Etwas über 30 Kilometer beträgt die



Schleswig.

Entfernung zwischen Schleswig und Husum, nicht weiter als die Strecke von Berlin nach Werder. Ursprünglich griff hier von Westen her, etwa dem Laufe der Eider und der Treene folgend, eine Meeresbucht ins Land hinein. Ungefähr bis Rheide - ein Dorf in der Geest, dessen Name Schiffs-Reede bedeutet - konnten die flachgehenden Handelsschiffe der Friesen des achten und neunten Jahrhunderts fahren. Nur wenig mehr als zehn Kilometer Landweg trennen diesen Punkt von Schleswig, wo die Schlei, ein Ostseearm, der 37 Kilometer weit ins Land hereingreift, sein Ende findet. Diesen Weg fuhr die friesische Wolle, und über diesem Weg kam das russische Pelzwerk zurück. Und Schleswig wurde reich an beiden.

Aber Schleswigs Lage war auch strategisch günstig. Denn durch die Landenge zwischen den beiden Seewegen mußten die riesigen Viehherden des Nordens, bisweilen 50 000 Ochsen in einem Jahr, mußten die Pilgerscharen, die nach Rom oder Köln wallfahrteten, ja mußten auch alle Heere hindurch, die nach Norden oder Süden ausrückten.

Kein Wunder, daß schon König Gotfrid von Dänemark im Jahre 808 quer über die Landenge einen Wall aufwerfen läßt, das spätere Danewerk, dessen ungefüge Reste noch heute kilometerweit sich hinziehen. Keinen wichtigeren Ort gab es damals gegen die von Süden herandrängenden Franken zu verteidigen. Und kein Wunder, daß einige Jahre später der Heilige Ansgar gerade Schleswig zum Mittelpunkt seiner Missionsbestrebungen im Norden macht.

Dieses Stück Erde ist ein Magnet für politische Kräfte. Und hier, wo der dänische König im 9. Jahrhundert seinen Jarl als Grenzwächter einsetzt, aus dessen Amt Jahrhunderte später das Herzogtum Schleswig wird, befindet sich heute wieder der Sitz der preußischen Regierungen für ganz Schleswig-Holstein.

Man gab den Platz der Stadt am Nordufer der Förde für kurze Zeit einmal auf, aber nur um am anderen Ufer eine neue Stadt zu errichten, Haithabu, das die Schweden, die es gründeten, zu kurzem Glanze führten. Vor den Heeren Ottos des Großen verging auch diese Episode, und

Schleswig erstand aufs Neue, jetzt als Sitz eines Bischofs und erlebte im 11. und 12. Jahrhundert seine große Zeit, die seine Schiffe bis nach Danzig und Nowgorod führte.

Wer es heute besucht, wird erstaunt sein über die Kleinstadt, die er findet. Der Schlag, der so empfindlich das Leben dieser Gemeinschaft gelähmt hat, ist kein politischer gewesen. Politisch gibt es keinen sichereren Ort als Schleswig. Wirtschaftlich aber brach es zusammen in dem Augenblick, als die Handelsschiffahrt des 12. Jahrhunderts seetüchtigere Schiffe von größerem Tiefgang, die "Lübecker Koggen", zu benutzen begann, die nun nicht mehr die Eider aufwärts fahren konnten, dafür aber mit größerer Sicherheit die Fahrt durch den Sund und nördlich um Cap Skagen herum unternehmen durften. Da trat Schleswig wirtschaftlich zurück, und wirtschaftlich hat es diesen Schlag nie verwunden.

Politisch blieb es aber auch jetzt der Mittelpunkt des Landes, zumal seitdem 1385 die Grafen von Holstein zugleich Herzöge von Schleswig geworden waren und im Schlosse Gottorf an der Nordwestecke der Förde residierten. Die starke konzentrierende Kraft, die Schleswig von Natur innewohnt, bewährt sich auch jetzt. Denn als zwei Generationen später, 1459, die Grafen von Holstein aussterben und der König von Dänemark zum schleswigschen Herzog gewählt wird, da ertönt zum ersten Mal das "**up ewig ungedeelt**", mit dem Holstein nun an Schleswig fest gebunden wird.

Aber das Jahr, in dem sich unter dem Worte "up ewig ungedeelt" nun endlich die beiden großen deutschsprachigen Gebiete der Halbinsel zu einem politischen Gebilde zusammengefunden hatten, war das gleiche Jahr, in dem sie sich vom deutschen Vaterlande mehr oder weniger lösten. Auch dieser Schritt, der bis in unsere Tage nachwirkt, war in der Landschaft Schleswig-Holsteins vorgebildet.

Den Fuß der Halbinsel trennen die Einkerbungen der Lübecker Bucht und der Elbmündung vom Festland. Rücken an Rücken liegen hier die beiden Städte Hamburg und Lübeck, nur durch eine Landstrecke von 56 Kilometern getrennt. Was ist für beide verständlicher als gemeinsames Vorgehen? Damit aber "setzen sie den Grafen von Holstein vor die Tür des Reiches" (A. v. Hofmann).

Selbstverständlich ist dies Vorgehen nur vom Standpunkt solcher selbst schon vom großen Körper des Reiches losgelöst, in ihrer ganzen Tendenz wirtschaftlich, genauer privatwirtschaftlich eingestellten Gemeinwesen. Eine Politik des Reiches hätte diese Buchten zum Ausgangspunkt ebenso sehr einer einheitlichen Ostseepolitik wie später einer atlantischen Politik machen müssen und hätte ihre Rücken-an-Rücken-Lage nicht zum Riegel werden lassen dürfen, durch den die Halbinsel abgeschnürt wurde, sondern zu den starken Flanken eines Tores in den Norden, durch das hindurch eine dauernde intensive Germanisierungspolitik in die Halbinsel hätte vordringen müssen.

Kaiser Lothar im Jahre 1111 hatte noch das richtige Gefühl für die politischen Notwendigkeiten, als er den Grafen von Schauenburg mit Holstein belehnte. Schon 1138/1139 eroberte ein Schauenburger das Land der Wenden von Segeberg bis Fehmarn. Der Kalkfelsen von Segeberg wird zur gräflichen Burg ausgebaut, das eroberte Land an die Ritter verteilt, die bäurische Siedler aus ganz Nordwestdeutschland dort ansetzen. Daher haben wir heute noch viele Rittergüter gerade in diesem Teile Schleswig-Holsteins.

Aber im 14. und 15. Jahrhundert gab es eine solche Reichspolitik nicht mehr. Es gab nur eine Hausmachtspolitik der Landesfürsten. Und die kleinen, wirtschaftlich starken und gesunden Gemeinwesen wie Hamburg und Lübeck konnten nichts anderes tun, als ihren eigenen Weg gehen, und der verbot es ihnen zu dulden, daß ein Dritter sich zwischen sie legte. Wir werden die beiden Städte, die sich so von ihrem Hinterlande getrennt haben, **in einem besonderen Kapitel** betrachten.

Indirekt aber werden wir ihre Wirksamkeit auch an dieser Stelle mehrfach spüren durch die Reaktionen des Landes und zumal seiner Herrscher auf die gesonderte Existenz eines Lübeck und eines Hamburg.

Zu beiden Hafenzentren gibt es nämlich Konkurrenzhäfen. An der Elbe **Glückstadt**, von den Dänen angelegt als Rivalin von Hamburg, durch die Verschlickung seines Hafens - 1½ Zoll täglicher Schlickfall! - aber nie in die Lage gekommen, ernstlich gefährlich zu werden.

Auf der anderen Seite **Kiel**, die Rivalin für Lübeck, schon von dem gleichen Adolf II. aufgebaut, dem Heinrich der Löwe Lübeck abgetrotzt hatte, in windgeschützter Förde von Natur aus eine glücklichere Rivalin als der dänische Elbhafen. 1227, als Lübeck freie Reichsstadt geworden ist, wird Kiel Residenz der Holsteiner Grafen. Von den dänischen Landesherren wird es später gegenüber dem unabhängigen Lübeck in jeder Hinsicht begünstigt. Dänemark läßt die Straßen zwischen Hamburg und Lübeck verfallen und behindert den Durchgangsverkehr mit hohen Zöllen. Ja, über zwanzig Jahre lang versteht es sogar den Bau einer Eisenbahn zwischen den beiden Städten zu verhindern.

Preußens Hausmachtspolitik wächst im 19. Jahrhundert in den Aufgabenkreis einer echten Reichspolitik hinein. Es hat vieles wieder gutmachen können, was vom Reich seit dem 13. Jahrhundert versäumt worden war. Die unnötige Rivalität zwischen Lübeck und Kiel wird durch Preußens Eingreifen beseitigt. Kiel wird der Kriegshafen des Reiches.

Heute ist es die größte Stadt Schleswig-Holsteins, und hat 233 000 Einwohner. Der Nordseekanal - die uralte Idee, die 1500 Jahre früher die Friesen nach Schleswig geführt hatte - mündet bei Kiel. Im Jahre 1931 passierten 48 286 Fahrzeuge die Holtenauer Schleuse, also 132



Laboe. Marine-Ehrenmal.

am Tag. 57 000 Arbeiter sind in Kiel beschäftigt. Die Germaniawerft mit ihren glasverkleideten Hellings, die Deutsche Werft, das Marine-Arsenal und die Howaldts-Werke sind die bedeutendsten Werften. Mahnend erhebt am Rande der Förde das Marineehrenmal von Laboe seinen Finger.

Das alte Kiel mit Schloß und Rathaus und Nikolaikirche tritt ganz zurück hinter dem stürmischen Wachstum dieser jungen Stadt, die alljährlich durch die Kieler Woche von sich reden macht. Der Lärm der Niethämmer übertönt das alte Lied, ein Gitterwerk von Eisen und Glas verdeckt das alte Bild. Etwas Neues beginnt hier im Bauernlande Schleswig-Holstein, so wie Regensburgs gewaltige Kanalbrücke, mit 140 Metern Spannweite Deutschlands größte Brücke, und seine Industrie, die Schornsteine von Neumünster, einer Klostergründung des Heiligen Vicelin, und die Fabriken von Elmshorn in Itzehoe als etwas Neues in die alte Landschaft treten.

Im Westen aber, wo die Gegenwart nicht weniger emsig am Werke ist, die alten Spuren zu verwischen, speist sich die neue Betriebsamkeit doch aus den alten, der Landschaft eingeborenen Kräften und bleibt auch heute im Bereich des Bauern und seiner Aufgaben.

Landgewinnung heißt die Parole. Mit der Sicherung des Landes begann es. In ältesten Zeiten saß

spärliche Bevölkerung auf Wurten, mühsam aufgeschütteten Erdhügeln, die Haus und Stall knapp über die Flut emporhoben. Damals raubte jede größere Sturmflut Boden und vertrieb die Siedler. Nur im Süden hielt sich der zähe Sachsenstamm der Dithmarschen auf dem Boden, den er seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert besaß. Die nördlichen Bewohner der Westküste aber folgten den Angeln und gaben die unwirtliche Heimat auf.

In das leerstehende Land zogen neue Siedler ein, die schon in ihrer alten Heimat den Kampf mit dem stürmischen Element gewohnt waren, die Friesen. Bis ins Gebiet der Dithmarschen sind sie gelangt und haben sich dort mit dem Sachsenstamme vermischt.

Aber solange der einzelne Bauer sich mühsam allein auf seiner Wurt des Wassers erwehrte, blieb, was auch getan wurde, langsam weichende Verteidigung gegen einen übermächtigen Feind. Erst der Angriff konnte hier Wandel schaffen. Und der Angriff beginnt im 11. Jahrhundert mit der Errichtung der Deiche.

Der Deich, zunächst scheinbar nur eine neue Art der Verteidigung, eine besser organisierte, die zum ersten Mal das Vorrücken des Feindes wirklich zum Stillstand bringt, wird binnen kurzem zum Ausgangspunkt aller Angriffe. Buhnen, von seinem Fuß aus senkrecht ins Meer gebaut, brechen den Seegang und lassen im ruhigeren Wasser Sinkstoffe sich setzen. Langsam schlickt sich ein Deichvorland an. Als erste Pflanze erscheint der Queller und festigt mit seinem Wurzelwerk den beweglichen Schlamm Boden. Gras samt sich an, ein Sommerdeich schützt das gewonnene Land, es wird entwässert und schließlich durch einen weiteren Außendeich endgültig in Besitz genommen. Ein neuer Koog ist fertig.

Das geht alles sehr langsam vor sich. In einem besonders günstigen Jahr rückt die Quellergrenze unter Umständen 50 Meter weit vor, aber rund 25 Jahre vergehen durchschnittlich, bevor ein neuer Außendeich gebaut werden kann.

Ursprünglich war es möglich, daß der Einzelne für den Deich nur soweit verantwortlich war, wie sein eigener Grund und Boden reichte. Auf die Dauer aber schließen sich die Bauern zu **Deichgenossenschaften** zusammen. Die elementarste Tatsache des sozialen Lebens, Existenz des Einzelnen nur auf Grund der Gemeinschaft, wird diesen Bauern zum alles andere überragenden Erlebnis. Kein Wunder, daß sie allen persönlicheren Bereichen des Geistes fern geblieben sind. "Geist geworden ist dies Volk nur in der Prosa seiner Rechtssatzungen und Geschichtsbücher" (Nadler).

Und auch ihr religiöses Verhältnis ist bestimmt durch die Erfahrung dieses unaufhörlichen Kampfes gegen das dunkle Element, in dem aber zähe Geduld und schlaues Abwarten am Ende nie ohne Erfolg bleibt. "Gott hat Himmel und Erde geschaffen, aber der Friese die Marsch".

Diese Menschen haben manche Leistung aufzuweisen, die sie zu solcher Übertreibung verführen kann. Die lange Strecke, auf der noch im 11. Jahrhundert die friesischen Händler quer durchs Land nach Schleswig fuhren, ist durch allmähliche Eindeichung und Entwässerung sauber in festen fruchtbaren Boden und schmale Wasserläufe aufgeteilt. Hier sind hauptsächlich Holländer tätig gewesen. Im Jahre 1619 gründeten sie **Friedrichstadt** an der Eider, dessen Backsteinstraßen und schmucke niedrige Häuser noch den Reisenden an Holland erinnern.

Drei Inseln sind von den Deichbauern miteinander verbunden und als Halbinsel Eiderstedt ans Festland angeschlossen worden. Hier erheben sich heute noch die friesischen "Haubarge", die stolzeste Form, die das niederdeutsche Bauernhaus gefunden hat, Burgen eher als Häuser.

Aber die See zerbrach das Menschenwerk auch wieder. Die Halligen, Marschboden, der knapp

einen Meter aus dem Meere ragt, sind die Überreste von größeren Inseln, die das Meer in Stücke riß. Noch nicht lange ist es her, daß Pellworm und Nordstrand durch eine Sturmflut getrennt wurden. Die größeren Halligen sind in unseren Tagen durch Deiche und Buhnen befestigt worden, die kleineren aber sehen heute noch aus wie vor 1000 Jahren das ganze Land.



Hallig Hooge. Worf Mitteltritt.

Der Lärm der Geschichte machte sich nicht überall gleich stark bemerkbar. Verschiedene Landschaften hallen verschieden laut davon wider. Und in diesem Bauernland klingt die große



Insel Sylt. Durchbrochene Dünen.

Weltgeschichte nur sehr gedämpft und stört den gewohnten Gang des Lebens und der Arbeit kaum. Man treibt heute noch, nur mit moderneren Mitteln, was man vor 1000 Jahren begonnen hat. Man baut die Landschaft zweckentsprechend um, und wo vor ein paar Jahren noch das Wattenmeer spülte, da steht inzwischen ein fester Damm und trägt die Schienen der Eisenbahn nach **Sylt** hinüber.

Das laute Leben dringt auf die Inseln. Aber es ist nur Ferienlärm; es sind nur Ausspannung Suchende, die den Sandstrand von Westerland und Kampen auf Sylt, Wyk auf Föhr und Amrum jedes Jahr für Monate beleben. Der ewige Wind der Westküste erzeugt hier prächtigen Wellenschlag. Und es ist der bäuerliche Unternehmungsgeist der Friesen, der auch aus dem unfruchtbaren Boden der Geestinseln lohnenden Erwerb herauszieht. Von Grund auf bleibt alles, was es immer war, Bauernland, unendlich langsam, aber zäh wachsendes Bauernland. Und so schiebt sich hier im Westen die Grenze Schleswig-Holsteins allmählich immer weiter hinaus ins feindliche Meer, besonders seitdem der Staat den Schutz der Deiche übernommen hat und seitdem neuerdings die Scharen des Arbeitsdienstes an die Seite der bäuerlichen Deichgenossenschaften getreten sind.



Wyk auf Föhr. Dorfstraße.

Aber noch ein anderer Grenzkampf ist im Gange. Es ist der alte Kampf der Nordmark, ein Kampf, der in der Geest und im Osten sich abspielt und entsprechend dem anderen Charakter dieser Landschaft stärker mit den Waffen des Geistes und in engerem Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte ausgefochten wird. Hier steht heute in vorderster Linie das alte **Flensburg**, die Stadt der Seemannsschulen. Übereinandergestaffelt reihen sich seine Häuser um das schmale Ende der Föhrde. Die reich bewegte und dadurch so liebevolle Gliederung der Ostküste der Halbinsel kommt in der Anlage dieser Stadt zur architektonisch schönen Erscheinung. Grenzlandtheater, Rundfunksender und "Deutsches Haus" wenden sich von hier aus an das Deutschtum jenseits der Grenze.

Diese Grenze, die seit 1864 an der Königsau lag, rückte durch [die Abstimmung vom 10. Februar 1920](#) bis in die Mitte der Flensburger Föhrde vor. Die Städte Tondern, Apenrade und Tonderburg mit 76, 54 und 55 Prozent deutschen Stimmen mußten nach den Abstimmungsbedingungen an Dänemark fallen. Eine kleine dänische Minderheit blieb diesseits der deutschen Grenze.

Wie verwickelt die Verhältnisse hier liegen, mag allein die Tatsache beleuchten, daß aus dem jetzt dänischen Hadersleben, nicht weit von der alten Reichsgrenze, Julius **Langbehn** stammt, dessen Buch *Rembrandt als Erzieher* ("Von einem Deutschen") 1890 so ungewohnten Widerhall erregte. Gerade Langbehn aber war es, der damals schon mit der Gestalt des Künstlers Rembrandt dem Deutschen seiner Tage eine Mahnung zur Innerlichkeit und eine Warnung vor äußerlicher Bewertung von Wissen und Macht vor die Seele stellen wollte.

Es hat gerade in diesem Winkel Deutschlands, und vielleicht nicht ohne Zusammenhang mit der starken Neigung des dänischen Nachbarvolkes zu religiös gestimmter Innerlichkeit, immer wieder Menschen gegeben, die mit schrankenlosem, man möchte sagen: weltfremdem Idealismus eine reine und fast abstrakte Auffassung von Leben und besonders von der Kunst vertreten haben. Genau hundert Jahre vor Langbehn hat der Müllerssohn **Carstens** aus Schleswig für den künstlerischen Menschen des deutschen Klassizismus ein solches Idealbild aufgerichtet. Und jetzt erhob sich wieder aus der Nordmark ein Eiferer für reines innerliches Leben.

Es ist, als ob dies gefährdete Grenzgebiet empfindlicher auf jede Verflachung des deutschen Geistes reagiere als die in Deutschlands Mitte wohlgeborgenen Landschaften. Spürt es doch auch im Kampfe, der auf seinem Boden ausgetragen wird, als erstes die Folgen solcher Verflachung.

Noch 1830 etwa konnten die Deutschen Nordschleswigs hoffen, ihre jütischen Mitbürger für Deutschland zu gewinnen. Aber die folgenden Jahre, die Jahre des beginnenden Aufstiegs Deutschlands auf wirtschaftlichem und industriellem Gebiet, brachten geistig eine fortschreitende Entfremdung, und im Jahre 1842 gebrauchte der liberale Führer Nordschleswigs auf der Schleswigschen Ständeversammlung zum ersten Male die dänische Sprache. Damit war die Entscheidung gefallen, und um so rascher fiel sie nun auch auf der anderen Seite.

1844 erscheint zum ersten Mal die schleswig-holsteinische Fahne, obwohl das Land doch staatlich noch zu Dänemark gehört. Das Lied der Schleswig-Holsteiner ertönt, und 1848 bricht der Aufstand los. Rasch gebildete Freischaren, Turner, Studenten, Bürger erheben sich zusammen mit dem Militär. 1849 werden die dänischen Schiffe bei Eckernförde geschlagen. Aber 1850 bricht in der Niederlage von Idstedt, nicht weit nördlich von Schleswig, der bewaffnete Widerstand zusammen. Die Danewerklinie ist frei. Und im Londoner Protokoll von 1852 wird Groß-Dänemark von den Staaten Europas bestätigt.

Damals verlassen viele Patrioten das Land, unter ihnen Theodor **Storm**. Beim Abschied von seiner Vaterstadt Husum schreibt er die ergreifenden Verse:

Es strömt die Luft - die Knaben stehn und lauschen,
Vom Strand herüber dringt ein Möwenschrei -
Das ist die Flut! Das ist des Meeres Rauschen;
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei.
Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch ins weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es steht auf diesem Grunde,
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus..."

Es ist diese Gesinnung, die der Kriegshandlung von 1864 ihren wahren Sinn verleiht. Das Land, das damals erobert wurde - die Entscheidung fiel wieder am Danewerk, das bei Frost im Februar 1864 umgangen werden konnte - war deutsches Land seinem eigenen Bekenntnis nach.

So verschieden es nach Landschaften und Bevölkerung angelegt war, so sehr die geographische Gestalt und die Geschichte im späteren Mittelalter auf Abtrennung der Halbinsel vom Körper

Mitteleuropas hingedrängt hatte - es war jetzt zur Einheit erwachsen und hatte sich in Marsch und Geest und Föhrden, in Friesen, Dithmarsen und Holsten freiwillig zum größeren Deutschland bekannt.



Drei Hansestädte

Die Hansa ist der erste "norddeutsche Bund" gewesen. Ins Mittelgebirge hat sie mit ihren Mitgliedern ungefähr soweit gereicht, wie die Sachsen vorgedrungen sind. Das Tiefland und seine Buchten hat sie vollkommen ausgefüllt. Ihr Schwergewicht hat in Norddeutschland gelegen, ihre Bewegung ist nach Osten gerichtet gewesen.

Hamburg, Bremen und Lübeck,¹ die einzigen drei Hansestädte, die Deutschland heute noch hat, sind der letzte Rest einer gewaltigen Organisation, die einst die Ränder der beiden germanischen Meere, Ostsee und Nordsee von London bis Reval, über 25 Längengrade hinweg umspannt hat. Ungefähr in der Mitte und damit zugleich an der Grenze der beiden Meere und Räume liegt **Lübeck**.

Hamburg und Bremen sind älter. Beide reichen in karolingische Zeiten zurück. Das allein macht uns schon darauf aufmerksam, daß wir in Lübeck uns jenseits der Slawengrenze Karls des Großen befinden, in einem Land, in dem er noch keine Bischofssitze anlegen konnte. Und auch darauf, daß die Stadt Lübeck, die einmal die Führerin der Hansa werden sollte, sich entsprechend der hansischen Richtung nach Osten in eine gegenüber Hamburg und Bremen sehr exponierte und zumal sehr einseitige Lage begeben hat, die ihre ganze Gefahr in dem Augenblick auswirken mußte, in dem die allgemeinen Interessen sich nach einer anderen Richtung wendeten. Mit anderen Worten: Lübecks große Zeit war um, als die transatlantischen Handelsbeziehungen auftauchten. So beschränkte sich seine Blüte auf den kürzesten Zeitraum aller drei Städte.

Denn zunächst vergehen noch Jahrhunderte bis zu seiner Gründung, die ganze Jugendzeit von Bremen und Hamburg. Die Slawen dringen vor und werden wieder zurückgeworfen. Und erst das 12. Jahrhundert bringt die Wendung: im Jahre 1143 wird Lübeck im frisch eroberten Slawenland von dem Grafen Adolf II. von Schaumburg-Holstein gegründet und von deutschen Kaufleuten besiedelt. Im Scheitel der Ostseebucht an dem Punkt, von dem aus eine gerade Linie, am dänischen Archipel und der Südküste der skandinavischen Halbinsel entlang, genau auf die Insel Gotland, den navigatorischen und handelstechnischen Brennpunkt der Ostsee trifft.

Die Travemündung ist zugleich der Punkt, an dem die Ostsee am weitesten nach Westen in das deutsche Festland eindringt. Sie war wohl schon früh in ihrer Bedeutung für Handel und Schifffahrt erkannt. Denn tiefer im Lande, wo der Fluß bequeme Anker- und Anlegeplätze bot, an der Mündung der Schwartau, hatten sich schon vor der Eroberung des Landes noch unter dem Schutze einer slawischen Burg die ersten deutschen Kaufleute zu Handelszwecken niedergelassen.

Der Punkt, den man 1143 wählte, lag noch etwas weiter landeinwärts, hatte aber alle Vorzüge einer ideal geschützten und, was eigentümlich zusammenklingt, auch künstlerisch ideal geschlossenen Lage für sich. In einer flachen aus der Eiszeit stammenden Mulde erhebt sich ein etwa 1600 Meter langer und etwa 1000 Meter breiter flach gewölbter Sand- und Tonrücken, um den auf der einen Seite die Trave, auf der anderen Längsseite die Wakenitz, die hier in die Trave mündet, herumfließen, so daß man bloß am oberen Ende des schon beinahe inselartig eingeschlossenen Rückens eine Verbindung zwischen Trave und Wakenitz herzustellen brauchte - was aber erst um 1900 geschah - um den Boden der Stadt Lübeck zu einer wirklichen Insel zu machen.

Da diese "Insel" von beiden Flüssen aus zur Mitte hin ansteigt, haben die Kirchen, die sich auf der Höhe des Rückens in der Längsachse der Stadt erheben, eine in jeder Beziehung beherrschende Lage. Zumal der ästhetische Zauber, der von dieser in sieben Nadeln gipfelnden Silhouette ausgeht, ist unwiderstehlich.

Ein solch hervorragender Platz wird immer wieder gewählt werden. Und die Bürger dieser ersten Niederlassung, die Heinrich der Löwe nach Streitigkeiten mit dem Grafen Adolf gewaltsam an eine andere Stelle der Wakenitz umgesiedelt hatte, kehrten 1158, nachdem eine Einigung zwischen dem Schaumburger und dem Welfen zustande gekommen war, sofort wieder an den alten Platz zurück.

Dieses **zweite Lübeck** bekommt den herrlich klaren Grundriß, der alle Kolonialstädte des Ostens auszeichnet, das einfache leicht durchschaubare Gitter rechtwinklig sich kreuzender Straßen. Nirgendwo aber hat dieses Schema einen Stadtkörper so geistvoll organisieren können wie hier, wo es auf die spürbare Wölbung dieses Hügels aufgespannt wird.

Die Hauptstraßen laufen auf der Höhe in der Längsrichtung des Rückens zwischen der landesherrlichen Burg am einen und dem Bischofssitz am anderen Ende. An ihnen sind die Hauptkirchen gereiht: der Dom, die Jakobi-, Petri-, Katharinen- und Marienkirche. Alle Querstraßen aber steigen vom Wasser zu den Hauptstraßen hinauf. An ihrem oberen Ende erscheinen mächtig die Türme der Kirchen; wenn man hinabblickte, sah man unten die Masten der Schiffe, die an den Speichern lagen.

Die alten Speicher stehen noch. Aber die Koggen sind nicht mehr da. Man hatte einen neuen Hafen gebaut und die Trave bis zu ihrer Mündung vertieft und begradigt. Man hat an Stelle des im 19. Jahrhundert verfallenen mittelalterlichen Stecknitz-Kanals einen neuen Kanal von der Trave zur Elbe geführt. Aber 1913 stand Lübeck unter den Ostseehäfen erst an siebenter Stelle.

Sein Güterverkehr beschränkt sich fast nur auf Einfuhr; Erze und Kohle und Holz. Für die Verarbeitung der Erze ist in Herrenwyk an der Trave ein Hochofenwerk errichtet. Aber eine Industriestadt wird Lübeck auch dadurch nicht. Es bleibt eine mittlere Hafenstadt an der Ostsee.

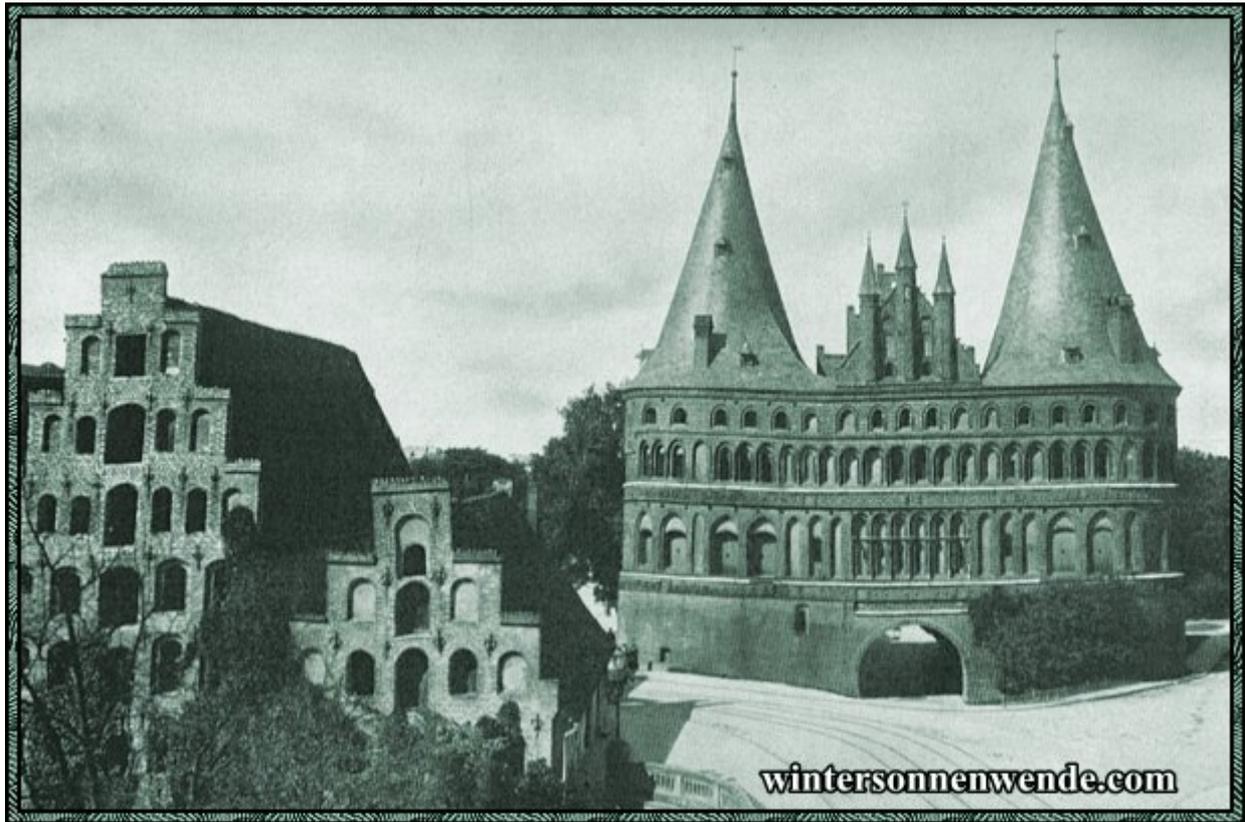
Seine Bevölkerung, die im Jahre 1807 noch etwa ebensoviel zählte wie um 1500, wo es zu den größten Städten Deutschlands gehörte: nämlich knapp 25 000, ist im 19. Jahrhundert langsam gestiegen. 1870 waren es etwa 35 000, 1905 über 91 000, 1936 138 000. Das ist für die damalige Zeit und eine alte große Stadt ein sehr ruhiges Wachstum. Und ihm verdanken wir es, daß Lübeck heute noch so unberührt vor uns steht.

Kaum eine Stelle, an der in dem fast musikalischen Gleichklang seiner Dächer ein Mißton, ein falsch proportioniertes Haus erscheint. Herrlich bewahrt sind die Kirchen noch: still und fast nüchtern der Dom, der am südlichen Ende der Stadt immer ein wenig abseits des bürgerlichen Lebens lag; aber strahlend und groß die Kirche der Bürger, **St. Marien** im Inneren der Stadt. Das ist der Bau, der mit seinen wunderbar schlichten gotischen Formen das Vorbild für die Baukunst der deutschen Ostsee geworden ist.

In seiner steilen weißgekalkten Halle rufen laut von allen Wänden lübische Epitaphe den Ruhm der Bürger, aus deren Mitte der zarte Nazarener Overbeck wie ein letzter vergeistigter Nachfahre jener vielen Maler und Bildner hervorgegangen ist, die in den Zeiten der Blüte Lübecks alle Küsten der Ostsee mit Schnitzereien und Tafeln von klassisch vornehmer und schließlich rauschender Schönheit erfüllten.

Das war die Blütezeit der Stadt. An ihrem Anfang stehen diese königlich schlichten Kirchen des 13. und 14. Jahrhunderts, nahe an ihrem Ende zeigt das mächtige **Holstentor** von 1470

verschwenderische Backsteindekorationen.



Lübeck. Das Holstentor mit alten Salzspeichern.

Das Bürgerhaus hat weitergelebt. Das 17. und 18. Jahrhundert erzeugt den mittelalterlichen Patrizierhäusern noch würdige Nachkommen. Allen gemeinsam ist die durch zwei Geschosse reichende Diele mit dem breitgelagerten Treppenhaus und der mächtigen Eingangstür mit Oberlicht. Es ist das Kaufmannshaus von früher mit Warenstapeln neben dem Büro.

Die kommende Zeit, in der Kontor und Ware auseinandertreten, und ein immer gewandteres, feineres, klügeres Rechnen eine Welt für sich wird und die Welt zu beherrschen beginnt, diese Zeit ist an Lübeck zuerst vorbeigegangen und dringt erst jetzt ganz langsam ein. Keine tödlichen Öffnungen bekommt der alte Körper dabei, durch die Poren kommt die neue Zeit.

Und der unübersehbare Autopark, der den Lübecker Marktplatz an jedem schönen Sommertag erfüllt, ist eine weitere Garantie dafür, daß diese alte Stadt so bleibt, wie sie ist. Denn sie ist berühmt geworden wie ihr Marzipan: sie ist eine Sehenswürdigkeit des Fremdenverkehrs.

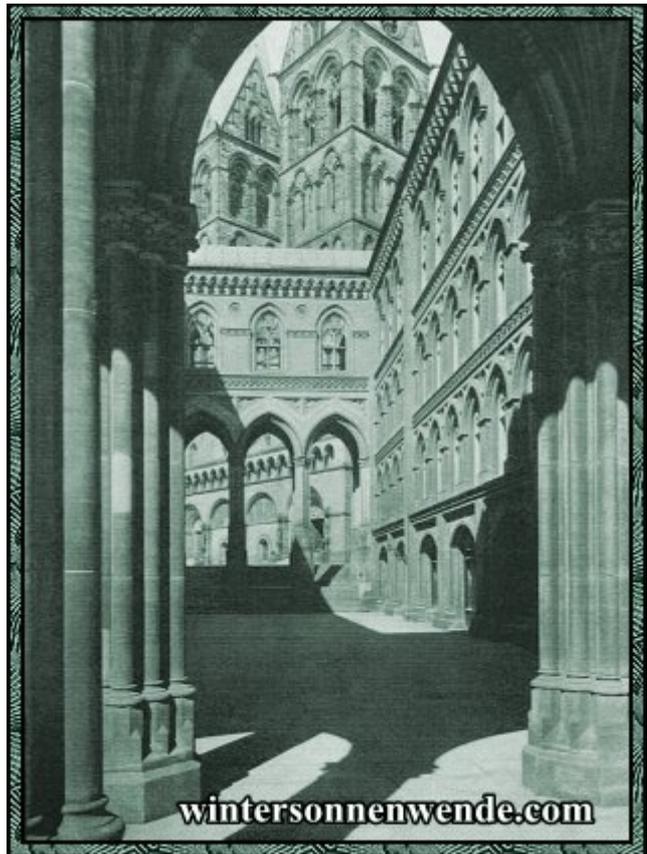
Die großen einfachen Spitzbogen des ältesten Rathausteiles blicken hochmütig wie erloschene Augen über das wirre Treiben; die lustig verspielten Arkaden der im 16. Jahrhundert angebauten Teile biedern sich dem Lärm des Marktes schon etwas mehr an. Aber über allem erhebt, unnahbar und ein Zeichen aus großen, für uns fast unvorstellbar großen Jahrhunderten, die Marienkirche ihr patiniertes Haupt.

Kein Sprung ist jäh, keiner gibt mehr zu denken - und doch tun ihn so viele an jedem schönen Sommertag in einer knappen Stunde mit dem Wagen, als der Sprung von diesem Rathausplatz auf den von **Hamburg**.

Neben der Alsterschleuse, in der, vom Ausflug heimkehrend, am Sonntagabend ein halbes Hundert Paddelboote sich stauen, gähnt ein riesiger Asphaltplatz mit Straßenbahnen und Fußgängerverkehr. Die eine Wand des Platzes nimmt ein Rathauspalast des letzten Jahrhunderts ein. Kioske,

Automaten, Litfaßsäulen, Drähte, Schienen - man stünde auf irgendeinem, wirklich irgendeinem der tausend Großstadt-Straßenkreuzungsplätze ohne Form und Gesicht, wenn nicht zur Seite, jenseits der Alster, klassizistisch saubere Arkaden einen ruhigen Abschluß gäben und vor uns aus der Alster ragend, wo jetzt gerade das Rudel Paddelboote vorbeitreibt, sich ein gewaltiger Steinpfahl erhebe, als ob Schiffe, aber besondere Schiffe, feierliche Schiffe: Totenschiffe an ihm festmachen sollten. Denn auf seinem riesigen flachen Leib ist in vertieften Runenzügen eingegraben die Zeichnung einer trauernden Frau. Um ihre Söhne, um Hamburgs Söhne trauert sie. Ihr Umriß erschüttert.

Eine Stadt, die ihren Gefallenen an solcher Stelle solch ein Denkmal setzt, weiß trotz Großstadt, Schienen und Draht noch die Quellen zu finden, aus denen das Leben, das Leben der Kunst und das Leben der Städte fließt. Denn das ist dasselbe. Und solange eine Stadt noch echte Kunst hervorbringt, ist sie auch noch lebendig. Und Hamburg ist, obwohl es so viel älter als Lübeck ist, noch durchaus lebendig.



Bremen. Durchblick durch die Börse.

Es ist allein mit seinem Altersgenossen, mit **Bremen** zu vergleichen, mit dem es auch in der Lage und in der Geschichte vieles gemeinsam hat. Beide sind schon in karolingischer Zeit als Bischofssitze gegründet worden. In der Geschichte beider Städte ist der Bischof später ganz zurückgetreten und bald ganz ausgeschieden, wie er übrigens auch für die Hansestadt Lübeck nie eine Rolle gespielt hat. Und an beiden Plätzen war ja auch der Bischofssitz nicht das erste. Eine irgendwie geartete Siedelung ging an beiden von der Natur außerordentlich begünstigten Orten voraus.

In Bremen war eine lange schmale Sanddüne, die sich längs der Weser von Burg an der Lesum bis Achim erstreckt und wie eine Art natürlicher Damm das Marschengebiet des Bremer Beckens zwischen der oberhalb und unterhalb an den Fluß herantretenden Geest überbrückt, ein viel zu auffällig geschützter Ort, als daß er nicht sehr früh hätte besiedelt sein sollen.

An den Bischofssitz schloß sich 965 eine Marktsiedelung an. Aber erst um 1200 wird das doppelte Gebilde umwallt. Und erst im Jahre 1303 wird eine Schiffer- und Fischersiedelung am wasserseitigen Rande der Düne mit in die werdende Stadt einbezogen. Jetzt erst tritt die Weser, treten Schifffahrt und auf ihr aufbauender Handel, tritt die hansische Zukunft klarere vor das Bewußtsein der Bürger.

Die Hauptkirchen stammen aus dieser Zeit, der Dom mit seinen schweren gotischen Gewölben, die Liebfrauen- und die Angari-Kirche. Das Rathaus mit den Statuen der sieben Kurfürsten beweist den lebendigen Reichtum der Stadt um 1400; und die prächtigen Laubengänge und neuen Fenster, die man um 1600 dem alten Bau gegeben hat, zeigen, daß damals das alte Leben noch kräftig pulsierte. Auch das Gildehaus der Kaufleute an der anderen Seite des Marktplatzes, der Schütting ist erst kurz vor 1600 mit seiner Prachtfassade bekleidet worden. Am Rathaus steht das Standbild

Rolands als Symbol der städtischen Freiheit.



Bremen. Das Rathaus.

Die langgezogene Düne bestimmt noch heute die Anlage der modernen Großstadt mit ihren 331 000 Einwohnern, die mit ihren Rändern nach der Geest im Norden und im Süden hinübertastet und auch eine Neustadt aufs andere Weserufer vorgeschoben hat.

Auch **Hamburg** rückt erst ganz allmählich an die Elbe heran. Gegründet auf einer Geestzunge, die sich zwischen zwei kleinen Elbnebenflüssen, Alster und Bille, bis fast an die Elbe heranschiebt, ist die älteste Siedlung, abgesehen von dem bischöflichen Zentrum, eigentlich nur durch den Übergang über die Alster im Zuge des Geestrandweges längs der Elbe entstanden zu denken.

Erst in der Zeit, als die Holländer-Kolonisation eine Besiedelung der Marschen in Gang bringt, steigen auch die Hamburger in die Marsch nach der Elbseite hinunter; an der Alstermündung wird 1187 eine Fischerstadt angelegt, und als 1247 Hamburg seinen ersten Vertrag mit Lübeck geschlossen hat, hat sich sein Weg entschieden: es wird eine Hanse-, eine Seefahrts- und Handelsstadt.

Bald gibt es schon eine Bruderschaft der Englandfahrer, die 1424 bei einem **Meister Francke** den herrlichen Altar malen läßt, den heute die Kunsthalle aufbewahrt. Schon eine Generation vorher war in Hamburg der berühmte Meister Bertram tätig, und eine Generation nach Meister Francke wird ein Hamburger Maler, Hinrik Funhof, von den reichen Lüneburgern beauftragt, den Hochaltar der Johanniskirche mit Flügeln zu versehen.

Die Tradition, die schließlich den Hamburger Rat einen Barlach zum Entwurf des Gefallenendenkmals heranziehen läßt, hat also schon früh begonnen. Und zwar schon zu einer Zeit, als Hamburg nicht etwa größer oder bedeutender als Lüneburg war. Aber es muß um diese



Hamburg.

niederdeutsche Stadt, in deren gewaltiger Flußmündung die Flut und der Seewind Salzwasser und Salzluft heraufbringen, von jeher eine Luft geweht haben, die den Künstlern Gedanken und Sinne löste. Der größte, reinste und verantwortungsvollste Maler, den die Deutschen am Anfang des 19. Jahrhunderts gehabt haben, Philipp Otto **Runge**, ist zwar auch nicht in Hamburg geboren, wie Meister Bertram, der aus Minden kam; aber er hat in Hamburg die besten Jahre seines Lebens gelebt, und der treue Ekkehart der Hamburger Tradition, Lichtwark, hat sein Vermächtnis in der Kunsthalle zusammengetragen. Der Dichtkunst hat die Stadt so wenig schöpferische Geister geschenkt wie das schweigsame Lübeck. Der Wandsbeker Bote, Mathias Claudius, ist ein nachdenklicher tief religiöser Mensch gewesen und als solcher viel mehr mit Runge verwandt, als mit irgendwelchen Künstlern des Wortes.

Tradition heißt nicht ängstliches Konservieren. Und wieweit man im Erneuern des Überalterten gehen kann, ohne Tradition zu zerstören, vermag gerade Hamburg zu zeigen. Es ist nicht der große Brand von 1842 allein gewesen, der Hamburg ein so modernes Gesicht gegeben hat. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts entledigt sich die Stadt, die damals schon die moderne Großstadtgrenze überschritten hat, der Bauten, die hinderlich werden könnten. 1805 wird der Dom des 12. Jahrhunderts, 1807 das Johanniskloster, von 1820 an die Befestigungen, 1826 die Heilig-Geistkirche, 1838 das Maria-Magdalenenkloster abgerissen. Mit dem Brande leitet dann gewissermaßen die Natur selbst die Reihe der großzügigen Niederlegungen ganzer Stadtteile ein. In den 80er Jahren wird der Brookwerder, "der vornehmste und malerischste Teil der Altstadt", zugunsten einer Hafenerweiterung abgetragen und in unseren Tagen an der Stelle eines verrufenen Cholera Viertels Platz für die amerikanisch anmutenden **Bürohäuser** - Chilehaus, Ballinhaus, Molenhof und andere - geschaffen und schließlich die hygienisch und sozial bedenklichen Quartiere des Gängeviertels beseitigt.

Man muß zugeben, daß bei den Bürohäusern auch in Hamburg oft nur die Grenze einer notwendigen, nüchternen und bestenfalls anständigen Form erreicht wird und oft sogar auch das nicht. Man muß zugeben, daß andererseits auch das Verdienst der Gängeviertel-Sanierung zunächst

ein rein negatives, eben das der Beseitigung war.

Aber man muß im Auge behalten, wie wenig dem Künstler überhaupt in unserer späten Zeit möglich ist, und daß dem Starken viel erlaubt ist, was dem Schwachen übel auslaufen könnte. Eine Stadt, die im 18. Jahrhundert aus ihrer protestantischen Gemeinde einen Kirchenbau wie St. Michael entstehen lassen konnte, und in der in unserer Zeit ein Mann wie Schumacher wirken konnte, eine solche Stadt hat wohl mehr Rechtstitel für solch rücksichtsloses Vorgehen als irgendeine andere.



Hamburg. Michaeliskirche und Bismarckdenkmal, die Wahrzeichen der Hansestadt.

Der Ausgangspunkt der Siedelung, die Geestzunge, ist heute noch der Kern der Stadt, eine City ganz ohne Wohnungen. Im 17. Jahrhundert, als man in den ersten Jahren des 30jährigen Krieges einsah, daß die Befestigungen nicht ausreichen würden, schuf man den neuen großartigen Ring, der heute noch in den Wallpromenaden erhalten ist, in denen auch Lederers Bismarckdenkmal steht.

Die Alster, durch die man inzwischen einen Damm, den heutigen Jungfernstieg, gebaut hatte, der aus dem schmalen versumpften Fluß einen breiten See hatte entstehen lassen, wurde durch die Befestigung ins Innere der Stadt einbezogen, und an ihrer nördlichen Seite entstand die Neustadt. Die Befestigung selbst ging oberhalb des Jungfernstiegs gleichfalls quer durch die Alster (heute die Lombardsbrücke), und trennt von nun an eine Außenalster von der Binnenalster. Dieses kühne Ingenieurbauwerk machte die Stadt im 30jährigen Kriege so uneinnehmbar, daß kein Feldherr, weder Wallenstein noch Tilly sie zu belagern wagte.

So kommt Hamburg besser als alle anderen deutschen Städte durch diese Gefahrenzone der bürgerlichen Kultur hindurch; sein Aufstieg hat eigentlich keinen Augenblick angehalten. Und am beachtlichsten drückt sich dieser Aufstieg in den Bevölkerungszahlen und im Wachstum der Häfen aus.

Von 1800 - 1866 wächst die Einwohnerzahl von 100 000 auf 260 000 und erreicht 1936 1 100 000, wozu noch rund 420 000 kommen, die in Wandsbek, Harburg und Altona wohnen, Orten, die man

nicht von Hamburg trennen kann, weil die preußisch-hamburgische Staatsgrenze² dazwischen liegt.

Die **Hafenanlagen**, die bis ins 17. Jahrhundert an der Alster geblieben waren, griffen erst damals zur Elbe über; 1837 kommt dann die erste Erweiterung, und in den 80er Jahren, als Hamburg dem deutschen Zollverbände beitrifft, wobei es eine Freihafenzone erhält, vollzieht man den längst notwendigen Übertritt auf die andere Elbseite. Dort hat die Verzweigung des Stromes in viele Arme, von denen die Norder- und Süder-Elbe die wichtigsten sind, Inseln oder Werder geschaffen, die eine fast unbegrenzte Erweiterung der Häfen in Aussicht stellen. Die ältesten Teile sind die um den heutigen Segelschiffhafen liegenden Becken, es folgt das Industriehafen-Gelände der Werk- und Dockbetriebe, mit dem anderen Elbufer durch den Elbtunnel verbunden. Deutsche Werft, Reiherstieg und Blohm & Voß sind bekannte Namen. Schließlich als jüngste Anlage, immer elbabwärts gerechnet, folgen die Kuhwärder-Häfen, die 1903 fertig geworden sind.

Aber schon zehn Jahre später war man mit der Anlage noch weiterer Häfen kurz vor Finkenwärder beschäftigt, da kam der Krieg und warf mit Deutschlands auch Hamburgs Hoffnungen zurück. Die Hapag, 1847 gegründet und vor dem Kriege das größte Schifffahrtsunternehmen der Welt, verlor durch **die brutalen Erpressungen des Versailler Diktats** ihre führende Stellung. Und nur der traditionsbewußten Energie dieser Stadt ist es zu verdanken, daß Hamburg 1926 schon wieder 50,8 Prozent der deutschen Schiffstonnage besitzt.

Aber mit dieser Energie ist in allen Zeiten Weitblick und Ahnungsvermögen verbunden gewesen. Schon 1394 haben sich die damaligen Hamburger die Herrschaft über das Amt Ritzebüttel gesichert. Das ist jenes Geestkap an der Elbemündung, wo heute die große Kugelbake den Punkt bezeichnet, an dem der Elbstrom, 15 Kilometer breit, das Wattenmeer erreicht. Noch etwa 20 Kilometer weit begleitet ihn auf der linken Seite in Fortsetzung der Küste eine große Wattenplate, die bei Ebbe trockenläuft und auf der, zu Wagen erreichbar, die Marscheninsel Neuwerk ihren Leuchtturm hebt. Am Ende der Plate Scharhörn. Und noch einmal 10 Kilometer weiter hinaus das Feuerschiff Elbe I: die offene See ist erreicht! Der Weg, der hunderttausende von Deutschen im 19. Jahrhundert von der Heimat fortgeführt hat. An der "Alten Liebe" in **Cuxhaven** legen die Hapagdampfer das letzte Mal an. Eine eigene Bahnhofshalle empfängt die Sonderzüge der Reederei. Man steht am Rand. Amerika bedeutet hier schon ebensoviel wie die Heimat.

Es ist die gleiche Geest, die 40 Kilometer weiter südlich an die Weser stößt. Dort öffnet sich das andere Tor nach Amerika: **Bremerhaven**. Dort an der Columbus-Kaje mit 13,8 Meter Wassertiefe legen die größten Dampfer des Norddeutschen Lloyd an, des jüngeren Bruders der Hapag (1857 gegründet). Aber nicht zufällig sind seine Schiffe "Europa" und "Bremen" die schönsten und schnellsten deutschen Dampfer. Denn Bremen ist für den Passagierverkehr nach Nordamerika spezialisiert. Wie überhaupt sein ganzer Handel viel spezialisierter ist als der von Hamburg.

Man merkt deutlich, wie die Weserstadt, die nicht so glücklich durch die Spanne vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert gekommen war wie Hamburg, nun alle Anstrengungen macht, die Versäumnisse aufzuholen. 1827 kauft der Bremer Bürgermeister Smidt Gelände an der Weser in der Nähe der Geestmündung und legt dort einen Hafen an, der Bremens völlig versandeten Stadthafen ersetzen soll, nachdem auch der 1618 gegründete Hafen in Vegesack nicht vorm Versanden zu retten gewesen ist.

Als aber auch Bremen in den Zollverband eintritt, muß man den Freihafen nun doch in die Nähe der Stadt legen. 32 Millionen Mark bringt die 165 000 Köpfe zählende Einwohnerschaft für den Bau des neuen Hafens in den Jahren 1885 - 88 auf; und mit dem Mute der Verzweiflung macht sie sich, als die anderen Anlieger, Oldenburg und Preußen, eine Unterstützung ablehnen, allein auch noch an die Korrektur des Weserfahrwassers, das durch Franzius mit einem Aufwand von abermals 30 Millionen Mark bis 1894 auf 5 Meter Tiefe gebracht wird, inzwischen aber auf 8 Meter hat vertieft

werden müssen und trotzdem immer noch nicht mit der Elbe und dem Hamburger Hafen konkurrieren kann, in dem Schiffe bis zu 10 Meter Tiefgang anlegen können.

Aus allen diesen Gründen ist die tapfere Stadt auf eine Spezialisierung ihrer Leistungen angewiesen. **Nordamerika** als Kunde und unter den Waren Baumwolle, Tabak, Schafwolle, Getreide und Kaffee, das heißt: alles Waren, die bei geringem Gewicht hohen Wert repräsentieren.

Das paßt zu Bremens besonderer Lage: es ist Eisenbahnhafen. Die Weser, der das Hinterland fehlt, das die Elbe mit Leichtigkeit bis in den Oder- und Donauraum erschließt, kann bei ihrer noch dazu meist sehr unzuverlässigen Wasserführung verhältnismäßig nur wenig Güter übernehmen. Der größte Teil geht auf die Bahn, während Hamburg ausgesprochen den Umschlag im Strom aufs Flußschiff pflegt, weshalb zu jedem Hamburger Seeschiffhafen ein Flußschiffhafen gehört.

Ein großer Teil der Bremer Einfuhr aber bleibt dann auch an der Unterweser. Von Blexen in Butjadingen bis Hemelingen oberhalb von Bremen reihen sich Industriestädte an den teils oldenburgischen, teils preußischen Ufern. Nicht nur jene Industrie, die auch Hamburg besitzt, Schiffsbau - der in Bremen mit der Deschimag, in Vegesack mit dem Vulkan vertreten ist - sondern dazu Hüttenwerke unterhalb von Bremen und bei Nordenham, Wolle und Jute verarbeitende Fabriken in Blumental und Bremen, und, auf der Jute und dem Öl aufgebaut, die Delmenhorster Linoleum- und Margarine-Industrie.

Diese Verteilung der verarbeitenden Industrien in eine Reihe von Kleinstädten hängt natürlich auch mit der Eifersucht der verschiedenen anliegenden Staaten zusammen. Diese wirkt sich fast grotesk aus um Bremerhaven. Noch in hannoverscher Zeit versuchte man einen Konkurrenzhafen anzulegen: **Geestemünde**. Der Versuch mißlang. Aber 1885 fährt von dem inzwischen preußisch gewordenen Geestemünde der erste Fischdampfer aus, 1888 ist die erste Fischauktion, und 1925 werden 144 Millionen Pfund Fische in einem Jahr versteigert. Geestemünde, mit Lehe zu Wesermünde vereinigt und das alte Bremerhaven im Norden und Süden umklammernd, ist der größte Fischereihafen des Kontinents geworden.

Eine ganz ähnliche Entwicklung hat übrigens auch Cuxhaven durchgemacht, das als Fischereihafen heute an zweiter Stelle hinter Wesermünde steht. Diese exponierten Punkte, die für die Fischdampfer so rasch zu erreichen sind und dabei direkte Bahnverbindung mit dem Inland haben, sind ja für das Fischereigewerbe geradezu prädestiniert.

Von den drei Hansestädten ist Lübeck die Vergangenheit. Eine große, um ein Binnenmeer geschlossene Vergangenheit, erfüllt von hoher und verehrungswürdiger Kultur. Hamburg und Bremen aber sind die Gegenwart. Eine Gegenwart, deren Blick nach Westen, auf das freie Meer und den Atlantik gerichtet ist, und die nicht ohne Kultur zu sein braucht, wenn man stark und tapfer fortzusetzen versucht, was Gutes begonnen worden ist.



Anmerkungen:

1 1937 ist Lübeck mit Preußen vereinigt worden. [...zurück...](#)

2 1937 befestigt. [...zurück...](#)



Deutschland östlich der Elbe - Max Wocke

Einleitung

Das **Norddeutsche Flachland** ist ein Teil der großen osteuropäischen Tiefebene, die wie ein weit gespanntes Tuch sich ausbreitet und nach Westen bis zur Rheinmündung - von Meeren und Gebirgen bedrängt - immer schmaler wird. So mannigfaltig wie das Land dem Wasser in der Küste begegnet - bald sinkt es langsam zu ihm ab und läßt sich flach überspülen, bald bietet es ihm in steilen Kliffküsten die Stirn, bald duldet es in weiten Buchten das Eindringen des Meeres - genau so vielgestaltig treffen Gebirge und Tiefland aufeinander: bald steigen die Berge langsam aus der Ebene auf, bald stellen sie ihr eine hohe Mauer entgegen, bald lassen sie die Ebene in Becken und Kesseln in ihr Reich eindringen. Aber nicht nur dort, wo das Tiefland in Kampf und Gegensatz auf die fremden Welten des Wassers und der Berge trifft, entstehen mannigfaltige Bilder. Der ganze Raum zwischen Ostsee und Mittelgebirge, Elbe und Memel umschließt Landschaften von ausgeprägter Eigenart.

Ostelbien ist altes **Germanenland**, in das erst nach der Völkerwanderung slavische Stämme vorübergehend von Osten her eindringen. Im frühen Mittelalter wurde es zurückgewonnen, fast ausschließlich in friedlicher Siedlung und nicht in kriegerischen Eroberungszügen. Besonders fest wurzelte das Deutschtum schon früh an der offenen Küste und in der fruchtbaren schlesischen Tieflandsbucht. In beiden Gebieten riefen slawische Fürsten die Deutschen ins Land. In der landeinwärts gelegenen Zone der Seen, Täler und Wälder geschah die Durchdringung nicht so planmäßig, und erst im 17. und 18. Jahrhundert wurde neues Blut zugeführt. Den drei Stammestümern westlich der Elbe stehen in Ostelbien vier gegenüber: Niedersachsen, Niederfranken, Thüringer und Ostfranken, durcheinandergewürfelt in allen Teilen. Dazu treten noch fünf fremde Volkstümer: Wenden, Kaschuben, Polen, Masuren und Litauer. Es sind Restvölker aus der Slawenzeit oder später nach der Niederlage des Ordens bei Tannenberg eingewandert. So hat der großräumige deutsche Osten zwar eine Kleinstaaterie nie gekannt, jedoch schon immer "Minderheiten", von denen sich große Teile in den denkwürdigen Abstimmungen nach Versailles zum Reich der Deutschen eindeutig bekannt haben.

Das Kolonisationsland östlich der Elbe hat eine **Baukunst** entwickelt, die ohne Vorbild und ohne Nachfolge einzigartig dasteht. In der Weiträumigkeit und Großflächigkeit dieser Landschaft, die auch keine Kleinstaaterie entstehen ließ, können nur wuchtige Massen bestehen. Unter dem hohen Himmel kann nur ein großer ungeteilter Baukörper in die Ferne wirken, Wahrzeichen und Richtungspunkt für Schiffe und Wagenzüge sein. Das Mauerwerk der Kirchenleiber ist aus dem Backstein des heimatlichen Bodens zu gewaltigen Flächen gefügt. Nur sparsam tragen sie - eher Burgen als Kirchen - Schmuckwerk. Haushohe Lichttore klaffen in den kahlen Wänden, die Hallenräume von unfaßbarer Höhe und Tiefe umschließen. In der Errichtung dieser Bauwerke sind im Gegensatz zum Westen nur sehr wenige Kirchenfürsten beteiligt. Die Bürger der Städte und die Bauern des flachen Landes bauten aus eigenem Antriebe diese Denkmäler ihres Gottesglaubens in gemeinsamer Arbeit. Die oft stumpfen Glockentürme ragen aus dem wiedergewonnenen Lande wie Wachttürme oder Bergfriede auf, die grünen und roten Dächer leuchten zwischen Wäldern, Wiesen und Seen wie Schmuckstücke auf einem weiten Gewande.

Ostelbien ist noch heute **menschenarmes Gebiet**. Von Schlesien abgesehen, das eine Sonderstellung einnimmt, wohnen auf weiten Gebieten viel weniger als hundert Menschen auf dem Quadratkilometer, in abgelegenen Strichen mit kargem Boden nicht einmal fünfzig! Beinahe ein Drittel der Gesamtfläche des Reiches macht es aus, und nur ein Fünftel seiner Bürger wohnen in dem Lande, das zur Hälfte in Händen des Großgrundbesitzes ist. Wohl sind in der Nachkriegszeit mehrere Hunderttausende Deutsche im Osten angesiedelt worden, aber noch immer fehlt es Ostelbien an Menschen, dem "größten Reichtum eines Landes". Denn erst zur Zeit des Dritten

Reiches ist die Abwanderung zum Stillstand gekommen. Fast die Hälfte oder mindestens ein Drittel der Bevölkerung ist in Land- und Forstwirtschaft tätig; im Reiche sind es viel weniger. So ist Ostelbien auch ein städtearmes Land: Von 55 Großstädten liegen nur sechs, von über hundert mit mehr als 50 000 Einwohnern noch nicht zwanzig östlich der Elbe. Wie ein Fremdkörper wirkt der größte Eisenbahnknotenpunkt Europas und die gewaltigste Fabrikstadt des Kontinents mit über vier Millionen Einwohnern im Lande der Wiesen, Wälder und Seen: Berlin.

Der **ostelbische Bauer** hat es weit schwerer als seine Brüder im Westen. Jahrelang sind die Worte "Ostnot" und "Osthilfe" in aller Munde gewesen. Heute ist vieles besser geworden, aber manches gilt noch und wird immer so bleiben. Denn die Ungunst der Lage und der Natur des Landes ist durch Menschenhand nicht zu bannen. Große Teile des Gebietes sind bis zur Hälfte mit Mooren, Seen und Heiden bedeckt. Die gelb leuchtenden Lupinenfelder sind die Wahrzeichen kargen Bodens. "Sieben Monate - so sagt der Volksmund - ist es Winter, und fünf Monate ist es kalt!" Viele Teile sind sehr weit von den Gebieten des Verbrauchs entfernt. Sehr niedrig ist der Grundsteuerreinertrag. Und dazu noch die Folgen [des unmöglichen Friedensdiktates von Versailles](#): Beinahe siebenzig Eisenbahnlinien zerschnitten, über hundert Kunststraßen, viele hundert Landstraßen und Tausende von Wegen. Mitten durch Städte, Dörfer und Gemeinden, durch Besitzungen, Höfe und Häuser, ja quer durch Fabriken, Bergwerke und Schächte wurde die Grenze gelegt. Zu einer Zeit, da der Staat für die Landwirtschaft so gut wie nichts tat, nahmen Verschuldungen und Zwangsversteigerungen im Pommern und Ostpreußen ganz ungewöhnliche Ausmaße an. Seit 1933 ist hier großer Wandel geschaffen. Und der Einsatz in diesen Gebieten geht weiter: Wenn der Mensch auch nicht die Brandung des Meeres bezwingen, den Winter verkürzen, die Entfernungen verringern kann - etwas kann er doch: er kann neues Land gewinnen! Er kann Sümpfe trocken legen, Moore entwässern, Niederungsland eindämmen, Ödland aufforsten, deutsche Menschen ansiedeln! Ostelbien ist das Land der großen Aufgaben für den Arbeitsdienst. Heinrich der Löwe, Friedrich der Große und Adolf Hitler sind seine Kolonisatoren!

Ostdeutschland ist ein großes **Naturgebiet**. Die Werke des Menschen treten in den Hintergrund; der Boden, Pflanze und Tier bestimmen fast ausschließlich das Landschaftsbild. Es ist ein weiträumiges Land; nirgends ist es so gekammert wie Mittel- und Süddeutschland. Dort wurden durch gewaltige Kräfte aus dem Erdinneren vulkanische Massen emporgebracht, später von Wind und Wetter zerstört und abgetragen, dann wieder neu abgelagert und abermals durch die Kräfte der Tiefe geformt. Gewachsene harte Felsen richten eine steile Welt von Bergen und Kämmen auf, geschmückt mit Schlössern, bewehrt mit Burgen. So entstand dort eine große Anzahl von kleinen Räumen, ein vielgekammertes Land, das der deutschen Kleinstaaterie von früher entgegenkam. Die Silhouette erfaßt das Wesen dieser Gebirgslandschaften, in die sich nur selten ein See verirrt. In Ostelbien gibt es Kuppen, Hügel und Flußufer, aufgebaut aus Sand und Lehm - oft steil und schroff - aber keinen weißen oder roten Haustein für die Kathedralen. Wasser, Eis und Wind, diese drei zwischen der Luftschicht und der Erdkruste wirkenden Kräfte, haben Hügel und Täler, Nehrungen und Dünen, Heiden und Seen allein geschaffen. Hier wirkt das gewachsene Gestein einer Felseninsel oder eines Salzbergwerkes wie ein Sendbote aus einer anderen Welt. Hier sagt die Silhouette wenig, die Karte, der Plan, das Flugbild alles: Zwischen dem grünen Teppich weiter Wälder, dem braunen der Moore und dem bunten Schachbrett des Ackerlandes ruhen die Wasserspiegel von unzähligen Seen wie Symbole der absoluten Ebenheit! In großen Flächen legte die Natur dieses Land farbig an, und der Mensch folgte ihr in den Riesenschlägen der Rittergüter. Der Blick erfaßt nur einen schmalen Streifen wagerechter Linien, über den sich die große Glocke des Flachlandhimmels wölbt. Nur ab und zu steigen Senkrechte in die Höhe und schneiden den Horizont: Schornsteine der Gutsbrennereien und Ziegeleien, Windmühlenflügel, Brückenbögen, hohe Segel von Kähnen auf breiten Flüssen, wuchtige Kirchtürme alter Städte. Aber sie ändern die Eigenart dieser Landschaft nicht. Sie betonen sie nur noch, sie sind wie ihr Akzent: Ihre Größe ist die Stille, die Weite, die Ruhe. Ihre Linien überschneiden sich fast unmerklich, ihre Farben sind unendlich fein abgestuft. Die Schönheit Ostdeutschlands ist eine andere als die des Westens und

Südens. Sie drängt sich nicht auf, sie ist nicht schnell sichtbar, sie geht nicht so schnell ein. Sie verlangt liebevolles Versenken und stille Hingabe. Kaspar David Friedrich, Theodor Fontane, Ernst Wiechert sind ihre Meister und Kunder.



Das mittlere Norddeutschland (Mecklenburg und Pommern)

Das Norddeutsche Flachland wird jenseits der Elbe durch den **polnischen Korridor** und die Weichsel in zwei Teile zerschnitten: in das mittlere Norddeutschland mit Mecklenburg, Pommern, Brandenburg und der Grenzmark, und das jenseits der Weichsel gelegene vom Reich abgeschnürte Ostpreußen. Beide Teile des Tieflandes sind Gebiete, in denen die Eiszeit und ihre Formen dem Lande das Gesicht gegeben haben; beide Teile sind, wenn auch die meisten Gewässer über die Elbe der Nordsee untertan sind, zur Ostsee gerichtet; das heißt zu einem Meere, das nach der Entdeckung der neuen Welt und der Entwicklung des Welthandels die Folgen seiner Abgelegenheit zu fühlen bekam. Beide Teile - ursprünglich von Germanen bewohnt - wurden nach kurzer und kulturell wirkungsloser Besetzung durch slawische Völkerschaften im Laufe der Jahrhunderte wieder eingedeutscht. Beide Teile sind dünnbesiedeltes Bauernland, landwirtschaftliches Überschußgebiet. Aber die kontinentale Lage Ostpreußens, seine besondere Wirtschaftslage, seine stark ausgeprägten Charakterlandschaften und schließlich der eigenartige Verlauf seiner Wiedergewinnung für das Deutschtum - alle diese Tatsachen zwingen uns zu einer getrennten Behandlung des Landes jenseits der Weichsel.

Das Gebiet zwischen Elbe und Weichsel ist in Ost-West verlaufende Zonen gegliedert. Es sind Landschaftsringe, die nach Norden geöffnet sind um die Ostsee legen und weiter ins Binnenland hinein fortpflanzen, bis sie durch die Vorposten und Ausläufer der Mitteldeutschen Gebirge langsam aufgelockert und schließlich durch ihre Bauwerke verdrängt werden.

Das von der Natur recht vielgestaltig ausgestattete **Gebiet der Küste** und seines unmittelbaren Hinterlandes mit den alten Handelsstädten und den neuen erst jüngst groß gewordenen Seebädern stellt die erste Zone dar. Landeinwärts wird dieser Streifen lebhaften Verkehrs und starker Verdichtung der Bevölkerung abgelöst durch den **Baltischen Landrücken**, der in nach Norden offenem Bogen langsam aus der Küstenebene aufsteigt, in der Mitte zerschnitten durch das breite Tal der Oder. Westlich des Stromes fällt der Höhenzug von Lübeck nach Prenzlau zu ab, östlich der Odersenke steigt er in Richtung Danzig hinauf. In den Rinnen und Senken dieses großen vom Eise in einer längeren und oft schwankenden Stillstandslage aufgeschütteten Walles glänzen Hunderte von Seen. Ein breiter Fächersaum von **Sandflächen**, den die nach Süden abströmenden Schmelzwässer aufschütteten, schließt sich landeinwärts an und fällt langsam zur vierten Zone ab: das **Gebiet der großen Täler**, das "Zwischenstromland" der Mark. Auf der Höhe von Magdeburg setzt dann im Fläming die fünfte Zone an, der **südliche Landrücken**, der - zwar landschaftlich etwas anders geartet - als eine Fortsetzung der Lüneburger Heide angesehen werden kann. Als langgestreckter Hügelgürtel zieht er sich im Südosten nach Schlesien hinüber, bildet die Grünberger Höhen, die Glogau-Dalkauer Berge und endet schließlich im Katzengebirge nördlich Breslau in Höhen von über 250 Metern.

Auch der Vorgang der **Wiedereindeutschung des Landes** nach der vorübergehenden Besetzung durch Slawen vollzog sich zonenförmig. Als die deutsche Königsgewalt 919 nach Sachsen verlegt wurde, erhielt das Ausdehnungsbestreben deutscher Macht und Art nach Norden und Osten neuen Antrieb. So trugen die ersten Sachsenkaiser das Deutschtum und das Christentum bis zur Oder und zur Görlitzer Neiße vor. Aber bis ins 12. Jahrhundert hinein war hier die Herrschaft keineswegs gesichert, denn die Grenzmarken Lausitz, Meißen und Brandenburg waren immer wieder bedroht.

Die in diesen Gebieten besonders zahlreich auftretenden "**Rundlinge**" (Dörfer mit radialer Anordnung der Gehöfte und Häuser - ähnlich der einer Wagenburg - und meist nur **einer** leicht zu verteidigenden Einfahrt) sind nicht, wie früher oft behauptet, slawische Gründungen, sondern Siedlungsformen, die sich im Anschluß an die in diesen Gebieten herrschenden Grenzkämpfe als Schutzform gebildet haben. Der in den Alpenländern schon eher vollzogene Vorgang des Aufgehens der dünnen slawischen Bevölkerung setzt hier im Tieflande im Raume zwischen Ostsee und Böhmen erst viel später ein, verzögert durch die italienfreundliche Politik der Herrscher und die spärliche Neusiedlung. Erst der welfische Herzog von Sachsen, Heinrich der Löwe, der askanische Markgraf von Brandenburg, Albrecht der Bär, und der wettinische Markgraf von Meißen nehmen zusammen mit dem Erzbischof von Magdeburg die große Aufgabe zielstrebig in ihre Hände. Nach dem Sturze des großen Heinrich sichern im Norden die einheimischen Fürsten, slawische Herzöge von Pommern, Rügen und Mecklenburg, den weiteren Anschluß an das Christentum und die deutsche Kultur. Zwischen diesem Gebiete und den ebenfalls selbsteingedeutschen Herzogtümern in Schlesien lag jener Raum der Markgrafschaften Brandenburg, Meißen und Lausitz, in dem die Besiedlung und Sicherung nicht ganz so friedlich verlief. Aber im 12. Jahrhundert kann auch dieses Land als gewonnen gelten, und allmählich geht die spärliche, Fischfang und Ackerbau treibende Bevölkerung in den zahlreichen deutschen Siedlern auf.



Mecklenburg

Die ganze Mannigfaltigkeit der Küstenformen deutscher Meere findet in einem Wort von Selma Lagerlöf treffenden Ausdruck: "Nun können sich Meer und Land auf viele verschiedene Arten begegnen." Die Formen der Küsten an der Nordsee tragen alle Kennzeichen eines erbitterten Kampfes zwischen den beiden Elementen. Es ist eine Einbruchsküste, an der das Meer immer

wieder den Versuch macht, den Strand zu zerstören und Land zu gewinnen. Die Ostsee hat eine Ausgleichsküste, und an vielen Stellen hat man den Eindruck, als ob die beiden feindlichen Mächte hier schon Frieden miteinander geschlossen hätten oder ihn anstreben. Trotzdem ist die Küste der Ostsee immer noch sehr vielgestaltig: Enge, weit eingreifende Buchten wechseln mit glattem Verlauf, Inseln sind ins Meer hinausgeschoben, breite Haffflächen werden von langen, schmalen Landzungen abgeriegelt und zu einem stillen



Ostseeküste.

Kirchenruine Hoff. Die Steilküste wurde vom Meer unterspült.

Dasein als Strandseen verurteilt, weite Wiesenflächen senken sich langsam dem Wasser entgegen, steile Küsten steigen unerwartet aus dem Meere empor. Der Formenreichtum erklärt sich aus einer Senkung des ganzen Küstengebietes, genannt "Litorinasenkung", in der Zeit nach der Eiszeit einerseits und der Arbeit der gegenwärtig wirksamen Kräfte des Windes, der Meeresbrandung und der Flüsse andererseits.

Die **Mecklenburgische Küste** ist im wesentlichen Teile offen: runde Buchten - Bodden oder Wieck genannt - greifen tief in das Land ein und schaffen mit gewundenen und zerlappten Halbinseln eine Zone seltsamer Durchdringung von Meer und Land. Durch die Litorinasenkung wurden alle

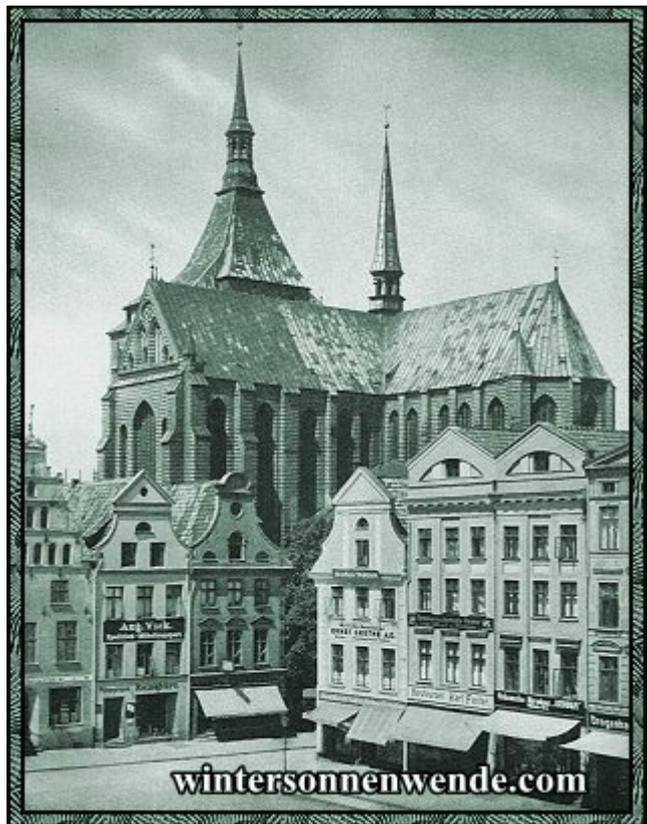
Vertiefungen mit Wasser erfüllt, und erst langsam wird das Land durch Flüsse und vordringende Pflanzen vom Rande her wieder zurückgewonnen. Ausgeglichen ist der östliche Teil. Hier, wo auf weiten Strecken dichte Wälder das Meer begleiten, sind aus armseligen Fischerdörfern eine Reihe der größten deutschen Ostseebäder entstanden.

Jenseits vom Wohlenberger Wieck inmitten von weiten Kiefernwäldern liegt Boltenhagen, das westlichste der Bäder Mecklenburgs. Es folgen das am Salzhaff gelegene Altgarz und das urwüchsige Kirchdorf. An der nördlichsten Spitze des Landes, an dem sogenannten Buck oder Buscheck, wo das Land vor dem Meer wie zur Abwehr eine mit großen Felsen durchsetzte Steilküste aufrichtet, dort liegt das Ostseebad Arendsee, umgeben von Wäldern mit breitem Strand. Hier führt zwischen Kiefern und silbrig schimmernden Sanddornkuppeln eine drei Kilometer lange Strandpromenade nach der Gartenstadt Brunshaupten, wo weit ins Meer vorgeschobene Bühnen die zerstörende Macht der Brandung brechen. Unmittelbar daran schließt sich das älteste der deutschen Seebäder, Heiligendamm, das mit seiner breiten Front von weißleuchtenden Logierpalästen beinahe an Bäder in südlichen Ländern erinnert. Auf fruchtbarem eiszeitlichen Lehmboden gedeihen hier hohe Buchenwälder, die sich mit denen von Rügen messen können. Jenseits der Steilküste der Stolteraa liegt das letzte der ganz großen mecklenburgischen Bäder: **Warnemünde**, der Vorhafen Rostocks, das mit 30 000 Kurgästen - vorzugsweise Berliner und Sachsen - an der Spitze aller Bäder des Landes steht. Durch den von hier ausgehenden Fährverkehr über die Ostsee sind Fahrwasser, Hafenanlagen und Landschaftsbild entscheidend verändert worden. Nur am "Strom" ist noch ein kleines Stück des alten Fischerdorfes erhalten. Ganz anders ist das weiter östlich gelegene **Graal**: heiter und friedlich liegt es da, den Urkunden nach eines der ältesten Dörfer der Umgebung von Rostock, Ostseebad und Waldkurort zugleich, denn es ruht mitten in der Rostocker Heide. Nicht weit davon ist das alte Großherzogliche Jagdrevier Gelbensande mit uralten Buchen, Eichen und seltenen Nadelhölzern und einem reichen Wildbestand. Auf ganz schmaler Landzunge liegen, dem Saaler Bodden zugewandt, die letzten Dörfer Mecklenburgs: Wustrow und Althagen. - Das ist die Zone des Wassers, des Sandes und des Waldes, die im Sommer viel Menschen an sich zieht, in der dann so viel buntes Leben wirbelt, die Zone, die im Winter, wenn der Nordsturm gegen Steilküste und Bühnen anrennt, fast verlassen daliegt, die Boote geborgen, die vielen Balkone kahl, die Fenster verhangen, die Tore verschlossen.

Hinter diesem schmalen Streifen, in dem im Zuge unserer Großstadtentwicklung sich heute der regste Verkehr des Landes abspielt und zeitweise zu einer starken Verdichtung der Bevölkerung führt, liegen - wir greifen hier zum Teil nach Vorpommern über - vier Städte, die vor einigen hundert Jahren Vorposten im Kampfe für das Deutschtum waren und lange Zeit das wirtschaftliche und kulturelle Leben des Landes bestimmt haben: die Ostseestädte Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald. Alle vier waren einst wichtige Plätze der Hansa. Über das Gemeinsame hinaus, das alle Hafenstädte durch geographische Lage und Zweck ihrer Anlage immer einander ähnlich werden läßt, gehören diese vier noch enger zusammen. Sie gehören baulich nahe zu Lübeck, und in der Kunstgeschichte, das heißt in der Geschichte des norddeutschen Backsteinbaues, nennt man sie das "**Wendische Quartier**". In diesen vier Städten und ihrem Hinterland sind in der Gefolgschaft **jener benachbarten großen Hansastadt** Bauten errichtet worden, die in ihrer Großartigkeit diesen Raum zu einem der wichtigsten Gebiete der norddeutschen Backsteinkunst machen.

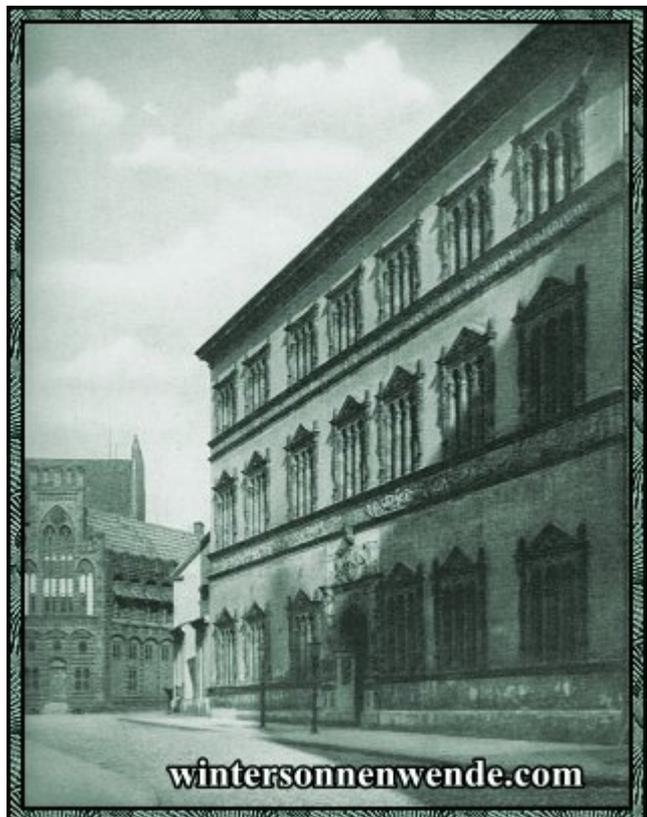
Zeitlich gliedern sich die Bauten in zwei Gruppen: die eine bis 1360, die zweite nach dem glücklichen Kriege der Hansa gegen Dänemark von 1380 bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Die zur ersten Gruppe gehörigen Dome sind alles hohe, langgestreckte Basiliken, die auf den Längsseiten und am Chorschluß von einer ununterbrochenen Reihe von Strebepfeilern umstellt sind. St. Marien und St. Nikolai in Wismar sind zwar nur eintürmig, aber sie erinnern stark an die berühmte Lübecker Marienkirche. St. Nikolai in Stralsund ist eine Übersetzung des Lübecker Vorbildes ins "Pommersch Breite". Zu einer zweiten Gruppe gehören die in ihrem Innenbau an englische Werke erinnernden Jakobikirchen in Rostock und Stralsund und die Nikolaikirche in

Greifswald. Eine der wichtigsten Eigenformen, die diese Bauten von dem Lübecker Muster trennt, ist die Bereicherung der schlichten Längsform durch ein Querschiff, das heißt der Übergang zur kreuzförmigen Basilika. Niederländische Einflüsse spielen hier eine gewisse Rolle. Es waren die Zisterzienser, die in Doberan diese Kreuzform der Kirche - sie ist von dem ersten christlichen Wendenfürsten Pribislaw gegründet - zuerst aufnahmen, wo sie allerdings nur im Außenbau deutlich zu erkennen ist. Der an nordfranzösische Kathedralen erinnernde Kapellenkranz um den Hauptchor zeigt, wie weit der Handel in damaliger Zeit reichte. Die Marienkirche zu Rostock und die Georgenkirche in Wismar haben einen einschiffigen Querbau, während sich in dem langgestreckten Dom von Schwerin in ausgesprochener Anlehnung an französische Muster zwei gleichartige Langhausgruppen überschneiden. Gleichzeitig mit dieser Entwicklung werden die Strebebögen aufgegeben und das Flächenhafte mehr betont. Ihre höchste Erfüllung findet diese von den Niederlanden her eindringende Bauweise in der Marienkirche in Stralsund: sie will schlank und hoch gereckt sein wie die Hansekirchen, sie will zugleich die völlige Ausbildung der Vierung wie im Schweriner Dom. Das Zurücktreten aller Einzelformen und die betonte Schlichtheit der großen Flächen zugunsten der Gestaltung des Ganzen macht sie zu einer echt pommerschen Kirche. Der bisher in diesem Gebiet noch nicht bekannte Übergang vom Viereck zum Achteck am Hauptturm fußt wahrscheinlich auf flämischen Vorbildern.



Rostock. Die Marienkirche.

Es ist schwer zu entscheiden, welcher von den Städten des "Wendischen Quartiers" der Vorrang gebührt, denn jede zeigt in Domen und Bürgerbauten bei aller Verwandtschaft ein durchaus eigenes Gepräge: Die Eigenart von **Wismar**, die "Stadt der Dome" an der Ostsee, besteht in dem Zusammenklingen von drei großen Baumassen. Der hier an der Küste seltene figurale Schmuck findet sich an der Nikolaikirche in reicher Form. Im Mauerwerk sind glasierte Binder zu einem Rautenmuster zusammengestellt. Auffallend reich ist der Reliefziegelschmuck des Südgiebels. Weit ungefügter ist Wismars Georgenkirche, berühmt durch ihren Schnitzaltar, deren Wucht im ursprünglichen Plane des Turmes und Chores noch weit größer vorgesehen war. - In **Rostock**, einer der ältesten Universitätsstädte des Reiches, ist das Rathaus in unmittelbarer Anlehnung an die Schauwand von Lübeck erbaut worden. Der Raum der Marienkirche in Mecklenburgs Hauptstadt ist sicher einer der harmonischsten



Wismar. Der Fürstenhof.

der ganzen Kirchen des "Wendischen Quartiers". Der Eindruck von außen ist durch das breite Kreuzschiff und das schillernde Leben der Glasursteine auf den Mauerflächen unübertroffen. Auch die barocke Haube des Turmes, das Wahrzeichen der Stadt, zeigt viel Eigenart, wenn sie auch von den Türmen der drei Pfarrkirchen überragt wird. - In **Stralsund** sind es nicht nur Einzelheiten, die das Auge fesseln, wie - nur eine von vielen - der ungewöhnliche Turmaufbau der Marienkirche mit seinen Ecktürmen, die sich in hellgrün schimmerndem gotländischem Kalk von dem dunklen Braunrot der Backsteine wunderbar absetzen. Hier ist es viel mehr das ganze Stadtbild des ursprünglich slawischen Fährdorfes, gewachsen in eigenartiger Lage, geprägt durch eine ereignisreiche Geschichte. Der Stralsunder Alte Markt ist mit der prunkvollen Schauwand des Rathauses, der Nikolaikirche und den aus Gotik, Renaissance und Barock stammenden Bürgerhäusern ein lebendiger Ausdruck von Tatkraft und Wille der bürgerlichen Gemeinschaft dieser alten Hansastadt, die 1628 den Plänen Wallensteins trotzte, in deren Mauern der preußische Husarenmajor Schill 1809 zum Aufstand gegen Napoleon aufrief und im Straßenkampf fiel.



Stralsund. Das Rathaus.

Und welche Stadt kann neben solchen Bauwerken zugleich noch eine solche Lage vorweisen?! Die Altstadt ist umfassen von schimmernden Wasserflächen, ein Dreieck, an den Ecken durch Dämme dem Festland verbunden, umkränzt von einem Saum grüner Bäume, umschlossen von Mauern mit mittelalterlichen Stadttoren. Unvergleichlich der Blick, wenn man auf dem Schiff von Hiddensee her sich der Stadt nähert. Wie riesige Blöcke tauchen die Türme aus dem flachen Wasser auf! "Meerstadt ist Stralsund, vom Meere erzeugt, dem Meere ähnlich, auf das Meer ist sie bezogen in ihrer Erscheinung und in ihrer Geschichte." (Ricarda Huch)

Das heutige Leben dieser Städte ist unvergleichlich ruhiger als zu der Zeit, da ihre großen Bauten errichtet wurden. Das kleine Hinterland hat ihren Handel mehr und mehr schrumpfen lassen; in der letzten Zeit ist eine Belebung zu verzeichnen. Alle vier Städte sind von Stettin, dem Hafen am großen Strom mit dem weiten Hinterland, überflügelt und zurückgedrängt worden. Durch Schienenwege sind sie miteinander verbunden, aber die weiter südlich geführte Stettin - Lübecker

Bahn berührt sie nicht! Beide Linien dienen fast nur der Beförderung im Lande von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und haben nur sehr wenig Durchgangsverkehr. Der Reisende, der von Stettin nach dem Westen des Reiches fahren muß, fährt schneller und bequemer über Berlin. - **Wismar** hat von Natur eine günstige Lage durch die nur 37 Meter hoch gelegene Verbindung über den Landrücken zur Elbe. Aber durch die lange Herrschaft der Schweden ist es von seinem Hinterlande abgedrängt worden. Ehemals hatte es den Versand von Bier und Heringen, heute handelt es mit Korn, Zucker und skandinavischem Holz. - **Rostock**, die Stadt des Marschall Vorwärts, liegt auf einer buckligen Höhe an der Mündung der Warnow in den Breitling, wo ein hohes Ufer einst Schutz und Übergangsmöglichkeit gewährte. Aus drei verschiedenen Siedlungen wuchs es zusammen. Da aber die Warnow nur fünf Meter tief ist, müssen heute alle größeren Schiffe im Vorhafen Warnemünde anlegen und Ladung löschen. Am Flußufer haben sich Schiffswerften und Maschinenindustrien niedergelassen, die zu einem regen Wachstum der Stadt im 19. Jahrhundert führten. Das etwas bewegte Gelände macht das Stadtbild mit Mauern, Türmen, Toren und schönen gärtnerischen Anlagen besonders reizvoll. - Am drei Kilometer schmalen Strelasunde, der die Insel Rügen seit der Litorinazeit vom Lande trennt, liegt **Stralsund**, Pommerns größter Umschlagplatz für Getreide nächst Stettin. Von hier aus geht der Fährverkehr nach Rügen und über Saßnitz nach Trelleborg. Der neue Rügendamm, eine Verbindung von schwebender Brücke und festem Damm, bestätigt die alte Brückenkopfstellung der Stadt in Gestalt eines neuen Wunders der Technik, das Schienenweg und breite Straße trägt, das uns die nordischen Länder um fast eine Wegstunde näher rückt, das für den Bau des großen KDF-Bades bei Binz die notwendige Verkehrsgundlage schafft. - Das von Mönchen gegründete **Greifswald** hat völlig aufgehört, eine Rolle als Seestadt zu spielen. Den Studenten der stillen Ernst Moritz Arndt-Universität künden die Türme des "schlanken Nikolai" und der "dicken Marie", die die kleinen Bürgerhäuser beinahe erdrücken, von der bewegteren Vergangenheit der Stadt. Ihr Bild inmitten fruchtbarer Wiesen ist unvergeßlich festgehalten in dem Werk des großen Meisters Kaspar David Friedrich, dem feinsinnigen Gestalter des flutenden Lichts und der stufenreichen Farbigkeit dieses allseits offenen Landes, das uns auch den anderen tiefen Romantiker gab: Philipp Otto Runge.

Landeinwärts hinter der verkehrsreichen Strandzone der Bäder und der Städtelinie mit ihrer großen Vergangenheit erhebt sich der **Baltische Landrücken**, heute wie einst ein Gebiet der Abgelegenheit und der Stille des Lebens, aber hoher Bewegtheit und Schönheit seiner Landschaft: In mehreren hintereinander gestaffelten Zügen - die nach Süden ausgreifenden Ruhnerberge und die Helpterberge im Osten mit fast 180 Metern überragen sogar den Wilsederberg der Lüneburger Heide - zieht der Landrücken von Wismar über Plau und Waren nach Neubrandenburg und Neustrelitz. In diesen bewegten 30 Kilometer breiten Gürtel der Hügel und Höhen sind über 600 Seen eingebettet, kleine und große: lange schmale in ehemaligen Schmelzwasserrinnen, große, breite und viel gelappte mit Landzungen, Vorsprüngen und Inseln in den flachen Mulden zwischen den Wällen und Buckeln der wasserhaltenden Lehme aus der Eiszeit. In allen Größen und in allen Tiefen kommen sie hier vor, angefangen von den kleinen Strudellöchern der Sölle bis hin zur Müritz, die mit allen Nebenflächen 133 Quadratkilometer bedeckt. Zwischen den randlichen Höhenzügen mutet das etwas ruhigere Gebiet im Innern in der Tat wie eine Platte an. Nadelwälder und weite Buchenforsten - diese besonders



Mecklenburg. An der Müritz.

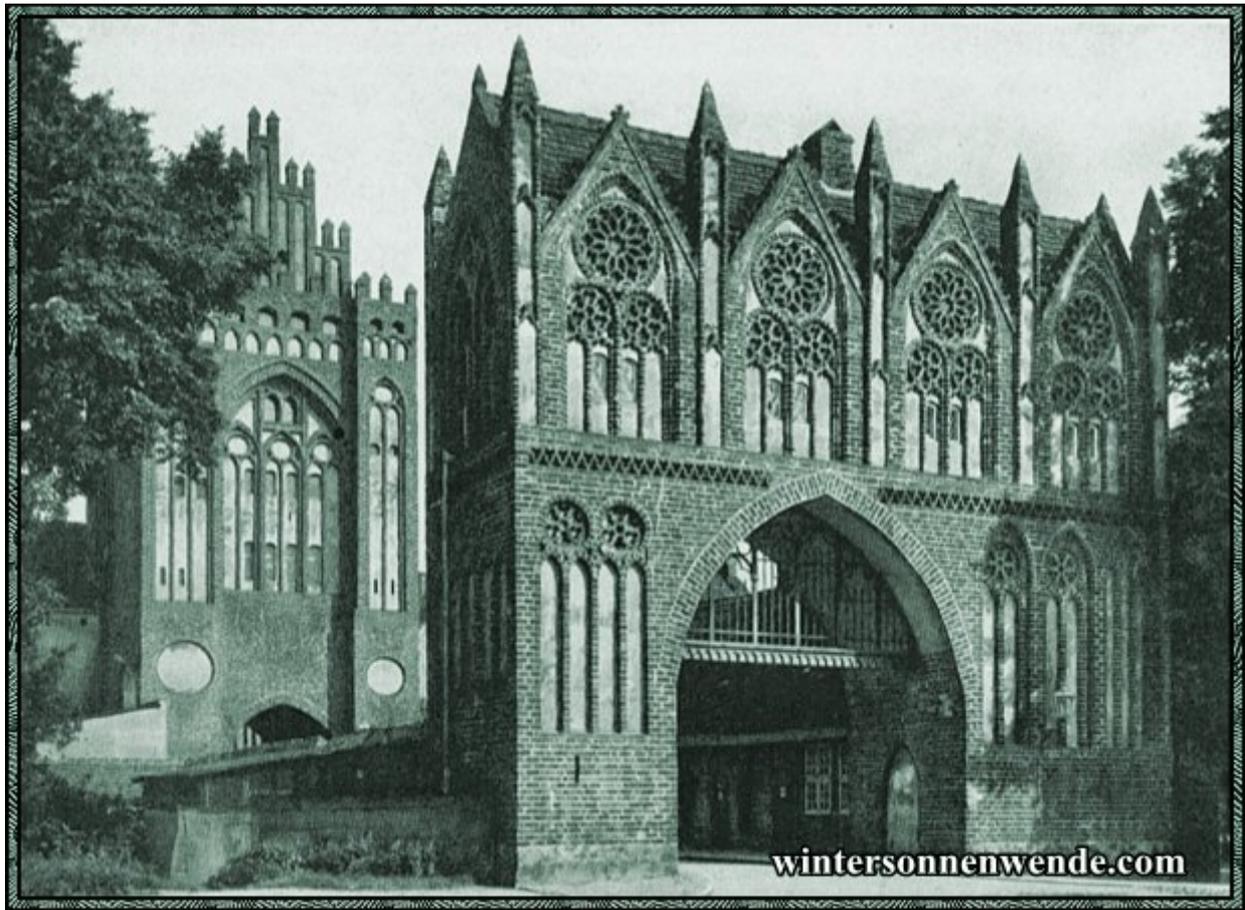
bei Ratzeburg, Schwerin und Waren - umgeben die blanken Seeflächen, auf denen der Wasserwanderer auf leichten Booten von Berlin bis in die Ostsee fahren kann. Am Rande der Platte, an den Zipfeln der Seen, an den Mündungen der kleinen Flüsse, auf Halbinseln und Landrücken zwischen dem blinkenden Wasser liegen viele kleine Städte, deren unverhältnismäßig große Zahl sich nur aus dem Gange der Besiedlung und Eindeutschung erklären läßt: sie entstanden einst als notwendige Stützpunkte des vordringenden Deutschtums. Heute sind viele von ihnen weit kleiner als sie ehemals waren, eigentlich nur Dörfer mit Kühen und Anglern, Bauernwagen und Aalfangschleusen. Das gilt allerdings nicht von der Hauptstadt **Schwerin**, das umgeben von hohen Buchenwäldern mit seiner Schloßinsel zu den schönsten Plätzen im Innern des Landes zählt.



Schwerin (Mecklenburg). Das Schloß.

Zur Slawenzeit herrschte hier der Obotritenfürst Niklot, und Heinrich der Löwe machte es nach dessen Niederwerfung zum Hauptstützpunkt für die Wiedereroberung des Landes. Der Dom zu Schwerin ist neben dem von Marienwerder das großartigste Bauwerk seiner Art in Norddeutschland. Auch andere Städte zeigen mit ihren Türmen und Toren und Kirchen manche Anklänge an das "Wendische Quartier". Güstrow, südlich von Rostock, das einst Wallenstein, der Herzog zu Friedland und Mecklenburg, zur Hauptstadt des Landes gemacht hatte, ist durch den Dom mit seinen holzgeschnitzten Aposteln berühmt, die von einem unbekanntem Lübecker Meister stammen sollen. Diese zwölf Gestalten sind riesige nordische Soldaten mit Trutz und Kämpfermut im Gesicht. Sie können an Blücher und Moltke erinnern, die Feldherren der Freiheitskriege, die dieses Land dem Reich geschenkt hat. Völlig einzigartig stehen die Pfosten und Maßwerkformen der Ostgiebel an den Marienkirchen zu Neubrandenburg und Prenzlau da. Kunstgeschichtlich gehören beide schon zur Mark, wo eine größere Schmuckliebe zu Hause war. Bei Neubrandenburg hat man auf die Westseite des Straßburger Münsters hingewiesen; wahrscheinlicher sind Vorbilder aus England.

Nicht weit von Schwerin liegt das kleine Städtchen Gadebusch, schon vor 1225 als eine der ältesten Grenzburgen genannt, bekannt durch seine aus dem 12. Jahrhundert stammende Kirche, den ältesten Steinbau des Landes. An einem Augustmorgen des Jahres 1813 fiel hier auf der Straße von Schwerin der Leutnant im Lützowschen Freikorps **Theodor Körner**. Eine Stunde vorher hatte er



Neubrandenburg (Mecklenburg). Das Treptower Tor.

sein Gedicht "Du Schwert an meiner Linken" in sein Tagebuch geschrieben und seinem Freunde noch vorgelesen. Beim Dorfe Wöbbelin ruht er unter einer hohen Eiche.

Drei Jahre vor dem Heldentod Körners wurde an der vorpommerschen Grenze in Stavenhagen, einer kleiner Ackerbürgerstadt mit viereckigem Marktplatz und hügelan führendem Weg zum Schloß, ein anderer aufrechter Deutscher geboren: **Fritz Reuter**, der etwas verbummelte Student, der "ungeratene Sohn", der Freiheitskämpfer, der zum Tode verurteilte Hochverräter, der in schlesischen Festungen sitzen mußte, bis er 1840 seine Freiheit wieder erlangte. Und nun wurde der Tier- und Menschenfreund zum Meister des Plattdeutschen der Dichter seiner Heimat, von dem Klaus Groth sagt, daß die plattdeutsche Sprache, die bisher nur "wie ein Bär getanz" habe, jetzt zu singen und zu klingen, zu lachen und zu weinen begann. Seine Sprache hat etwas von den Domen des wendischen Quartiers: sie ist etwas breiter, schmuckloser als das nordwestdeutsche Platt.

"Ich weit einen Eikbom, de steiht an de See,
 De Nurdstorm, de brus't in sin Knäst,
 Stolt reekt hei de mächtige Kron in de Höh,
 So is dat all dusend Johr west.
 Kein Minschenhand
 De hett em plant't;
 Hei reekt sik von Pommern bet Nedderland.

Nix hett em dahn;
 Hei ward noch stahn,
 Wenn wedder mal dusens von Johren vergahn."

Fritz Reuters Schaffen wurzelt tief in Heimat und Volkstum. Er ist ein echter Niedersachse, von

denen man sagt, daß sie hartes Holz seien, das langsam Feuer fängt, dann aber auch Glut gibt. Er ist der Dichter der Sprache seines Landes, seiner Landschaft, seiner "leiwen Meckelnborger Landslüt", er ist auch der Schilderer der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse seiner Heimat. Auf diesem Gebiete hat sich mit der Zeit einiges geändert, aber vieles ist noch heute so: Mecklenburg ist arm an eigentlichen Bauerndörfern; sie sind zu einem großen Teil von den Gütern aufgesogen worden. Sechzig bis achtzig Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche gehören dem Großgrundbesitz; meist sind es Besitztümer von 2 000 bis 3 000 Morgen Größe! Dabei werden noch mehr als fünfzig Prozent dieser Ländereien in der bevölkerungspolitisch zweifelhaften Form der Pachtwirtschaft bearbeitet. Mehr als ein Drittel der Anbaufläche gehört - wie in Ostelbien überall - dem Roggen. Eine große Rolle spielt bei dem feuchten Klima der Hafer, eine nur geringe die Kartoffel. Auf den fetten Böden um Rostock, Güstrow, Malchin und Waren werden viel Zuckerrüben angebaut. Weit verbreitet war immer die Wollschafzucht. Auf den kümmerlichen sandigen Böden haben die Bauern mit 100 Morgen noch ein schweres Auskommen. Ärmliche niederdeutsche Bauernhäuser, die die Siedler einst aus ihrer Heimat mitbrachten, stehen in respektvoller Entfernung von den Gutshöfen mit ihrem rechteckigen Grundriß und den stolzen Schlössern. Seitab die Kaserne für die polnischen Wanderarbeiter, die seit dem 19. Jahrhundert stärker als anderswo eine Verschlechterung des Blutes brachten. Mecklenburg ist das Gebiet geringster Volksdichte des ganzen Reiches: selten steigt sie über 50, im Durchschnitt beträgt sie nur 45, im Gebiete der Müritz und des Plauer Sees fällt sie sogar auf unter 25 Einwohner! Mecklenburg ist eine stille Insel, umflossen von der bewegten Ostsee im Norden, von dem Leben zweier großer Häfen und ihrer Ströme im Westen und Osten, von dem Millionenverkehr der Hauptstadt des Reiches im Süden. Hier war es schon immer still, nicht erst - wie in anderen Gebieten - durch den [Versailler Vertrag](#). Aber es ist ein schönes Land und ein fruchtbares Land. Hier ist noch Raum für viele Siedler!



Vorpommern

Der Mecklenburgische Teil der Ostseeküste ist mit Ausnahme des westlichen Teiles ziemlich ausgeglichen. Die gesamte Küste Vorpommerns ist dagegen sehr unruhig. Ihre größeren Erhebungen haben durch die nacheiszeitliche Senkung zur Bildung einer ausgesprochenen Inselküste geführt. Zu dieser Inselzone gehören Darß und Zingst, Usedom, Wollin und vor allem Rügen.

Der Darß. Die Nordspitze des vorpommerschen Festlandes wird durch den inselartigen Vorsprung von Darß und Zingst gebildet, der vom Festlande durch den Saaler und Bodstedter Bodden getrennt wird. Eigentlich ist der Darß eine Insel, denn er hängt nur mit zwei schmalen Strängen am Festlande. Den einen hat der Mensch in der Eisenbahnbrücke bei Bresewitz geschaffen, der andere ist die schmale durch Strömung und Strandversetzung geschaffene Sandnehrung bei Althagen - Ahrenshop. "Noch gibt es einen Wald auf der Nordspitze Deutschlands, auf der Halbinsel Darß in Pommern. Er umfaßt 26 000 Morgen, und gewaltige Sümpfe haben der vernichtend vordringenden Zivilisation einen Riegel vorgeschoben. Dort breiten sich geheimnisvolle Erlenbrüche wie tropische Mangrovenwälder hinter den gewaltigen Dünen aus, und urwüchsige Baumriesen trotzen seit Jahrhunderten den Ostseestürmen." So schrieb Bengt Berg, Schwedens größter Naturforscher, vor fünf Jahren über den Darß.

Ursprünglich war der Darß längst nicht so groß, wie er heute ist. Zwei Geschiebelehminseln, das Wustrower "Fischland" im Westen und das sandige Waldgebiet im Süden, das heute die Ortschaften Wieck und Born trägt, sind die Kerne, um die und an die sich allmählich immer mehr Land angesetzt hat. Das geht auch heute noch weiter. Die Spitze des Darß, Darßer Ort, wächst immer weiter ins Meer hinaus der Insel Hiddensee entgegen, und Jahr für Jahr - vom Leuchtturm sieht man, wie neues Land entsteht - legt sich ein Dünenstreifen vor den anderen. 131 dieser Art sind im

Darßer Walde gezählt worden. Die Wege in ihm laufen alle auf solchen Dünenrücken, die hier "Horste" oder "Reffe" genannt werden. Dazwischen liegen langgestreckte versumpfte Niederungen, die sogenannten "Riegen", die ehemals "Lagunen" waren und noch heute oft Wasser führen. Sie tragen alle ihre Namen, und jeder alte Darßer weiß sie zu nennen. Da gibt es den Schmalreff und den Heidesee, das Hochreff und das Wurzelreff. Bei der Anlage des Ortes Prerow spielen die Rücken eine wichtige Rolle: die eigentümlich streifenförmig gelockerte Anordnung der Häuser, zwischen denen immer wieder tiefere Wiesen liegen, geht auf jene alten Reffe zurück. Das lassen viele Straßennamen heute noch gut erkennen.

Als nach 1648 Vorpommern schwedisch und der Darß zwischen 1715 und 1720 dänisch waren, weilten dort oft nordische Könige zur Jagd. Nach einem großen Brande in Kopenhagen wurde das Holz zum Wiederaufbau der Stadt vom Darß geraubt. Damals wurden für den Bau des Schlosses die kostbaren Eibenbestände geschlagen, an deren Vorkommen heute nur noch drei kleine Büsche und der Name der Försterei Ibenhorst erinnern. Auch in der Franzosenzeit mußte der Wald noch einmal furchtbar erhalten. Heute ist er in seiner gesamten Ausdehnung zum Naturschutzgebiet erklärt worden. Denn der Darß ist ein unvergleichliches Paradies der Bäume und der Tiere. Der Wald ist hier wie jeder Urwald ein Mischwald, aber jenes eigentümliche Baugesetz der Insel "entmischt" ihn und ordnet die verschiedenen Arten an vielen Stellen streifenförmig in Baumgemeinschaften des Sandes und des Sumpfes an: In den Riegen mit dem hohen Grundwasserstand wachsen Erlen und Eichen, an ihrem Rande auch Buchen. Auf den trockeneren Reffen gedeihen Kiefer, Birke, Fichte. Das Unterholz bilden Weide und Stechpalme (Ilex), die hier im ausgesprochenen Seeklima gut gedeiht, ferner die im Frühling herrlich blühenden Wildapfel und Weißdorn, nach dem die Halbinsel wohl ihren slawischen Namen erhalten hat. Er kommt im mittleren Norddeutschland noch mehrfach vor: Darß heißt Dornbusch. Die Baumstämme, die oft von Efeu bis auf 20 Meter Höhe umklammert werden, und die vom Geisblatt umschlossenen Sträucher ragen zusammen mit den schlanken Säulen des Wacholder an vielen Stellen aus einem Teppich von Adlerfarnwedeln heraus, die hier die Höhe von sechs Metern erreichen. Die Wege, die durch diesen Wald führen, sind im Mai von Ginstermauern umschlossen. In diesem Gebiete, wo Farne noch zu Wäldern wachsen und Bilder längst vergangener Zeiten der Erdgeschichte vor uns auftauchen lassen, leben auch Tiere, die sonst selten geworden oder gar ausgestorben sind. Da sind Keiler und Hirsche, da nistet im Eichwald der Fischreiher, der Kranich trompetet im stillen Bruch, der Seeadler, der bis zu zweihundert Jahre alt werden kann, horstet auf den Föhren, und der Fischadler jagt in wunderbarem Spiel des Fluges über dem Meer. Durch die Fürsorge des Staates sollen in diesem von der Natur durch Wasser geschütztem Gebiet die aussterbenden Tiere der baltischen Tiefebene eine neue Heimat finden und ungestört leben können. Der Elch, der in den skandinavischen Ländern und in Ostpreußen noch in größeren Beständen vorkommt, soll auf der "Sundischen Wiese", östlich von Zingst, angesiedelt werden. In der Nähe der Oberförsterei Born sind einige aus Kanada stammende Bisons angesetzt worden, denen ein Wisentstier aus dem hannoverschen Gehege zugesellt worden ist, um auf diese Weise durch die sogenannte "Verdrängungszucht" Wisente zu züchten, die die Härte der Bisons besitzen. Auch Mufflons, die Wildschafe der Mittelmeerinseln, sollen hier heimisch werden. Durch Waldarbeiter und Arbeitsdienst sind auf dem Darß und Zingst 28 000 Morgen Wald mit einem drei Meter hohen Gatter umfriedet worden. Die wenigen Tore schließen sich hinter dem Wanderer wieder selbständig. 13 000 Hektar groß soll der Wildpark werden! Um den Tieren die richtige Pflege zukommen zu lassen, hat man aus dem Elchgebieten Ostpreußens geschulte Förster herangeholt. Ein "Nationalpark" im Werden!

Prerow, der Ort am gleichnamigen Strome, - das Wort bedeutet Durchbruch - war ursprünglich ein slawisches Fischerdorf. Wie überall in Mecklenburg und Pommern weisen die Familiennamen auf niederdeutsche Einwanderung hin. Einige an englische Namen anklingende machen wahrscheinlich, daß früher die Besatzungen gestrandeter englischer Schiffe hier geblieben sind. Heute sind die meisten Einwohner nicht mehr Fischer und auch nicht Bauern, denn Prerow ist ein Ostseebad mit einem drei Kilometer langen Badestrand, und acht Wochen dauert die Saison. Ein Glück nur, daß

der Darß so abgelegen und schwer erreichbar ist, daß sein Brunnenwasser stellenweise dunkelbraun ist und gefiltert werden muß, sonst würden die malerischen Schilfdächer und die schön geschnitzten, buntgemalten Türen hier bald verschwinden, die fest zum Bilde des Ortes gehören. Eigenartiger als der mit Badekörben gepflasterte Nordstrand ist der Weststrand zwischen dem einsamen Leuchtturm vom Darßer Ort und dem ehemaligen Fischerdorf Ahrenshop an der Grenze gegen Mecklenburg, wo hinter bunten Fensterläden Berliner Künstler in Häusern wohnen, die den Fischerkaten der Dörfer nachgebildet sind. Hier am einsamen Weststrand herrscht der Westwind, **der** Wind der deutschen Ostseeküste, **der** Wind Norddeutschlands, und formt alles nach seinem Willen. Hinter dem ersten Sandwall erheben sich Kiefern und Buchen, Wildäpfel und Birken und Krüppelformen im flachen Anstieg glatt wie eine Düne; keine Krone, kein Zweig, kein Trieb darf herausragen - sofort werden sie in die Schnur des Windes genommen, der alles gleichmacht. Geduckt steht hier ein Jagdhaus des Reichsjägermeisters, erbaut im Blockhausstil aus heimischen Stämmen. Die schönste Stelle ist bei Esperort. Hier ragen auf der hohen Düne einige wenige Buchen einsam empor. Diesen Wettergestalten kann der Wind nichts anhaben, er kann sie nicht lebendig im Sande begraben, er kann sie nicht entwurzeln, er kann sie nicht umbrechen, denn sie sind schon zu alt und hart im Kampfe mit dem Element geworden. Aber er hat ihnen ihr lebendiges Baumgesicht genommen. Er hat ihnen eine Maske dafür gegeben. Das ist keine lebende Buchenkrone mehr, die sich über einem stolzen aufrechten Stamme wölbt. Das ist nur noch ein flaches Dreieck aus Zweigen und Blättern, aufgesteckt auf einem nach Osten geneigten Stamm. Das ist die dem organischen Leben fremde Form der Düne mit flachem Anstieg und steilem Abfall. Das ist die Lieblingsform für den Wind, die der Mensch ihm absah und dem Querschnitt des Flugzeugflügels gab. Der Wind und die von ihm in Gang gesetzte Strömung des Meereswassers haben den Darß in seiner heutigen Gestalt geschaffen. Er ist sein Baumeister. Auf den Buchen bei Esperort am Weststrande hat er seine Leibstandarte gesetzt!

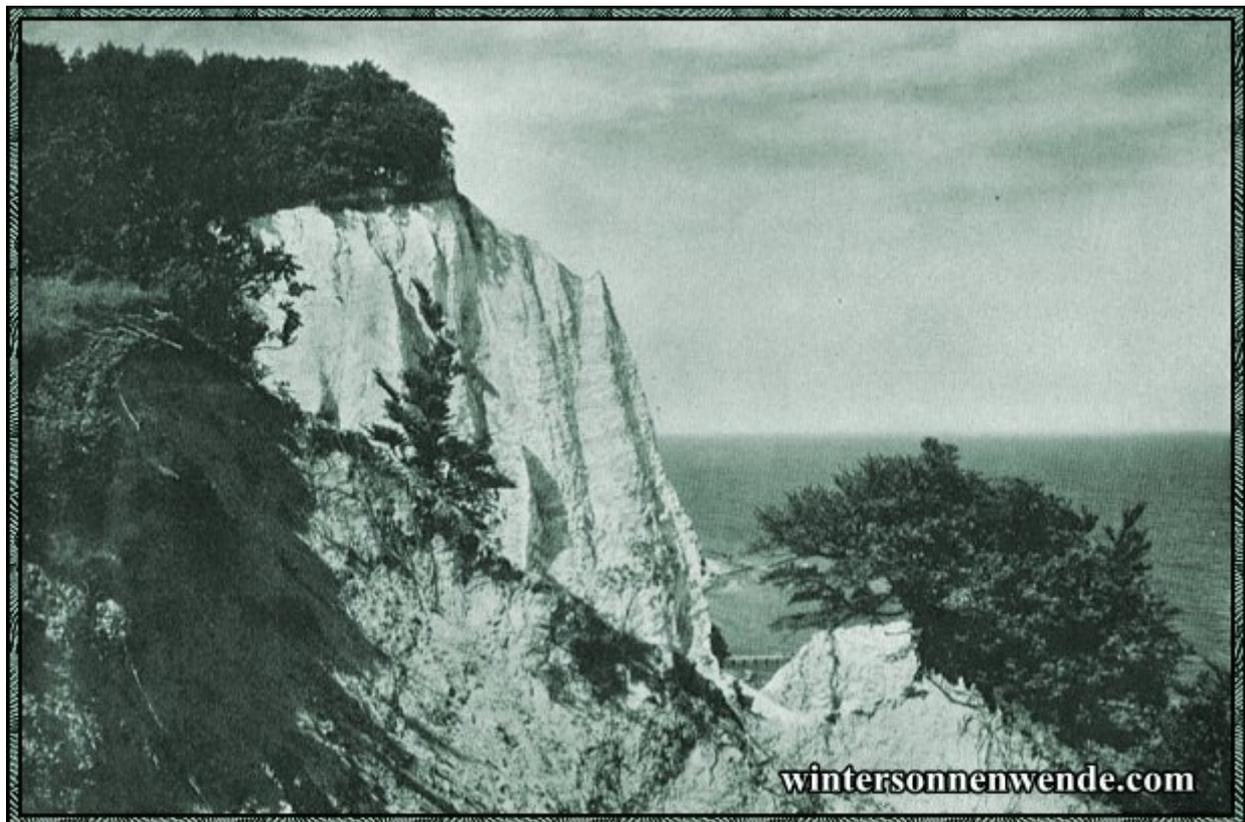
Rügen. Auch die größte deutsche Insel ist voller Wunder und Seltsamkeiten. Wer von Stralsund aus sich dem Eilande nähert, sieht zunächst nichts davon, denn das eigentliche Gesicht der Insel ist nordwärts und ostwärts gekehrt. Aber vieles läßt sich schon vorher wissen und sehen: Im Stralsunder Heimatmuseum sind wertvolle vorgeschichtliche Funde aus der Stein- und Bronzezeit aufgestellt. Darunter der kostbare Goldschmuck von **Hiddensee**, ein Zeugnis edelster nordischer Goldschmiedekunst der Wikinger aus der Zeit um das Jahr 1000. Die Karte zeigt, daß die Insel aus einem Kernland in der Mitte und den angelagerten höheren Teilen Wittow und Jasmund im Norden, Granitz und Mönchgut im Osten besteht, zu denen noch der Dornbusch der kleinen Insel Hiddensee im Westen tritt. Durch waldbewachsene Dünendämme, die sich wie Girlanden von einem festen Punkte zum anderen schwingen, sind diese Teile zu einer Einheit verbunden. Wer von Stralsund aus die Fahrt mit dem Motorboot nach Breege macht, der erkennt, daß sich hier Wasser und Land friedlich durchdringen: Mit Buchten und Bodden greift das Meer zwischen Wälder und Wiesen, Äcker und Weiden ein. Wer über den neuerbauten Rügendamm mit der Bahn hinüber fährt, der bekommt einen Eindruck von der Fruchtbarkeit des Landes, von seinen reichen Dörfern mit den großen Höfen, umzäunt von Holunder und Heckenrosen, und den langen Scheunen, deren Giebel alle abgewalmt sind, als seien sie vom Winde geschoren. Aber auch das für Dichter und Künstler immer wieder so anziehende Hiddensee, "uns söt Länneken", wo Gerhard Hauptmann seine "Versunkene Glocke" dichtete und "Gabriel Schillings Flucht" spielt, gehört nicht zu den eigentlichen Wundern der Insel Rügen. Auch nicht der Park von Putbus mit seiner uralten Lindenallee und dem von Schinkels Schülern aus einer um 1300 entstandenen Burg umgebauten Schloß. Ebenso nicht das von den "Segnungen" der Kultur länger verschont gebliebene, etwas abgelegene **Mönchgut** "dat Monke-Gaudt", wo sich bei Männern und Frauen, die sich stolz "Mönchguter" und nicht Rügener nennen, eine echte Küstentracht und alte Lieder erhalten haben, wie z. B. das von der Arbeit des Vaters erzählende Wiegenliedchen:

"Hüsse, büsse, lewes Kind,
Vatter, de fängt Hiring;

Mutter, de sitt an de Strand,
Vatter, de kümmt bald an Land
Mit en Föder Hiring!"

Alle diese Reichtümer machen noch nicht die Wunder dieser in der Geschichte soviel umkämpften Insel aus! Sie liegen an anderer Stelle:

Wie ein Märcheneiland, wie ein Gebilde aus einer anderen Welt, so taucht **Rügen** aus dem Meere auf, wenn der Stettiner Dampfer sich dem Lande nähert. In der Tat: hier sind Kräfte einer anderen Welt lebendig, hier sind Stoffe aus einem völlig fremden Lande vor uns hingezaubert, wenn im Sonnenschein die weißen Felswände des steilen Kliffs aus den grünblauen Fluten auftauchen. Hier ist eine der wenigen Stellen Norddeutschlands, wo - als Ausnahme von der Regel - gebirgsbildende Kräfte aus der Tiefe durchgestoßen sind und an der Gestaltung der Oberfläche mitgewirkt haben. Sie haben Gesteine empor gehoben, die in einer Meerestiefe von ungefähr 1500 Metern vor vielleicht 50 oder 100 Millionen Jahren gebildet wurden. Und was für seltsames Gestein ist das doch! Myriaden von winzigen einzelligen Lebewesen - in der Wissenschaft "Lochträger" genannt - haben den im Meere enthaltenen Kalk zum Aufbau ihres Körpers verwandt und im Sterben mit ihren Kalkgerüsten im Laufe der Jahrtausende eine Schicht von ungefähr 200 Metern Kreide abgelagert! Ab und zu scheint der weiße Kalkschlamm verunreinigt. In breiten Bändern und Schnüren ziehen sich dunkle Knollen bergauf und bergab durch die Wände hindurch. Auch hier wieder ein seltsames Spiel der Natur: die in den Lochträgern enthaltene Kieselsäure hat sich ausgeschieden, um winzige Körperchen gesammelt und so jene **Feuersteinknollen** gebildet, die dem Menschen der Vorgeschichte als Werkzeug und dem Jäger als Feuerzeug dienten. Als dann nach der warmen Tertiärzeit die nordischen Hochgebirge ihren Eispanzer über die Ostsee nach Norddeutschland schickten, da wurde ganz Rügen vom Gletscher aufgewühlt, und die Feuersteine traten mit ihm Reisen bis an die Mittelgebirge und in den äußersten Winkel von Oberschlesien an. Das weiße weiche **Kreidestein** aber konnte dem Gewicht der 1500 Meter Eismasse nicht so ohne weiteres standhalten. Es wurde mit den Feuersteinschichten zerbrochen und durchpflügt, so daß oft mitten in den weißen Kreidewänden schmutzig braungelbe Schollen von Gletscherlehm



Insel Rügen. Große Stubbenkammer (Kreidefelsen).

"schwimmen" und die schwarzen Kieselknollen plötzlich abreißen und an anderer Stelle wieder auftauchen.

Über diesen gestörten Kreideschichten, an die Schwalben ihre Lehmester bauen, wölben sich zwischen Binz und Sellin, Stubbenkammer und Saßnitz die schönsten Buchenwälder Deutschlands. Mit ihren schräge aufsteigenden Ästen kuppeln sich die Buchen zu hohen Hallen auf. Zwischen den grau-grün schimmernden Pfeilern der dicken Stämme breitet sich in dem lichten Walde ein reicher Teppich von Blumen aus: im Vorfrühling Anemonen, Leberblümchen und Lungenkraut, im Mai der zierliche Waldmeister, im Sommer die seltsam gefärbten und fremdartig geformten Knabenkräuter - unter ihnen der seltene "Frauschuh" - Abkömmlinge einer vor allem in den Tropen heimischen Pflanzenart. Dazwischen Inseln von Bergahorn und Eberesche, wilden Rosen und Schneeball als Unterholz, umklammert von den duftenden Blütenzweigen des Geisblattes, Jelängerjelier. - Spät im Herbst steigert sich die Farbenpracht der Insel zum Fanal: um den weißen Fels loht rotbraun das weite Buchenblättdach. Tief unten unterhöhlt das Meer das weiche Gestein, von dem immer mehr nachstürzt, Bäume mit sich reißen, deren Stämme sich in großen "Holzfriedhöfen" sammeln. Unter ihnen mahlt die Brandung die Feuersteinknollen in ewigem Rollen auf und ab.

Kein Wunder, daß diese Insel voller Sagen und Märchen steckt! Im Buchenwald der Stubnitz soll der Führer der Vitalienbrüder, der berühmte Seeräuber Klaus Störtebecker, seine Schätze verborgen haben, bevor er mit seinen Gesellen von der Schiffsmacht der vereinigten Städte Schwedens, Norwegens und Dänemarks geschnappt und 1401 in Hamburg hingerichtet wurde. - Auch der hochgelegene **Herthasee** trägt eine Sage in sich: In dem Wasser des geheiligten Buchenwaldes wurden Wagen, Gewand und Bildnis der germanischen Göttin Herta gewaschen, und ihre Sklaven, die sie auf ihrer Fahrt über die Erde begleitet hatten, mußten dem See geopfert werden, damit die Göttin nicht verraten werden konnte. - Am Kap Arkona soll der Meeresboden reiche Schätze bergen. Hier vermutet man die "Jomsburg", die angeblich um 950 von Nordländern gegründet wurde.

Unzählige Sagen und Mären künden von der Vergangenheit Rügens, tausend Hünengräber und Dolmen, Burgwälle, Kirchen, Dorfanlagen, Grenzgräben und Ruinen erzählen von Kriegen und Kämpfen. Von allen Seiten sind Völker und Seefahrer gekommen und haben um das Eiland gekämpft, das mit seinen schimmernden Felsen, seinen hohen Wäldern, seinem fruchtbaren Boden sie alle immer wieder in seinen Bann zwang. Heute ist es friedliches deutsches Bauernland. Nur dem Schiffer in Sturm und Finsternis kann es zuweilen zum Verhängnis werden. Aber durch die dunkle Nacht blinken die Leuchtfeuer Arkonas vom hohen Turm hinüber zur dänischen und schwedischen Küste, jedes mit seiner "Kennung", und die Signale von Schonen und Laland treffen sich mit den deutschen Zeichen über dem bewegten Meer - ein friedliches Grüßen.

Usedom und **Wollin** bestanden auch ehemals aus getrennten Inselkernen, die allmählich durch Nehrungsbildung so zusammenwuchsen und auf



Insel Rügen. Ein Hünengrab.

einander zukamen, daß zwischen ihnen gerade nur noch die Mündungsarme der Peene, Swine und Diewenow sich hindurchwinden können. Beide Eilande sind ausgesprochene Bäderinseln. In langer Reihe ziehen sich die Badeorte auf den mit Kiefernwald bestandene Nehrungen entlang, beim Blinken der Leuchtfeuer und Aufflammen der vielen Lampen der Strandpromenaden am Abend leichter zu erkennen als oft bei Tage. In lockerem Abstände folgen auf Usedom Karlshagen, Zinnowitz und Koserow; dichter geschart, fast wie ein einziges großes Seebad, liegen sie in der Nähe der Swinemündung: Bansin, Heringsdorf, Ahlbeck und **Swinemünde**, das größte aller Ostseebäder. Ihm gegenüber, bereits auf Wollin, die "kleine Schwester des trutzigen Marinehafens von Pillau", das Zufluchtswasser für kleine Torpedoboote: Osternothafen. Hinter einem langen Nehrungswalde liegt geschützt in kleinem Talkessel Ostseebad **Misdroy** dort, wo der Strand zu einer mit herrlichen Buchen und Mischwäldern bestandenen Steilküste ansteigt und sich im Gosanberg unmittelbar über dem Meere auf 60 Meter erhebt. Dieser günstigen Lage und dem über 50 000 Morgen großen Hochwald seiner Umgebung verdankt das Bad seinen großen Ruf.

Auch um diese beiden Bäderinseln spinnen sich viele Sagen. An den Jordansee, der auf Wollin unter weit herunterragenden Ästen großer Buchen friedlich ruht, knüpft sich eine Seeräuberst Sage der Vitalienbrüder. - Dort, wo Wollin heute liegt, vermutet man die Stadt **Vineta**, das große Geheimnis der Ostsee, das auch Selma Lagerlöf ihren Däumling auf seiner Reise erleben läßt. Andere erzählen, daß die herrliche Stadt auf dem Grunde einer Untiefe liegt, die sich vor Usedom hinzieht. Fünfmal wurde sie von den Dänen erobert und verwüstet, bis die hochmütigen und prunksüchtigen Einwohner mit all ihren Reichtümern vom Meere verschlungen wurden.

Der Ostseehafen Stettin liegt ziemlich tief im Binnenlande, zu dem die Schiffe durch das Haff gelangen, das im Sommer leicht versandet und im Winter wegen seines geringen Salzgehaltes sehr leicht zufriert. Bagger und Eisbrecher müssen stets unter Dampf liegen, um die Fahrinne offen zu halten. So lange die Oder nur bis Neusalz schiffbar war, konnte aus Stettin kaum etwas werden. So ist dieser Hafen im Gegensatz zu allen anderen der deutschen Küsten noch jung und erst ein Kind der letzten siebzig Jahre. Die Ausgestaltung der Oder zu einer tauglichen Wasserstraße bis Breslau und Oberschlesien, der Bau des Großschiffahrtsweges und die Fertigstellung des Schiffshebewerkes Nieder-Finow brachten dem Hafen ein großes Hinterland, um dessen Vergrößerung es weiter kämpft. Heute wartet es auf den weiteren Ausbau der Oder und auf die Fertigstellung des Adolf Hitler-Kanals in Oberschlesien. An dem Plane eines Donau - Oder-Kanals, der die Ostsee mit dem Schwarzen Meer verbinden könnte, ist es stark interessiert.

Die Stadt hat inzwischen das ihrige getan: durch die Vertiefung der Wasserstraße im Haff auf 9,6 Meter ist auch den größten Überseedampfern die Einfahrt in den Hafen möglich. An dem Kanal zur Oder steht das größte und modernste Umschlags- und Lagerhaus Europas, das die Ladung von mehr als 4000 Waggons in sich aufnehmen kann. Im Massenguthafen sind Verladebrücken gebaut worden, die einen 10 000 Tonnen Erzdampfer in 24 Stunden entleeren können. Durch diese Maßnahmen ist der größte deutsche Ostseehafen trotz der schweren Konkurrenz von Danzig und Gdingen im Jahre 1935 auf einen Umschlag von 6,1 und 1936 auf 8,2 Millionen Tonnen gekommen, der beinahe den Höchstumschlag vom Jahre 1913 erreicht. Ein ansehnlicher Teil der eingeführten Rohstoffe wird in den verkehrsständigen Industrien Stettins selbst verarbeitet. Papierholz, Erze, Ölfrüchte sind die wichtigsten von ihnen. Die Werke der "Feldmühle", die nordische Hölzer verarbeiten, und die Portlandzementfabriken, die sich auf die Kreide von Rügen und Wollin stützen, gehören zu den größten Unternehmungen ihrer Art. Auch Kunstseiden-, Schamotte- und Düngemittelindustrie sind hier heimisch geworden. Alt eingesessen ist in Stettin der Heringsgroßhandel, der aber nach dem Kriege sehr zurückgegangen ist. Ein sehr schönes Bild über weite Teile des Hafens und über den Dammschensee gibt ein Blick von der Hakenterrasse unweit der Baumbrücke. Da ist aus aufgeschütteten und zugeschütteten Festungswällen ein Aussichtspunkt geschaffen worden, wie ihn kein anderer deutscher Seehafen hat.

Aus einer Fischereisiedlung in Brückenlage ist Stettin hervorgegangen. Im Laufe der Geschichte hat die Stadt soviel unter Kriegen und Bränden zu leiden gehabt, daß von den alten Bauwerken nicht viel übrig geblieben ist. Das ist um so bedauerlicher, als das bewegte Gelände sicher sehr schöne Städtebilder abgegeben hätte. Dafür ist aber Stettin eine Gartenstadt geworden. Eine ganz großartige Anlage ist der Hauptfriedhof, der sich in Aufbau, Gliederung, Bepflanzung und Einpassung in die Landschaft mit dem Hamburger Friedhof durchaus messen kann.

Noch schöner ist die weitere Umgebung der Stadt. Das Odermündungsgebiet mit seinen vielen Wasserflächen und den saftig-grünen, zum Teil mit Gemüse bebauten Niederungen wird überragt von dem mit Seen geschmückten eiszeitlichen Höhenzug der Buchheide, in der einst die Äbte des Klosters Kolbatz jagten, die Gründer des **Klosters Oliva**. Auch westlich der Stadt liegen riesige Wälder, die Ückermünder Heide und der Rothemühler Buchenforst. Hier jagten oft die pommerschen Herzöge und fochten manchen Strauß gegen Raubgesindel aus. In den schweren Jahren 1806/07 war die Heide der Schauplatz eines erbitterten Kleinkrieges gegen die Franzosen, die in Neuwarp und Ziegenort sich hinter Wasser und Wald verschanzt hatten. In diesem siedlungsarmen Raume zwischen Stettiner Haff, Odermündung und Peene horstet heute noch der Fischadler, und der schwarze Storch hat hier einige Brutstätten. Friedrich der Große ließ in Torgelow Raseneisenstein verhütten, dessen Wert und Vorrat heute aber so gering geworden sind, daß die Verarbeitung längst aufgehört hat. Dafür wird die Beerenernte der Heide allsommerlich nach England und Frankreich verladen.



Ostpommern,

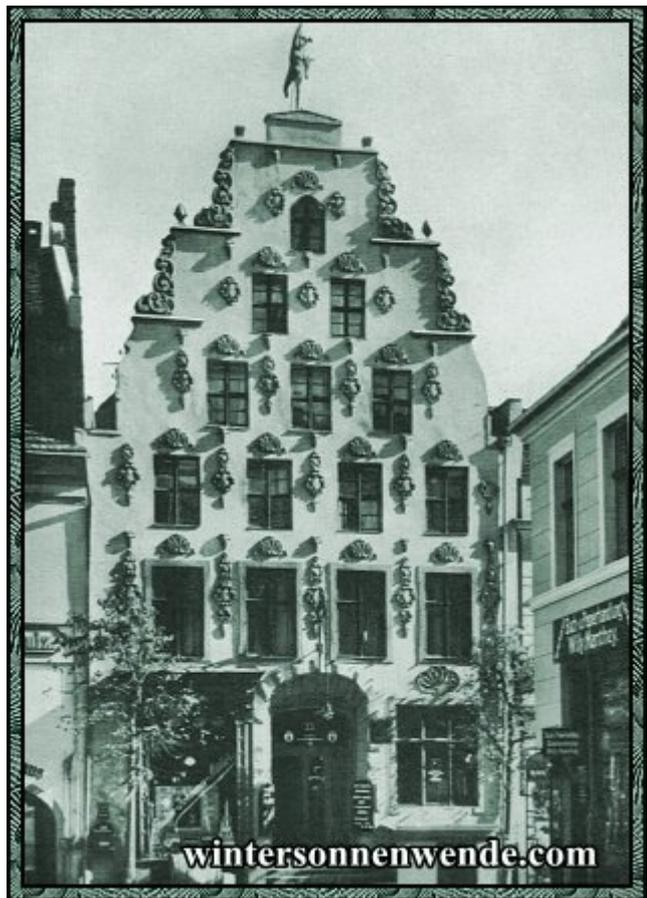
gewöhnlich Hinterpommern genannt und mit diesem Wort zu Unrecht ein wenig geringschätzig angesprochen, zeigt genau wie das übrige Norddeutschland westlich der Oder die Gliederung in jene durch die Eiszeit und ihre Formen geschaffenen Zonen. Und doch hat es in vieler Beziehung ein völlig anderes Gesicht. Die Küste ist eine streng geschlossene **Ausgleichsküste**, wie sie durchgebildeter nicht gedacht werden kann. Fast durchweg besteht sie aus Flachlandformen, deren Vertiefungen und Flußmündungen nach der Litorinasenkung als breite oder schmale Buchten weit ins Land eingriffen. Die wenigen aus Geschiebelehm bestehenden Landvorsprünge wurden sehr bald vom Meere und seiner Brandung gestutzt und sind heute zum Teil durch Buhnen befestigt. Der abbröckelnde und aufgelöste Schutt wurde nach Westen versetzt und in langen Nehrungen und Dünen wieder dort angelagert, wo Bodden, Haffe und Förden die Strömung langsamer ziehen ließen. So entstanden die bekannten pommerschen **Strandseen**, die als abgeriegelte Buchten den Saum der Küste begleiten. Diese durch die Sandwälle zu friedlichen Süßwasserbecken gebändigten Buchten, deren Boden oft noch heute unter dem Meeresspiegel liegt, gehen durch die vom Ufer her allseitig durch Pflanzen und Flüsse einsetzende Versandung der endgültigen Eingliederung in das Festland entgegen. Die Kräfte der Gegenwart sind auch hier die Feinde der Formen von gestern. So ist die ostpommersche Küste im Laufe der geschichtlichen Zeit völlig abgeschlossen worden; sie ist eine "eiserne", das heißt verkehrsfeindliche Küste, die für Häfen keine natürlichen Vorbedingungen bieten kann. Von über 263 Kilometern Strand sind nur 55 Kilometer nicht durch Dünen blockiert, und diese Steilufergebiete sind erst recht nicht für Häfen geeignet. Die Hafensplätze, die sich in den Flußmündungen von Persante (Kolberg), Wipper (Rügenwaldermünde) und Stolpe (Stolpmünde) gehalten haben, sind nur von geringer Bedeutung, denn sie dienen fast nur der Küstenschiffahrt und den Fischern zum Schutz für ihre Kutter. Lediglich in Stolpmünde legen größere Schiffe an, die aus den nordischen Ländern den in der Heide knapp gewordenen Rohstoff für die Papier- und Zellstoffwerke an der Wipper einführen. So grenzt Ostpommern zwar ans Meer und hat eine Küste, aber es ist vom Meere abgeschlossen, es ist Binnenland! Das wird auch durch die Tatsache nicht aufgehoben, daß Ostpommern an dem Gesamtfischfang der Ostseeküste mit über einem Drittel der Menge beteiligt ist. Immerhin hat sich in zahlreichen Fischerdörfern ein lebhafter Badebetrieb

entwickelt. Aber diese Seebäder sind nicht große Kurorte geworden, sondern - verglichen mit denen Mecklenburgs - meistens noch recht stille Dörfer geblieben von ländlichem Charakter, in denen man die Erholung weit billiger finden kann als dort, allerdings ohne fließendes Wasser! Eine Ausnahme davon macht das schon um das Jahr 1000 erwähnte **Kolberg**, die sonnenreichste Stadt Norddeutschlands, im Mittelalter durch seinen großen Salzhandel bekannt. Aus einer alten Hansastadt mit einer großen Geschichte - die Namen Gneisenau und Nettelbeck zeugen von ihrer Wehrhaftigkeit - ist es zu einem kleinen Fischerhafen, aber zu einem großen See-, Sol- und Moorbad geworden, das bis zu 50 000 Gäste im Jahre in seiner Kurliste führt.

Hinter den schmalen Nehrungen und Strandwällen, die bei **Leba** sogar ansehnliche Wanderdünen mit einem guten Segelfluggelände (Lonskedüne) tragen, liegen in drei bis vier Kilometer breitem Bande Küstenseen, verlandete Bodden, Moore und Sümpfe. Dahinter steigt die flache Grundmoränenlandschaft an, die Zone der wenigen größeren, das heißt wirklichen Städte Ostpommerns. Sie, die viel weiter landeinwärts

liegen als ihre mecklenburgischen und vorpommerschen Schwestern, können sich mit ihnen im Ruhme ihrer Vergangenheit und in der Größe ihrer Bauwerke nicht entfernt messen. Das landschaftlich reizvoll gelegene **Lauenburg hat heute sehr unter der neuen Grenzziehung zu leiden**. **Stolp** ist durch Industrien und seine günstige Lage emporgekommen und spielt hier im Osten als zweitgrößter Ort der Provinz weit ab von Stettin die Rolle einer zweiten "Hauptstadt". Die mehr zentral gelegene Regierungsstadt **Köslin** ist eine ausgesprochene Beamtenstadt. Sie lehnt sich an einen Berg an, der außerhalb der Endmoränenzone liegt. Es ist der über 130 Meter hohe **Gollen**. In germanischer Frühzeit trug er eine Opferstätte, danach ein wendisches Heiligtum, später eine Räuberburg, dann eine Wallfahrtskapelle, die in der Reformationszeit zerstört wurde. Als "Demantburg" erscheint der Gollen in den Märchen Grimms. Heute erhebt sich hier auf Findlingen ein nach Schinkels Entwürfen gegossenes Riesenkreuz als Ehrenmal für die in den Freiheitskriegen gefallenen Pommern. Ein hoher Aussichtsturm gibt einen Überblick über den Jamunder und Buckower See, ihre Nehrungen und die weiten Wälder, mit denen der mittlere Teil von Ostpommern gesegnet ist. Bis zur polnischen Grenze könnte man ununterbrochen hundert Kilometer weit durch Wälder wandern. Geschichtsschreiber des 17. Jahrhunderts hielten daher den Gollen für einen Ausläufer der Karpathen!

Nur das an der Küste gelegene **Kolberg** und das innerhalb des Landrückens gelegene Stargard, das "Stettin" früherer Zeiten, können bemerkenswerte Bauwerke aufweisen. Der große Kolberger Mariendom ist ein bodenständiger, ganz ostdeutscher Bau, der durchaus hansisch-küstenländische Züge trägt. Das riesengroße Satteldach steht einzig da in echt pommerscher Großflächigkeit. Das Westwerk ist ein Klotz, der ähnlich wie bei der Rostocker Marienkirche ursprünglich anders geplant war: es sollte eine Zweiturmgruppe entstehen. Aber auch diese breite Masse erhebt sich weit über das tellerflache Land, und auch weit übers Meer ist sie ein Wahrzeichen der Bedeutung der alten Hansastadt. - Die Marienkirche in **Stargard** folgt in ihrem basilikalischen Bau dem großen Lübecker Vorbilde. In allen anderen Beziehungen ist sie aber ein völlig selbständiges Bauwerk von



Kolberg. Wohnhaus aus dem 17. Jahrhundert.

eigenartiger Schönheit. Wahrscheinlich ist diese Kirche von einem Lehrer des Stettiner Meisters Brunsberg erbaut. Er hat dem Marienchor und dem Innenraum Formen gegeben, die auf eine reiche Kenntnis der schönsten Bauwerke der Zeit in den Niederlanden, England und Frankreich schließen lassen. So ist hier ein Dom entstanden, der zum Teil echt pommersch wirkt, in vielem aber weit über die Grenzen des Landes hinausweist. - Die Kleinstadtkirchen Ostpommerns zeigen mehr als in allen anderen Gebieten des mittleren Norddeutschlands eine starke Abhängigkeit von den Bauwerken der größeren Städte. Immer wieder findet man in ihnen das Spiegelbild jener. Schlicht und großflächig liebt der Pommer seine Dome, ungegliedert und klar. Der Formenreichtum der wendischen Städte ist dieser Landschaft fremd; er paßt nicht zu diesen Menschen.

Die heutige Bevölkerung Pommerns ist das Ergebnis einer wechselvollen Geschichte. Die ursprünglich hier wie in vielen anderen Teilen Ostdeutschlands sesshaften Illyrer wurden von den Germanen verdrängt. In der Bronzezeit kamen sie von Schweden herüber. Zur Zeit der Völkerwanderung und schon früher saßen hier die Burgunden und Rugier. Nach deren Abwanderung drangen Slaven von Osten nach, deren Reste, die Pomeranen - das sind die Leute, die am Meere wohnen - in den Niedersachsen und Niederfranken aufgingen, die im 13. Jahrhundert einwanderten. Die Pommern sind also eine ausgesprochene Mischung, in der aber das nordische Element stark vorherrscht. Sie sind vorwiegend blondhaarig und blauäugig, zeichnen sich durch Kurzköpfigkeit und gerade Nasen aus.

Auch die Hausformen zeigen keine reinen Typen: die Niedersachsen brachten aus ihrer Heimat das niedersächsische Einheitshaus - Mensch, Vieh, Frucht unter einem Dach - mit, das heute noch in einem schmalen, nach Osten sich verjüngenden Streifen an der Küste vorkommt, am schönsten erhalten im Dorfe Kamp bei Deep. In den westlichen Teilen kommen mehr sächsisch-fränkische Mischformen vor, daneben ein "**Vierkanthaus**" - alle Räume um ein Vierkantgerüst -, das wahrscheinlich von Skandinavien her stammt. Im Süden und Osten erscheint verstreut das Vorhallenhaus.

Der **Pommer** von der Küste ist eine harte, verschlossene Natur; der Bauer des Binnenlandes ist gemüthlicher, zugänglicher und gesprächiger. Außerhalb seines Landes wird er oft als dumm verspottet: "Der Pommer ist im Winter so dumm als im Sommer." Aber dieses Wort stimmt nur in seinem Reime, ist wohl auch nur seiner wegen geprägt! Langsam ist der Pommer und nicht gerade schlagfertig, aber stark und treu in seiner Haltung. Wer ihn in seiner Arbeit stört, der kann seine Grobheit zu hören bekommen:

Hull din Mul un to din Wark!
Steck di nich in jeden Quark!

Eindeutig ließ die Kramergilde von Stralsund auf ihr Kirchengestühl in der Nikolaikirche folgende Inschrift setzen:

Dit is der Kramer er Stohl,
Dat ken Kramer is, de blief da buten!
Oder ick schla em up de Schnuten! Anno 1574.

Schon Friedrich Wilhelm I. hob die Fürstentreue der Pommern hervor. In seinem politischen Testament vom Jahre 1768 kennzeichnet Friedrich der Große diese seinen Untertanen wie folgt: "Die Pommern haben etwas Ungekünsteltes in ihrem Charakter; sie würden nicht ohne Geist sein, wenn sie besser gebildet wären; niemals aber werden sie schlau und verschlagen sein. Der gemeine Mann ist argwöhnisch und hartnäckig. Sie sind eigennützig, aber weder grausam noch blutdürstig und ihre Sitten ziemlich sanft. Man bedarf also keiner großen Strenge, um sie zu regieren. Sie geben gute Offiziere, verlässliche Soldaten ab. Manche leisten im Finanzfach gute Dienste, vergebens aber

würde man aus ihnen politische Unterhändler machen wollen."

So hat das Land auch Männer mit Wirklichkeits- und Gemeinsinn, Männer der Tat dem Vaterlande geschenkt, die für es gearbeitet und gelebt haben und gestorben sind: Roon und Lettow-Vorbeck, Schlieffen und Mackensen, Ernst Moritz Arndt, Nettelbeck und York von Wartenberg, nicht zu vergessen Stephan und Virchow.

Höher, gedrängter und ausgeprägter als in Mecklenburg und Vorpommern erhebt sich landeinwärts der Moränenzug des hinterpommerschen Landrückens, mehrfach gestaffelt, stark kuppig, sehr steinig. Bei **Polzin**, einem der ältesten Moorbäder, bei Tempelburg und bei Rummelsburg und Bütow werden mehrfach Höhen von 200 Metern erreicht. Solche Schuttmengen hat der über 1000 Meter dicke Gletscher hier liegen lassen! Im ehemaligen westpreußischen Gebiet erreicht der Turmberg bei Karthaus sogar 331 Meter. Kein Wunder, daß man hier wie auch an vielen anderen Stellen des norddeutschen Flachlandes zum Namen der "Schweiz" gegriffen hat, um die Schönheit mit einem Schlagworte zu fassen, um so mehr als die zahlreichen Seen an dieser Höhenlage teilhaben. Am höchsten liegen der Dulzigsee und Papenzigsee unweit Rummelsburg: 182 und 175 Meter über dem Meeresspiegel! Auch in bezug auf ihre Tiefe können die pommerschen Seen sich mit ihren Brüdern im Gebirge messen: der Dratzigsee ist 83 Meter, der Pilburgsee 54 Meter und zahlreiche andere um 30 Meter tief. Diese Höhen- und Tiefenzahlen kennzeichnen die starke "Reliefenergie" des Landes. Der Flächengröße nach reichen sie allerdings nicht an die Strandseen Ostpommerns heran, von denen der Lebasee mit 7500 Hektar der zweitgrößte des norddeutschen Flachlandes überhaupt ist. Die Müritz und der Spirding können ja in ihrer flacheren Umgebung mit ihren Wasserflächen viel weiter ausholen. Viele der Seen sind von tiefen Buchenwäldern umschlossen und bergen noch dank der Abgeschiedenheit eine urwüchsige Tierwelt, wie z. B. der Jassener See im Kreise Stolp, auf dessen Waldinseln sogar die sehr selten gewordenen Kormorane horsten. - Unvergleichlich schön liegt **Crössinsee** mit einer der drei Ordensburgen der Partei. Auf der Halbinsel eines Sees, umgeben von unendlichen Wäldern, erinnert sie in ihrer Gliederung fast an das Heerlager eines niedersächsischen Bauernherzoges.



Ordensburg Crössinsee. Morgenappell der Kreisleiter.

Der starke Wechsel der Geländeformen und der sehr steinige Boden bedingen es, daß nur ein Teil des Höhenzuges der Landwirtschaft erschlossen wurde, zumal auch das hier gegenüber dem Westen rauhere Klima die Feldarbeit erschwert und die Erträge mindert. Nur im Odergebiet und unmittelbar an der Küste ist Ostpommern mit besseren Böden gesegnet. Aber allgemein tritt die Ackerfläche zugunsten der Wiesen und Weiden in den Hintergrund. In Pommern gibt es kaum Vieh, das im Sommer im Stalle gehalten wird. Die zahlreichen Koppeln mit den großen Rindviehherden sind die wirtschaftlichen Hintergründe für die Verkaufsläden der "Pommerschen Molkereigenossenschaft" in den Städten Pommerns, Brandenburgs und Schlesiens. Mit sechzig Prozent des Landes ist der Großgrundbesitz in der flachen, fruchtbaren Grundmoränenlandschaft vertreten. Im steinig-kuppigen Höhenzuge hat er das Land lieber der Faust und dem Fleiß des Bauern überlassen, so daß hier eine Dichte von 60 Einwohnern und mehr erreicht wird, während im Gebiet der vielen Gutsbezirke stellenweise nur 18 auf den Quadratkilometer kommen, wo bequem 60 bis 70 Einwohner Arbeit und Brot finden könnten. Wenn auch heute fast 50 Prozent der Bevölkerung in der Land- und Forstwirtschaft tätig sind - im Reiche sind es nur 21 - so könnten hier ganz allgemein weit mehr Menschen ernährt werden als nur 56 im Durchschnitt. Immerhin sind in Pommern nach Ostpreußen, das mit 58 000 Neusiedlern an erster Stelle liegt, in den Jahren 1919-1934 nicht weniger als 44 000 Deutsche auf 209 000 Hektar angesiedelt worden. 185 000 Hektar von diesem Siedlerlande stammen aus der Hand des Großgrundbesitzes. Weit einseitiger sind die Verhältnisse in dem nach Süden zu den großen Urstromtälern der Netze und Warthe abfallenden Sandgebieten. Hier fallen 50 Prozent des Landes auf Forsten, und die Volksdichte sinkt gerade in diesem der Grenze so nahe gelegenen Gebiet stellenweise auf unter 32. Aber hier wird sich kaum viel ändern lassen; nur 8 000 Siedler hat man bisher ansetzen können.

Das bei weitem fruchtbarste und daher dichter besiedelte Gebiet Ostpommerns ist der **Pyritzer Weizacker**, das flache Land an den Ufern des Madü- und Plönsees südlich von Stargard. Hier hat sich auf Mergelsanden und dem fruchtbaren Ton eines eiszeitlichen Stausees eine Insel von echter Schwarzerde bilden können, die sehr gute Erträge liefert. Neben dem Mönchgut auf Rügen ist der Weizacker die einzige Trachteninsel in ganz Pommern. Besiedelt wurde es vom Kloster Kolbatz her, das Märker ins Land brachte, die ursprünglich von Holland und vom Rhein gekommen waren. Friedrich der Große ließ dem Weizacker seine besondere Fürsorge angedeihen. Der lange Rock der Männertracht mit den roten Aufschlägen, die Lederhosen und die Stulpenstiefel erinnern an die soldatische Zeit des großen Königs. Die Frauentracht ist im Gegensatz zu der der Männer überreich in Form und Farbe. Zahlreiche Röcke und Unterröcke - bis zu elf Stück! - werden angezogen, unter denen dann auch noch das Hemd zu sehen sein muß. Das gibt eine etwas unförmige Gestalt für die Weizackerfrauen! Viele Bänder, Streifen, Schleifen und Schnüre machen die Tracht reichlich überladen. Vielleicht ist das ein Erbteil der ehemals slavischen Bevölkerung, vielleicht auch wie das Vorhallenhaus ein Ausdruck für den Reichtum dieser Insel der Fruchtbarkeit.

Pommern ist ein von der Natur recht einseitig ausgestattetes Stück deutschen Landes. Es ist ein landwirtschaftliches Überschußgebiet, es ist ein Land der Bauern und Fischer. Durch die Schaffung des **Korridors** hat der östliche Teil seinen wichtigsten Markt der Vorkriegszeit, Danzig, eingebüßt. Immerhin hat es besser als Ostpreußen die Möglichkeit, seine Erzeugnisse in Großstädten abzusetzen. Aber innerhalb des großen Wirtschaftsraumes bedeuten die wenigen besonders hochwertigen Erzeugnisse wie Kösliner Edellachs, Rügenwalder Zervelatwurst, Stolper Jungchen und vor allem die zwei bis drei Millionen Gänse - von pommerschen Großhändlern in Oberschlesien und Polen aufgekauft und nur hier zu den geschätzten Weihnachtsvögeln gemästet - nur sehr wenig. Einem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung des Landes stehen die Abgelegenheit und der Mangel an industriellen Rohstoffen entgegen. Außer Kalken hat Pommern an keiner Stelle in größeren Mengen Bodenschätze, die die Schaffung von Industrien möglich machen könnten. Abgesehen von denen in Stettin sind im Lande nur solche heimisch geworden und können sich halten, die sich auf die billigen, an Ort und Stelle vorhandenen Rohstoffe aus der Landwirtschaft und dem Forstbetrieb stützen. Auch nennenswerte Kraftstoffe sind in Pommern

nicht vorhanden. Die Wassermassen und das Gefälle der nur kleinen Flüsse reichen nicht aus, um in den Kraftwerken so viel Strom zu erzeugen, wie das Land braucht: selbst Licht und Kraft muß es aus anderen Gebieten beziehen. Der Ruhm, bei Rostin an der Persante das erste Unterwasserkraftwerk der Welt zu besitzen, kann diese durch Natur und Lage des Landes bedingten Mängel nicht wettmachen! So ist auch hier ebenso wie in Ostpreußen die Gefahr gegeben, daß wertvolle Menschen vom Lande in die Städte und weiter nach dem Westen abwandern, wenn nicht durch Fortführung der planmäßigen Siedlung Mensch und Boden genügend gesichert werden.



Brandenburg **(Berlin und die Mark)**

Zwischen dem mecklenburgischen Anteil des Baltischen Höhenzuges mit seinen vielen kleinen und großen Seen und dem Fläming und Niederlausitzer Grenzwall mit seinem vielen Sand liegt das **Zwischenstromland der Mark**. Nach Westen greift Brandenburg bis zur Elbe, nach Osten in der Neumark über die Oder hinaus. Nach Norden stößt die Uckermark weit in das flache Vorpommern vor, im Süden trägt die Niederlausitz mit einer stark entwickelten Industrie bereits Züge mitteldeutschen Wirtschaftslebens.

Die leicht nach Westen fallende Mulde zwischen den beiden Landrücken im Norden und Süden wird von drei **Urstromtälern** in Ost-Westrichtung durchzogen. Das sind jene wiesenreichen, ganz Ostdeutschland im Innern durchfurchenden breiten Talniederungen, in denen die Flüsse der Eiszeit einen Abfluß zur Nordsee fanden, der ihnen durch die vor der Ostseeküste lagernde über 1000 Meter gewaltige Talsperrenmauer des Eises verbaut war. Heute fließen in den von steilen Ufern umrandeten Niederungen nur kleine Flüsse, deren geringe Wassermengen und schwache Strömung niemals diese breiten Talauen ausgeräumt haben können. Sie schleichen dahin wie ein verhungertes Landstreicher in einem zu weiten Mantel. An vielen Stellen sind sie des ewigen Laufes müde, breiten ihre Wasser über die ganze Talweite aus und scheinen lange Strecken in blanken Seespiegeln unverwandt still zu stehen.

Der nördlichste Talzug ist das alte Weichseltal; es führt von Fordon bei Bromberg ins Netzetal bei Nakel, dann in die Warthe und bei Oderberg über die Oder, von dort durch die Finow-Niederung ins Rhinluch und zur Elbe. Der mittlere Talzug gehört der Oder. Er beginnt im Lauf der Warthe oberhalb Schrimm südlich von Posen, führt durch die Obra-Niederung zur Oder und dann zur Spree und Havel. Der südlichste kommt von Glogau und mündet in das Tal der Spree unterhalb Cottbus und dann in die untere Havel. Erst gegen Ende der Eiszeit stellte sich das heutige System der Entwässerung Ostdeutschlands ein, indem die Flüsse die Landrücken durchbrachen und ihre Auswege nach Norden fanden. Die Elbe empfängt jetzt im Gegensatz zur Eiszeit nur noch die von Norden kommende Havel mit der Spree - beides Flüsse, die außerhalb der Grenzen der Mark entspringen und gemeinsam ihre Wasser zur Elbe senden. So ist dieses Land zwischen zwei Landrücken im Norden und Süden und zwei Strömen im Osten und Westen mit einem Gitterwerk von Talungen und Flußläufen überzogen, wie es sonst nur im Niederungsland der Küsten oder im Mündungsgebiet großer Ströme vorkommt.

Das Wasser ist der erste Wesenszug der Mark, den die Natur ihr als Geschenk mitgab. Der zweite ist das leuchtende Grün der Wiesen und Sümpfe, die die Talweiten einnehmen und die Flüsse und Seen umrahmen. Der dritte ist der Sand, der ihr den Namen der "Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation" eingebracht hat. Dieselben Schmelzwässer, die jene weiten Talungen schufen, brachten auch die entlehnten Sande aus den Moränen mit und lagerten sie in weiten Flächen ab, die an vielen Stellen der Ostwind aufgriff und in bogenförmig gekrümmten Dünen zusammenwehte, deren Arme sich nach Westen öffnen. Daher umrahmt in der Mark nur

stellenweise sattgrüner Buchenwald die blinkenden Wasserflächen; meist leuchten sie zwischen rostroten Kiefernstämmen auf, wie es Leistikow in seinen Bildern gesehen hat.

Mit 35 Prozent Waldbedeckung steht die Mark Brandenburg als eines der waldreichsten Gebiete Deutschlands da. Dementsprechend ist der Satz von 42 Prozent des Ackerlandes ziemlich niedrig für den Osten, wo stellenweise Werte von über 50 Prozent erreicht werden. Roggen und Kartoffeln sind die Früchte, die hier am besten gedeihen und am meisten angebaut werden. Trotz der Armut seines Bodens übertrifft es aber mit seiner Dichte von fast 70 Einwohnern (Berlin abgerechnet) immerhin die anderen Landwirtschaftsgebiete des deutschen Ostens, erreicht aber nur die Hälfte des Reichsdurchschnittes. Und in diesem Lande der Seen, der Täler und der Sümpfe, des Sandes, der Kiefern und des Roggens wuchs ein Fischerdorf zu der größten Stadt des europäischen Kontinents empor!

Wer die Mark bis in ihre entlegensten Winkel kennt, der weiß, daß sie bei aller Armut kein einförmiges Stück deutschen Landes ist, der weiß, daß hier wie zur Huldigung um die Metropole in buntem Reigen noch einmal fast alle Landschaftsbilder des norddeutschen Flachlandes vereinigt sind! Im äußersten Nordwesten hat die Mark Anteil an dem großen Urstromtale der Elbe und dem Südhang des sandreichen, dünnbesiedelten Baltischen Höhenrückens. Von Norden her greift die Seenzone Mecklenburgs mit kühnen Erdmoränenbögen in die Mark hinein, während weiter östlich die fruchtbare vorpommersche Grundmoränenlandschaft ein Stück hergeben muß. Die zum Teil von Sand, zum Teil von Lehm eingenommenen Hochflächen im Osten Berlins fallen steil zu dem von fruchtbarem Schwemmland eingenommenen Urstromtal der Oder ab. Hier sieht es aus wie in der Weichselniederung. Im Warthe- und Netzebruch greift diese Landschaftsform weiter nach Osten ins Land hinein und trennt das Land Sternberg von der nördlich gelegenen seenreichen Neumark ab. Bis zu 200 Meter und mehr Meereshöhe steigen die mit Buchenwald bestandenen Höhen unweit Lagow im Lande Ost-Sternberg an. Im äußersten Süden ist die sonst im norddeutschen Flachlande nur verstreut und in kleinen Lagern vorkommende Braunkohle durch die Nähe der Mittelgebirgsschwelle zu großer Mächtigkeit angereichert, so daß hier die einsame Kiefernheide gerodet und die Erde in mächtigen Tagebauen aufgerissen wird. Mitten in den Niederlausitzer Grenzwall ist das seltsame Gebiet des Spreewaldes eingeschaltet. Erinnerst du nicht an die niedrigen Bruch- und Sumpfbereiche der Küste des Kurischen Haffes, die weder Wasser noch Land sind?

Westlich davon bildet die behäbige Breite des Fläming eine sand- und waldreiche Grenze, die an Heidegebiete Pommerns, Westpreußens und Ostpreußens erinnert. Nördlich von Lausitz und Spreewald liegt das seenreiche Gebiet der Spree und der Dahme, nördlich des Fläming das Sumpfland der Zauche. Westlich von Berlin aber schließlich das Havelland. Und das gibt es in deutschen Landen nur einmal, denn nur einmal reiht das spielend sich windenden Band eines Flusses in breiter Talniederung eine glitzernde Wasserfläche nach der anderen auf, nur einmal werden blaue, von Kiefernwäldern umrahmte Seen zu einer Binnenwasserstraße erster Ordnung mit schwarzen Rauchfahnen und weißen Segeln.

Flüsse und Seen spielen nicht nur im heutigen Landschaftsbild, sondern auch für die alten Siedlungen im Zwischenstromlande eine entscheidende Rolle. Mit Ausnahme von Luckenwalde gibt es in der Mark kaum eine Stadt, die nicht als Brückensiedlung in Übergangslage entstanden wäre. Guben, Frankfurt und Küstrin liegen an den Übergängen der Neiße- und Oderlinie. Fürstenwalde verbindet die Hochfläche von Lebus und Storkow. Lang ist die Reihe der Städte an der Havel von der Spreemündung bis zur Vereinigung mit der Elbe. Potsdam, Rathenow, Brandenburg, Havelberg.

Auch Wittenberge an der Elbe ist eine Brückenstadt. Neuruppin, Prenzlau und viele andere liegen auch nicht anders: sie sind erbaut in Randlage an Seen und schwer zu überschreitenden breiten Flußtälern. Die wichtigste und größte aller Brückenstädte ist Berlin.



Havelberg.

Die **Geschichte** dieses von vielen Wasserläufen durchzogenen und durch Seen und Sümpfe in Einzellandschaften aufgelösten Gebietes ist anders verlaufen als die der übrigen ostelbischen Gebiete. In drei großen Blöcken geht das Deutschtum im Mittelalter nach der Völkerwanderung gegen die vorgedrungenen Slaven wieder nach Osten vor. Als erste entsteht zwischen Save und Mähren die Bayrische Ostmark, die mit dem alten deutschen Volksgebiet unmittelbar verbunden ist. Dann wird Meißen für das Deutschtum gewonnen, und in Schlesien rufen einheimische Fürsten deutsche Siedler ins Land. Zuletzt gewinnen Hansa und Ritterorden die Lande an der Ostsee für das Deutschtum zurück. Zwischen diesen Siedlungsblöcken klaffen große Lücken, in denen sich die Slaven behaupten können: die böhmische Festung, die sich zwischen Österreich und Sachsen schiebt, und das Land östlich der mittleren Oder, wo die deutschen Siedlungen **zwischen Warthe und Weichsel** nur verstreut liegen "wie die Trümmer einer zerstörten Mauer". Weder der Ritterorden konnte von der Weichsel her in die polnische Ebene vordringen, noch waren die Herren der Mark imstande, sich weiter über die Oder hinaus vorzuschieben, denn sie und ihre Siedler fanden im eigenen Lande Arbeit genug. Daher ist in keinem Land östlich der Elbe so gut kolonisiert worden wie hier in Brandenburg, und in keinem ist das deutsche Element so stark durchgedrungen. In keinem war es aber auch so schwer, durchzudringen. Brandenburg ist der feste Kern des Landes östlich der Elbe. Fest durch die Besiedlung und fest durch die märkische Art, die sich von dem benachbarten und nächstverwandten Niedersachsen "scharf abhebt durch größere Straffheit, Härte und Schärfe, rascheres Handeln, ohne von der Zielsicherheit, Nüchternheit und beharrenden Kraft des Mutterstammes etwas eingebüßt zu haben. Dieser Typ ist in solcher Reinheit und Durchbildung nur der Mark Brandenburg eigen." (Zaunert.) Von den verschiedenen Marken, die im Laufe der Geschichte entstanden, hat nur dieses Land den Namen einer "Mark" durch die Zeiten behalten. Das ist wie ein Sinnbild. Nur dieses durchkolonisierte Land war imstande, Ostpreußen zu gewinnen, nur dieses gesicherte Gebiet konnte Schlesien den Habsburgern entreißen, unter deren Herrschern er jahrhundertlang eine volksdeutsche Politik hatte entbehren müssen.

Wasser und Wald bedecken in weiten Flächen die Mark, Fischer und Jäger waren ihre ersten Bewohner, Speerspitzen und Angelhaken aus Elch- oder Hirschknochen geben Kunde von ihnen. Die Jungsteinzeit hat in der Mark nordischen Charakter. Die großen Steingräber der Uckermark und

die Tiefstichttechnik ihrer Tongefäße bezeugen das eindeutig. Daneben erscheint aber auch schon die mitteldeutsche Schnurkeramik. Ungefähr um 1700 v. Chr. dringen Germanen die Elbe aufwärts und halten die Priegnitz, Ruppin, die Uckermark, das Havelland und den größten Teil der Zauche besetzt. **Ein germanisches Dorf bei Buch im Norden von Berlin hat einen großen Reichtum an Funden geliefert.** Weiter im Süden und Südosten dagegen herrscht in den Landschaften Teltow, Barnim, Lebus und in der Lausitz die lausitzische Kultur der Illyrer. Bei Lossow unweit Frankfurt oberhalb der "Steilen Wand" stand wahrscheinlich eine ihrer großen Burgen. In den letzten vorchristlichen Jahrhunderten wohnten die von **Tacitus** erwähnten Semnonen im Lande, von deren feinverzierten Tongefäßen und prächtigen Schwertern uns viele erhalten sind. Dann erscheinen die Vandalen von Pommern her an der Oder; ihnen folgen die Burgunden in die Neumark und später in das Lebuser Land. Von ihnen besitzen wir einen kostbaren Runenspeer, der bei Müncheberg gefunden wurde. Auch im Nordwesten hatten sich damals Germanen niedergelassen: in der Priegnitz siedelten Langobarden. So haben in der Mark Brandenburg nicht weniger als 2000 Jahre lang germanische Völker gelebt. Ihre Siedlungen lagen am Rande der Hochflächen über den feuchten Talniederungen und Sümpfen. Sie trieben Ackerbau. In zahlreichen Sammlungen und Museen der Mark sind die Zeugnisse ihrer Kunst und handwerklichen Fertigkeit aufgebaut und beweisen allen gegnerischen, von Osten kommenden Stimmen zum Trotz die unbestreitbare Deutschheit dieses Landes.

Daran hat auch die kurze Zeit der slavischen Einwanderung nach dem Abrücken der germanischen Stämme nach dem fünften Jahrhundert nichts ändern können. Zunächst haben keineswegs alle Germanen damals ihr Land verlassen, wenn sie auch gegenüber den Eindringlingen in der Minderzahl blieben. Die ersten Slaven selbst hatten ohne Zweifel viel nordisches Blut in sich; auch ihre Schädelformen zeigen deutlich nordische Merkmale. Mancher germanische Name hat sich erhalten, manche Sage von ihren Königen blieb im Lande lebendig und führte sogar zur Entdeckung von Gräbern. Germanisch ist ohne Zweifel auch das **Vorhallenhaus**, das wir heute noch in der Lausitz, der Neumark und der Uckermark finden.

Die deutsche Rückeroberung begann um 900 und schuf zunächst nur eine Reihe von befestigten Stützpunkten. Havelberg und Brandenburg wurden von Otto dem Großen zu Bistümern bestimmt, um von hier aus das Christentum in das Land östlich der Elbe zu tragen. Von Brandenburg aus kommt man in das Havelland, und von Havelberg in das Land Ruppin. Aber schon um das Jahr 1000 kam ein großer Rückschlag durch einen Aufstand der Wenden, der allerdings mehr religiösen als völkischen Charakter trug: die Elbe wurde damals wieder die Grenze zwischen Deutschen und Slaven. Die wirkliche Eroberung der Mark setzte erst um 1140 ein, als Albrecht der Bär - er gab dem Lande das Wappentier - von Salzwedel aus die Elbe überschritt, das Havelland, die Priegnitz und die Zauche erwarb, als Kloster gegründet, Städte ausgebaut und Kolonisten angesetzt wurden. Die meisten Dörfer der Hochflächen und die Städte stammen als feste Plätze und Verkehrsmittelpunkte aus dieser Zeit der ersten Kolonisationswelle zwischen 1150 und 1250. Rundlinge, Burgwälle und alte Flurnamen erinnern an das langsame Vordringen des Deutschtums, klösterliche Siedlungen und Ruinen zeugen für die Kulturarbeit der geistlichen Orden. Wehrhafte Mauern und trutzige Stadttürme erinnern an die Gegensätze zwischen Stadt und Ritterschaft, Stegreif und Städtebund. In die tiefgelegenen Niederungen und Flußtäler kam man erst viel später. So hat sich im Spreewalde noch heute wendisches Volkstum erhalten. Erst im 18. Jahrhundert setzte eine zweite wichtige Besiedelung ein, die jetzt auch auf die Entwässerung der Moore und Brüche gerichtet ist. Schließlich werden in den Jahren 1919-1934 nicht weniger als 36 000 Siedler in der Mark auf über 130 000 Hektar Land angesetzt, von denen der größte Teil aus ehemaligem Großgrundbesitz stammt.

Wie die Mark Brandenburg das geworden ist, was sie heute ist, was sie für das Land Preußen bedeutet hat, was für das Reich, das ist untrennbar von der Lage und Geschichte **Berlins**, das heute 700 Jahre alt ist.

Die Reichshauptstadt

Die Reihe deutscher Hafenstädte, die sich an der Küste von Nord- und Ostsee entlangzieht, und die Reihe der Großstädte am Rande der deutschen Mittelgebirge entfernen sich nach Osten immer weiter voneinander. Der nur 100 Kilometer große Abstand zwischen Hannover und Bremen läßt noch keine Großstadt aufkommen. Die 260 oder 280 Kilometer Tiefebene zwischen Stettin einerseits und Dresden und Leipzig andererseits lassen Raum für eine Großstadt. Die alte Residenz der Markgrafen und Kurfürsten war ursprünglich Tangermünde. Die erste Hauptstadt der Mark war Brandenburg am Havelknie, wo die Straße von Magdeburg, dem Mittelpunkt der ostdeutschen Kolonisation, auf den Fluß traf. Diese Hauptstadt lag näher an Leipzig. Später wurde es Frankfurt, die wichtige Brückenstadt an der Oder, die näher an Dresden gelegen ist. Durch die Hohenzollern endlich wurde es 1451 Berlin, die Stadt zwischen Elbe und Oder, die gleichweit von Dresden und Leipzig entfernt ist.

Keine deutsche Großstadt zeigt deutlicher, welche große Bedeutung die geographische Lage für die Entwicklung einer Stadt hat, als Berlin. Inmitten eines engmaschigen Netzes von versumpften Tälern, Seen und Flußniederungen entstand die Stadt dort, wo die Höhen des Barnim im Nordosten und des Landes Teltow im Süden das breite Tal der Spree so einengen, daß die Flußüberquerung möglich wird, zumal eine Insel seine Breite und Kraft schwächt. Obgleich Berlin erst gegen Mitte des 13. Jahrhunderts erwähnt wird, ist es wahrscheinlich eine sehr alte Fischersiedlung, von der Reste eines Knüppeldammes gefunden wurden, der später die Rolle eines Mühlendamms zum Aufstauen des Wassers spielte. An diesem Übergang entstanden zwei Städte: Kölln auf jener Insel der Spree, und Berlin in der Niederung des rechten Spreeuferes. Welche von beiden Siedlungen die ältere ist, kann mit Sicherheit nicht gesagt werden. Beide schufen sich größere Stadtorgane: Kölln den jetzigen Fischmarkt mit dem Rathaus, das zwischen Scharren- und Gertraudenstraße lag, und Berlin den Molkenmarkt mit dem Rathaus. Die ältesten Kirchen sind den Heiligen der Fischer und Schiffer geweiht: dem Heiligen Petrus auf der Insel, dem Heiligen Nikolaus am Ufer in Berlin. Die Verbindung zwischen beiden Gotteshäusern ist der älteste Straßenzug. Dieses Doppelgemeinwesen, das sich bald zu einem blühenden Handelsplatz entwickelte, machten die Kurfürsten zu ihrer Residenz. Die große Bedeutung dieser Stadt und ihr schnelles Wachstum waren aber nicht nur eine Folge der landesherrlichen Gunst und der Brückenlage, sondern ihrer gesamten Lage im Raum des Kolonisationslandes östlich der Elbe. Hier kreuzten sich die Straßen von der Elbe zur Oder, von der Lausitz nach der Ostsee. Der Spreeübergang von Kölln und Berlin war der letzte Punkt, von dem aus die beiden nach Osten zur Oder führenden Straßen, die nach Frankfurt und die nach Oderberg, beherrscht werden konnten. Diese Lage ist um so wichtiger, als die beiden Oderübergänge zu früherer Zeit einander ausschlossen: das gewaltige Sumpfgebiet des Warthe- und Netzebruches trennte damals die Neumark im Norden vom Lande Sternberg im Süden. So lag Berlin am Kopf von zwei Brückenübergängen, deren jeder eine große Bedeutung hatte: Oderberg war für Berlin der Ostseehafen, der die Bevölkerung mit frischen Seefischen, vor allem mit Heringen, versorgte. Der alte Name "Oderberger Straße", die lebendigste Straße der Altstadt, die heutige Königsstraße, kennzeichnet das Ziel dieses Weges.

Der geschichtliche Weg der Brandenburger führte von der Mark über Preußen ins Reich. War das ein Zufall oder eine Notwendigkeit? Hätte nicht auch ein anderes Land als das beinahe ärmste in der Geschichte des Deutschen Reiches diese Rolle spielen können? Gewiß: die geographischen Möglichkeiten bestimmen niemals unausweichlich das Schicksal eines Landes. Ohne die geschichtliche Situation, ohne die Brandenburger, ohne ihre großen Führer, ohne die Preußen und ihre Könige hätte sich das Schicksal des Landes sicher nicht so erfüllt.

Zwischen den Ostseeländern im Norden, die, von Schweden, Dänen, Russen und Polen bedroht, in

die große osteuropäische Politik hineingezogen wurden, und Sachsen und Schlesien im Süden, das am Fuße der böhmischen Festung den Habsburgern in die Hände fiel, die den volksdeutschen Fragen innerlich fremd gegenüber standen, zwischen diesen beiden weit nach Osten vorgeschobenen Teilen buchtete die Grenzlinie der Mark Brandenburg, des Landes der Mitte, weit nach Westen zurück, weit genug, um es vor den Zugriffen fremder Mächte im Norden und Süden zu schützen, so daß ihm keine unmittelbare Gefahr drohte. So waren die Voraussetzungen geschaffen, daß die Mark aus einem einseitigen Grenzland ein Land der Mitte werden konnte. Schon zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges hätte ein kraftvoller Fürst "aus der beherrschenden Lage zwischen Elbe und Oder" (A. von Hofmann) den größten Nutzen ziehen können. Die Schweden erkannten jedenfalls damals sehr genau, daß Brandenburg vermöge seiner Lage dazu ausersehen war, die beiden Meere der Ostsee und Nordsee zugleich zu beherrschen. Zunächst schlugen die Versuche des Großen Kurfürsten, weiter nach Westen auszugreifen, fast völlig fehl. Nach Osten dagegen waren bald größere Erfolge zu verzeichnen: es gelang, Stettin zu erwerben und Schlesien zu erobern, zunächst wirtschaftlich durch den Friedrich-Wilhelm-Kanal, dann militärisch im Siebenjährigen Kriege. Damit wurde Brandenburg ein "**Oderstaat**", der das Unglück vom Jahre 1806 besser überstand als vielleicht ein Staat an der Elbe: Nur ein Oderstaat war fähig, nach dem Zusammenbruch wieder aufzustehen, die deutsche Geschichte zu schmieden und von Osten her, auf die Oder gestützt, das aufbauen zu helfen, was im 12. Jahrhundert an der Elbe und schon früher am Rheine nicht geglückt war: die Schaffung eines einigen Deutschen Reiches. So wurde Berlin, das zwar innerhalb der Mark, aber nicht in Norddeutschland, geschweige denn im Reich eine zentrale Lage besitzt, zur Hauptstadt.

Der allgemeinen Lage nach hätten Köpenick im Osten oder Spandau im Westen genau so gut zu einer solchen Bedeutung kommen und so wachsen können, wenn sie Residenz und Hauptstadt geworden wären. Beide Plätze boten aber zu jener Zeit nicht die Vorteile wie Berlin. Bei Köpenick ist das Tal der Spree breiter und nicht so leicht zu überschreiten. Und Spandau hat für den Nord-Südverkehr nicht dieselbe Gunst der Lage, wenn es auch als Schifffahrtsknotenpunkt noch günstiger liegt als Berlin. Ja sogar Tangermünde und Frankfurt an der Oder wären, wenn man von ihrer etwas randlichen Lage absieht, nicht ungeeignet gewesen. Berlin aber wies damals die größten Vorteile auf und wurde damit zu seinem Aufstieg bestimmt. Nur in ganz seltenen Fällen können geschichtliche Veränderungen gegen einen solchen Vorsprung etwas ausrichten, wie ihn Berlin damals durch die Gunst der politischen Entwicklung gewann.

Aus dem alten Handelsplatz, dessen Einwohnerzahl am Ende des Dreißigjährigen Krieges von früher 10 000 auf 6000 gesunken war, war inzwischen eine Garnisonstadt geworden. Nach der Reichsgründung wurde sie auch Sitz der Reichsbehörden und damit zu einer großen Beamtenstadt. Schon viel früher setzt die Entwicklung zur Industrie- und Großhandelsstadt ein. Der in den Jahren 1662 bis 1668 erbaute Friedrich-Wilhelm-Kanal, der die Oder mit der Elbe verband, führte in dem straßenarmen Zeitalter zu einem gewaltigen Aufschwung. Im Jahre 1709 zählte Berlin bereits 57 000 Einwohner, das heißt es verzehnfachte in 60 Jahren seine Bevölkerung. Heute ist Berlin mit über 4,2 Millionen Einwohnern - das ist der sechzehnte Teil der gesamten Bevölkerung des Reiches - nicht nur die größte Stadt des Kontinents, sondern auch der bedeutendste Handels- und Industriepplatz Europas geworden. Mitten in einem fast ausschließlich landwirtschaftlich eingestellten Raum wirkt es fern von jeden Rohstoffen fast wie ein Fremdkörper, der seit 1871 von 900 000 Einwohnern auf vier Millionen wuchs, während die Mark von 2½ Millionen auf nur drei Millionen größer wurde. Diese Entwicklung ist bedingt durch Berlins Bedeutung als Reichshauptstadt und durch die Gunst seiner natürlichen Lage. Das enge Netz der breiten Talniederungen ermöglichte einen Ausbau der Wasserstraßen zwischen allen Flüssen, die in einem größeren Umkreise Berlin umgeben, vor allem aber in den zwei Diagonalen von Breslau nach Hamburg und von Magdeburg nach Stettin. Dort, wo sich beide schneiden, liegt Berlin, das auf diese Weise zwei Stromgebiete beherrscht und an zwei Meere angeschlossen ist. Durch den Bromberger Kanal, der heute fast verödet ist, wurde auch eine Verbindung nach der Weichsel und

Ostpreußen geschaffen. Die Vielgestaltigkeit der Wasserwege innerhalb der Stadt selbst zeigt die ganze Bedeutung des Schiffsverkehrs für sie. Die großen an zahlreichen Plätzen ausgebauten Hafenanlagen dienen einmal der Befriedigung der eigenen Bedürfnisse der Millionenstadt und in zweiter Linie der Durchleitung des Verkehrs in den großen Wasserdiagonalen. Mitten durch die Stadt fließt die Spree, die auf ihrem Rücken viele Oderkähne in ruhiger Fahrt bis unmittelbar in die wichtigsten Geschäftsviertel hinein und unter die belebtesten Verkehrsknoten und Straßen führt, wo Tausende von Autos täglich entlangrasen. Zur Entlastung des Stadttunnens wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Landwehrkanal gebaut, der heute allerdings völlig unzureichend ist. Später folgte der Teltowkanal weiter im Süden. Von ganz entscheidender Bedeutung ist der 1917 vollendete Großschiffahrtsweg nach Stettin, der sogenannte Hohenzollernkanal. In absehbarer Zeit wird Berlin durch den Mittellandkanal auch die Verbindung zum Ruhrgebiet und Rhein haben. Schon jetzt wird der Plauer Kanal von Brandenburg zur Elbe für 1000-Tonnen-Schiffe hergerichtet. Heute ist Berlin mit einem Jahresumschlag von 7,1 Millionen Tonnen der drittgrößte Binnenhafen des Reiches nach Duisburg-Ruhrort mit 13,2 und Mannheim-Ludwigshafen mit 8,7 Millionen Tonnen.

Die Ebenflächigkeit der Mark setzte der Heranführung vieler Schienenstränge kein Hindernis entgegen. Seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden die allseitig radial ausstrahlenden Eisenbahnwege, deren Bahnhöfe mit Ausnahme des Schlesischen und Charlottenburgers als "Kopfbahnhöfe" bis an die alte Umwallung in die Stadt vordringen. So wurde Berlin trotz seiner nicht zentralen Lage der größte Eisenbahnknotenpunkt des Reiches, ja sogar der wichtigste Kreuzungspunkt der nordeuropäischen Verkehrswege: hier schneiden sich die Linien Stockholm - Paris und Stockholm - Rom, Madrid - Paris - Warschau - Moskau. Auch die Reisenden der Strecken London - Wien - Ofenpest - Konstantinopel und Paris - Riga - Leningrad müssen über die Brücken der Spree. So ist Berlin der größte Eisenbahnstern Europas und das Zentrum des mitteleuropäischen Reiseverkehrs geworden. Täglich verlassen über 500 Fernzüge die Hallen der zehn großen Fernbahnhöfe, und fast alle deutschen FD-Züge werden in Berlin eingesetzt.

Innerhalb des Riesenwerkes der [Reichsautobahnen](#) nimmt Berlin eine nicht ganz so beherrschende



Reichsautobahn.

Stellung ein wie innerhalb des Netzes der Schienenstränge. Es ist nur ein Zentrum von vielen. Um die Millionenstadt herum wird ein Autoring laufen, von dem aus die einzelnen Wege nach allen Richtungen abzweigen werden. Durch eine Verlängerung wird die Avus über Wannsee an den Ring angeschlossen sein. Die Strecke von Berlin nach Magdeburg, das bisher längste Stück des fertiggestellten Autobahnnetzes, ist im August 1936 eröffnet worden. Nach der Verkehrsübergabe der großen Elbebrücke bei Hohenwarthe steht seit Januar 1937 die gesamte Strecke Berlin - Hannover dem Verkehr zur Verfügung. Die Straße zu den Ostseebädern und nach Stettin steht auch unmittelbar vor ihrer Fertigstellung.

Im Luftverkehr spielt die allgemeine Lage einer Stadt zwar keine entscheidende Rolle, aber kein Flughafen der Großstädte der Welt liegt so nahe dem Mittelpunkt der dazu gehörigen Stadt, wie der große Flughafen von Tempelhof. Direkte Linien verbinden Berlin mit London, Paris, Rom und Moskau.

Vor dem Maschinenzeitalter war Berlin eine Großstadt, deren Arbeitsleistung durch die eigenen Bedürfnisse und die ihrer Umgebung bestimmt wurde. Im Zeitalter der modernen Verkehrsmittel wurde aus der Hauptstadt eine Großstadt der Weltwirtschaft. Die für diese Entwicklung sonst notwendigen Grundlagen fehlen hier allerdings ganz: Kein Bergwerk liefert Erze oder andere Rohstoffe. Hunderte von Kilometern trennen Berlin von der oberschlesischen und der Ruhrkohle. Nirgends können in dem allseitig flachen Lande die großen Wassermassen der Tieflandströme hinter Sperrmauern aufgestaut und zur Abgabe von Energie gezwungen werden. Nur in allerneuester Zeit kommt die elektrische Energie, die umgewandelte Heizkraft der Braunkohle, billig nach Berlin. Über die breitarmigen Maste der Überlandleitungen fließt der hochgespannte Strom aus den Werken von Finkenherd unweit Frankfurt, aus Trattendorf in der Niederlausitz und Golpa-Zschornowitz bei Bitterfeld der Reichshauptstadt zu. So sind es allein die Gunst der Verkehrslage, die arbeitsfreudigen Hände der vielen zugewanderten Landflüchtigen und der Eigenverbrauch und Bedarf, die diese ungewöhnliche Entwicklung zur größten Industriestadt des Kontinents ermöglicht haben. Nicht weniger als vierzig Prozent aller Erwerbstätigen sind in Industrie und Handwerk beschäftigt, 28 Prozent in Handel und Verkehr, und fast ein Drittel sind Beamte und Angestellte der Behörden. Diese Zahlen kennzeichnen das Berufsleben der Stadt. Mit 1,2 Millionen gewerblich Beschäftigten stellt Berlin ein glattes Zwölftel des Reichsbestandes!

Die beiden Hauptzweige der **Berliner Industrien** sind die Werke der Metallindustrie einschließlich der Elektrotechnischen Industrie und die Bekleidungsindustrie. Heute verdienen mehr als 400 000 Arbeiter und Angestellte ihr Brot in den Metall verarbeitenden Werken in ungefähr 15 000 Betrieben.

Die Anfänge der Berliner Metallindustrie gehen auf den Beginn des vorigen Jahrhunderts zurück. Die im Jahre 1803 gegründete Königliche Eisengießerei war der erste große Betrieb, der unter anderem auch den Bau von Dampfmaschinen übernehmen sollte. Aber die Einbürgerung der neuen Feuermaschine stieß auf Widerstände: man befürchtete die Verpestung der guten Luft Berlins durch die mit Steinkohle zu fütternde Maschine und schob die Aufstellung der schon für 1788 für die Königliche Porzellanmanufaktur in Aussicht genommenen Maschine auf volle zwölf Jahre hinaus! So kam das erste "Untier" dieser Art erst 1800 in die Stadt, erbaut in Königshütte, die erste ihrer Art in ganz Deutschland. Trotz weitgehender Unterstützung und Empfehlung durch den Staat wollten aber die Berliner Fabrikherren lieber mit dem hölzernen Göpelwerk weiter arbeiten, bis durch die Entwicklung der maschinentechnischen Privatindustrie der Bann endlich gebrochen wurde. Die erste in Berlin gebaute Dampfmaschine leistete so vorzügliche Arbeit, daß sie bis 1902 Dienst getan hat!

In eines der jungen Werke trat 1825 August **Borsig**, ein Sohn der Stadt Breslau, ein, der über das Zimmerhandwerk zum Maschinenbau kam. Schon mit 22 Jahren wird er Bevollmächtigter seiner

Firma Eggels und muß auswärtige Montagen leiten. 1837 kauft er sich vor dem Oranienburger Tor an und beginnt hier in Bretterbuden die Fabrikation mit Eisenöfen, deren Blasebälge er von den Soldaten des benachbarten zweiten Garderegiments bedienen ließ. Eine der ersten umfangreichen Arbeiten waren die vier Löwen für die bekannte Brücke im Tiergarten, und die erste größere Dampfmaschine ging nach Sanssouci für den Betrieb der großen Fontänen. Mit Wöhlert



Berlin. Die Siegesallee im Tiergarten.

zusammen baute Borsig die erste deutsche Lokomotive für die 1841 eröffnete Berlin - Anhalter Bahn. Und Ende 1936 verließ das Hennigsdorfer Lokomotivwerk von Borsig die größte deutsche Tenderlokomotive mit 2500 Pferdestärken und 23 Tonnen Achsendruck!

Außer Borsig sind es vor allem noch die Werke von Hoppe und Schwarzkopff, die zu den ersten Maschinenfabriken zählen. Später mußten die Fabriken mit ihren riesigen Hallen und Arbeiterheeren aus dem Inneren der Stadt weichen und vor die Tore rücken: die Borsig-Werke nach Nordwesten an den Tegeler See, die Schwarzkopff-Werke an die Seen des Oder-Spree-Kanals an der Görlitzer Bahn im Süden der Stadt bei Wildau. Das Erbe der Dampfmaschinen trat in der Innenstadt in der Leicht- und Mittelindustrie der Elektromotor und der Dynamo an. In diesem Zusammenhange klingt der Name des ehemaligen Artillerieleutnants Werner Siemens auf, des Begründers der riesigen Werke, die heute 132 000 Arbeiter und Angestellte beschäftigen, davon allein 76 000 in Siemensstadt. Mit dem Mechaniker Halske gründete er eine Telegraphenbaufirma. Später vereinigte er sich mit der Firma Schuckert & Co. aus Nürnberg. Siemens und Halske bearbeiten heute das ganze Schwachstromgebiet, Siemens und Schuckert das des Starkstromes. Ein riesiges Kabelwerk in Gartenfeld gehört beiden Firmen. Die 41 Prozent der deutschen elektrotechnischen Bedarfsartikel, die in Berlin erzeugt werden, kommen fast ausschließlich aus diesen beiden Werken, in denen alles hergestellt wird, was mit Elektrizität zu tun hat. So auch der größte Fördermotor der Welt für den Bergwerksbetrieb Fushun in Mandschukuo!

Die andere große Firma dieses Arbeitsgebietes ist die AEG mit ihren Werken in Oberschöneweide und in Hennigsdorf, schon außerhalb der Grenzen von Groß-Berlin. Diese beiden Firmen der Elektroindustrie beliefern mit ihren Erzeugnissen nicht nur ganz Deutschland, sondern sämtliche Erdteile. Sie stellen die feinsten Meßinstrumente, alle Glühlampen, Apparate für Heilzwecke her, sie bauen ebenso Talsperren, Kraftwerke und Bergbahnen in Süd-Amerika wie in Asien.

Innerhalb der deutschen Wirtschaft ist die Bekleidungsindustrie Berlins noch bedeutender als seine Metallindustrie, die ja mit anderen Gebieten im Reich den Wettstreit halten muß, der allerdings zugunsten Berlins ausgeht, denn die Rhein-Provinz stellt nur halb so viel an Bekleidung her wie Berlin. Eine ganz beherrschende Stellung behauptet Berlin innerhalb der Damenkonfektion schon seit über hundert Jahren. Neun Zehntel davon werden in der Reichshauptstadt hergestellt.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Berliner Wirtschaftslebens ist die Zusammenballung einzelner Zweige der Industrie und des Handels in bestimmten Teilen der alten Hauptgeschäftsstadt zwischen Potsdamer und Alexanderplatz. Wenn man vom Konfektionsviertel spricht, so meint man nur den Hausvogteiplatz und die um ihn liegenden Straßen zwischen Markgrafenstraße, Jägerstraße,

Leipziger Straße und Spree. In diesem Quartier beherbergt fast jedes Haus eine größere Firma der Frauen- und Mädchenkonfektion, die hier nicht fabrikmäßig arbeitet, sondern mit Zwischenmeistern, wodurch mehr als 65 Prozent Frauen auf diesem Arbeitsgebiete beschäftigt werden. Die Ritterstraße beherbergt mit ihren Nebenstraßen in fast jedem Haus Läden und Ausstellungsräume eines besonderen Zweiges des Exporthandels und in den Hinterhäusern die entsprechenden Fabriken: Lampen, Leder- und Galanteriewaren werden hier erzeugt und verkauft von Berliner und auswärtigen Firmen. Zeitweise ist die Ritterstraße eine Art ständiger Exportmesse, die von Einkäufern aus allen Erdteilen besucht wird. Eine ganz besonders große Bedeutung für die Wirtschaft hat der Bezirk der Behren- und Mauerstraße: es ist das Bankenviertel, das mit ungefähr 50 000 Angestellten einen großen Teil des gesamten deutschen Geldverkehrs vermittelt. Die Filmindustrie hat sich in den südlichen Teilen der Friedrichstraße niedergelassen. Nicht weit davon bezeichnen Koch-, Zimmer- und Jerusalemerstraße ein großes Zeitungs Viertel der Reichshauptstadt. Der Großtuchhandel ist in der Prenzlauer Straße zusammengedrängt, und einige der großen Berliner Möbelfabriken lagen am Molkenmarkt, im Kerne des ältesten Stadtteiles. Unter den Linden haben die Reisebüros und Vertretungen der fremden Schifffahrtslinien ihre großen Geschäftsräume, denn sie ist die Straße der Repräsentation. So erhalten in Berlin ganze Viertel durch bestimmte Waren und Werbemittel der in ihnen geschlossen auftretenden Wirtschaftszweige eine besondere Note.

Das ungeheure Wachstum Berlins zu einer Großstadt der Weltwirtschaft vollzog sich in wenigen Jahrzehnten mit der Einführung der modernen Verkehrsmittel, die die Industrien von der Bindung an örtlich vorhandene Roh- und Kraftstoffe unabhängig machten. Im Jahre 1865 hatte Berlin noch 645 000 Einwohner, 1911 bereits zwei, 1933 schon über vier Millionen. Wenn man die zahlreichen durch Vorortzüge mit der Stadt verbundenen Siedlungsgebiete und Gartenstädte mit einrechnet, so wohnen in diesem "Größt-Berlin" heute 4,75 Millionen Menschen. Nur ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz davon ist in Berlin geboren - Berlin hat die niedrigste Geburtenziffer aller Großstädte der Welt - die meisten sind zugewandert. Nach der Gewerbezahlung von 1907 gab es damals in der Reichshauptstadt 469 000 Gewerbetreibende, die in Berlin geboren waren, und 567 000 Zugewanderte! Von der Gesamtbevölkerung der Stadt stammen nur 38 Prozent aus ihr selbst, dagegen 50 Prozent aus den Gebieten östlich der Elbe und nur acht Prozent aus West- und Süddeutschland. Der Rest aus Brandenburg selbst. Das ist ein seltsames Bild: die kraftvoll schnelle Entwicklung der Stadt nach der Reichsgründung vollzog sich nicht unter Beteiligung **aller** Gebiete des Reiches, vielmehr übte sie nur auf die ostelbischen Gebiete mit ihrem vorherrschenden Großgrundbesitz eine wirkliche Anziehungskraft aus. Von der Zuwanderung aus gesehen ist also Berlin nicht einmal das Zentrum Preußens, sondern lediglich das von Ostelbien! Am meisten sind es Pommern und Schlesier gewesen, die Berlin zu ihrer zweiten Heimat gemacht haben. Keine andere Stadt ist so stark an dem Berliner Blut beteiligt wie Stettin, und keine andere Stadt ist durch das Emporkommen Berlins so benachteiligt worden wie jene Hafenstadt. Im Volksmunde heißt es allerdings meistens, daß Breslau die Urheimat aller Berliner ist. Das mag vielleicht daran liegen, daß die Schlesier in einigen Stadtvierteln ziemlich zahlreich vertreten sind, so daß man geradezu von schlesischen Kolonien sprechen kann. Das gilt besonders von dem Stadtteil Lichtenberg und auch von dem AEG-Industrieort Henningsdorf, wo in der Krisenzeit viele arbeitslose Metallarbeiter aus dem stark mitgenommenen Breslau ein Unterkommen fanden. Hier gibt es sogar eine schlesische Straßenbahn! Auch der kleine Ort Velten unweit Oranienburg ist sehr stark von Schlesiern durchsetzt, denn die dort heimische Kachelofenindustrie hat sich tüchtige Facharbeiter in großer Zahl aus Bunzlau verschreiben lassen. Mit der Zahl der in Berlin lebenden Ausländer könnte man eine Großstadt in der Großstadt errichten! Zahlenmäßig marschieren die Polen, Tschechen und Österreicher an der Spitze. Insgesamt sind es über 100 000, die aber im Millionenheer der Berliner verschwinden. Nur in verschiedenen Gaststätten macht sich ihr Eigenleben bemerkbar.

Ein echtes Kind des Kolonisationslandes ist der **Berliner**. In das von Wenden dünn besiedelte Gebiet wanderten holländische Kolonisten ein. Aus dem heutigen Anhaltischen kamen mit den Askaniern zahlreiche Niedersachsen. Es folgten Franzosen, Salzburger Protestanten, Schweizer

Kolonisten und böhmische Weber. Schließlich in den Gründerjahren bis auf den heutigen Tag die vielen Ostelbier, deren Vorfahren selbst aus allen Teilen deutscher Zunge stammen: aus Niedersachsen, aus Mitteldeutschland, aus Süddeutschland. So ist der Berliner geworden, der Berliner, der eine eigene Sprache spricht: das **Berlinisch**. Denn das Berliner Deutsch ist nicht, wie einer seiner ersten Dichter, Willibald Alexis, meinte, "ein Jargon aus dem verdorbenen Plattdeutschen und allem Kehricht und Abwurf der höheren Gesellschaftssprachen auf eine so widerwärtige Weise komponiert, daß es nur im ersten Augenblick Lächeln erregt, auf die Dauer aber das Ohr beleidigt." Es ist auch nicht ein Ragout von losen Worten, faulen Redensarten und schnoddrigem Zungenschlagen, sondern es ist eine echte Mundart. Entwickelt hat sich dieses durchaus selbständige Sprachwesen auf der Grundlage des Niederdeutschen. In Lautgebung, Sprachmelodie, Wortwahl, Satzbau und Redensarten ist es durchaus bodenständig. Durch Handelsbeziehungen zu Leipzig bekam es gewisse obersächsische Einflüsse, durch Kaufleute und Reisende holländische und fälische Auffrischungen, durch Flüchtlinge von jenseits des Rheines französische Spritzer, durch Märtyrer des Glaubens oberdeutsche Brocken. Einen "Knopf" kennt der Berliner nicht, dafür sagt er niederdeutsch "Knopp"; ebenso "dett" statt "das", "watt" für "was", "Stiebel" für "Stiefel", und immer "mir" für "mich" - "ooch, wenn't richtig is!" - "Jotte doch!" ruft er aus, wenn wir hochdeutsch "Ach Gott" sagen, "Laß dett Kind doch die Bulette!" redet er tröstend mit einem französischem Brocken zu, wenn Eigensinn gegen Futterneid steht, "Wir wern det Kind schon schaukeln", wenn etwas zu schaffen ist, "einen verlöten", wenn ein Schluck genommen werden soll. Solche echten Vokabeln wie "knorke", "Kistenlöwe" (Karnickel), "vorn Latz knallen" und "wie en Sack Sülze anjeben" sind nicht nur in Berlin zu hören - sie dringen als "Exportware" wie die Konfektion mit den Ferienkindern in die Provinzen, aus denen ihre Eltern einst kamen und spielen besonders in der Schülersprache in allen Teilen Deutschlands eine große Rolle. Wer den Berliner nur nach seiner "frechen Schnauze" und "Pampigkeit" beurteilt, der sieht nur einen Teil von ihm, der sieht ihn nur "von außenwärts", der "sieht die Weste, nicht das Herz". (Wilhelm Busch). Denn "unter der Glätte des Berliner Witzes sitzt ein tiefes Leben, stets bereit, sich und sein Alles hinzugeben für den gemeinsamen Zweck, für König und Vaterland." (Bismarck.) Das gilt auch von den Sondertypen des Berliner Lebens, ohne die das Straßenleben dieser Stadt nicht zu denken ist: von den Radfahrern, die am frühen Nachmittag die Zeitungen in Säcken, die halb an ihren Schultern hängen, halb als Koffer auf den Rädern liegen, aus den Zeitungshäusern in alle Richtungen der Stadt fliegen; das gilt von den Obsthändlern, die ihre Ware aus Werder von den ersten Erdbeeren und Kirschen bis zu den letzten Äpfeln bergeweise auf ihren Wagen in den Vierteln der Mietskasernen feilhalten; das gilt von den Buchhändlern mit ihrem Laden auf Rädern, die in den stilleren Straßen im Universitätsviertel jahraus jahrein ihre Schmöker verkaufen; das gilt von den fliegenden Händlern, die das neueste Fleckwasser und die besten Hustenbonbons anpreisen; das gilt auch von den Frauen, die sommers und winters auf dem Potsdamer Platz stehen und duftende Blüten aus dem Süden, leuchtende Tulpen aus Treibhäusern, stille Sträußchen von den Havelwiesen anbieten:

"Sträußchen gefällig? Primeln?
Die ersten kleinen Frühlingsblumen
für die Braut, junger Mann!"

so klingt es wie ein Kanon dem Vorüberhastenden ins Ohr.

Fast 900 Quadratkilometer groß ist die Fläche der Stadt Berlin. 173 davon werden landwirtschaftlich genutzt: Berlin ist der größte Grundbesitzer des Reiches! 163 bedecken Wald, 5000 Hektar sind Wasserfläche: sehr viele Vororte Berlins sind in Wald eingebettet, die Häuser stehen unter Kiefern oder sogar am Wasser, die Bewohner säen ihre Radieschen in den Sand der Mark. 150 Quadratkilometer sind bebaut: an den alten Kern mit den öffentlichen Bauten, Banken, großen Geschäftshäusern, der 1910 zwei Millionen Menschen beherbergte, heute nur noch 1,7 Millionen, der Sonntags fast verödet und nachts menschenleer ist, schließt sich nach Westen der

Tiergarten, jenseits dessen das reiche Geschäfts- und Wohnviertel des Berliner Westens um die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche und Charlottenburg liegt. Im Osten und Norden folgen die großen Viertel der Mietskasernen und Fabriken, im Süden und Südwesten die vielen Villenvorstädte, einst alles selbständige Gemeinden mit eigenen Rathäusern, Plätzen und Parks. Erst nach 1918 geschah der Zusammenschluß zu **einem** großen Gemeinwesen. Um das Gebiet geschlossener Siedlung folgt der Gürtel der Gartenstädte, der weit über die Grenzen des eigentlichen Stadtgebietes hinausführt bis nach Nauen, Werder, Luckenwalde, Fürstenwalde, Strausberg, Bernau und Oranienburg. Nicht weniger als 78 Quadratkilometer der Gesamtfläche von Berlins Grundbesitz werden von Straßen eingenommen: 3700 Straßenbahnwagen (in London 3000) rollen täglich fast 24 Stunden durch die Stadt, 1200 U-Bahnwagen (in London 260) sind eingesetzt, 600 Autobusse (in London 5350) gleiten über den Asphalt, um den Riesenverkehr in der Geschäftszeit zu bewältigen. Die Berliner Stadtbahn befördert täglich im Mittel etwa 1,2 Millionen Fahrgäste.

Das schnelle Wachstum der Reichshauptstadt in den Gründerjahren verlangte die Heranschaffung von ungeheuren Massen der verschiedensten Baustoffe. Im Jahre 1883 bestand die Ein- und Ausfuhr auf den Berliner Wasserwegen zu 86 Prozent aus Baustoffen. Im Jahre 1906, zu einer Zeit, da Stadtviertel erschlossen wurden, die schon weiter von den Wasserwegen abliegen, betrug der Satz immer noch 70 Prozent. Erde, Lehm, Sand und Holz kamen aus der Provinz, ebenso Ziegel, Kalksteine aus Rüdersdorf, aus Sachsen das Pflaster, das allerdings ab und zu durch schwedische Kopfsteine verdrängt wurde.

Nicht ganz so einfach ist die Versorgung der Millionenstadt mit Lebensmitteln. Es kommt Berlin zugute, daß es inmitten landwirtschaftlicher Überschußgebiete liegt, und umgekehrt ist es ein Glück für Ostelbien, daß es in der Hauptstadt einen Abnehmer hat, der Brot und Vieh und Fleisch in solchen Massen verbraucht. Lediglich Ostpommern und Ostpreußen sind in Gefahr, bei den Lieferungen zurückstehen zu müssen, denn die Bahnfracht für Weizen betrug einmal von Stolp nach Berlin doppelt so viel, wie die Schiffsfracht von Kanada. Die Mark selbst kann allerdings nur den kleinsten Teil der Waren liefern. Getreide schicken besonders Pommern, Mecklenburg, Grenzmark und auch Ostpreußen. Zum Teil kommt es sogar auf dem Wasserwege von der Warthe über die Oder nach Berlin. Die Kartoffeln dagegen stammen zu einem ganz großen Teil von den an Sandböden reichen Gütern der Mark, die auf diese Weise es nicht nötig haben, die Frucht an Ort und Stelle wie in Ostpreußen in Brennereien zu Spiritus zu "veredeln". Der relative Viehreichtum von Pommern und Mecklenburg sichert die Fleischversorgung, die durch die [Abtretung von Posen und Westpreußen](#) jetzt zu einem viel größeren Teile als früher auch von Ostpreußen übernommen wurde. Die so merkwürdig einseitige Ausrichtung der Berliner Vieheinkäufe nach Osten beruht wahrscheinlich auf der ostelbischen Zuwanderung, auf Grund deren heute noch zahlreiche geschäftliche Beziehungen zu den Gebieten bestehen, die in den Gründerjahren die Menschen für die werdende Weltstadt geliefert haben. Die Milchversorgung ist das schwierigste Kapitel der Ernährung Groß-Berlins. Sie vollzieht sich zum größten Teil durch die Bahn in strengster Abhängigkeit von der Beschaffenheit der Böden: Der zum großen Teile sandige Süden und Südosten des Urstromtales der Spree liefert verschwindend wenig. Dagegen kommen fast zwei Drittel aller Bahnmilch von den Wiesen des Havellandes, die durch künstliche Entwässerung für die Viehwirtschaft gewonnen wurden. Auch die Uckermark mit ihren feuchten Niederungen bei Angermünde und Prenzlau schickt viel Milch in die Großstadt. Werder, die große Obst- und Gemüseammer, liegt denkbar nahe bei Berlin. Deshalb gibt es auch in keiner Stadt das ganze Jahr über so billiges Obst wie hier. In langen nicht abreißen Zügen fahren die Werderaner Aufkäufer das Obst in der Nacht zum Entsetzen der Autofahrer durch die südwestlichen Vorstädte in die Großmarkthallen. Im Herbst tritt der billige Wasserweg an die Stelle der Asphaltstraße.

Es gibt wenig Städte in deutschen Landen, in denen man allein vom Straßenbilde aus so wenig dazu angehalten wird, sich mit den Werken früherer Zeiten zu beschäftigen wie gerade in Berlin. Beim

ersten Anblick erscheint es fast ohne jede Tradition. Denn anzusehen ist es ihm nicht, daß Männer wie Lessing und Goethe, E. T. A. Hoffmann, Chamisso und Schleiermacher, Gebrüder Humboldt, Fontane und Menzel in Berlin gelebt haben und zu der Stadt in lebendige Beziehung traten.

Die Bauten der Arbeit, des Handels, des Verkehrs, der Verwaltung drängen sich in Flugbild und Fernblick, in Grundriß und Schattenriß der Stadt überall stark in den Vordergrund. Das Mittelalter tritt fast ganz zurück, da die Stadt zu Beginn des dreißigjährigen Krieges noch nicht einmal 10 000 Einwohner zählte. Als Berlin wurde, stand Rom bereits mehr als 1500 Jahre! Und doch hat auch Berlin Stadtteile, in denen die Geschichte vergangener Zeiten in Bauten noch heute lebendig wirkt, freilich nicht so deutlich wie in den Küstenstädten, deren nach der See gerichtetes Gesicht eine stolze Geschichte und großen Reichtum sofort sichtbar werden lassen.

Das historische Berlin umfaßt das Gebiet von der Marienkirche bis zum Brandenburger Tor. Der ursprüngliche Kern ist der Molkenmarkt, auf dem einst die Milch von dem Vorwerk der Gemahlin des Kurfürsten Joachim Friedrich zum Verkauf feil gehalten wurde. Scharf heben sich auf dem Stadtplan die gewinkelten Gassen und unregelmäßig begrenzten Plätze des alten Kernes heraus, der "einem Herzen mit seinen zwei Kammern vergleichbar" sich deutlich von dem gewaltig großen Gürtel der breiten, sich rechtwinklig schneidenden Straßen der neueren Stadtteile abhebt. Von diesem ältesten Berlin, dessen Häuser aus Fachwerk mit Lehmfüllung oder nur aus Holz bestanden, ist nur sehr wenig übriggeblieben. Das meiste ist den wiederholten Bränden, Umbauten, ja sogar dem Abbruch zum Opfer gefallen. Darunter auch das Hohe Haus in der Klosterstraße, in dem die alten Markgrafen residierten, wenn sie ihre alte Burg in Tangermünde für kurze Zeit verließen, um sich in Berlin aufzuhalten. Dieses denkwürdige Gebäude mußte 1931 das Feld einem großen Kaufhaus überlassen. Die anderen Bauwerke, die damals über die ärmlichen Häuser der Handwerker- und Ackerbürgerstadt hinausragten, waren nur die Rathäuser und Kirchen, nicht die Häuser von Patriziern und reichen Kaufleuten, denn diese gab es damals kaum. Von ihnen allen ist heute nichts mehr erhalten als die Klosterkirche und die Untergeschosse von St. Nikolai und St. Marien, die aus granitnen Findlingen errichtet waren. Auch von der alten, festen Burg, dem



Berlin. Das Stadthaus.



Berlin. Grüner Hut. Ältester Teil des Schlosses.



Berlin. Der Lustgarten.

Hier findet alljährlich der Staatsakt am nationalen Feiertag des deutschen Volkes (1. Mai) statt.

"Zwing-Berlin", das Kurfürst Friedrich II. Eisenzahn errichten ließ, um der Doppelstadt im Gegensatz zu seinem bürgerfreundlichen Vorfahren, dem Burggrafen von Nürnberg, seinen Willen aufzuzwingen, ist nicht mehr viel übriggeblieben als ein alter Turm, den der Volksmund nach der



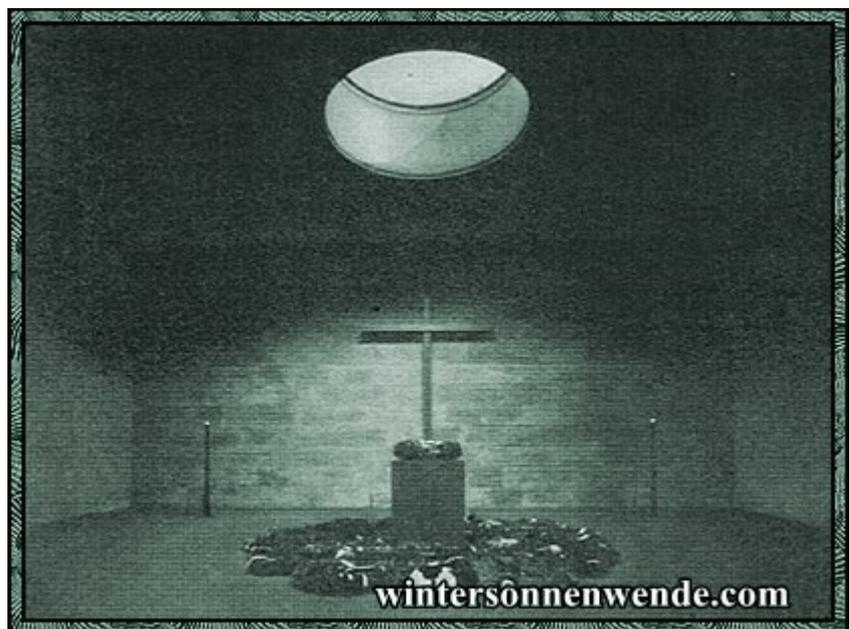
Potsdam. Schloß Charlottenhof.

kupferverwitterten Haube den "Grünen Hut" nennt. Diese den Bürgern verhaßte Zwing-Burg wurde im Laufe des 16. Jahrhunderts von Kaspar Theiß zu einem Renaissance-Schloß umgebaut, und Friedrich Wilhelm I., der Große Kurfürst, der im Haag aufgewachsen war, setzte diese Entwicklung fort, indem er auf dem noch unbebauten Zipfel der Spreeinsel einen Lustgarten nach niederländischer Art anlegen ließ.

Mit ihm, der unverzagt in das Haus seiner Väter an der Spree zog, kam ein neuer Geist über das Land und seine Hauptstadt. Aus der kleinbürgerlichen Landstadt sollte ein Gebilde so groß wie Paris werden. In der Größe dieses Willens steht der Kurfürst im Standbild von Andreas Schlüter da. Mit dem 1699 begonnenen Umbau des Schlosses unter diesem großen Barockarchitekten und Bildhauer erfüllte sich in den drei zentralen Bauräumen Berlins das Schicksal, das der Stadt lange Zeit hindurch bis Schinkel und Langhans das Gepräge gab: Auf dem Gendarmenmarkt, dem Pariser Platz und unter den Linden werden die Antike und ihre Formen in immer neuen Abwandlungen die Grundlage für die wesentlichen Bauten.

Der von einem bewußten Herrscherwillen zeugende Umbau des Schlosses fiel zeitlich zusammen mit der Entwicklung des Kurfürstentums Brandenburg zum Königreich Preußen. Aus der auseinanderstrebenden Vielheit wurde eine große Einheit geschaffen, und neues Leben begann für die Stadt. An der breiten, von tausend Linden und Nußbäumen eingefassten Allee, die auf Wunsch der "Durchlauchtigsten Dorothea", der zweiten Gemahlin des Kurfürsten, nach dem Dorfe Lietzow führen sollte, entstand im Stile des holländisch-französischen Barocks das gewaltige Zeughaus mit seinen berühmten Köpfen sterbender Krieger, die Rüstkammer des neuen Staates, an deren Gestaltung wieder Schlüter den Hauptanteil hatte, neben Nering und von de Bodt. Es wuchs der königliche Marstall empor und das spätere Akademiegebäude, dann unter Friedrich dem Großen der Barockbau der Königlichen Bibliothek und das Palais des Prinzen Heinrich, die heutige Universität. Es folgten der "griechische Tempel" der Oper unter Knobelsdorf und schließlich als vierter Monumentalbau des Opernplatzes die Hedwigskirche, heute die Kirche des katholischen Bischofs, die im Volksmund die "umgestülpte Tasse" genannt wird, weil sie fast nur aus einer Kuppel besteht.

Im 19. Jahrhundert gab dann Schinkel der Stadt mit der Neuen Wache - heute das Ehrenmal für die Toten des Weltkrieges - mit dem Schauspielhaus und dem alten Museum die vornehmsten Züge. Sie "repräsentieren noch einmal die Wesensart der märkisch-preußischen Baukunst." (Grisebach). Die Herausarbeitung der Linie tritt in diesen Bauten gegenüber der Gestaltung des Körperlichen in den Vordergrund. Schinkels Werke zeigen, wie ein mit feinem Gefühl begabter Künstler völlig neue Einheiten schaffen kann, trotz aller Anlehnung an einen Stil eines fremden Volkes, einer vergangenen Zeit. Im Schatten dieses großen Meisters stand Johann Gotthard Langhans, der Erbauer des Brandenburger Tores, des imposanten Wahrzeichens der Stadt, das er nach dem Vorbilde der Athener Propyläen an die Stelle von "zopfig verzierten Pfeilern in die Lücke der Stadtmauer" einbaute. Erst in Alfred Messel, dem Erbauer des Pergamon-Museums, erstand der Stadt um die Jahrhundertwende ein Künstler, der eine neue Bauform der



Berlin. Inneres des Ehrenmals.

Klarheit und Strenge für die Großstadt schuf. Mit seinen Bauten beginnt ein neuer deutscher Stil in der Reichshauptstadt, der in letzter Zeit über Peter Behrens und Poelzig zu einer Baugesinnung führt, die in Umfang und Gestalt aus neuem Geist neue Formen schafft, die das Erbe eines Schinkel würdig weiter tragen.

Wenn Berlin auch als Residenzstadt den großen Sprung von der Kleinstadt zur Großstadt gemacht hat, wenn es auch heute

Hauptstadt und Sitz der Reichsregierung ist, wenn es auch in dem Reichtum seiner zahlreichen Sammlungen und Museen einzigartige Schätze birgt wie den Pergamonaltar, den Welfenschatz, Nofretete, das Ishtar-Tor aus Babylon, wenn es auch in der Universität und zahlreichen Instituten eine führende Pflegestätte der Wissenschaft ist, wenn auch seine Leistungen in Theater, Oper und Konzert aus dem deutschen Kulturleben nicht fortzudenken sind, so sind dies alles doch nicht die Züge, die dem Leben der Stadt einen eindeutigen Stempel aufdrücken. Auch das Berlin der Friedrich- und Dorotheenstadt kommt nicht auf gegen die Substanz der ungeheuren Steinmassen, die aus Platzmangel in der Zeit des schnellen Wachstums in Form von vierstöckigen Mietshäusern in reizlosen Fluchten der langen Wohnstraßen aufgeschossen sind. Wie konnte es sonst geschehen, daß ein "Hohes Haus" zu Gunsten eines Geschäftshauses weichen mußte? Wie konnte es sonst geschehen, daß die Häuser in dem alten Berlin-Kölln sich allmählich immer mehr entvölkerten und zu Speichern, Magazinen und Fabrikräumen wurden, mit Reklamen und Schildern von oben bis unten behangen? Berlin ist nicht als Ruhesitz für einen Herrscher entstanden, Berlin ist auch nicht



Berlin. Außenseite des Ehrenmals.



Berlin. Die Reichskanzlei und das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda.

eine ausgesprochene Stadt der Kunst und der Wissenschaft, sondern eine Stadt der Millionen, und unter diesem Gesichtswinkel will sie trotz aller Denkmäler der Geschichte betrachtet werden.



Berlin. Das Reichspräsidentenpalais.



Reichsorganisationsleiter Dr. Ley bei einem Appell der Werkscharen.

Das Jahrhundert Friedrichs des Großen ist gekennzeichnet durch die Herrschaft der politischen Kräfte über alle anderen. Im 19. Jahrhundert geht die Herrschaft wieder auf die Wirtschaft über, ganz besonders deutlich in der Gestaltung der Städte. Unter den Nachfolgern von Schinkel setzt in Berlin die bekannte Entwicklung zur Großstadt in baulicher Beziehung ein. Zunächst entstehen noch Straßenzüge mit feinen, flächigen Fassaden, bald drängen sich aber Pilaster, Torbogen und Gesimse im Abklatsch der Antike, Erker und Balkons - weniger als Zweckform wie als Schmuckform - aufdringlich und laut in den Vordergrund und schaffen ein Straßenbild, über dessen Fluchten man am liebsten mit grobem Sandpapier fahren möchte, um ihm etwas mehr Ruhe und sachliche Haltung zu geben. Moeller van den Bruck spricht von der "Entpreußung" Berlins seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Gegen diese schweren, zu Recht bestehenden Vorwürfe ist kein Aber und kein Versteck zu finden: nicht der Reichtum einiger großer Geschäftsstraßen des Berliner Westens, nicht die vielen Laubbäume, deren Blätter im Frühling zauberhaft blütengelb gegen den dunstigblauen Himmel stehen und im Herbst mit ihrem würzigen Duft den Geruch von Öl und Benzin verdrängen, nicht die Mövenschwärme am Schiffbauerdamm mit dem Glanz ihres Gefieders und der Sicherheit ihrer Schwingen, nicht das malerische Bild eines Schleppers mit dunkler Rauchfahne und schweren Kähnen, an eine holländische Landschaft erinnernd, nicht der mitten im dichtesten Häuserzentrum ruhende und von einem großen in die Bäume eingelassenen "Verkehrsschacht" durchzogene Tiergarten, von dem ein reisender Franzose im Jahre 1783 schreibt, daß er weit "über eine Stunde Umfang hat und auch Wasser genug, um ihm mehr Leben zu geben, als die Spaziergänger großer Städte gemeiniglich zu haben pflegen" - alle diese Lichtblicke können das Grau der Mietskasernenfronten nicht aufhellen.

Und dennoch: wie überall im Reiche so wächst auch in Berlin ein neuer Stil. Es sind Bauten, die in sich Schönheit der Form und Zweckmäßigkeit der Anlage vereinigen, gleichweit entfernt von stoffnüchternem Nutzbau oder sinnloser Schmuckanhäufung. Da ist die Turbinen- und Montagehalle der AEG, erbaut von Peter Behrens, und ihr Hochspannungshaus von demselben Meister, da steht in seltsamem Schnitt die Färberei einer Hutfabrik in Luckenwalde, da ist die Telefunkenstation Nauen, das Hochhaus der Borsigwerke von Schmohl, das Verwaltungsgebäude des Siemenskonzernes, eine Reihe von Kirchen in den südlichen Vorstädten, das Haus des



Berlin. Das Reichssportfeld.

deutschen Rundfunks in der Masurenallee. Und dann die letzten, die Schöpfungen des Dritten Reiches, voran der Riesenbau des Luftfahrtministeriums und die großen Bauten der Gemeinschaft: die Deutschlandhalle und das Reichssportfeld mit dem Aufmarschgelände, dem Sportforum, der Freilichtbühne und dem Reitergelände, erbaut nach dem Willen des "unbekannten Gefreiten", gelöst in wenigen Jahren von Werner March und 2 000 Arbeitern an Ort und Stelle, unterstützt durch dreimal so viele, die durch diesen Bau an anderen Plätzen in Arbeit und Brot kamen. Unvergesslich der einzigartige Aufmarsch der Nationen zu Beginn der Olympiade im August 1936!

Fast noch größer sind die Pläne für die Umwandlung des alten Stadtkernes von Berlin, die unter der Oberleitung des dazu ernannten Generalbauinspektors **Speer** verwirklicht werden sollen; auf der Deutschlandausstellung in den Olympischen Wochen lagen die Entwürfe aus. Unter Schonung wichtiger Gebäude sollen die künstlerisch wertlosen Straßenzüge zwischen Molkenmarkt und Stadthaus beseitigt werden. Neben der Mühlendamm Schleuse wird der Neubau der Reichsmünze sich erheben, am Kupfergraben die Reichsbank, das größte der modernen Bauwerke Berlins. Gleichzeitig sollen für den neuzeitlichen Verkehr Straßendurchbrüche und Verbreiterungen durchgeführt und das Durcheinander von Wohn- und Geschäftshäusern beseitigt werden.



Die Mark

Der Bauwille des Großen Kurfürsten und des Großen Friedrich ging weit über die Hauptstadt hinaus, in die ganze Landschaft der Mark bis an die Grenzen des Landes. Das gilt ganz besonders von **Potsdam**, das auf einer Insel zwischen mehreren Havelseen liegt und mit seinem Gelände zu baulicher Gestaltung verlockt. Ganz Potsdam ist ein Denkmal, das sich baufreudige Herrscher gesetzt haben. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich I. wählten sich den Ort zur zweiten Residenz, weil sie sich zuweilen Berlin mit seinen etwas aufsässigen Bürgern entziehen wollten. In der Garnisonkirche ruhen beide Herrscher. An ihr Leben und ihre Arbeit knüpfte der Führer an, als er vor ihren Gräbern im Jahre 1933 den ersten Reichstag im Dritten Reich eröffnete.

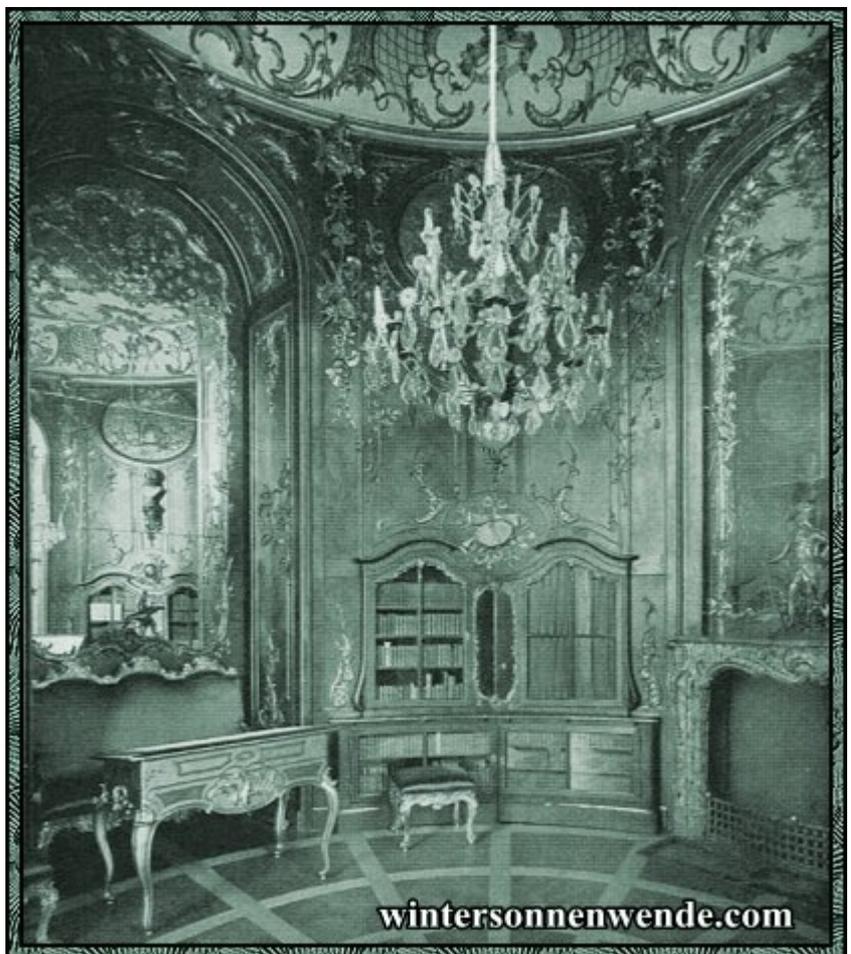


Potsdam. Die Garnisonkirche.



Potsdam. Park von Sanssouci. Blick auf die historische Mühle.

Der Reichtum Potsdams an Prachtbauten - Stadtschloß, Sanssouci (beides Werke von Knobelsdorf), neues Palais, Marmorpalais, Nikolaikirche Schinkels, Mausoleum - läßt sehr viele Besucher die Stadt selbst vernachlässigen, mit der sich an Reichtum und Unberührtheit der Straßenzüge kaum eine Residenzstadt des 18. Jahrhunderts messen kann. Im Grundriß schimmert deutlich die Unregelmäßigkeit der alten wendischen Fischersiedlung Poztupimi durch. Das holländische Viertel Friedrich Wilhelms I. mit seinen "ochsenblutroten" Ziegelbauten ist noch ausgezeichnet erhalten, ebenso ganze Straßenzüge schlanker Fassaden im Stile der Zeit von Schinkel. Sein Neubau der Stadtkirche erhebt sich aus den Häusern mit der Kuppe des Zentralbaues wie eine "ruhende Dominante", "eine wahrhafte Stadtkrone". Das rapide Wachstum von Berlin hat alle Städte der Mark mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen. Gegen die Wirtschaftsmacht dieser Stadt konnte keine andere aufkommen.



Potsdam. Bibliothek in Schloß Sanssouci.

Im Gegenteil: sie mußten ihr alle Tribut in Gestalt von Bürgern geben, die in die Millionenstadt abwanderten. Berlin wurde groß, und seine alten Bauten verschwanden. Die Orte der Provinz aber blieben oder wurden stille Städte, denen das erhalten blieb, was Berlin verlor: die mittelalterlichen Bauten; das sind in der Mark die Baudenkmäler aus **Backstein**.

Zweierlei ist es, was den besonderen Reiz des märkischen Backsteinbaues ausmacht, was weder aus den Niederlanden noch aus der Lombardei stammt: die Freude an Zierformen und eine reiche Ausgestaltung des Wehrturmbaues. Zeitlich vor ihnen stehen einige Bauten der Zisterzienser. Zu ihnen gehören die Abteikirchen von Dobrilugk und Lehnin.

Die schlanke, kreuzförmige Basilika von **Dobrilugk** wirkt in ihrer Bauweise wie ein Fremdling, der an romanische Bauten der Lombardei erinnern könnte. Wie ein Fremdling steht sie auch inmitten der **Niederlausitz**, die landschaftlich ganz anders zusammengesetzt ist als die übrige Mark und auch eine andere Geschichte gehabt hat: zwischen den großen Tagebauen ruht sie als eines der ältesten Bauwerke der Mark, nicht weit von Schornsteinen, Leitungsmasten und den riesigen Kippen, die vom Regen zerfurcht an Vulkankegel südlicher Länder erinnern. Nicht weit ist es von hier nach Senftenberg und Lauta, wo ein großes auf Braunkohle errichtetes Kraftwerk den Strom für die elektrolytische Erzeugung eines großen Teiles des deutschen Aluminiums liefert. Etwas weiter östlich - hart an der Grenze gegen Niederschlesien - liegt an dem Ufer der Spree das Kraftwerk Trattendorf, dem der Fluß Kohle und Wasser heranbringen muß. Die in elektrische Energie umgewandelte, aus Jahrmillionen in der Braunkohle aufgespeicherte Sonnenwärme ist heute die wesentliche Grundlage der großen Tuchindustrie in der Niederlausitz, die einst auf Grund ausgedehnter Schafzucht entstanden war. Der Anfang dieser Betriebe geht auf holländische und flandrische Wollenweber zurück, die aus ihrer Heimat wegen der großen Überschwemmungen auswandern mußten. Noch vor hundert Jahren war die Tuchmacherei ausschließlich Hausarbeit; in Cottbus wurden damals 225 Webstühle bedient. Heute ist alles mechanisiert. Auch in Lübben, Guben, Luckenwalde, Spremberg, Forst, Sommerfeld und Sorau ist die Textilindustrie beheimatet. In letzterer Stadt arbeitet die einzige im Osten bestehende höhere Fachschule dieses Wirtschaftszweiges. Im östlichen Teile des gesamten Gebietes, das heißt in Forst, Sommerfeld und Sorau, werden auch Leinenstoffe gewebt; **Guben** ist die Stadt der Hutfabriken, in denen täglich 30 000 Stück erzeugt werden. Die klimatisch günstige Lage der umliegenden Hänge, die ehemals Weinberge waren, hat zum Anbau von Obstbäumen geführt, deren Erträge zu einem großen Teile nach Berlin wandern, soweit sie nicht wie auch in Werder zu Wein verkeltert werden. Da in der Lausitz zur Zeit der Kolonisation nur Städte und keine Bauerndörfer gegründet wurden, mangelte es der Industrie stets an Abnehmern in nächster Nähe. Sie war daher von Anfang an zum Export gezwungen und in Krisenzeiten stets in Notlage

Die andere frühgotische Abteikirche der Zisterzienser ist **Lehnin**, das Mutterkloster für alle späteren Siedlungen der Mönche in der Mark. Es liegt in einer völlig anderen Landschaft, in der **Zauche**, einem Lande mit Heiden, Mooren und Seen, die in Verlandung begriffen sind. Die Zisterzienser machten es urbar. Nördlich davon dehnt sich das der Zauche landschaftlich z. T. ähnliche **Havelland** mit dem Luch der Havel und des Rhin und den Seen beider Flüsse. Diese kommen von Norden her auf die Hauptstadt zugeflossen, sind also gegen die Elbe "rückläufig" fließend. Das im Norden lagernde Eis brachte sie dazu, in dieser Richtung ihren Lauf zu nehmen, bis sie das große Urstromtal aufnahm und nach Westen führte. So ist das Land durch den eigentümlichen Lauf seines Hauptflusses - Theodor Fontane nannte die Havel den "norddeutschen Neckar" - , wie eine große natürliche Festung von drei Seiten von Wasser umflossen. Auch im Norden ist es geschützt; hier liegen die großen von Rhin und Dosse gebildeten Sümpfe, durch die vier Pässe hindurchführen: Friesack, Fehrbellin, Kremmen und Bötzw, "alles Namen, die sofort militärische Erinnerungen erwecken." (A. v. Hofmann.) Bei Friesack lag die Burg der Quitzows, denen der erste Hohenzoller der Mark bei Plaue mit seiner aus der Heimat mitgebrachten Riesenkanone, der "Faulen Grete", eine Lektion über den "Nürnberger Tand" gab. Bei Fehrbellin

kämpfte der Große Kurfürst gegen die Schweden am Kremmer Damm jene historische Schlacht, in der der damalige Kronprinz gegen den Befehl des Vaters, aber mit Erfolg eingriff. Die Türme Nauens sind jüngeren Datums und ganz friedlichen Ursprungs: 20 000 Kilometer weit - ein halbes Mal um die Erde rum - reichen die Wellen, die von den schlanken Stahltürmen ausgehen, die so unerwartet hoch und gereckt aus dem flachen Lande aufsteigen. Noch eine Reihe von anderen kleinen Orten liegen auf den höheren, trockenen Stellen und führen ein beschauliches Dasein. Auch Herr von Ribbeck war hier zu Hause, den die Schulkinder kennen:

"Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
ein Birnbaum in seinem Garten stand,
und kam die goldene Herbsteszeit,
und die Birnen leuchteten weit und breit,
da stopfte, wenn's Mittag vom Turme scholl,
der von Ribbeck sich beide Taschen voll,
und kam in Pantinen ein Junge daher,
so rief er: Junge, wiste ne Beer?
Und kam ein Mädchel, so rief er: Lütt Dirn,
komm man röver, ich hebb ne Birn!"
(Theodor Fontane).

Im äußersten Nordwesten liegt das Hügelgelände von Rhinow, auf dem im Jahre 1896 Otto Lilienthal für den ersten Motorflug sein Leben opfern mußte.

In früheren Zeiten wurde das Luch von überschwemmten Wiesen eingenommen, durch die Knüppeldämme führten, um die oft heftige Kämpfe ausgefochten wurden. Die schon unter dem Großen Kurfürsten zu Kulturland umgewandelten Niederungen dienen heute der Viehzucht und liefern der Hauptstadt einen großen Teil ihrer Milch. In dem geschichtlich berühmten Ödlande des Rhinluch hat die Stadt Berlin neuerdings große Flächen mit Müll aufgeschüttet und auf diese Weise hier Ackerboden gewonnen, auf dem sogar Weizen gute Erträge bringt.

Zu den drei randlich gelegenen Plätzen, die unter den Städten der Mark eine besondere Stellung einnehmen, gehört auch **Brandenburg** unweit des Plauer Sees, des größten der Mark mit vielen Inseln und romantischen Buchten. Es ist das alte Brennabor, das Bollwerk des Havellandes, dessen Bestehen weit in germanische Vorzeit hineinreicht. Es war einst die Hauptstadt der slawischen Heveller, die wasserumwehrt auf einer Insel lag. Heinrich I. erstürmte sie 928, als ein harter Winter Fluß und Sumpf mit Eis bedeckt hatte. Aber bald ging es wieder verloren, bis es durch den Übertritt des Fürsten Pribislav unter Albrecht dem Bären endgültig zu Brandenburg kam. Das Herz der Stadt ist die Dominsel mit der spätromanischen, dreischiffigen Backsteinbasilika, eines der wenigen Bauwerke östlich der Elbe, das eine Krypta besitzt. Im Jahre 1848 tagte hier die Preußische Nationalversammlung. Der Chor enthält den aus der Klosterkirche Lehnin stammenden Altarschrein, ein Werk von Wittenberger Meistern. Die schönste Kirche aber steht in der Neustadt: die Katharinenkirche, eine Schöpfung des Stettiner Meisters Heinrich Brunsberg, das den Höhepunkt der Backsteingotik der Mark darstellt. Es ist ein spätgotischer Hallenbau nach süddeutschem Muster mit vieleckigem Chorschluß. Seine eigentümliche Schönheit liegt im Außenbau: Weniger der etwas wuchtige Westturm, der einem Mailänder Meister zugeschrieben wird, sondern das "geistvolle Gespinnst des Flächenschmucks, mit dem der nackte Materialcharakter des Backsteins übertönt wird." (Burmeister.) Wie an einigen Kirchen des mittleren Pommerns sind die Strebepfeiler des Langhauses eingezogen, die Außenwandstreifen flächig gelockert. Zwei Kapellen tragen - die schönste ist die Marienkapelle auf der Nordseite - krönende Giebel mit drei und vier Wimpergen. Daneben wirkt der Farbenglanz der roten und schwarzen Glanzsteine zwischen dumpf gestimmtem Mauerwerk. Nordische Farbenfreude und südostdeutscher Formensinn haben sich in diesem Bauwerk getroffen.

Wer sich Brandenburg nähert, der glaubt nicht, hier Bauten zu finden, in denen die Freude an der Flächenzier alle in der Mark üblichen Formen bei weitem übersteigt. Denn riesige Schornsteinbündel ragen in die Luft, denen gegenüber die Türme der Kirchen zunächst fast ganz zurücktreten: durch seine günstige Verkehrslage ist Brandenburg Industriestadt geworden. Hier in dieser Stadt wurde von der Firma Opel in 190 Arbeitstagen das größte und modernste Automobilwerk Europas errichtet und im Herbst 1935 in Gang gesetzt. Auf Grund der gewaltigen Steigerung des Absatzes verlegte die Firma Adam Opel A.-G. ihre gesamte Lastwagenerzeugung von Rüsselsheim nach Brandenburg an der Havel. Hier rollen die Rohstoffe bei ihrer Ankunft sofort in eine einzige Halle, die 178 Meter lang und 136 Meter breit ist. Alle Massen und Teile werden auf Fließbändern befördert, 1200 Bearbeitungsmaschinen sind im Gange, und alle zehn Minuten verläßt ein fertiger Wagen die Fabrik und rollt sogleich in die Schleppkähne, die das Erzeugnis nach Hamburg oder Berlin bringen. Über 1000 Arbeiter beschäftigt das Werk, 15 Prozent von ihnen aus den Notgebieten Schlesiens und Danzigs!

Auch **Rathenow**, die dritte noch weiter von Berlin entfernte Brückenstadt an der Havel, ist eine wendische Fischersiedlung gewesen, die dann unter den brandenburgischen Herrschern zu einem befestigten Orte aufstieg. Der Große Kurfürst überrumpelte hier drei Tage vor Fehrbellin die Schweden: Die Hauptleute ließ er auf ein Gut locken und betrunken machen, die Wache im Stadttor wurde durch Derfflingersche Grenadiere niedergemacht, die sich in großen Biertonnen hatten heranfahren lassen. Den größten Teil seines regen wirtschaftlichen Lebens verdankt die Stadt dem Pfarrer August Duncker, der in den Franckeschen Stiftungen in Halle das Glasschleifen erlernt hatte und nun diese Kunst an die armen Bürger seiner Stadt weitergab. So entstanden die Rathenower "Schlieper", die mit ihrer sauberen Arbeit das gegossene Nürnberger Brillenglas bald vom Markte verdrängten. Nach dem Tode Duncckers übernahm sein Neffe Busch seine Erbschaft und baute das Werk zu einer Firma von Weltruf aus.

Im äußersten nordwestlichen Winkel der Mark liegt die **Priegnitz**, das Land, das in der Eroberungsgeschichte der Mark eine große Rolle gespielt hat und viele Stammurgen märkischer Adelsgeschlechter enthält, u. a. der Quitzows. Benannt ist es nach dem hier eingewanderten Wendenvolk der Brissani, für deren Bekehrung Otto der Große das Bistum **Havelberg** gründete. Hier steht als ein sehr altes Bauwerk Ostelbiens ein Dom, der ursprünglich als romanische Basilika aus Bruchsteinen aufgerichtet wurde. Berühmt sind die gotischen Skulpturen des Lettners. Die Priegnitz ist das Gebiet, in dem zwei Merkmale der brandenburgischen Landschaft, das Wasser und der Wald, mehr als in anderen Gebieten zurücktreten. Der magere Boden trägt hier vorzugsweise Kartoffeln und Roggen, die in dem östlichen Teile nur 40 Einwohner auf den Quadratkilometer ernähren - eine "Dichte", die nur von Mecklenburg und der Grenzmark unterboten wird. Dafür wird hier Geschichte, nicht nur lokale, sondern des ganzen Landes in manchem kleinen und kleinsten Orte lebendig; die vielen Kirchtürme von Wittstock an der Dosse kennzeichnen die Stadt als Sitz der Havelberger Bischöfe seit 946, die starken Mauern als festen Platz, von dem aus das Christentum vorgetragen wurde. Von ihren Bauwerken zerstörten die Schweden, die hier 1636 siegten, sehr viel, darunter auch die Bischofsburg bis auf den Rest des Amtsturmes. In Puttlitz erinnert der alte Bergfried an jenen Ritter gleichen Namens, der hier im letzten Winkel des Landes dem ersten Hohenzollern viel zu tun gab. Tief in die Vorgeschichte führt das kleine Seddin an der Stepenitz, bei dem auf Grund von Sagen über einen Riesenkönig die Nachforschungen zur Entdeckung einer Grabstätte eines germanischen Fürsten der Bronzezeit führten. Die Funde sind heute im Märkischen Museum zu Berlin ausgestellt. An der von der Elbe weit nach Nordwesten verschleppten Löcknitz liegt das alte Städtchen Lenzen mit dem Bergfried, in dem Hans von Quitzow sein ruheloses Leben beschloß. Der kleine Ort ist umgeben von der "Elbwische", einem fruchtbaren Niederungsgebiet, in das der große Kurfürst den Admiral Gysels van Lyr einsetzte, damit er auf Grund der Erfahrungen in seiner Heimat durch Deichbauten die Wasser der Elbe bändigen sollte. Nicht weit davon das durch das Heulen der Elbschlepper laute Wittenberge, die größte Stadt der Priegnitz, mit einer langen Eisenbahnbrücke und Industrie. Unweit dieser Stadt

liegt Wilsnack, der einzige Ort der Priegnitz, der in diesem an bedeutenden Bauwerken armen Gebiet eine Schöpfung eigener Art aufweist. Es ist die nach einem Blutwunder zu einer Wallfahrtskirche ausgebaute kleine Dorfkirche. Die ungewöhnlichen Raumformen gründen sich zum Teil auf den eigentümlichen Zweck des Bauwerkes, zum Teil sind es niedersächsisch-märkische Grenzformen; sie lassen aber außerdem auch Einflüsse der damals blühenden schlesisch-böhmischen Bauprovinz erkennen. Am Rande der Hochfläche liegt nicht weit davon Kletzke, die Waldfeste der Quitzows, von der aus sie mit ihren Spießgesellen Bürger und Bauern überfielen und ausraubten:

"Wenn Dir etwas abhanden gekommen
Von Geschmeide und Tuchen,
So brauchst Du es nur bei den Quitzows
In Kletzke suchen!"

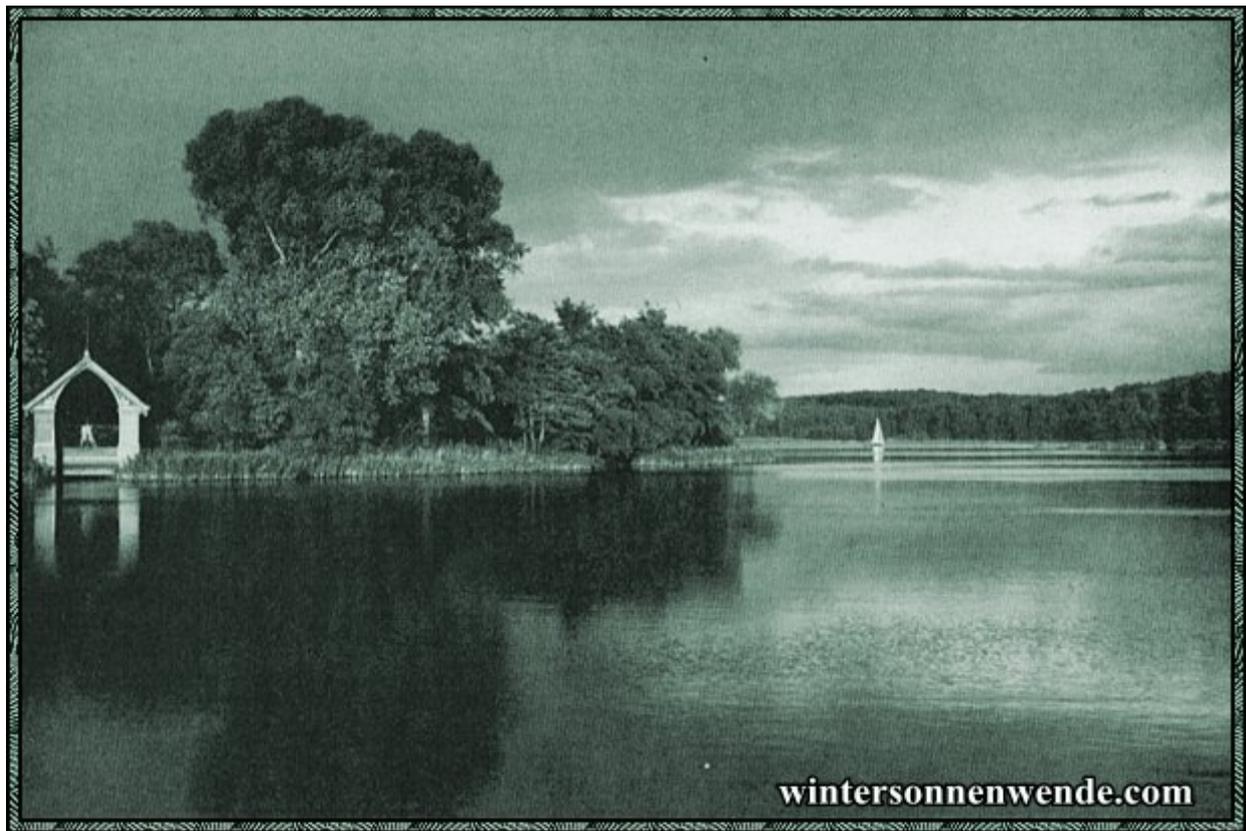
So sagte der Volksmund.

Jenseits der Dosse beginnt ein anderes Land: Die alte **Grafschaft Ruppin** und die Uckermark. Hier in dieser nach Süden leicht abfallenden "Nordmark", deren Achse die Havel ist, die wie ein starker Stamm in Mecklenburg wurzelt, quillt der Wasserreichtum des Nachbarlandes nach Süden über und beschenkt Brandenburg mit einer Reihe seiner schönsten Seen. Meistens sind es langgestreckte Rinnen - oft bilden sie sogar die Grenze - die die Schmelzwasser des Eises tief ausgestrudelt haben, in denen jetzt das Wasser der rückläufigen Flüsse und Bäche in blanker Fläche zum Stillstand kommt. Auf den Fächern der Schmelzwassersande sind diese schilfumstandenen Seen von dichten und weiten Kiefernwäldern umgeben. Zarte, duftig hingehauchte Farben liegen im Frühling über dem lichterfüllten Lande:

"Leichte Silberwolken schweben
Durch die erst erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer sanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Däfte.
Leise wallt und drängt die Welle
Sich an reichen Ufer hin,
Und wie rein gewaschen helle
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt sich das junge Grün." (Goethe.)

Sand, Wald und Wasser bestimmen dieses Land. Alle größeren Siedlungen steigen von den Ufern der Seen auf. Wenn irgendwo, dann wird hier das Wort von der "Weltstadt" mit der "schönsten Umgebung" überzeugende Wahrheit. Und das ist die vielgeschmähte Streusandbüchse der Mark! Dicht an der mecklenburgischen Grenze, die hier mit dem Fürstenberger Zipfel fingerartig nach Süden ausgreift, liegt der von Buchenkuppeln umschlossene **Stechlinsee**, vielleicht der schönste See der Mark, fern von allem Verkehr. Von seinen Geheimnissen können die Fischer vieles berichten. Jenseits der Havel schwimmt Lychen zwischen fünf Seen: Siedlung und Wasser durchdringen und umklammern sich gegenseitig. Auch Gransee - das ist Grenzauge - mit seinen wuchtigen Stadtmauern und dem mit Ziergiebeln gekrönten Ruppiner Tor, auch Templin mit seinem alten Gymnasium und dem umfangreichen Gebilde des Prenzlauer Tores, auch das 700jährige Prenzlau mit seinen reichen Backsteinbauten und ebenso Angermünde - alle diese sind solche Wasserstädte. Genau so wie am unteren Laufe der Havel - Kaputh, Paretz, Ferch, Pfaueninsel - und an anderen Seen der näheren Umgebung von Berlin nahmen die Kurfürsten und Könige auch hier mit großen Parkanlagen und Schlössern von den Wäldern, Wiesen und Seen der Mark Besitz.

Abseits der großen Hauptverkehrsstraße, die über Oranienburg, Gransee, Fürstenberg und



wintersonnenwende.com

Die Pfaueninsel in der Havel bei Berlin-Wannsee.

Neustrelitz nach Rostock hinaufführt, liegt in einem verschwiegenen Winkel am Ausfluß des Rhin aus dem Grienericksee das "erste Sanssouci" der Mark: **Rheinsberg**. Im Juli 1936 waren es genau 200 Jahre, daß Friedrich der Große als jungverheirateter Kronprinz aus seiner Garnison Neuruppin, wo er "der liebe Sohn" geworden war, hierher übersiedelte. Auf einem Ritt hatte Friedrich zufällig den altmodischen gotischen Bau entdeckt. Wenzeslaus von Knobelsdorf machte aus ihm



wintersonnenwende.com

Schloß Rheinsberg.

nach französischen Vorbildern ein gelbes Rokokoschloß, in dessen Sälen mancher Ball veranstaltet wurde - Menzel hat einen von ihnen in einem Bilde festgehalten - in dessen Turmzimmer der junge Prinz seinen "Antimacchiavell" schrieb. Rheinsberg - Schloß und See und Park - ist in seiner Einheit eines der leuchtendsten Bilder der ganzen Mark. Sein Zauber ließ Fontane zur Feder greifen.

Fontane, der sich mit der unbegrenzten Sorgfalt einer tiefen Liebe in das Wesen seiner Heimat versenkte, stammt aus **Neuruppin**, jener Hauptstadt der alten Grafschaft, in der Landschaft und Geschichte besonders innig miteinander verwoben sind. In seinen "Wanderungen durch die Mark Brandenburg" schuf er die erschauten Schönheiten seines Landes zu einem Denkmal tiefer Heimatliebe. Auch die Menschen seiner Romane wachsen mit ihren Schicksalen aus diesem Lande der Seen und Wälder und Schlösser heraus. Aus Neuruppin stammt noch ein zweiter großer Bürger der Mark, Karl Friedrich Schinkel, der den großen Brand seiner Vaterstadt miterleben mußte und aus diesem Jugenderlebnis heraus dann der Hauptstadt seine schönsten Bauten schenkte.

Die **Uckermark** ist der "Kopf" des märkischen Adlers, der sich weit in das flache fruchtbare Ackerland Vorpommerns aufreckt.

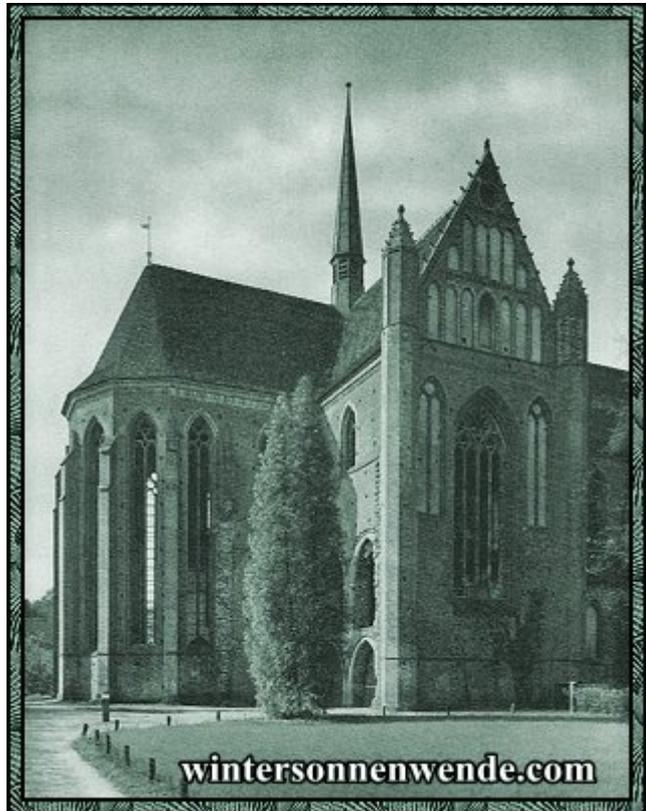
An der nach Norden strebenden Urstromtalfurche der Ücker liegt in Übergangslage **Prenzlau**, der Platz der ehemaligen slawischen Burg Pribislava, die 1234 von einem pommerschen Herzog deutsches Recht erhielt. Von der starken mittelalterlichen Umwehrung sind noch Hexenturm und Schwedter Tor sehr gut erhalten. An dem Prachtgiebel der Marienkirche, die sich stolz aus dem groß angelegten Marktplatz emporreckt, werden alle Register märkischer Farb- und Formenfreude gezogen: der Backstein wird hier zum "Haustein" für die feinsten Spitzengewebe westdeutscher Gotik. - Nördlich von Prenzlau ist die Mark zu Ende, wenn auch ihre Grenzen noch weiter reichen. Hier gibt es keinen Sand, keinen Wald, keinen See mehr! Nur ab und zu ein schmaler Fleck Kiefernheide, einige kräftige Baumgestalten an den Feldwegen als Zeugen ehemaliger Waldbedeckung, und in den fruchtbaren Äckern die vielen runden Tümpel der Sölle, von den Schmelzwässern der Gletscher unter dem Eise ausgestrudelt, und Hünengräber, aus den riesigen Findlingen zusammengebaut. Roggen und Kartoffeln, die Ackerfrüchte der Mark, treten hier auch zurück. Der schwere Boden bringt hohe Erträge in Zuckerrüben, Weizen und Tabak - ein Stück "Pyritzer Weizacker" in der Mark!

"Wat is't förn Land! Böm an de Kant,
Eeken in' d Heid, Veeh up de Weid.
Schön is un stolt un stark
Uns leev oll Uckermark."

Aber selbst in diesem unmärkischen, tabakbauenden Lande haben sich die brandenburgischen Herrscher einen Ort zur Residenz gemacht: **Schwedt** an der Oder, das "Uckermärkische Potsdam", in der Nordostecke gelegen, hat bis auf den heutigen Tag das Gesicht einer kleinen Residenzstadt bewahrt. Es war allerdings kein im Sande der Mark aufgewachsener Herrscher, der auf diesen Gedanken kam, sondern eine Frau, die in Holland, dem Lande der Marschen, geboren war: Die zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten trotzte für ihren Sohn aus erster Ehe ihrem kranken Manne eine selbständige Markgrafenschaft Brandenburg-Schwedt ab, ein Gebiet, das ziemlich weit ab von Berlin lag und sie an die heimatliche Landschaft erinnerte. Der Holländer Cornelius Ryckwaert der auch in Dessau, Zerbst und Sonnenburg tätig war, mußte das Schloß bauen. Von ihm aus führt - eine Nachahmung der Berliner Linden - eine über zwei Kilometer lange Schloßfreiheit zu einem Lustschloß. Im Lande selbst ist noch ein großer Teil der mit Kastanien, Buchen, Eichen, Linden, Birken, Ahorn, Weiden und Tannen bestandenen über 120 Kilometer langen Alleen erhalten, die in echt barocker Landschaftsgestaltung zwischen vierzig Dörfern der Uckermark und Neumark angelegt wurden! - Nach drei Generationen wurde das Land aber wieder mit der Mark vereinigt.

Der Süden der Uckermark erinnert mit seinen Misch- und Buchenwäldern und seinen vielen Wasserflächen wieder an Mecklenburgs Seenplatte. "Wie ein Gottesauge glänzt" (Brunold) der langgestreckte Werbellinsee in der **Schorfheide**, einst das beliebte Jagdrevier der askanischen Markgrafen, heute eines der größten Naturschutzgebiete Preußens, in dem ebenso wie auf dem Darß und an der Müritz kanadische Bisons ausgesetzt sind. Wenn die Wände des Jagdschlusses Hubertusstock an seinen Ufern reden könnten, sie würden von manchem wichtigen politischen Gespräch erzählen!

Östlich davon ragen die Reste des Zisterziensischen Klosters **Chorin** auf, eins der feinsinnigsten turmlosen Bauten der frühen Gotik in der Mark. Leider ist diese dreischiffige, kreuzförmige Pfeilerbasilika wieder nur ein Rest: Die Reiterscharen der Schweden haben sie im Dreißigjährigen Kriege zerstört und nur wenig stehen gelassen, nachdem die Mönche es schon 100 Jahre früher genau wie alle anderen Klöster hatten verlassen müssen. Zwei Schiffe und die Westfassade sind erhalten und zeigen ein ganz selbständiges Gesicht: Die starken Mauern und die polygonalen Türmchen geben dem Bau beinahe etwas Wehrhaftes, das an die Tore und Türme märkischer Städte erinnern könnte. Aber auch hier - genau wie in Doberan und Lehnin, dem Mutterkloster von Chorin - sind die Anklänge an die alten Abteien Großbritanniens nicht zu verkennen. Die hohen, schlanken Cypressen, die das Emporwachsen der Fassade dunkelgrün begleiten, schaffen ein Bild von seltener Einheit gotischer Formen in Natur und Baukunst.



Chorin. Klosterkirche (Ruine), 13. Jahrhundert.

Südlich der Uckermark liegt die über 100 Meter hohe Fläche des **Barnim** mit einigen Seen zwischen Oranienburg und Biesental, einer kleinen Ackerbürgerstadt. Weit bekannt ist Bernau, das sich gegen die Hussiten erfolgreich mit heißem Brei wehrte, was heute noch an jedem Montag vor Pfingsten von den Einwohnern gebührend gefeiert wird. 110 Jahre später schenkte es der damals an deutschem Schrifttum armen Zeit einen Georg Rollenhagen, den Dichter des "Froschmeuseler". Uckermark und Barnim werden getrennt durch das Thorn-Eberswalder Urstromtal, dessen Breite heute der Hohenzollernkanal, die Großschiffahrtsverbindung von Berlin über die Havel nach Stettin, einnimmt. Unweit der Industriestadt Eberswalde fahren hier die Schiffe in einem 36 Meter über dem Odertal gelegenen Kanal quer über den Schienenweg, der ebenfalls nach dem Ostseehafen führt - ein Wunderwerk der Technik. Früher wurde der Höhenunterschied zwischen Havel und Oder im Finowkanal durch 13 niedrige Schleusen überwunden, für die die Schiffer einen ganzen Tag und eine Nacht brauchten. Später trat an ihre Stelle eine einzige Schleusentreppe, die den Höhenunterschied in zwei Stunden überwinden ließ - ein neues Wunderwerk der Technik! Heute betreiben vier Elektromotoren von je 75 PS einen Riesenfahrsstuhl mit einer Wasserwanne von 80 Meter Länge und 12 Meter Breite, in der bis zu 1000 Tonnen große Schiffe spielend in 20 Minuten um 36 Meter gehoben oder gesenkt werden können. Das ist das **Schiffshebewerk von Nieder-Finow**, ein Meisterstück deutscher Ingenieurkunst, eine "Wassersehenswürdigkeit", die einzig in der Welt dasteht.

Die mit einer Reihe von kleinen verschwiegenen Seen durchsetzte Hochfläche des Barnim und des

Lebuser Landes - Gamengrund, Strausberg, Buckow, Lietzen, Treplin, Falkenhagen lassen viele Bilder auftauchen - sind mit Höhen über 150 Metern die größten Erhebungen in unmittelbarer Nähe der Reichshauptstadt. So taucht auch hier wieder einmal der Name "Schweiz" für eine Landschaft auf. Besonders schön liegt das alte Bad Freienwalde unmittelbar am Abfall der Höhen gegen die weite Oderniederung.

Wirklich gewachsenes Felsgestein erscheint an einer anderen Stelle: bei Rüdersdorf wird der aus großer Tiefe emporgehobene Muschelkalk in riesigen Brüchen gewonnen, der für viele Villen in Berliner Vororten den Baustein abgibt und Werkstoff für ihre Steingärten ist.

Gerade in entgegengesetzter Richtung bricht das Land in steilen, zum Teil mit seltenen Steppenpflanzen bestandenen Hängen und schroffen Wänden zu einer Niederungslandschaft ab, die vor den Toren von Frankfurt im Süden nur 18 Meter, am Fuße der Neuenhagener Insel, die früher einmal vom Strome umflossen wurde, nur vier bis fünf Meter über dem Meeresspiegel liegt. Das ist das **Oderbruch**. Geologisch ist diese Niederung ein eiszeitliches Schmelzwassertal, das durch die Wassermassen der Warthe und Netze stellenweise bis zu einer Breite von 25 Kilometer ausgeweitet wurde. Die tiefe Bucht zwischen der "Reitweiner Nase" und dem Ackerbürgerstädtchen Seelow zeigt deutlich, welche Kraft die von Osten zuströmenden Wassermassen der Warthe gegen den Rand der Hochfläche einsetzen konnten. Geschichtlich ist es "eine Provinz, die im Frieden gewonnen wurde", ein von Pfälzern, Schweizern, Sachsen, Mecklenburgern, und Deutschböhmen besiedeltes Gebiet, das früher ein großer Sumpf und ein weites Schilfmeer war, heute aber ein fruchtbares Land ist, "worauf ich keine Soldaten zu halten nötig hatte". (Friedrich der Große.) Zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege wurde dieses Gebiet, das noch um 120 Quadratkilometer größer ist als der Bodensee, im Laufe von acht Jahren urbar gemacht und auf diese Weise 900 Quadratkilometer wertvolles Land gewonnen. Wirtschaftlich ist es mit seinem schweren Schlickboden heute das größte Rübenanbauggebiet der Mark mit mehreren Zuckerfabriken. Viel allgemeiner bekannt und geschätzt sind die Oderbrucher Gänse, die im Osten aufgekauft, hier gemästet und dann zu Tausenden zur Weihnachtszeit in der Großmarkthalle am Alexander in Berlin gehandelt werden. Die Mark und ganz Schlesien schläft zu einem großen Teil in Betten, die mit Federn gestopft sind, die im Bruch an Ort und Stelle in einer Reihe von Betrieben verarbeitet werden.

Nach Osten setzt sich das Oderbruch im **Warthe- und Netzebruch** fort. Der Weg in dieses Gebiet führte einst nicht über das in Wasser und Sumpf gelegene Küstrin, sondern über Oderberg im Norden. Auch diese Niederungen gehören zu den Gebieten, die in dem zweiten Abschnitt der großen deutschen Einwanderung einen Teil der 300 000 Menschen aufnahmen, die damals von dem gesamten preußischen Staat im Lande angesiedelt wurden.

Das Land zwischen Warthe und Netze einerseits und der ostpommerschen Grenze andererseits verdient den Namen der **Neumark** zurecht: wieder liegen viele Seen in dem hügeligen Land, wieder steigen Wasserstädte - Soldin, Lippehne, Berlinchen, Arnswalde, Woldenburg, Neuwedell - aus ihnen auf. Auch das alte Mohrin gehört zu ihnen an einem See, in dem der große Krebs mit Ketten angeschlossen ist und genau bewacht wird, daß er sich nicht losreißt, denn sonst muß mit ihm alles rückwärts gehen, wie es August Kopisch in einem Gedicht launig erzählt. Wieder sind diese Städte noch zum Teil von Mauern mit Toren und Türmen umwehrt - Königsberg hat nach Stendal wohl die schönsten Backstein-Tore - denn die Herzöge von Pommerellen liebten in die Neumark einzufallen und zu rauben, was zu rauben ging. Der südliche an das Warthe- und Netzetal herantretende Streifen gehört zu dem Sandfächer des pommerschen Landrückens, der auch hier von weiten Kiefernwäldern bestanden ist, die nach Osten über die Grenzmark immer breiter werden und schließlich die Tuchler Heide bilden. Das Land liefert für Berlin eine Menge Holz; der Name Schneidemühl berichtet von Sägewerken. Aber nur sehr wenige Menschen kann der Boden hier ernähren: nur 40 sind es in der Grenzmark auf den Quadratkilometer.

Auch das **Sternberger Land** südlich der Warthe und der dahinterliegende Streifen der Grenzmark mit dem wehrhaften Städtchen Meseritz - ursprünglich eine Mönchsiedlung - sind reich an Seen, die sich in den Rinnen der Obra an der uns aufgezwungenen Grenze entlang aufreihen, und an einigen kleinen Wasserläufen, die nach allen Seiten von der Mitte des Landes abfließen. Hier in unmittelbarer Nähe der höchsten Erhebungen liegt umgeben von Seen und Buchenwäldern, Lagow, ursprünglich eine Komturei der Johanniter, heute die kleinste märkische Stadt mit etwas über 500 Einwohnern. Hier brannten auf einer großen Wiese im Jahre 1914 die Lagerfeuer des letzten Bundestages des Vorkriegswandervogels, des Vorläufers der heutigen Staatsjugend. Wie in einem großen Ahnen gelobten die Tausende damals ihre Bereitschaft, für das Vaterland nicht nur leben sondern auch sterben zu können. "Es müsste noch heute dort in den Wipfeln des Waldes ein Klang des Liedes hängen, das wie von selbst in die Nacht hinaufstieg: »Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen.«" Bei Langemark hat diese Jugend ihren Schwur gehalten.

Der Weg in dieses wald- und seenreiche Land führt über die **Oderstadt Frankfurt**, die Hauptstadt der mittleren Ostmark, die noch nicht 100 Kilometer in der Luftlinie von der Landesgrenze entfernt liegt. Den schönsten Blick hat man auf diese Stadt von Osten kommend von der Reppener Brücke aus. Es ist der dritte größere, etwas randlich gelegene Ort der Mark, der neben Brandenburg und Prenzlau uns mit gotischen Bauwerken ausgeprägter Art fesselt. Die Marienkirche auf einem Nebenplatz des Ringes ist ein Hallenbau der Spätgotik, der alle Merkmale eines hart umkämpften Gebietes zeigt: ein schweres, etwas unbewegliches Gotteshaus mit trutzigen Türmen, die von Zinnenkranz und einem spitzen Helm gekrönt werden. Der Umriß des ganzen Bauwerkes erinnert mehr an eine Burg als an eine Kirche. Die Sandsteinportale und das steile Dach sind dagegen Formen, die in ihrer Dynamik wieder auf die Nähe Schlesiens und den Verkehrsweg der Oder hinweisen. Auch die freie Stellung des Rathauses inmitten eines Ringes von beträchtlicher Größe erinnert an den Südosten, während die Gliederung des Schaugiebels das Bauwerk in die Nähe der Profanbauten anderer märkischer Städte rückt.



Frankfurt (Oder). Das alte Rathaus.

Das Stadion von Frankfurt liegt jenseits der Oder am westlichen Rande der Sternberger Hochfläche. Hinter den randlichen Hügelketten liegt **Kunersdorf, das Schicksalsfeld vom August 1759**, auf dem Friedrich über 20 000 Mann und weit über 100 Geschütze verlor.

Einst war Frankfurt eine reiche Hansastadt mit Stapelrechten, an der großen Verkehrsstraße nach dem Osten gelegen, und reiche Bürgerbauten zierten ihre Straßen. Im Laufe der nachmittelalterlichen Geschichte hat sie viele Schicksalstage erleben müssen. Der erste war der Bau des Friedrich-Wilhelm-Kanals von der Oder zur Spree. Durch ihn wurde zwar Schlesien wirtschaftlich an Brandenburg gebunden, aber Frankfurt liegt seit dieser Zeit an einer toten Strecke der Oder, da der Verkehr von Oberschlesien wie von Stettin nach Berlin in Kanälen die Stadt seitlich liegen läßt. Der zweite schwere Schlag war die Verlegung der "Viadrina", der 300 Jahre alten, von Joachim I. gegründeten Universität, nach Breslau. Und den dritten Schlag brachte das **Diktat von Versailles**, das Frankfurts geschmälernten Handel nun auch noch eines großen Teiles seines Hinterlandes beraubte.

Unvergänglich und unvergänglich bleibt aber der große Sohn dieser Stadt und sein Werk: Heinrich von Kleist, das größte dichterische Genie, das die Mark Brandenburg dem Reiche geschenkt hat.

Die **Spree**, die den Süden der Mark durchfließt, hat bei Ebersbach in der sächsischen Oberlausitz ihre Quelle und wendet sich als ein der Havel an Wasserreichtum bei weitem überlegener Niederungsfluß zwischen eintönigen Ufern nach Norden, als ob sie in die Oder münden wollte, der sie sich auf eine Entfernung von 20 Kilometer nähert. Dann wendet sie sich aber nach Westen und strömt der Havel zu, in die sie bei der alten Feste Spandau mündet. Auf ihrem Laufe macht sie mit ihren Nebenflüssen in einer ganzen Reihe von Seen halt: Schwieloch, Scharmützel, Seddiner und Müggelsee sind die schönsten. In ihrem oberen Laufe umschließt sie die andere "Wassersehenswürdigkeit" der Mark, den **Spreewald**, der sich in einer Länge von 45 Kilometer und einer Breite von 5 - 10 Kilometer von Cottbus bis Lübben erstreckt. In diesem Gebiete ist das Gefälle des träge dahinschleichenden Flusses so gering, daß er nicht nur - wie alle anderen Flachlandflüsse - Windungen und Bogen in das Land zieht, sondern er fasert sich in ein Netzwerk



Der Spreewald.

von unzähligen Wasseradern, Armen und Kanälen auf. So wie hier muß es zur Eiszeit in den Urstromtälern ausgesehen haben, in denen die reichen Wasser auch nach allen Richtungen wildern konnten.

Eigentlich trägt das Gebiet den Namen eines "Waldes" nicht zu Recht: diese Bäume im Sumpf sind in jeder Beziehung etwas ganz anderes als ein Wald! Zwischen den einzelnen "Fließen", die von Erlen, Eichen, Eschen und Weiden umsäumt werden, liegen Wiesenflächen und fruchtbares Gartenland, auf dem Kürbis, Meerrettich und Gurken gezogen werden, die der Spreewälder in flachen Kähnen nach Lübbenau "stakt" und in die Einlegereien liefert, deren Erzeugnisse dann dem Reisenden auf den Bahnhöfen dieses Gebietes angeboten werden. Die Siedlungen - meist Höfe und Einheitshäuser - liegen mit wenigen Ausnahmen tief im Schatten von dichten Laubbäumen auf den sogenannten "Kaupen". Der Verkehr spielt sich fast ausschließlich auf dem Wasser ab: Mensch, Vieh, und Frucht, Hochzeitspaare, Kälber und Heu - alles wird in flachen Kähnen befördert! Im Winter muß der Schlittschuh erhalten, wenn die Wasserstraßen spiegelblank gefroren sind. Die schilfbedeckten Holzhäuser sind zuweilen auf hoch gestelzten Brücken oder "Banken" zu erreichen, aber die Zahl der Häuser ist so groß wie die der Inseln. Diese schwierige Verkehrslage hat es mit sich gebracht, daß der Spreewald zum Rückzugsgebiet der slawischen Wenden geworden ist, die nach der Völkerwanderung hier eindringen und bei Groß Glienicke endgültig unterlagen. Auch ihre Sprache sprechen sie heute noch, wenn auch in abnehmender Zahl. Sie gehört zu der westslawischen Gruppe der slawischen Sprachen und bildet geschichtlich eine Brücke zwischen dem Polnischen und dem Tschechischen. Mit Sprache und Volkstum hat sich auch die Tracht der Wenden erhalten, bei den Frauen sogar in mehreren Formen. Ein Erlebnis eigener Art sind die Kirchgänge in Burg, Vetschau und Straupitz, denn die Röcke, Schürzen, Tücher, Hauben und Bänder wirken in ihren Farben und Stickmustern ganz besonders, wenn sie in Massen auftreten, wie es bei den Gottesdiensten am Sonntag der Fall ist.

Mit dem Spreewald, der von dem einen Element märkischer Landschaften, dem Wasser, in gesteigerter Form beherrscht wird, schließt sich der Ring der Bilder brandenburgischen Landes. Und doch gehört noch ein Gebiet hierher, das zwar jenseits der Elbe liegt und in seiner Natur alles andere als "märkisch" ist, aber im Laufe der Geschichte eine wichtige Rolle für das Land gespielt hat: die **Altmark**.

Seit den Tagen Heinrichs I. war dieses westelbische, von der Jeetze, der Ohre und Elbe umflossene Land der "Nordmark" das Grenzland gegen die Wenden, die sich immer wieder empörten und es verheerten, bis der Askanier Albrecht der Bär 1134 das Land verliehen bekam, niederdeutsche Kolonisten aus den Marschgebieten ins Land rief und damit dessen Christentum und Deutschtum endgültig sicherte. Als der neue Markgraf die Gebiete Priegnitz, Havelland, Zauche und Südbarnim in Besitz genommen und dem Lande nach der Mark Salzwedel die Bezeichnung "Mark" gegeben hatte, hörte die Altmark auf Grenzmark zu sein, trotzdem sie allerdings damals noch von der neuen Mark durch die geistlichen Gebiete Havelberg, Brandenburg und Magdeburg getrennt war und nur durch einen Teil der Priegnitz mit ihr zusammenhing. Nach dem Aussterben der askanischen Markgrafen kamen schwere Zeiten über das Land und seine Bewohner. Besser wurde es erst wieder unter Karl IV. und dem Burggrafen von Nürnberg. Der dreißigjährige Krieg verwüstete alles fast völlig: ab 1626 war die Altmark Kriegsschauplatz, und erst in den letzten Monaten des Jahres 1674 verließen die Schweden das Gebiet. Friedrichs des Großen Regierung war für die Altmark sehr segensreich. Im Jahre 1816 kam das Gebiet zum Regierungsbezirk Magdeburg und schied damit aus Brandenburg aus.

So ist die Altmark nicht nur die "Wiege" Brandenburgs und des Preußischen Staates gewesen, sondern hat dem Lande auch den Namen der **Mark** gegeben, der heute in aller Munde ist.

Seiner Natur nach hat dieser nördlichste Teil der Provinz Sachsen eigentlich kaum etwas mit der

Mark Brandenburg gemein: weder Wasser noch Wiesen, weder Wald noch Sand treten hier entscheidend hervor. Die vielen Wasserläufe und breiten Talniederungen, die der Mark den Charakter eines "Zwischenstromlandes" geben, fehlen hier ganz. Es fehlen vor allem auch die blinkenden Seen der ostelbischen Provinzen; der tiefe, fischreiche Arendsee ist die einzige große Wasserfläche auf weitem Raum! Allenfalls erinnert der südliche Teil, die Letzlinger Heide mit ihren Kiefernwäldern, deren Samendarren berühmt sind, an die Mark. Im Norden aber herrscht - besonders längs der Elbe in der fruchtbaren "Wische" - guter Lehmboden, der Weizen und Zuckerrüben trägt, die in Salzwedel verarbeitet werden. Die weiten Heideflächen und Moorgebiete des Westens wiederum erinnern ausgesprochen an Niedersachsen. Am schönsten ist die Landschaft des hohen Elbufers mit dem Blick auf das ganz anders beschaffene von Wiesen und Wasser bestimmte Havelland östlich der Elbe.

Und doch gehört dieses Land zu Ostelbien! Denn Geschichte wird nicht nur in Urkunden geschrieben - sie prägt sich auch im Antlitz des Landes aus. Und das Wesen eines Landes bestimmt nicht nur seine Natur.

Die Altmark ist ein echtes Stück des großen ostdeutschen Kolonialbodens. Das zeigen ihre Städte, die - planmäßig gegründet - neben einer landesherrlichen Burg errichtet wurden, wenn auch ihr Grundriß das Schachbrettmuster nicht immer so ausgeprägt zeigt, wie es jenseits der Elbe und Oder der Fall ist. Das zeigt der teilweise hervortretende Großgrundbesitz, das zeigen die Gebiete ältester Moorkultur Deutschlands im Fiener Bruch und die Kolonien im großen Drömlingmoor. Das zeigen nicht zuletzt die trotz der vielen Kriegswirren z. T. gut erhaltenen Backsteinbauten des ganzen Landes, deren Formen für manche märkische Stadt zum Muster geworden sind.

Ebenso wie in der Mark sind die meisten Städte der Altmark kleine Ackerbürgerstädte geblieben. Erst der neuzeitliche Verkehr hat drei von ihnen wachsen und wichtiger werden lassen: Salzwedel, Stendal und Tangermünde.

Salzwedel an der Jeetze ist eine altsächsische Gründung aus dem sechsten Jahrhundert. Es war der Mittelpunkt der alten Nordmark und die Stadt Albrechts des Bären. Als Hansastadt war sie ein bedeutender Handelsplatz, von deren regem Leben das Kloster, die Probstei, mehrere Kirchen, gut erhaltene Tore und Fachwerkhäuser in malerischen von Baumgrün durchwirkten Bildern Zeugnis geben.

Gegen das zu seiner Zeit geistliche Brandenburg gründete Albrecht der Bär im Schutze eines versumpften Talzuges das wehrhafte **Stendal**, das zum natürlichen Endpunkt wichtiger Straßen vom Westen wurde und durch die seitlich vorgelagerten festen Plätze Arneburg und Tangermünde eine wichtige Strecke der Elbe lange Zeit überwachen konnte. Dieser größte Ort der Altmark nennt sich stolz die "Stadt der niederdeutschen Backsteingotik". Von der romanischen Kreuzkirche des 13. Jahrhunderts sind zwar nur die beiden Türme erhalten. Der Dom in seiner jetzigen Gestalt ist ein Abbild der Wallfahrtskirche in Wilsnack in der Mark. Die Marienkirche ist ein Hallenraum mit einem straffen Turmpaar, das hinter dem Gildehaus der Gewandschneider, dem heutigen Rathaus, hoch aufragt. Aus demselben Jahrhundert stammen das Uenglinger und das Tangermünder Tor, die Reste der starken mittelalterlichen Befestigung. Es sind eigentlich keine "Tore", sondern wuchtige Klötze, schwere Türme mit Feldsteinunterbau, die zu ebener Erde einen schlichten Bogen zur Durchfahrt freilassen, in der Höhe aber - das gilt besonders vom Uenglinger Tor - Schmuckformen tragen, die den ursprünglichen Sinn des Zinnenkranzes fast ganz vergessen lassen und in seltsamem Gegensatz zur Schwere des ganzen Baukörpers stehen.

Heute hat Stendal als wichtiger Eisenbahnknotenpunkt der Linien Berlin - Köln und Hamburg - Leipzig alle anderen Städte an Größe weit überflügelt und wichtige landwirtschaftliche Industrien an sich gezogen.

Tangermünde war immer ein wichtiger Elbübergang, und ist es auch noch heute. Das bezeugt schon der Platz des der Stadt gegenüber gelegenen Klosters Jerichow, dessen erster Vogt Albrecht der Bär selbst war. In diesem Bauwerk sind in eigenartiger Weise in dem spröden Baustoff des Backsteins lombardische Formen auf märkischen Boden versetzt worden: die Kryptenanlage und viele Einzelformen sind italienischen Ursprungs und könnten ebensogut in der Po-Ebene stehen. Auch der Gedanke der Säulenbasilika stammt hier vielleicht aus dem Süden.

Auch auf dem anderen Ufer tauchen in einem bodenständigen Bauwerk fremde Züge auf: Die Pfeilerform der Stephanskirche von Tangermünde ist wohl am Ufer der Moldau gewachsen. Sie erinnert an die im Prager Dom und zugleich an die Jahre, in denen ein kunstsinniger böhmischer König die Stadt zur Residenz hatte. Die Schönheit und Eigenart dieser Stadt ist aber nicht mit diesem merkwürdigen Stileinfluß erschöpft. Das Neustädter Tor aus dem 15. Jahrhundert und das spätgotische Rathaus sind Backsteinbauten von ganz selbständiger Prägung. Das aber, was auch keine Stadt der Mark hat, das ist Tangermündes Lage über dem breiten Fluß mit der einzigartigen Steilhöhe des Burgberges. Ricarda Huch hat es gekennzeichnet: "Die Lage der Stadt auf einem über 60 Fuß hohen Felsen über der Elbe gibt ihr etwas Heroisches, das die Mauern, Türme und Tore, die sie schützen, wie die Natur es nicht tut, vollenden und steigern. Immer gleich schön, wie zur Zeit, als Kaiser Karl ihn genoß, ist der Blick ins Land vom Burgplatz aus, wo zwei Türme und ein uraltes Tor an die verschollene Herrlichkeit erinnern. Von weitem sieht man den charakteristischen Umriß der Stephanskirche, deren südlicher Turm nicht vollendet ist; die Glasgemälde, die sie einst schmückten, hat der Brand zerstört. Ein Glasfenster im Rathause zeigt das Tangermünder Wappen: den roten Adler mit weißen Rosen. Der Backsteinbau des Rathauses liegt inmitten der Stadt wie eine allerschönste Prinzessin in der Felsenburg eines Riesen. Mit seinen bunten Giebeln und arabeskenhaften Rosen scheint es aus einem Märchen von Tausendundeiner Nacht hierher versetzt zu sein."

Seit dem Anschluß an das Eisenbahnnetz im Jahre 1886 entwickelte sich die Stadt schnell zu einem wichtigen Umschlagplatz für Kohlen zwischen Flußschifffahrt und Schienenweg. Zwangsläufig wurde es so auch zur Industriestadt: Hoch ragen die Schloten der Tangermünder Fruchtkonservenfabriken, und weltbekannt ist die Falterschokolade mit ihrer Spitzenmarke "Feodora"! So stehen auch hier - ähnlich wie in Brandenburg an der Havel - Denkmäler alter Kultur unmittelbar neben moderner Arbeitshalle und Esse. Beide zog der Fluß an: jene vor Jahrhunderten als breite Grenz- und Verteidigungslinie, diese im Zeitalter der Maschine als großer Wasserweg mit weitem Hinterland.



Schlesien **(Sudeten, Oberschlesien, Breslau, Nordschlesien)**

*"Läge Schlesien an einem Meere, so daß es auch Gelegenheit darböte,
sich anschauende Begriffe von diesem Teile der Natur zu machen,
so könnte der Deutsche diese eine Provinz als eine leicht zu übersehende
und doch sehr vollständige Enzyklopädie dessen betrachten,
was auf dem Erdboden das Sehenswerteste ist."
Johann Friedrich Zöllner (1793).*

Dort, wo das alte langgestreckte Gebirge der Steinkohlenzeit, das Deutschland von Frankreich her in SW.-NO.-Richtung durchzieht, an der Elbe einen plötzlichen Knick macht und die "böhmische Festung", einen alten Klotz der Erdgeschichte, umschlingt, - dort beginnt die "**Schlesische Tieflandsbucht**". Aber diese Bezeichnung gilt in des Wortes strenger Bedeutung nur für einen Teil des ganzen Gebietes, denn Schlesien ist nicht nur Ebene! Seine Erhebungen sind nicht nur Schuttwälle, die durch äußere Kräfte der Erde - Wasser und Eis - entstanden und geformt sind. Hier

haben die Mächte des Erdinnern mit ihrem geheimnisvollen Wirken ein Gebirge geschaffen, das alle anderen deutschen Mittelgebirge an Höhe überragt. Weite Gebiete reichen über die Baumgrenze hinaus, Kuppen und Kämmen tragen Grate und steile Schroffen, Schneeflecke überdauern in sonnensicheren Felsnischen fast den ganzen Sommer. Nicht **alles** Land östlich der Elbe ist Tiefland. Schlesien ist auch **Bergland**!

Die NW.-SO.-Richtung ist den schlesischen Großlandschaften Gesetz ihrer Anordnung: in "sudetischer" Richtung zieht sich am Fuße des Gebirges ein Hügelland hin, das nicht durch Berg und Tal wie das Gebirge sondern durch Berg und Ebene gekennzeichnet ist - eine "Inselberglandschaft"! In NW.-SO.-Richtung schließt sich nach der Ostgrenze zu das flache Außenland an; in derselben Richtung wird es von der Oder durchströmt, die mit ihren beiderseitigen Nebenflüssen die drei Großlandschaften zusammenklammert. Das ist die "Schlesische Tieflandsbucht"!

Wer nach natürlichen Grenzen dieses Gebietes sucht, der muß weit über die heutigen Pfähle Schlesiens hinauswandern: bis hin zu den einsamen Kämmen der Ostsudeten, zu den wilden Beskiden, von dort nach Osten bis zum Steilrand des Polnischen Jura, weiter zu der von großen Waldungen bedeckten Wasserscheide zwischen Oder und der oberen Warthe. Und das ist keine Gedankenflucht der Geographen! Nein: jene von der Natur aufgerichteten Grenzen umschließen kein Stückchen Land, das nicht mindestens zeitweise einmal zum mittelalterlichen Schlesien gehört hat! Von diesem "Groß-Schlesien" aber ist das Gebiet, das im Jahre 1742 dem preußischen Staatsverband eingegliedert wurde, nur ein Teil!

Dieses Schlesien liegt auf der Grenze zwischen Ost- und Westeuropa. Es liegt auf der Grenze zwischen Nord- und Südeuropa. Und diese Lage ist dem Land zum Schicksal geworden, so stark und ausgeprägt wie selten einem anderen! Jahrhundertlang hat es keinen Frieden haben dürfen, jahrhundertlang war es dazu verurteilt, an allen Kämpfen seiner Nachbarn teilnehmen und deren Wirren auch über sich ergehen lassen zu müssen. Von Ost, von West, von Süd ist es in Verwicklungen gezogen worden. Immer wieder hat es die Folgen seiner Lage auskosten müssen.

Schlesien ist - wie ganz Ostdeutschland - **immer** deutsch gewesen! Die vorgermanischen Siedler der Bronzezeit, die in dem Lande stellenweise recht dicht gesiedelt haben, gehören mit Sicherheit zum illyrischen Volkstum, sind also unter gar keinen Umständen Slawen gewesen! Das kann nicht oft genug betont werden in einer Zeit, da auf Grund von unrichtigen Behauptungen immer wieder Versuche gemacht werden, unrechtmäßig Ansprüche auf deutsches Land zu erheben.

Etwa um 550 vor Christi Geburt tauchen in dem Lande zwischen Oder und Weichsel die frühgermanischen Bastarnen und Skiren auf; zusammen mit ihnen auch Kelten. Sie wandern später nach Südrußland ab. Danach erscheinen die Vandalen, deren einer Stamm, die "**Silingen**", dem Lande den Namen gegeben hat, den es heute noch trägt. Sie nannten den mitten aus der Ebene südlich Breslau herausragenden Berg "Slens"; das Land um diesen Berg aber "Slensane" oder "Silesi". Erst nach dem freiwilligen Abzuge dieser Ackerbauer - das Wort "Vandalismus" ist ein durch nichts gerechtfertigter alle Tatsachen auf den Kopf stellender sprachlicher Mißbrauch! - rücken slawische Stämme langsam in das menschenarme Gebiet ein; vorher war für sie kein Platz!

Die ersten Berichte über die staatlichen Verhältnisse unseres Gebietes wissen zu melden, daß das Land einen Teil des großmährischen Reiches bildete, von wo aus auch die ersten Boten des Christenglaubens ins Land kamen. Nicht lange vor dem Jahre 1000 wird es unter Boleslaus dem Tapferen zur Westmark des polnischen Reiches. Durch Eingreifen Kaiser Barbarossas bekommt es eigene Herzöge, die Piasten. Das ist um das Jahr 1160. Einer von ihnen, Boleslaus der Lange, holt die ersten deutschen Kolonisten ins Land, erobert das ganze Gebiet von der Warthe bis zur Tatra und nennt sich Herzog von Schlesien, Polen und Krakau. Über 175 000 Siedler aus Thüringen und

Franken nahm das Land damals auf! 1500 Dörfer wurden eingerichtet, 63 Städte gegründet! Das Land wurde wieder deutsch! An Stelle des slawischen Holzpfluges durchzog der eiserne deutsche Pflug nun den fruchtbaren Lößboden der Ebene um den Zobten, der deutsche Spaten entwässerte große Sumpfgebiete und verwandelte sie zu Wiese, Hacke und Axt drangen in die Wälder ein. Zwanzig Dörfer tragen in Schlesien nach seinem Gründer, d. h. Landverteiler, den Namen Kunzendorf, Hermsdorf gibt es fünfzehnmal, nicht viel seltener kommen Petersdorf, Ludwigsdorf und Jakobsdorf vor! Arme Post, wenn der Schreiber nicht genaue Angaben macht!



Der Zobten (Schlesien).

Aber über das aufblühende Land kommt bald eine schwere Prüfung: Während der Kaiser in Italien weilt, stürmen Mongolenhorden über die junge Ostmark! Gegen Bürger, Bergleute (aus Goldberg) und Bauern, Ordensritter und slawische Edle siegen 1241 auf der Wahlstatt bei Liegnitz die Asiaten, ziehen sich aber nach Verwüstung und Ausplünderung des Landes zurück. Wieder strömen, von den Fürsten herbeigerufen, deutsche Siedler in das verwüstete Gebiet, und um 1300 sind Nieder- und Mittelschlesien fast ganz deutsche Landschaften! Aber es kommt noch keine Ruhe über das Land. Durch Erbteilungen zerfällt es und gerät unter böhmische Herrschaft. Nach den Heimsuchungen durch Pest und Raubritter kommen die Hussittenkriege mit grausamen Kämpfen, die über ein

Jahrzehnt andauern. Erbitterung und Feindschaft führen zur Trennung von der böhmischen Krone, aber leider nur, um den Herren zu wechseln. Selbständig ist Schlesien immer noch nicht. Diesmal ist das Land des Südens an der Reihe! Der Ungar Martinus Corvinus wurde König und Herrscher von Schlesien, bis es 1526 den Habsburgern zufiel. Kaum hatte es sich erholt, da kam der große Religionskrieg über das Land. Die Ruinen von Burgen, Mauern, Kirchen und Städten erinnern an die Leiden und Schrecken dieser Kämpfe.



Bolkenhain (Schlesien). Die Bolkoburg.

Erst nach abermals hundert Jahren erfüllte sich das Schicksal des Landes: die bisher aufgetretenen Verbindungen wurden abgelöst durch ein neues System: Schlesien wurde dem werdenden "Oderstaate" Brandenburg eingefügt. - Friedrich war damals bereit, auf Oberschlesien zu verzichten, erhielt es aber durch das Machtwort Englands. **Durch dieselbe politische Macht wurden uns 1918 große Teile der deutsch gewordenen Provinz im Namen der "Gerechtigkeit" wieder genommen!**

So hat das Grenzland im deutschen Südosten keine fortlaufend ruhige Entwicklung gehabt. Als

Opfer seiner Lage - eingekeilt zwischen fremden Völkern - ist es immer wieder hin und hergestoßen worden: von Westen nach Osten, von Osten nach Süden, politisch, national, religiös und wirtschaftlich. Dieses Schicksal ist ihm bis auf den heutigen Tag beschieden geblieben. Nur einmal in der Mongolenschlacht bei Liegnitz hat es eine größere, sozusagen europäische Rolle spielen können.

Schlesien ist deutsches Land, aber es ist immer noch und immer wieder bedroht, heute mehr denn je: mit dem Reichsgebiet hat die Provinz eine gemeinsame Grenze von nur 200 Kilometern, mit 1200 Kilometer stößt sie an fremde Nachbarn. Vor dem Kriege hing es auf 600 Kilometer mit dem Reiche zusammen, mit 500 grenzte es an das verbündete Österreich. Und nur 270 Kilometer waren wirkliche Auslandsgrenze!

Diese politische Grenze von heute ist zugleich Zollgrenze, wirtschaftliche Mauer, die allein in Oberschlesien von mehreren hundert Zollbeamten auf jeder Seite bewacht wird! So ist der jahrelange deutsch-polnische Handels- und Zollkrieg auf dem Rücken von Schlesien ausgefochten worden, das immer auf eine Ausfuhr nach Osteuropa angewiesen und eingerichtet gewesen ist. So war es kein Wunder, daß der Prozentsatz der Arbeitslosen in diesem Gebiet über dem Reichsdurchschnitt lag. Erst die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen des neuen Reiches und die großzügigen Handelsabkommen mit Polen haben hier Wandel geschaffen und die Gefahren vermindert.

Wie eine langgestreckte Halbinsel ragt Schlesien nach Südosten als ein Eckpfeiler des Reiches bis fast an den Fuß der Karpathen und vor die weite Ebene der südrussischen Steppe. In der Tat: Schlesien ist der kontinentalste Teil des Reiches. Es liegt weiter vom Meere als alle anderen Teile des Reiches. Beinahe 600 Kilometer lang ist der Weg vom oberschlesischen Kohlenhafen Kosel bis nach Stettin! Und Triest liegt näher an Oberschlesien als unser größter deutscher Seehafen Hamburg! Und dennoch: es gehört zu Mitteleuropa.

Sein Klima zeigt in vielen Einzelheiten deutliche Übergänge von dem Seeklima der deutschen Küsten mit ihren milden feuchten Wintern und den kühlen Sommern zu dem Landklima Osteuropas, das heiße Sommer und kalte trockene Winter bringt. Wie das Land in seiner Geschichte Tummelplatz verschiedener Mächte wurde, so ist es auch in bezug auf die Witterungseinflüsse, die bald von den großen Landmassen des asiatischen Kontinents, bald von den Meeren West- und Nordeuropas ihren Ursprung nehmen. Im allgemeinen ist diese Übergangslage nicht ungünstig: das Land hat noch Anteil an feuchten regenbringenden Winden ohne sommerliche Kühle. Es genießt die Segnungen warmer Sommer, ohne die Dürre der Steppe ertragen zu müssen. Aber wenn zuweilen im Sommer die Sonne Tag für Tag über wolkenlosem Himmel aufgeht, und ein heißer trockener Wind über die Felder weht, wenn im Winter wochenlang ein grünblauer Himmel frostklar über der schneebedeckten Ebene sich wölbt, - dann wird offenbar, daß Schlesien doch schon vor den Toren des osteuropäischen Flachlandes liegt! Nur 200 Tage ist die Oder im Jahre schiffbar, der Rhein 320 Tage! Das heißt: die Oder ist schon eine Art Steppenfluß! Dürre und Frost nehmen ihr Leben und Bewegung. Die in der Sonne leuchtenden Sandbänke und die mit weißen "Halskrausen" geschmückten Eisschollen, die "Brieger Gänse" - so nennt sie der Volksmund - sind die sichtbaren Zeichen dafür. Aber - seltsames Zusammentreffen der Gegensätze - wenn auch das Wasser der Oder versiegt und erstarrt, auf den Höhen von Grünberg reifen die Trauben in zahlreichen Weingärten. Geschützte Lage und ein warmer Boden gleichen klimatische Ungunst so weit aus, daß hier im Norden Schlesiens noch ein Rest der früher im ganzen Lande weit verbreiteten Kultur der Rebe geblieben ist.

Schlesien ist ein kleines Deutschland - Deutschland im Kleinen! Hochgebirge, Mittelgebirge, Ebene. Diese Dreierheit bestimmt auch das Wesen des schlesischen Landes. Ein großer schiffbarer Strom durchzieht die Fluren der weiten Ebene. Weite Wälder bedecken Gebirge und Sandflächen

der Heide, schwerer Boden trägt wertvolle Ackerfrucht, die auf Besitzungen von ganz verschiedener Größe geerntet wird. In der Tiefe der Erde ruhen Erze und Kohlen, über denen sich Großstädte erheben, die vor einem halben Jahrhundert noch Dörfer waren. Schornsteine und andere moderne Zweckbauten ragen in den Himmel, Burgen grüßen von steilen Felskuppen, reißende Gebirgswasser werden aufgestaut und gebändigt, große Hängebrücken überqueren den Fluß, gotische Dome überragen das Dächermeer von steilen Giebeln alter Städte, Klöster tauchen plötzlich aus der Ebene auf: Barock in der Kultursteppe!

Zahlen sprechen dieselbe Sprache, nur noch genauer: Ungefähr 135 Menschen wohnen in der schlesischen Tieflandsbucht auf einen Geviertkilometer - genau wie im Reiche. Ungefähr ein Viertel der Bewohner findet sein Brot in Land- und Forstwirtschaft - ein Fünftel ist es im Reiche. In Handwerk und Industrie sind 30 Prozent aller Arbeiter tätig - im Reich sind es etwas mehr. Fast die Hälfte des deutschen Bodens trägt Ackerland - in Schlesien sind es etwas mehr als 50 Prozent! Annähernd ein Viertel des Landes ist von Wäldern überzogen - im Reiche genau so.

Schlesien liegt zwar östlich der Elbe, es ist aber nicht "Ostelbien" in des Wortes strengem Sinne. Schlesien war immer ein Land des Kampfes und des Ausgleiches, der Schauplatz vieler Wanderungen und Kämpfe, der Schnittpunkt verschiedener Rassenelemente, der Auseinandersetzung verschiedenen Volkstums - es ist auch landschaftlich und wirtschaftlich keine ruhige, geschlossene Einheit. Sein Gesicht trägt **viele** Züge, die Züge des **ganzen** Deutschland! Diese Eigentümlichkeit pflanzt sich sogar bis in die einzelnen Teile des Landes fort. Ganz besonders ausgeprägt zeigt diese Eigenart das schlesische Gebirge.



Die Sudeten

Der Name "Sudeten" für das Bergland Schlesiens stammt aus den Büchern der Fachwissenschaftler. Kein Bauer, kein Arbeiter wird von den "Sudeten" sprechen, wenn er in fernem Lande von seiner schönen Gebirgsheimat erzählt. Denn die Sudeten sind keine Einheit. Sie sind eine Vielheit von Gebirgs-"persönlichkeiten", voneinander getrennt durch weite und enge Täler, durch Flüsse, durch tiefe Scharten der Erdkruste. Für jeden dieser Teile gibt es einen Namen, der in aller Munde ist, aber für das ganze Gebirge weiß nur der Geologe einen! Denn nur er weiß, daß die vielen Landschaften, diese so verschiedenen "Häuser der Sudetenstadt" (Cloos), zusammengeschlossen werden zu einem Ganzen durch einen steilen Gebirgsrand, der plötzlich aus dem hügligen Vorlande aufsteigt: an einer NW.-SO. gerichteten Spalte ist das ganze Gebirge mit allen seinen Teilen zur Tertiärzeit gegenüber dem Vorlande gehoben worden.

Die Vielheit der Bauten dieses Berglandes hat es mit sich gebracht, daß der Mensch viel leichter und früher in das Gebirge eingedrungen ist als in andere und es zu großen Teilen gerodet hat. So sind die Sudeten das einzige Gebirge in Deutschland, das in seiner Längsrichtung von einer großen Eisenbahnlinie, der Strecke Berlin - Görlitz - Breslau durchfahren wird. Der Reisende, der diese wunderbare Strecke wählt, erlebt die ganze Mannigfaltigkeit der Sudeten; er durchfährt ein "Museum" deutscher Landschaften!

Das **Riesengebirge** ist ein Gebiet zahlreicher Gegensätze und Rätsel auf engem Raum. Schon seine Lage ist eigenartig: wie eine gewaltige Mauer steigt es aus der tiefsten Stelle des ganzen Gebirges, dem Hirschberger Kessel, aus ungefähr 350 Metern auf über 1600 Meter als wuchtiges Granitgebirge unvermittelt empor. Ein seltsames Spiel der Erdgeschichte! - Der Wanderer, der durch die wasserreichen Täler aufsteigt, fühlt sich zunächst an Thüringen, an den Harz, den Schwarzwald erinnert. Hohe Fichten und Tannen, reißende Bäche mit Wasserfällen. Bald ändert sich aber das Bild. Der Wald wird schütterer: er trägt alle Zeichen des Kampfes um seinen Bestand.

Im Bereiche seiner Wurzeln gleitet die lehmige, wasserundurchlässige Verwitterungskruste des Granites dauernd abwärts und läßt die Stämme unten krummelstelig werden. In der Höhe fegen Stürme über die Wipfel, brechen sie wie Streichhölzer ab, zerfransen die Äste zu Wetterfahnen des Jahres. Das ist die Kampfzone, in der sich nur die Latsche, die Legföhre, die Zwergkiefer hält, mit wenigen Eschen und Weiden, dicht an den Boden geschmiegt. In 1300 Meter Höhe ist der Wald verschwunden. Nur vereinzelt Wetterfichten stehen den Kampf durch.

Ganz anders sieht das Bild des "**Kammes**" aus! Dieser Kamm ist eigentlich kein Kamm. Der Wanderer, der nicht weiß, daß er auf einer Meereshöhe von 1400 Metern steht, vermutet, im Tieflande zu sein. Denn vor ihm breitet sich eine flache Inselberglandschaft aus, die sonst nur in der Ebene vorkommt. Vor der Hebung des Gebirges hingen diese Flächen auch mit denen des Vorlandes tatsächlich zusammen.



Das Riesengebirge. Der Kamm.

Zu einer anderen Formenwelt gehören Ziegenrücken und Krokonosch und auch die Schneekoppe. Sie besteht ebenso wie jene ersten Kämme aus einem gehärteten Schiefer, während der flache Kamm aus Granit gebaut ist. Dieser hat bei seinem Empordringen aus dem Erdinnern erst den Schiefer, seinen "Mantel", durch Hitze so gehärtet, wie Lehm im Ofen zu hartem Ziegelstein werden kann. Steil und schroff fallen die Berge aus Schiefer ab, sanft und ruhig liegen die Granitflächen da. Weite helle Grasflächen mit einer z. T. recht ärmlichen Flora dehnen sich auf ihm aus. In ihnen dunkle Hochmoore, uhrglasförmig gewölbt, von den reichen Niederschlägen ernährt. Der Granit, ein tonhaltiges Gestein, läßt das Wasser nicht versickern, und die Ebene läßt es nicht abfließen. So bilden sich die Moore. Vereinzelt leuchten kleine Teiche in ihnen auf. Große Bestände der Legföhre schwimmen wie grüne Inseln in einem vergilbten Grasmeeer.

Zur Eiszeit konnte sich auf dieser weiten Ebenheit der Firnschnee in großen Mengen sammeln und zu Eis verwandeln. Über die steilen Hänge der Quelltrichter der Bäche stürzten die Eismassen abwärts, rissen Felsstücke mit sich hinab und schufen die nischenartigen "Kare" der Teiche und Schneegruben, die gar nichts mit Vulkankratern zu tun haben. Sieben sind es auf der klimatisch für Gletscherentwicklung günstigen Nordseite, drei auf der Südseite im Böhmisches. Große

Schuttwälle, Sturzmoränen, sammelten sich am Fuße des Gletschers und schufen so die Sperrmauern für die Teiche. Einige von ihnen sind schon verschwunden. Hier wie überall in der Natur sind die Kräfte von heute die Feinde der Formen von gestern. Das gilt auch für jene seltsamen Blockmeere, die die Gipfel der Sturmhauben, des Hohen Rades und anderer Berge einnehmen. Auch sie stammen aus der Eiszeit: Infolge der Kälte ging der Pflanzenwuchs damals zurück, der Mangel an Wurzeln führte zu Abspülung der Verwitterungsschicht, und so konnte sich der Spaltenfrost ungehindert an den Bergkuppen austoben und Meere von Schutt schaffen, die nicht so schnell fortgebracht werden konnten, wie sie geschaffen wurden. Heute ist die Vegetation bereits wieder im Anmarsch.

Auch die Welt der Pflanzen spricht hier oben eine besondere Sprache: eine Unmenge von ihnen sind eiszeitliche "Relikte", die damals aus ihrer Heimat vor dem anrückenden Eise her geflohen sind und hier oben die Lebensbedingungen ihrer nordischen oder alpinen Heimat erfüllt fanden. Rentierflechte und isländisch Moos, Krähenbeere und nordische Brombeere, Teufelsbart, Berghähnlein und viele andere heute mit Recht geschützte Pflanzen stammen aus dieser Zeit. Sie sind alle Fremdlinge in diesem Gebiet, wie die Felsformen früher oder später dem Untergang geweiht.

So ist die ganze Landschaft des Riesengebirges völlig anders als die unserer andern deutschen Mittelgebirge: nicht idyllisch, nicht kleinräumig, sondern herb und groß. Ein Stück norwegischer Fjeldlandschaft in Schlesien! Wenn wir uns die Täler mit Wasser gefüllt denken - erinnern sie nicht an die norwegischen Fjorde, die auch so steil abfallen und auch bis unmittelbar unter die höchsten Erhebungen reichen? Hier ist nicht Eichendorff zu Hause! Diese Kammlandschaft hat David Kaspar Friedrich nicht gemalt! Hier ist **Nordeuropa!**

Die ausgeprägte Eigenart des Gebirges greift sogar auf die Lufthülle über. Die nur im Spindlerpaß leicht eingekerbte Mauer des Gebirges ist häufig eine Wetterscheide. Sie trennt dann Gebiete von ganz verschiedenem Wettergesicht. Oft kommt es dabei zur Ausbildung des Föhns. Ein Tief im Norden saugt die Luft des Hochs aus Böhmen an. Die Geschlossenheit der Mauer ermöglicht keinen unmittelbaren Ausgleich. Die Luft muß das Gebirge hinaufklettern und fällt dann auf der andern Seite zum Hirschberger Kessel abwärts. In dicken Wolkenmänteln liegt dann das Gebirge da wie mit einer wolligen Decke überzogen. Im Tale aber herrscht bei heftigen Winden, ja Stürmen schönster Sonnenschein: der warme Fallwind, der Föhn, frißt nicht nur die Schneedecke am Boden sondern auch die Wolken am Himmel, so daß der Hirschberger Kessel auf diese Weise von allen Teilen der Sudeten den meisten Sonnenschein hat. Das sind Tage von eigenartiger Schönheit. Als weithin sichtbares Zeichen der Föhnlage hängt dann immer über dem Tale eine langgestreckte Wolke, wie ein Fisch oder ein Zeppelin geformt. Der Volksmund hat ihr den Namen "**Motzagotls Wetterwolke**" gegeben, vermutlich nach einem alten Schreiberhauer Wetterpropheten, Gottlieb Matz, mundartlich: "Motzagotl". Für die Segelfliegerei sind diese Wolken von großer Bedeutung, da in ihrem Bereich stets starke Aufwinde erscheinen.

Viel bekannter als sie ist eine andere Gestalt des Volksglaubens im Riesengebirge: **Rübezahl**, der Berggeist. Sein Name ist rätselhaft, und niemand kann ihn deuten. Jeder aber weiß, daß er kein anderer ist als der Herr der Berge, der Geist des Riesengebirges. Die Gestalt, in der er den Menschen erscheint, ist sehr vielfältig: bald Tier, bald Mensch, bald Geist. Ursprünglich war es ein Kobold, der wohl mit den deutschen Bergleuten aus dem Harz einwanderte und ihnen bei der Arbeit - in Kutte und Kapuze gehüllt - erschien. Moritz von Schwind hat ihn dargestellt mit langem spitzen Bart, eine Keule in der Hand, Holzschuhe an den Füßen, mitten im wilden von knorrigen Ästen und Bäumen strotzenden Wald. Heute haben sich Wetterdämonensagen mit der alten Gestalt verflochten, und vieles spricht für eine enge Verwandtschaft des Berggeistes mit dem alten germanischen Windgott, der als Geist des Sturmes über die Wipfel der Bäume rast. In zahlreichen Sagen und Geschichten lebt Rübezahl heute noch im Volke als Bergmönch, Bergriese

und Jäger, als Führer und Helfer der Wanderer und der armen Wurzelsucher - ein Sinnbild enger Verbundenheit des Menschen mit der großen Natur ihrer Berge.

Die Koppe steht, des Trotzes letztes Ahnen,
Hoch überm Ringen armer Taltitanen.
Es schauen diesem Kampf aus Tiefen zu
Der Teiche unergründlich schwarze Augen.
Sie sind bestellt, das Stürmen und die Ruh'
in ihren rätselhaften Grund zu saugen.
Und wer recht lauscht hört manchmal tief erschrocken
Das Zauberklingen von versunkenen Glocken. Hermann Stehr.

Von der **Schneekoppe** aus greift der Blick weit in das Land nach allen Seiten. Fast das ganze schlesische Gebirge ist an klaren Herbsttagen von hier aus zu übersehen. Im Süden schieben sich die Schieferkämme und Rücken des böhmischen Teiles kulissenartig hintereinander, von einigen Basaltkuppen in der Ferne überragt. Dieses an andere Mittelgebirge erinnernde Bild hat sich der Romantiker Kaspar David Friedrich mehrfach zum Vorwand genommen. Auch die schroffen Falkenberge bei



Das Riesengebirge. Die Schneekoppe.

Jannowitz gehörten zu seiner Welt. Hinter ihnen und neben ihnen zeichnen sich die in ihren Formen so unruhigen Vulkane des Waldenburger Landes in der Ferne ab: Sattelwald, Hochwald und Storchberg, Heidelberg und viele andre. Etwas weiter südlich ragen, jenseits der berühmten Leinenstadt Landeshut am Bober, das Raben- und Rehhorngebirge empor, hinter denen die Tafelbergfläche der Heuscheuer wie ein Stück Meeresspiegel ruhig liegt. Der flache Buckel des Glatzer Schneeberges erscheint nur noch im Umriss.

Der Nordhang des Gebirges, der fast gar nicht gerodet ist, führt den Blick hinunter in den Kessel, in dem zahlreiche Straßen mit Dörfern dicht besetzt nach einem zentralen Punkte weisen: **Hirschberg**, die Stadt des Fremdenverkehrs und der Pensionäre. Hinter diesem natürlichen Mittelpunkt des Tales steigt das Gelände hoch zur "schlesischen Wasserkuppe", den Bergen bei Grunau, wo sich die große Halle der Reichssegelflugschule gegen den Himmel deutlich abzeichnet. Beinahe 25 000 Starts sind hier im Jahre 1936 von flugfreudiger deutscher Jugend ausgeführt worden. Dahinter grüßt das Bergland zwischen Bober und Katzbach, das lieblichste aller schlesischen Gebirge; lieblich durch seine alten Städtchen mit Burgen und Toren und Mauern, lieblich durch die vielen langgezogenen Dörfer in den Tälern mit den großen thüringischen Gehöften, lieblich durch die blumenreichen, bunten Bauerngärten mit Obstbäumen und großen kerzenbesetzten Kastanienkuppeln, lieblich durch den anmutigen, immer neuen Wechsel von rotbraunem Ackerland, leuchtendgrünen Wiesen und waldbestandenen Kuppen und Kämmen. Die steile Pyramide des Basaltes vom Probsthainer Spitzberg flankiert dieses Gebirge der reichen Bauerndörfer auf der einen Seite, der Kitzelberg bei Kauffung an der Katzbach an der anderen Seite. Leuchtend gelb-weiß leuchten von dort die riesigen Abbruchwände der steilen Marmorklippen herüber. In den bis 200 Meter tiefen Höhlen dieses Berges liegen die Beweise für das Auftreten des ersten Menschen in Schlesien: Feuersteingeräte und Unterkieferknochen des Höhlenbären. Vor 40 bis 50 000 Jahren haben hier Jäger gelebt.

Mit Ausnahme der wenigen Bauden auf deutscher Seite und der stillen Bauernhäuser auf der böhmischen - auch hier gibt es allerdings einige Bauden - ist das Riesengebirge ein ausgesprochenes **Naturgebiet**. Im Sommer zieht es unzählige Wanderer in die Berge, an denen in halber Höhe große Orte entstanden und gewachsen sind: Krummhübel und Brückenberg im Osten, Schreiberhau in größerer Höhenlage im Westen. Dazwischen eine Fülle von kleineren Streusiedlungen und Dörfern, deren Wachstum in erster Linie durch den Fremdenverkehr hervorgerufen ist. Noch mehr als im Sommer zieht das Gebirge uns im Winter in seinen Bann, denn so gute Schneelage, so weite Flächen und steile Abfahrten hat kein anderes deutsches Mittelgebirge!

Das Tal dagegen ist schon viel früher vom Menschen in Besitz genommen worden. Eine Anzahl von Ortsnamen deuten mit ihren Endungssilben wohl auf slawische Bewohner hin. Die eigentliche Besiedlung der Landschaft setzte aber erst mit der planmäßigen Kolonisation um das Jahr 1200 ein. Damals zogen in erster Linie Ackerbauer und Bergleute in das Waldland und begannen mit der Rodung. Die Knappen, Hauer und Steiger freilich kamen nicht sehr auf ihre Kosten, denn der Granit ist ein armes Gestein, und nur in seiner Mantelzone, im Schiefer, hat er uns Erze gebracht, sie anreichern und umwandeln helfen. Kupferberg, die kleinste preußische Stadt, und Schmiedeberg, das Friedrich der Große zur Königlich Preußischen Immediatstadt erhob, deuten mit ihren Namen an, daß die Natur hier dem Menschen Schätze aus dem Schoße der Erde beschert hat. Zur Inflationszeit ruhte der Abbau von Erzen vollständig, aber seit 1934 wird wieder in der Grube "Bergfreiheit" gefördert. Wir brauchen heute jedes Kilogramm Erz, das im eigenen Lande vorkommt; die hohe Esse zwischen den Halden von taubem Gestein raucht nun wieder, das Förderrad dreht sich, und Hunderte von Deutschen aus den umliegenden Dörfern sind wieder in Arbeit und Brot.

Die zentrale Lage inmitten des Kessels und ein gewisser natürlicher Schutz durch Bober und Zacken ließen die Stadt Hirschberg im Mittelalter zu ansehnlicher Größe wachsen, trotzdem sie nicht wie viele andre an einer alten Handelsstraße lag. In den Hussitenkriegen wurde dem Gebiet und der Stadt übel mitgespielt. Eine Besserung trat erst wieder ein, als der Schuhmachergeselle Joachim Girnth auf seiner Reise nach Holland die **Schleiermacherei** erlernt hatte und dieses Handwerk mit einem Modell des Webstuhles in seine Heimatstadt im Jahre 1570 brachte. Im 17. und 18. Jahrhundert stand die Schleiermacherei in Hirschberg in vollster Blüte. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges arbeiteten hier nicht weniger als 507 Webstühle. Um 1780 reiste ein Hirschberger Kaufmann **Flade** nach Frankreich, England, Holland; 1785 verkaufte Hirschberg nicht weniger als 2300 Zentner Schleier! Damals sprach jeder von der "Goldstadt" Hirschberg. Wer heute diese Stadt erwähnen hört, denkt nicht mehr an Schleier und Leinenhandel. Aber die Denkmäler dieser Zeit sind noch heute erhalten: sie stehen auf dem Markte. Die prächtigen Rokoko- und Barockfassaden der Bürgerhäuser mit ihren Lauben erinnern an diese Zeiten des Wohlstandes. Ebenso die reiche Ausstattung der auf Karls des XII. Fürsprache den Protestanten bewilligten "Gnadenkirche". Fedor Sommer erzählt in seinem Roman *Unter Mauern und Türmen* von dieser Blütezeit der Stadt.

Unmittelbar am Fuße des Gebirges aber ist es nicht der historische Zufall gewesen, der eingegriffen hat, um Verdienstmöglichkeiten zu geben. Hier haben die Schätze und Kräfte des Bodens aus der Naturlandschaft eine Kulturlandschaft gemacht. Die Glasindustrie des Gebirges ist uralte: in dem Schiefer fanden die Glasmacher den Quarz, im Walde in großer Fülle den Brennstoff. Nicht weniger als siebenmal ist die berühmte Josefinenhütte verlegt worden; immer dem Holze nach mußte sie wandern. Heute beziehen die Hütten von Schreiberhau, Petersdorf und Hermsdorf - sie sind zu einem großen Werk zusammengeschlossen - den Quarz aus der Ferne, sind also nicht mehr rohstoffständig. Und auch die Wasserkraft wird nicht mehr in der ursprünglichen Form genutzt sondern erst nach der Umwandlung in elektrischen Strom. Unersetzlich aber ist für diese Werke der Stamm von gelernten Arbeitern. Mit vier Schmelzöfen, 800 Schleifstellen und 1200 Arbeitern ist die Vereinigte Josefinenhütte heute das größte Werk ihrer Art im Reich. Die Erzeugnisse gehen in

alle Welt.

Weit jünger ist die blühende Holzindustrie des Tales. Der reiche Waldbestand hat sie ins Leben gerufen. Überall sind Sägewerke und Holzschleifen, die am Rande der Gebirgsmauer die reißenden Bäche als Quellen für die Betriebskraft ausnutzen. Im letzten Jahrhundert sind auch Zellstoff- und Papiererzeugung in das Tal eingezogen. Mehr als 2000 Arbeiter verdienen ihr Brot allein in diesen Betrieben. Auf ihnen bauen sich Pappwaren- und Tütenfabriken auf und schließlich Maschinenwerke von Weltruf: das ehemalige Füllnerwerk in **Bad Warmbrunn**, das früher nur Reparaturwerkstätte war, dann aber zur Erzeugung von Papiermaschinen überging, um die bodenständigen Werke zu versorgen. Ganze Güterzüge mit Maschinen und vollständige Fabrikausrüstungen werden heute in alle Welt versandt und helfen dem deutschen Außenhandel. Das Füllnerwerk ist ein richtiger "Devisenschaffer".

In diesem alten Thermalbade, bekannt im ganzen Hirschberger Tal durch die alte Sitte des Tallsackmarktes am Palmsonntag, berühmt im ganzen Reich durch seine Heilquellen, liegt nicht weit von der Werkstätte hochwertiger technischer Leistungen der Maschinenindustrie eine andere Arbeitsstätte, die auch aus dem Waldgebirge ihren Ursprung herleitet: die Warmbrunner Holzschnitzschule. Die lange Dauer der Schneedecke im Gebirge läßt im Winter oft viele Hände frei für häuslichen Fleiß. Auf Grund einer Stiftung wurde die Anstalt im Jahre 1902 gegründet. Ihr Leiter stammt aus dem klassischen Gebiete der Holzschnitzkunst, dem Grödener Tale in Tirol. In aller Stille wird hier eine Arbeit geleistet, die nicht nur dem Riesengebirge und Schlesien - besonders bekannt sind die holzgeschnitzten Wegweiser - sondern dem Kunsthandwerk von ganz Deutschland zugute kommt.

Wieder nur ein Stück von jenem "Devisenschaffer" entfernt ist erst kürzlich ein sehr wichtiges Werk entstanden: Die "Schlesische Zellwolle AG. in Hirschberg", die aus wässerigen Zellstofflösungen den wichtigen Rohstoff für die heimische Textilwirtschaft herstellt: die deutsche **Zellwolle**.

In diesem Werk, das die schon 200 Jahre alte Erfindung des Physikers Reaumur fabrikmäßig auswertet, reicht die Holzverarbeitung der Spinnerei die Hand. Auch sie ist ein altes Gewerbe des Hirschberger Tales. Die ursprünglich weit verbreitete Hausindustrie ist zwar verschwunden - sie erlag der ausländischen Konkurrenz - und an ihre Stelle ist der Großbetrieb getreten. Schmiedeberg ist auch eine alte Leinenstadt, früher berühmt durch ihren Dammast, heute durch Teppiche. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Not der Weber aufs höchste gestiegen war, schuf der Staat auf eigene Kosten die große Weberei und Spinnerei in Zillertal zwischen Krummhübel und Hirschberg, das damals größte industrielle Unternehmen des Riesengebirges. Auch hier wieder ein seltsamer Gegensatz: die Fabrik mit ihrem ragenden Schornstein, daneben ein klassizistisches Schloß im Stile der Schinkel und Schadow, und nur einige Minuten davon entfernt unvermittelt Tiroler Bauernhäuser! Wie kommen sie hierher? Evangelische **Tiroler** sind es, die lieber auswandern wollten als ihren Glauben aufgeben. Um 1837 wanderten sie hier ein. Der preußische König wies ihnen unmittelbar unter der höchsten Erhebung des Gebirges das Land an, auf dem sie sich ihre oberdeutschen Häuser - Stall und Wohnraum unter **einem** Dach - erbauen konnte. Sitten und Mundart haben sich bis auf den heutigen Tag gut erhalten, und im Schatten des Schlosses im preußischen Stil werden hier "Strauben", "Krapfen" und "Apfelkücheln" genau so lecker bereitet wie in Innsbruck!

Im Gegensatz zu den auf engem Raume zusammengedrängten Industrien des Waldenburger Gebietes und Oberschlesiens sind die Werke im Hirschberger Tal alle weiter auseinandergezogen. Alle fußen sie auf **einer** Quelle, durch die sie bodenständig sind: es ist die Wasserkraft der Flüsse. - Wenn im Frühjahr der Föhn große Schneemassen auf einmal frißt oder im Sommer große Gewitter jeden Tag niedergehn und das Wasser geradezu flächenhaft auf dem lehmigen Verwitterungsboden zu Tale strömt, dann droht für die Siedlungen im Tale die Überschwemmungsgefahr. Das starke

Gefälle, die großen Wassermassen und die engen Täler in der Tiefe führen dazu, daß gefährliche Höchststände eintreten, oft mit unheimlicher Geschwindigkeit. Das Hochwasserschutzgesetz vom Jahre 1900 schuf die Grundlagen für die großen landschaftlich sehr reizvollen Talsperren des Bobers und des Queiß'. Mit 50 Millionen Fassungsvermögen ist der Stausee von Mauer der größte unter ihnen. Sie alle haben in erster Linie die Aufgabe des Schutzes gegen Hochwasser und erst in zweiter Linie die der Stromerzeugung. Aber die Fäden der Überlandleitungen dieser Kraftwerke weisen weit über das Gebirge hinaus und verbinden es mit Görlitz im Westen und dem Waldenburger Bergland im Südosten. Die schweren elektrischen Lokomotiven und die Triebwagen von 120 Kilometer Geschwindigkeit auf der Bahnstrecke Breslau - Hirschberg sind ein Sinnbild für diese gebändigte Kraft, die Entfernungen überwindet. Schlesien steht in der Ausnutzung der Wasserkräfte in Preußen an erster Stelle. Den größten Anteil davon stellt das Riesengebirge.

Das **Waldenburger Bergland**. Industriegebiete haben sehr oft das gleiche Gesicht: Der Stil der Arbeit und ihrer Bauten, die Züge des Verkehrs und seine Notwendigkeiten schaffen fast überall dieselben Formen. Die Natur wird immer mehr zurückgedrängt, das Werk des Menschen steht einseitig im Vordergrund.

Anders im Niederschlesischen Steinkohlenebiet: Unvermittelt stehen im Waldenburger Bergland eine helle anmutige Waldlandschaft und eine düstere Industrielandschaft nebeneinander.

In tiefen Forsten schwelen noch Kohlenmeiler, aber in Tälern nicht weit davon werden "schwarze Diamanten" aus der Tiefe geholt und in riesigen Kammeröfen zu Koks verarbeitet. Es gibt in deutschen Landen kaum ein Gebirge, mit dem man dieses Gebiet vergleichen könnte.

In einer Entfernung von nur 10 bis 15 Kilometern von der tschechischen Grenze ragen zwischen hohen, steilen Vulkankegeln und Kämmen, die unruhig in den Himmel steigen, langgestreckte Siedlungen und dunkle Industriegebäude auf. In engen, schmalen Tälern erheben sich Fördertürme, hohe Essen schicken dunkle Rauchwimpel der Arbeit in den Himmel, graue Halden von taubem Gestein treten in der Steilheit ihrer Form in seltsamen Wettbewerb zu den Bergkegeln. Das Surren der Maschinen, das Pfeifen der Sirenen, der Lärm der Kohlenzüge, die verschoben werden - all das wird von den Hängen der Berge in langanhaltendem Echo fortgetragen. Zwischen diese beiden Welten des Waldes und der Fabriken ist ein enger Streifen von trockenen Grasfeldern und ärmlichen Äckern, dunklen Steinbrüchen und hellen Kiesgruben eingeschaltet. Hier windet sich in unzähligen Bogen die Eisenbahn an Schornsteinen und Kühltürmen vorbei, durch Tunnel und über Viadukte zwischen Fabriken und Kokereien hindurch, als ob sie den Reisenden von immer neuen Blickpunkten die Eigenart dieses Landes vor Augen führen wollte. Es ist die Strecke Berlin - Hirschberg - Breslau, deren Lokomotiven hier im Lande des Rauches und Dampfes mit elektrischer Kraft getrieben werden. In der Nacht wird das ganze Bild zu magischer Gewalt gesteigert: Die Melaphyr- und Porphy-Berge umrahmen ein weites Lichtmeer. Von oben sieht man Tausende von Lampen der Zechen, Bahnhöfe und Werke, von unten leuchten die unruhig flackernden großen Flammen auf, die das Wahrzeichen aller Kokereien sind, die ihr Gas nicht zu Geld machen können und es daher als Feuerwerk in die Luft schicken. Gespenstisch steigt plötzlich eine große Dampfwolke zum Himmel empor, grell von dem glühenden Koks beleuchtet; im Hintergrund immer wieder die dunklen Hänge der Berge.

Aber nicht nur die Landschaft dieses Gebietes ist einzigartig in ihrem Nebeneinander von Natur und Menschenwerk, sondern auch die Wirtschaft selbst ist von ganz eigenem Gepräge, das in einer Reihe von Tatsachen begründet ist, die alle miteinander zusammenhängen. Im Gegensatz zum Ruhrgebiet und Oberschlesien ist die Waldenburger Kohle in Sümpfen des Binnenlandes gebildet, und nicht in großen sich immer wieder erneuernden Küstenniederungen. Die Flöze sind daher hier nur dünn; sie erreichen eine Mächtigkeit von nur 1,50 Meter, während sie in Oberschlesien 6 Meter und mehr stark sind. Der Waldenburger Bergmann muß daher das schwarze Gestein im Liegen an

Ort hauen. Dazu sind die Schichten - wir sind mitten in einem Gebirge - steil aufgerichtet und nicht horizontal gelagert. Oft hören die Flöze plötzlich auf, sie sind "verworfen", wie der Bergmann sagt, und ihre Fortsetzung muß im "Liegenden" oder "Hangenden" gesucht werden. Sogenannte "Sperber" - das sind Durchbrüche von vulkanischem Gestein - durchsetzen die schwarzen Lagen, und es gibt daher viel Abraum und mehr taubes Gestein als irgendwo anders. Das Nebengestein ist weich. Viel Holz wird verbraucht, um die Stollen und Schächte zu stützen. Oft stürzen die Wände ein, weil der Ton leicht quillt, und "zu Bruch geht". Die Kohle selbst ist häufig zerdrückt, kleinstückig oder gar staubig. Kein schiffbarer Fluß führt in der Nähe vorbei, der das Massengut Kohle billig an den Ort des Verbrauchs bringen könnte. Eng begrenzt ist daher ihr Absatz. Nur in kleinem Umkreise wird sie als Hausbrand verwandt. Vor dem Kriege ging allerdings ein Fünftel der Förderung in das damals benachbarte Österreich.

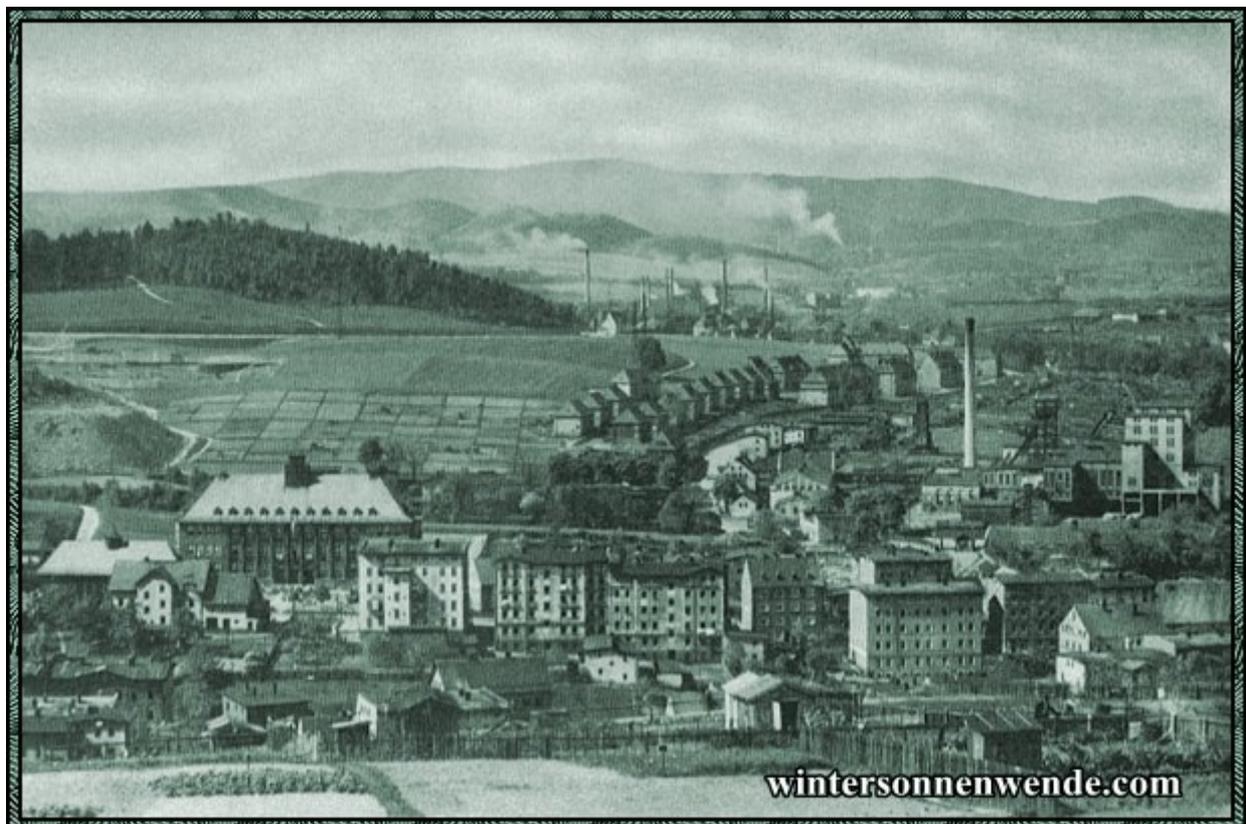
Auch die Straßen und Bahnen sind dem Gesetz der Landschaft unterworfen: in engen Tälern führen sie entlang, müssen viele Windungen mitmachen, um nicht Gefälle zu verlieren, müssen in Tunneln ihren Weg durch Berge nehmen, von denen einer nach vierjähriger gewaltiger Arbeit abgetragen wurde: jetzt fährt die Bahn hier durch den größten Eisenbahneinschnitt Europas! Beschränkt ist auch der Siedlungsraum: die steilen Hänge engen den Raum von oben her ein, die Schächte von der Tiefe. Nur schmal ist die Zone, die dazwischen liegt. Im Waldenburger Industriegebiet sind 41 Prozent aller Wohnungen Einraum-Wohnungen - in Bochum, im dichtbesiedelten Ruhrgebiet, sind es nur 2 bis 8 Prozent! Aber immer noch mehr der Nachteile und Belastungen für dieses Gebiet: Es mangelt ihm auch an ergiebigen Quellen, um die sich ständig verdichtende Bevölkerung und die Industrie mit Wasser zu versorgen. Zwar hat das Gebiet infolge seiner Höhenlage - der Hochwald ragt bis zu 850 Meter empor - und vor allen auch durch den Reichtum der Luft an Kohlenstaub stets mehr Regen und Schnee als die benachbarten Gebiete - Waldenburg ist ein Ausgangspunkt zu herrlichen Skifahrten! - Aber die Schichten sind alle durchlässig und von den Mächten des Erdinnern zerbrochen und zerstoßen; sie können das Wasser kaum auffangen, halten, sammeln. In den Jahren 1886 und 1893 hatte die Stadt unter einem unerträglichen Wassermangel zu leiden. So mußte man sich nach diesem kostbaren Stoff in der Ferne umsehen, und heute nennt Waldenburg eine Fernwasserleitung sein eigen, wie sie nicht noch einmal in ganz Deutschland zu finden ist. Seit dem Jahre 1900 bezieht die Stadt ihr Wasser - täglich 20 000 Kubikmeter - aus einer Entfernung von 20 bis 25 Kilometern aus den wasserreichen Kiesen und Sandschichten der Boberwiesen bei Vogelsdorf und Merzdorf. Hier ragt mitten aus grünen Flächen plötzlich ein 60 Meter hoher Schornstein in den Himmel empor und gibt von diesen merkwürdigen Verhältnissen anschauliche Kunde. Mehrfach mußte das Werk schon vergrößert werden, um der wachsenden Industriebevölkerung und ihrem steigenden Bedarf an diesem lebenswichtigen Stoffe gerecht zu werden. Kostspielig und schwierig genug war dieses Unternehmen: große Höhenunterschiede mußten überwunden werden, in Tunneln wurden die Berge durchbrochen, große Wasserbehälter wurden gebaut, und die Rohrleitungen mußten dem Gebirgsdruck angepaßt werden. Wenn auch die noch immer wachsenden Industrien ganze Ströme von Wasser verbrauchen, so konnte sich die Stadt doch jetzt ein Freibad bauen, das einige 1000 Kubikmeter Leitungswasser bekommt.

Aber noch immer nicht sind wir am Ende der "Waldenburger Not": Nicht nur ungeheure Schwierigkeiten hat der Bergmann beim Abbau zu überwinden, ihm droht hier in einer besonders tückischen Form der Tod, gegen den er sich kaum schützen kann. Unerwartet wird der Arbeiter von Kohlensäureausbrüchen überfallen, denen er in den niedrigen Stollen ahnungslos und schutzlos preisgegeben ist. Dieses Gas ist ein hinterhältiges Geschenk derselben Mächte, die dem Lande die herrlichen Berge geschenkt haben, nämlich des Vulkanismus. Infolge der hier besonders lebhaften Gebirgsbildung sind die harten Gesteine äußerst kluffreich. Und ebenso, wie das Regenwasser auf Nimmerwiedersehen durch sie und die hohlraumreichen Sandsteine nach unten versickert, genau so leicht dringt auf denselben Wegen von unten her jenes Gas empor, das sich - ein seltsam rätselhaftes Verhalten - in der Kohle so festsetzt wie Wasser in einem Schwamm. Plötzlich und völlig unerwartet, durch nichts angekündigt, zischt das Gas dann wie aus einer Selterflasche heraus und

bringt dem Bergmann den sicheren Tod. Kein Mittel hat die Technik bisher gefunden, das gegen diese tückischen Gase sicher schützt, und es bleibt dem Menschen häufig nichts anderes übrig, als die Grube, den Schacht oder Stollen zu verlassen und sich zu ergeben: wieder einmal ist der Mensch schwächer als die Natur. Aber nur schwer findet der Bergmann sich darein. So groß die Gefahren auch sind, er liebt seine Arbeit und sein Brot und steigt immer wieder in die Berge hinab. So wurde vor einigen Jahren auf der Wenzeslausgrube bei Mölke von den Arbeitern eine Betriebsgemeinschaft gegründet und die Arbeit wieder aufgenommen, nachdem sie von der Werksleitung wegen schwerer Unglücksfälle stillgelegt worden war. - Es ist ein seltsames Spiel der Schöpfung, daß dieselben Gase, die hier dem Menschen Siechtum und Tod bringen, in unmittelbarer Nähe in den heilkräftigen Quellen ihnen Erholung, Gesundheit und Rettung von schweren Krankheiten schenken.

Wie kann sich dieses Gebiet überhaupt noch angesichts der vielen Schwierigkeiten halten? Müßte es nicht längst als Kohlengebiet seine Rolle ausgespielt haben?

Der Waldenburger Bergbau ist der älteste auf Steinkohlen im deutschen Osten. Schon um 1360 wird er erwähnt. Friedrich der Große unterstützte ihn sehr lebhaft, und im Jahre 1779 wurde in Niederschlesien weit mehr Steinkohle gefördert als im flözreichen Oberschlesien. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts überflügelte es endgültig den Waldenburger Bergbau. Wenn er sich heute noch hält, so hat das verschiedene Gründe. Zwar ist die Kohle schwer zu gewinnen und auch als Hausbrand ist sie nicht sehr beliebt, aber sie hat als Fettkohle einen großen Vorzug, der dem ganzen Gebiet das Leben und den Fortbestand sichern hilft: sie eignet sich besser als viele andere deutsche Kohlen zur Verkokung, und 80 Prozent der Waldenburger Förderung wird zu Koks "veredelt". So finden wir in der Einfuhrstatistik von Oberschlesien einen großen Posten, der aus dem Waldenburger Gebiet stammt, als ob man "Bäume in den Wald tragen" wollte! Aber der oberschlesische Koks eignet sich nur in geringem Maße zur Verwendung in den Hüttenwerken, weil er zu weich ist, da er schlecht "sintert". Auf diese Weise kann sich der Kohlenbergbau hier immer noch halten, wenn auch die Zahl der Gruben und Schächte gegenüber der Vorkriegszeit gesunken ist. Der große Egmontschacht, einer der größten im ganzen Gebiet, mußte vor einiger Zeit



Waldenburg-Altwasser (Schlesien).

stillgelegt werden. Damit ist das letzte Wahrzeichen des Bergbaues aus der Stadt Gottesberg, der höchsten preußischen Stadtgemeinde, die einst 1800 Bergleuten Arbeit und Lohn gab, verschwunden.

Wenn die Waldenburger Kohle auch nicht weit versandt werden kann, so ist doch manche Industrie zu ihr hingewandert und hat damit weitere Grundlagen für den Fortbestand dieses Arbeitsgebietes geschaffen. Porzellanmaler aus der Meißener Gegend brachten die Porzellanindustrie hierher. Das Riesenwerk "Silesia" ist das zweitgrößte seiner Art in Deutschland. Mit drei Fabriken arbeitet es in Altwasser, Waldenburg und Niedersalzbrunn. Nur heimische Rohstoffe werden hier verarbeitet, die Brennöfen werden mit Zechengas geheizt, und - was am allerwichtigsten ist - zahlreiche Frauen und Mädchen finden in diesem stark auf Handarbeit angewiesenen Industriezweige Beschäftigung und vermehren so die Zahl der Verdienner. Denn "tausend Handgriffe gehören zu einem Porzellanteller!"

Auch die große Spiegelglas- und Gußglasfabrik in Waldenburg-Altwater arbeitet mit heimischen Rohstoffen und Zechengas. - Außer diesen Werken ist auch die Weberei hier bodenständig. Wieder war es Friedrich der Große, der hier eingriff, Flachsabbau und Leinenweberei förderte, da das Land mit seinen klaren Wassern und Bergwiesen eine gute Grundlage dafür bot. Als im 19. Jahrhundert der Strom der Weber, deren kleine Betriebe einer nach dem andern eingingen, sich zu Tal bewegte, entstand in Waldenburg die erste mechanische Großspinnerei Europas. Der Waldenburger Handelsherr Gustav Alberti war es, der hier die ersten künstlichen Flachsbleichen anlegte, eine Dampfmaschine erbaute, die ersten mechanischen Spindeln konstruierte und schließlich die ganze Anlage durch eine Dampfmaschine betreiben ließ, die kein anderer als der damals 21jährige August Borsig montierte! Über 7000 Weber fanden in dem Werke wieder Arbeit und Brot. So wurde Waldenburg, der einfache Handelsplatz für Leinen im 18. Jahrhundert, zu einem vorbildlichen Industrieplatz. - In den letzten Jahren ist noch ein anderer Betriebszweig ausgebaut worden: die Weiterverarbeitung der Kohle und ihrer Reststoffe zu Benzol, Teer usw. In jüngster Zeit werden große Pläne für die Fernversorgung einiger Städte mit Waldenburger Zechengas gemacht, das in einer Menge von 100 Millionen Kubikmetern im Jahre - das würde für eine Stadt von einer Million Einwohnern reichen! - bei der Verkokung der Kohle erzeugt, aber vorläufig fast nur als Feuerwerk in die Luft geschickt wird - ein schöner Anblick, aber entgegen allen Grundsätzen und Zielen des [Vierjahresplanes!](#)

Mittelpunkt des ganzen Gebietes ist **Waldenburg**, das mit den umliegenden Gemeinden heute ein zusammenhängendes Siedlungsgebiet von 115 000 Einwohnern bildet. So ist der Waldenburger Kreis mit seinen alten Waldhufendörfern zu einem ausgesprochenen Industriekreis geworden, in dem sich nur 12 Prozent der Bewohner von der Landwirtschaft ernähren. Den starken Güterverkehr muß Dittersbach, der zweitgrößte Verschiebebahnhof Schlesiens, mit einem 60 Kilometer langen Gleisnetz bewältigen - wieder ein seltsamer Anblick: ein Gewirr von Gleisen und Zügen, Weichen und Signalen, Drähten und Lichtern mitten im Waldgebirge. 2400 Waggons werden täglich verschoben!

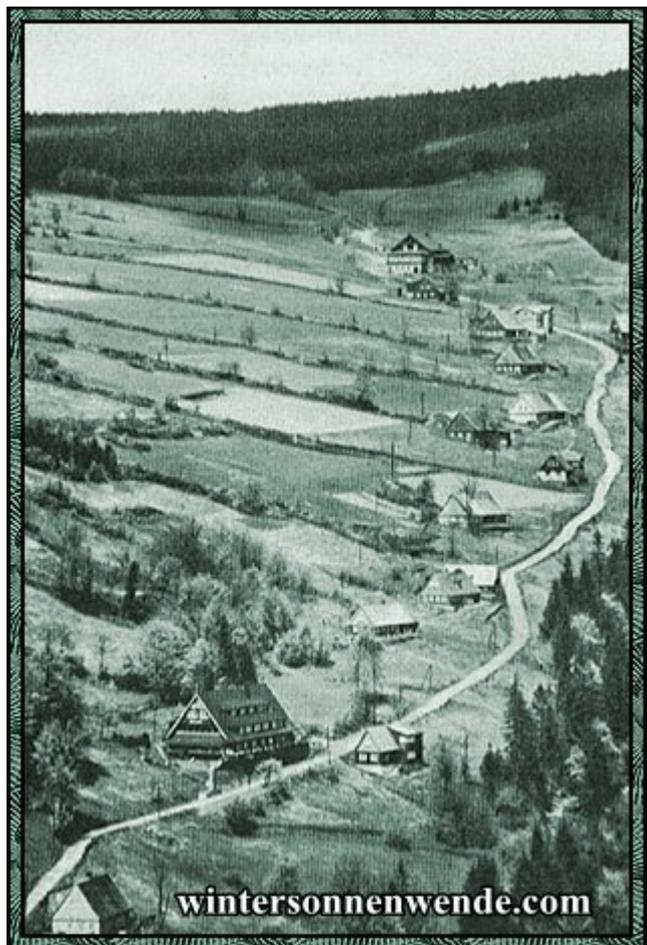
Die felsigen Berge und ihr dichtes Waldkleid hindern nicht nur das Land an seiner Entfaltung, sondern tragen auch ein Teil zu seinem Leben bei. Die steilen Hänge der Täler und die hohen Vulkankuppen und Käme schaffen windgeschützte Talwinkel, die die Sonnenstrahlen zu voller Wirkung und Ausnutzung kommen lassen. So entstand im Süden von Waldenburg der weltberühmte klimatische Kurort Görbersdorf, das "schlesische Davos", das mit seinen Erfahrungen für zahlreiche ähnliche Schöpfungen in andern Gebirgen, z. B. im Schwarzwald, Muster geworden ist. Angelehnt an den massigen Buckel des Hochwalds liegt Bad Salzbrunn, einer der größten und schönsten Kurorte Schlesiens. Nicht weit davon Alt-Reichenau, das Dorf mit dem ungenießbaren Kaffeewasser! Mit einer Zahl von sechs Quellen steht es an der Spitze der schlesischen Kurorte und ist doch kein Bad! Aber die alkalischen Sauerlinge, die ihren Ursprung eben demselben Vulkanismus verdanken, der das ganze Gebiet so vielgestaltig beherrscht, werden weit verschickt

und sind als Tafelwasser sehr geschätzt. Viel besucht ist das über dem steilen Grunde des Hellebaches erbaute Schloß Fürstenstein mit seinen herrlichen Gartenanlagen. - Auch das Pflanzenkleid der Wälder trägt mit zum Erwerbsleben der Bewohner bei: In Dittersbach arbeiten in der größten Kräuterei Schlesiens über 50 Volksgenossen an der Veredlung von Kräutern zu Heil- und Kurzwecken. In Pulvern, Tabletten und Essenzen werden die Kräuter nach z. T. uralten Rezepten zusammengestellt, in riesigen Ballen gehen Lindenblüte und Schafgarbe in andere Erdteile!

In einer Längenausdehnung von 40 Kilometern zieht sich das Waldenburger Kohlenbecken von Rothenbach, das nicht weit von dem einsamen vulkanischen Sattelwaldgebirge liegt, bis hin nach Neurode am Fuße der **Hohen Eule**. Hier entspringt die Weistritz, deren Gewässer in der engen Pforte des Schlesiertales in einer Talsperre unter der Burg Kynau gebändigt werden und ihre Kraft abgeben müssen. Während der steile Nordabfall des Gebirges nach der Ebene zu so gut wie unbesiedelt ist, haben sich an der Südseite zahlreiche Reihendörfer an dem klimatisch begünstigten Hange gebildet. Es sind auch z. T. Industriedörfer. Die beiden Namen Wüstewaltersdorf und Wüstegiersdorf erinnern daran, daß auch dieses von Bergen eingeschlossene Gebiet einst von Kriegsnöten heimgesucht wurde: die raubenden und plündernden Horden der Hussiten waren auch hier eingefallen. Noch vor wenigen Jahrzehnten standen die Bewohner des Eulengebirges ganz im Zeichen der Handweberei. Hier spielt auch Gerhart Hauptmanns Schauspiel "Die Weber", das den Hungeraufstand vom Jahre 1844 zum Gegenstand hat. Heute gibt es nur noch recht wenige. Die "Handweberhilfe" der Provinz Niederschlesien hat sich ihrer angenommen: durch Verarbeitung von guten, gemeinsam bezogenen Rohstoffen in künstlerisch wertvollen Mustern schaffen sie heute eine Wertarbeit, die in der Großstadt gute Preise bringt und es ihnen ermöglicht, ihr Handwerk auch im Zeitalter der Industrie noch weiter auszuüben, ohne verhungern zu müssen. - Auch das Eulengebirge, das schon zur Grafschaft Glatz hinüberführt, zeigt das eigentümliche Nebeneinander von stillen Wäldern und lauten Fabriken, hohen Aussichtstürmen und ragenden Essen, heilkräftigen Quellen und trüben Kohlenschlammbecken. Hermann Stehr, unser schlesischer Dichter, der eine Reihe von Jahren seines Lebens in Dittersbach zugebracht hat, schildert uns einen Abend in dieser Landschaft:

"Die Häuserklötze im engen Tal
versinken in tiefem Dämmern,
und leise wird mit einemmal
des Lebens wirres Hämmern.

Nur da und dort ein trunknes Schrein
hintaumelt durch das Schummern.
Von allen Bergen rinnt herein
der Wälder großes Schlummern."



Das Eulengebirge. Einzelgehöfte.

Die Grafschaft Glatz. Wie ein auserlesenes Kleinod hat die Natur die Grafschaft Glatz nach fast allen Seiten gesichert und abgesperrt: von der schlesischen Ackerbauebene her führt nur das schmale, steile Durchbruchstal der Neiße, das selbst für die Eisenbahn keinen Platz mehr läßt, zu diesem "Extrakabinett deutscher Gebirgsnatur". Der wasserreiche reißende Gebirgsfluß

durchschneidet bei dem Wallfahrtsorte Wartha die Mauer des Sudetenrandes, der gerade auf der Strecke von der kleinen Bergwerksstadt Reichenstein bis hin nach Silberberg besonders steil aufgerichtet aus der Ebene aufsteigt. Durch diese beiden Orte führen steinige, in vielen Kehren gewundene Paßstraßen in die Glatzer Senke hinunter. Bei Silberberg ist dieser Weg sogar durch eine alte, berühmte Feste bewehrt. Auch von den andern Seiten ist das Gebiet von einem Rahmen und Kranz hoher Gebirge umgeben. Im Norden ragt der flachgebuckelte Gneisklotz der Hohen Eule, des ältesten Bausteins des



Glatz.

schlesischen Gebirges, auf. Vom Waldenburger Bergland her muß die Eisenbahn durch Tunnel geführt werden, um in die Grafschaft hinabzugelangen. Im Osten hält der Königshainer Spitzberg mit 750 Meter Höhe über der Neiße seine steile Wacht; er ist ein Gegenstück zu der Schneekoppe des Riesengebirges: ebenso wie sie ein Hornfels, gehärtet durch aufgedrungene granitische Schmelze, ebenso wie sie steil und felsig. Aber an seinen Hängen dringen im Frühjahr Schneeglöckchen durch die Laubdecke, und große Büsche des zartrosablütigen Seidelbastes verbreiten Wolken von strengem Duft. Dahinter riegelt das Reichensteiner Gebirge das Land ab, das einen Ausläufer des Altvatergebirges darstellt. Im Südosten wölbt sich das dichtbewaldete Glatzer Schneegebirge auf, dessen Gipfel, der **Glatzer Schneeberg**, mit 1425 Meter Meereshöhe die höchste Erhebung des Gebietes darstellt, die sogar weit über die Baumgrenze hinausragt. Zwischen diese beiden ist das einsame und noch wenig erschlossene Bielengebirge eingeschaltet. Auf der anderen Seite des ungefähr von Norden nach Süden verlaufenden Neißegrabens haben die Kräfte des Erdinneren eine seltsame Treppe aufgebaut, die aus drei langen, hintereinander liegenden Stufen besteht. Als erste steigt der Lomnitzkamm (900 Meter) aus dem Neißetal empor. Die nächste Stufe, der Habelschwerdter Kamm, erreicht bereits die Höhe von fast 1000 Metern. Die dritte ist der böhmische Kamm des Adlergebirges, das in der Deschneyer Koppe die Höhe von 1140 Meter überragt. In dem zwischen den beiden letzten Stufen gelegenen malerischen Hochtal der Wilden Adler oder Erlitz führt die politische Grenze entlang. Weiter nördlich erscheint das eigentümlichste Wahrzeichen des Glatzer Landes, die **Heuscheuer**, ein Tafelberg, wie er in so schöner Form nicht oft in deutschen Landen anzutreffen ist. Er und einige umliegende Berge sind ein kleines "Elbsandsteingebirge" in den Sudeten. Das durch Gebirgsbildung nach zwei Hauptrichtungen zerklüftete Gestein bringt durch die Arbeit des fließenden Wassers viele seltsame Felsformen hervor. Hier finden wir auch den Schlüssel zur Lösung einer Frage, die uns im schlesischen Gebirge immer wieder entgegentritt: woher weiß man, daß das Gebirge zu der Zeit, da das Hochgebirge der Alpen aufgefaltete wurde, tatsächlich gehoben wurde? Der Sandstein der Heuscheuer berichtet es: Wir finden in ihm zahlreiche Muschelabdrücke. Sie sagen uns mit aller Deutlichkeit - so schwer es für uns auch vorstellbar ist - dieses: Die Heuscheuer ist einmal Meeresboden gewesen. Denn ihr Sandstein kann nur im Meere gebildet werden, und zwar in einer Tiefe von mindestens 200 - 300 Metern. Wenn sie heute 900 Meter hoch ist, so sagt das uns nichts anderes, als daß die Sudeten nach der Überflutung durch das Meer der Kreidezeit um mindestens 1100 Meter gehoben worden sind! Und für den Glatzer Schneeberg, dessen Gebiet unzweifelhaft auch einmal von diesem Kreidemeer überflutet wurde, ergibt sich sogar eine Hebung von mindestens 1500 Metern! Riesenspielzeuge der erdgeschichtlichen Kräfte!

Auch der Lauf und die Richtung der Flüsse spiegeln eine Sonderstellung der Glatzer Landschaft wieder: Nach drei verschiedenen Meeren entsendet die Grafschaft ihre Wasser. Vielleicht kann man sagen, daß das geradezu ein Glück ist, denn sie hat so reichliche Niederschläge, daß die Gefahren, die von den Wildwassern drohen, noch viel größer sein würden, wenn das ganze Gebiet nur nach der Neiße und der Oder entwässern würde. Der Wanderer, der vom Glatzer Schneeberg nach Süden in ein schnurgerade gerichtetes Tal blickt, sieht dort die Wasser der March funkeln, die der Donau und damit dem Schwarzen Meere zueilen. Auf der anderen Seite fließen alle Bäche der Biele zu, das heißt der Neiße und damit der Oder, die in die Ostsee mündet. Auf der Westseite gabelt sich im Adlergebirge das Netzwerk der Gewässer auch wieder: von der Hohen Mense, an deren Hang in 960 Meter Höhe das höchste preußische Kirchdorf Grunwald liegt, fließt die Weistritz der Neiße zu, die Erlitz aber der Adler nach Böhmen und damit der Elbe, die die Wasser zur Nordsee führt.

Und trotz des Auseinanderstrebens der Flüsse, trotz der vielen einzelnen Gebirge, die in ganz verschiedenen Gestalten das Land umschließen, ist die Grafschaft doch eine unverkennbare geschlossene Einheit. Diese Einheit wird durch das Senkungsfeld des **Neißegrabens** geschaffen, der die Sudeten damit in zwei Teile trennt. Wenn wir auf dem Glatzer Schneeberg stehen und nach Westen blicken, so erinnert uns das Bild manchmal an die Oberrheinische Tiefebene. Wir glauben, auf dem Feldberge des Schwarzwaldes zu stehen, tief unter uns liegt die Rheinebene, und jenseits von ihr erheben sich die Kämme der Vogesen! Der Neißegraben brach zu derselben Zeit in die Tiefe, als die schlesischen Gebirge gehoben wurden. An zahlreichen Nord-Süd gerichteten Spalten sanken die Schollen in die Tiefe. Das war zur Tertiärzeit. Ein Stück einer solchen Bruchwand ist uns in seltsamer Erbform erhalten: Die 28 Meter hohe Felswand, über die die Wölfel ihre Wasser stürzen läßt, ist ein Stück jener Bruchstufe, die sich seit dieser Zeit um ungefähr einen Kilometer rückwärts eingefressen hat. Dieselben Gesteine, einst im Meere gebildet, die in der Heuscheuer 900 Meter hoch aufragen, liegen im Neißegraben viel tiefer, zum Teil verschüttet und verhüllt unter Kiesen und Lehmen, die durch das nordische Inlandeis hier hereingebracht wurden. - So verdankt auch dieses Stück schlesischer Landschaft - ähnlich dem Hirschberger Tal - seine besondere Eigenart und Schönheit einer tiefen Scharte in der Erdkruste, die alle Wasser, die vom Gebirge Abfluß suchten, an sich zog und zusammenfaßte. Waldreiche Gebirge, tiefe Täler und fruchtbare Ebene haben sich zu einer Landschaft von seltener Geschlossenheit vereinigt:

"So recht wie eine Insel liegt die Grafschaft Glatz im schlesischen Lande. Von den Waldmauern schwerer Gebirgszüge allseitig abgeschlossen, überläßt sie sich ihren eigenen Träumen..... Überall, wohin der Blick sich auch wenden mag, trifft er auf Bergwände, die ihm den Flug ins Weite, aber nicht in die Höhe nehmen. Nie schrecken sie ab und schlagen den Atem schroff in die Brust zurück, beschränken ihn auf eine heiter-ernste Art, verlocken und besänftigen zugleich und machen gerade dadurch die Gefangenschaft zu einer solchen unentrinnbaren.... Berge und Ebene scheinen untrennbar: denn diese steigt scheinbar in langen Hängen und geruhigen Vorwellen mit auf die Höhe der Bergzüge..... In der Betrachtung dieses Landes klingt die Charakterisierung des Menschen schon mit: der Grafschaftler ist ein Wesen der bunten, vielfältigen Enge."

Der diese Worte schrieb, sagte sie über seine eigene Heimat, aus der er herauswuchs und die in ihm wirkte, wie nicht in vielen deutschen Dichtern unserer Zeit: **Hermann Stehr**. - Als Sohn eines ums tägliche Brot wahrhaft kämpfenden Sattlermeisters wurde er in Habelschwerdt, dem im südlichen Teile der Grafschaft liegenden Kreisstädtchen geboren in einem "jener kleinen Häuser am Stadtgraben, die eng aneinandergeschachtelt den Uferrand der Neiße entlang stehen und wie in weltabgewandter Demut sich kaum getrauen, nach der Straße zu ein Fenster zu kriegen." Stehr ist in allem ganz seiner Heimat verwachsen, und hinter allen seinen Werken spürt man das Erlebnis der Schöpfung und ihrer Geschöpfe. "Das Land schwang sich in Hügeln hinan, es stolperte in Tälern und Schluchten, es stieß in breiten massigen Höhenrücken aufwärts zu den schwarzblauen Bergen und den dunstrotten Streifen darüber." Neben der Frömmigkeit der Mutter umfriedeten seine

Kindheitstage die blauen Berge seiner Heimat mit den vielen Christus- und Muttergottesbildern auf allen Wegen, dem Heiligen Nepomuk auf allen Brücken, dem Ave-Maria-Läuten der Wallfahrtskirchen dieses "Auferstehungsländchens" (H. C. Kaergel). So ist Stehr ein Gottsucher unserer Zeit: "Ewigem vereidet". So gehört er derselben Welt an, aus der ein Jakob Böhme, ein Angelus Silesius kamen. "Drüber hinaus!" ist auch die Seele seiner Werke. Und das ist die Seele dieses Glatzer Landes, dieser Menschen, die es bewohnen.

So sind die Gestalten Stehrs auch Menschen seiner Heimat, oft Arme und Ärmste, Kleinbürger, Handwerker und Bauern, die ihre **schlesische Mundart** sprechen. Im Glatzer Bergland ist sie noch mehr zuhause als irgendwo anders. Hier hat sie sich in den Bauerndörfern der Ebene und der Täler, den Streusiedelungen der Berge und Wälder besser erhalten können als in manchem andern Gebiet. In dem eisernen Ringe der Heerkörper, der sich 1870 um Paris schloß - so wird erzählt - nahmen die ganz zufällig zusammengekommenen Franken und Schlesier mit freudiger Überraschung wahr, daß ihre Mundarten sehr ähnlich klangen, so daß sie selbst der einfache Mann gut verstehen konnte. In der Tat: die Verkleinerungssilben der Namen und Hauptwörter, der Schwund des auslautenden "n" und nicht zuletzt der Vokalstand lassen die Mundart der Grafschaft, die zusammen mit der des Böhmisches Riesengebirges und des Oppaländischen ein Ganzes bildet, der ostfränkischen recht ähnlich klingen und scheiden sie deutlich von den Sprechweisen des mittleren und niederen schlesischen Flachlandes. Was die Krieger in fernem Lande vor Paris erlebten, war ein Ausdruck eines Stückes schlesischer Heimat - und Siedlungsgeschichte: auch die Grafschaft ist wie alle andern Teile des Landes von Mitteldeutschen besiedelt worden. "De aala Braatla haala a!" (die alten Bretter halten auch!). Der Hirt aber auf den Bergen singt:

"Brih, Feurla brih!
Ich hitt ne ganne de Küh!
Ich hitt wul lieber de faula Ziega,
das kann beim Feurla liega!
Brih! Feurla, brih!"

So singt der Nachkomme jener Franken, die das Land vor sieben und acht Jahrhunderten besiedelt haben.

Um das Jahr 1000 wird die Grafschaft Glatz - einst ein Kammergut des Königs von Böhmen - zum ersten Male geschichtlich bekannt. Die wenigen Bewohner des größtenteils mit dichtem Walde bestandenen Ländchens waren Böhmen, die vorzugsweise in den offenen Niederungen und zugänglichen Tälern saßen. Noch heute erinnern die slawischen Endsilben der Namen und die zusammengedrückte unregelmäßige Bauart einiger Dörfer an diese ersten Bewohner. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts aber überwies Ottokar II. von Böhmen ganze Bezirke an deutsche Siedler, die er aus Thüringen und Meißen ins Land rief, damit sie sich in der Umgebung von Glatz, Landeck, Wünschelburg und Reinerz ansiedelten. Sehr bald wurde der Wald in großen Strecken gerodet. Neben einigen wenigen Städten, die mit ihrem regelmäßigen Schachbrettgrundriß die Form der gegründeten Kolonistenstadt des Deutschen Ostens deutlich zeigen, entstanden viele Waldhufendörfer. Sie liegen meist auf der hohen Talterasse, um vor Überschwemmungen geschützt zu sein. In langen Reihen ziehen sie sich an den Ufern der Bäche entlang; ihre Grundstücke sind von blumenreichen Gärten umgeben, und senkrecht zum Wasserlauf ziehen sich die langen Ackerstreifen, die sogenannten "Handtücher" die Hänge hinauf, bis sie oben auf dem Bergrücken in der kleinen "Zahnbürste" von Waldstreifen endigen, der den letzten Rest des früheren Waldbestandes darstellt. In regelmäßigem Viereck stehen die thüringischen Gehöfte mit ihren massiven Torbogen da, und manch ein Erbhofbauer kann nachweisen, daß er schon mehrere hundert Jahre auf seiner Scholle sitzt. Einer von ihnen, der Trautmann aus Scheibau bei Wünschelburg, weiß heute, daß Hof und Land ihm seit 1456 gehören. Die weiteren Nachforschungen stocken leider, denn im Jahre 1425 haben die Hussiten mit der ganzen Stadt auch das Rathaus und seine Akten in

Flammen aufgehen lassen. Heute ist der Trautmann-Hof nur noch 105 Morgen groß. Einst war er größer: durch Erbteilungen bröckelte im Laufe der Jahre ein Stück nach dem andern ab. In ganz Schlesien sind die Trautmanns, die einstmals vom Hofe zogen, jetzt verstreut. Durch das Erbhofgesetz ist die Scholle aber nun geschützt und jeder Verkleinerung ein Riegel vorgeschoben.

In den Jahren nach der Kolonisation mußte sich das Gebiet immer wieder neue Herren gefallen lassen. Die eingekeilte Lage führte zu ewigem Wechsel. Viel mußten die Grafschafter erdulden. Ganze Ortschaften wurden in den Hussitenkriegen verwüstet. Unter Zustimmung des deutschen Kaisers wurde das Gebiet im Jahre 1458 zur Grafschaft erhoben. 1623 kam sie an den Bischof von Breslau, mußte dann aber wegen ihres Eintretens für den Winterkönig während des Dreißigjährigen Krieges sehr viel leiden. Nach dem ersten Schlesischen Kriege fiel das Land an Friedrich II. von Preußen, dem die Stände im Februar 1742 huldigten.

Trotz des großen Waldreichtums der Grafschaft - stellenweise nimmt der Wald über die Hälfte der Bodenfläche ein - ist das Gebiet doch ebenso dicht besiedelt wie das fruchtbare Mittelschlesien. Aber das Land ist von der Natur reich beschenkt, und die Bewohner sind so fleißig, daß viele Menschen ernährt werden können: die Senke gibt fruchtbaren Ackerboden her, die Berge liefern viel Holz und auch wertvolle Bausteine. In den Seitentälern aber und dort, wo das abgesunkene Land des Kessels an das gehobene grenzt, das heißt an Spalten, die tief in das Erdinnere hinabreichen, dort dringen heilkräftige Quellen empor und rufen Heilung und Erholung suchende Menschen aus weiter Ferne ins Land hinein.

Malerisch von Bergen eingeschlossen, von hohen Wäldern umgeben, liegt im Bielethal Bad Landeck, in dem auch einst Königin Luise weilte. Das ebenfalls auf der Ostseite des Kessels gelegene Wölfelsgrund ist nur Luftkurort. In einem wunderbar geschützten Seitental liegt es über dem Wölfelfall, dem schönsten aller Wasserstürze in Schlesien, und bietet für Genesende, die unfreundliches Winter- und Frühlingswetter scheuen müssen, die beste Erholungsstätte dar. Ihm gegenüber auf der andern Seite des Grabens jenseits des langgestreckten Rodungsdorfes Ebersdorf liegt Bad Langenau, am Fuße der dreistufigen Waldtreppe. - Hart an der Landesgrenze, unmittelbar unter dem der Heuscheuer vorgelagerten Spiegelberge, bietet Bad Kudowa alkalische Säuerlinge von recht mannigfacher Heilwirkung an. Näher auf Glatz zu liegt einer der schönsten Wintersportorte, der zugleich wieder Bad ist: die Stadt Reinerz.

Diesen malerisch ins Tal der Weistritz eingebettete Ort ließ sich der Alte Fritz besonders angelegen sein. Kaiser und Könige lustwandelten in den Kurpromenaden, und Chopin gab hier einst sein erstes Konzert. Der Name der Stadt legt ein Mißverständnis nahe: er weist nicht auf Bergbau hin (der zwar dort früher einmal auf Eisenerz betrieben wurde), sondern ist die im täglichen Sprachgebrauch echt schlesische Umbildung von "Reinhards", des Namens des Landverteilers zur Kolonisationszeit, zu Reinerz. (Ähnlich Hermsdorf aus Hermannsdorf u. a.) Der jüngste unter den Kurorten ist Bad Altheide, das unmittelbar am Rande des Senkungsfeldes liegt. Ein erfrischendes kohlen-saures Wasser sprudelt hier hervor und Stahlquellen von kräftiger Heilwirkung.

So werden die Spalten, an denen



Landschaft bei Bad Kudowa (Glatzer Bergland).

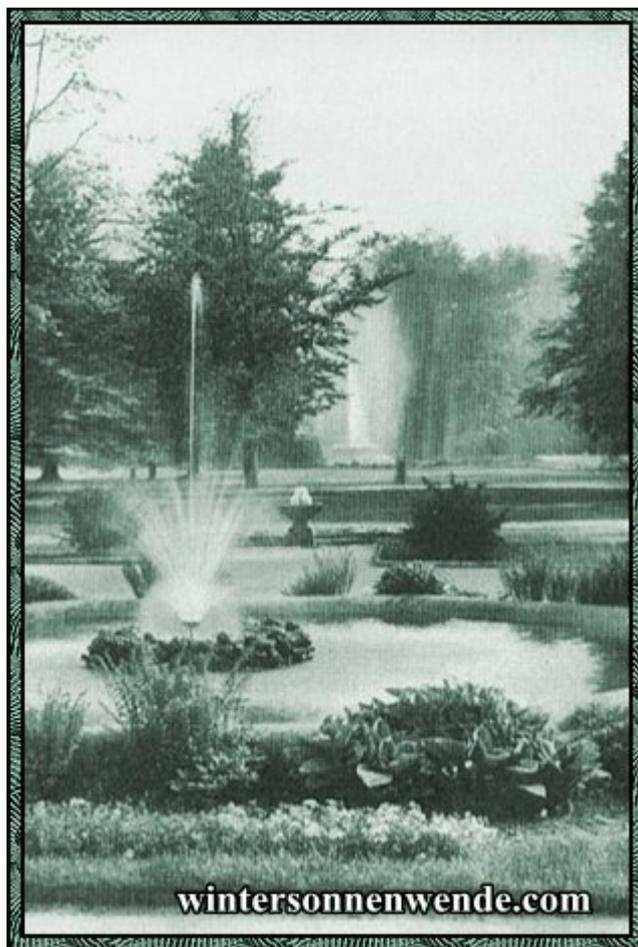
einst das Gebiet des Kessels in die Tiefe sank und die umliegenden Berge um Hunderte von Metern gehoben wurden, die Spalten, die mithalfen, diese vielseitige Landschaft aufzubauen und zu formen, auch die Zufuhrwege für die wertvollen Heilwasser, zu denen Berlin täglich einen besonderen "Bäderzug" nach Schlesien abfertigt.

Aber ohne die weiten und einsamen Wälder, die jene Orte einhüllen und einrahmen, wären die Bäder nur interessante geologische Erscheinungen aber keine Kurorte, in denen der kranke Mensch Heilung und Erholung finden konnte. Und auch der Grafschafter, der das Land im Laufe der Zeit so dicht besiedelt hat, müßte verhungern, wenn die Hänge der Berge, deren flache Verwitterungskrume keinen Acker und deren Steilheit auch kein Weideland tragen kann, nicht mit Wald bestanden wären.

Über ein Drittel der gesamten Fläche der Grafschaft ist von Wald überzogen. Innerhalb der Senke der Neiße sind es zwar nur 15 Prozent, aber im Osten 42, und im Westen, wo unfruchtbare Sandsteine den Feldbau zurückdrängen, sind es sogar 51 Prozent. Im

Südosten ist der Wald der stolze Besitz einiger weniger Großgrundbesitzer; sonst ist er meist in den Händen des Staates und einiger Gemeinden. Über 1000 Meter Höhenlage zeigt der Wald die Merkmale des Kampfes: lichter Stand, einseitige Beästung. Über 1200 Meter weicht er der Matte, den Geröllhalden und dem nackten Fels. Hier ist im Winter das Tummelgebiet der Skiläufer, die besonders den Glatzer Schneeberg - hier liegt der Firnschnee bis weit in den Frühling hinein -, die Hohe Mense und die Hohe Eule aufsuchen. Aber auch in tieferen Lagen - Reinerz, Mittelwalde und in dem etwas abseits gelegenen tiefen Klessengrund - sind die Sportverhältnisse sehr günstig, da die ganze Grafschaft auch im Winter ausgesprochen niederschlagsreich ist. Unweit von Wilhelmstal, einem kleinen Städtchen mit einem vergrüneten Ring, - es war früher einmal Bergwerkstadt, heute ist es wieder Bauerndorf - liegt zwischen dem Bielengebirge und dem Glatzer Schneeberg das völlig einsame Gebiet der **Saalwiesen**. Hier gibt es noch Urwald. Ein dichtes Gewirr von Eichen und Bergahorn, Fichten und Buchen läßt nur ein spärliches Licht auf den Waldboden fallen, der stellenweise vom Germer, einer eigenartigen Charakterpflanze der Grafschaft, völlig bedeckt ist. Unter seinem bis ein Meter hohen eigentümlich gefalteten Blätterwerk vermodern die Stämme der Laubbäume, die - begünstigt durch den Feuchtigkeitsgehalt der Luft - von weißen und rehbraunen Konsolenschwämmen langsam vom Leben zum Sterben gebracht werden. Durch dieses Gebiet führt die politische Grenze, und kein Gasthaus und auch keine pflegende Hand des Forstmannes hat sich hier auf 1000 Meter Höhe hinaufgewagt.

Im Mittelalter war die Grafschaft durch ihren Tierreichtum berühmt. Das Wildschwein wurde erst im letzten Jahrhundert ausgerottet. Rot-, Birk- und Auerwild sind in den großen Revieren - am Schneeberg umfaßt die geschlossene Waldfläche nahezu drei Quadratmeilen - auch heute noch keine Seltenheit. Vor einigen Jahren hat der Großgrundbesitz hier wie in anderen schlesischen Gebirgen Muffelwild ausgesetzt, das sich gut vermehrt hat, trotzdem diese Wildschafart in ihrer Heimat, auf den sonnenübergühten Felsen von Korsika und Sardinien ganz andere



Bad Reinerz (Schlesien).

Daseinsbedingungen hat.

Die Dörfer, die entlang den Bächen in das Gebirge vordringen, sind meist nur recht klein. In höheren Lagen lösen sie sich in zerstreute Häuser und einzelstehende Bauden auf. Diese aufgelockerten Siedlungen gehen stellenweise sehr hoch hinauf, besonders im Gebiete der Heuscheuer und des Adlergebirges, wo der Großgrundbesitz nicht so stark vertreten ist. Wald- und Heimarbeit beschäftigt eine Menge der Hände; erst in letzter Zeit ist der Fremdenverkehr hinzugekommen, so daß stellenweise ein gewisser Wohlstand eingetreten ist. - Der große Waldreichtum des Kreises Habelschwerdt findet auch in der Bauweise der Häuser einen beredten Ausdruck, der das Landschaftsbild mit beeinflußt. Trotz des Vorkommens von guten Bausteinen herrscht das Holz einseitig vor. Die Zahl der Steinbauten sinkt hier auf 36 vom Hundert; in dem mehr industriell gerichteten Kreis Neurode unter der Eule sind es dagegen 70 Prozent! Noch deutlicher sagen es die Zahlen für die Holzdächer: hier 81 und dort 16 vom Hundert!

So findet ein großer Teil der Bevölkerung auch in der Verarbeitung des Holzes Arbeit und Brot. Die Wasserkraft wird von zahlreichen Sägewerken, Holzschleifen und Papierfabriken ausgenutzt. Reinerz hat die älteste Papierfabrik Deutschlands. In den vom Hinterland völlig abgeschlossenen Hochtälern - die Grafschaft grenzt mit 171 Kilometern an die Tschechoslowakei und nur mit ganzen 41 an Schlesien - haben sich Wirtschaftsformen erhalten, die sonst nirgends anzutreffen sind. Der Ackerbau lohnt hier nicht, denn oft zerstört ein später Nachtfrost die Getreideblüte oder ein früher Schnee deckt den Hafer ein. Hunderte von Familien sind in mühevoller Heimarbeit mit der Herstellung von Holzspanschachteln beschäftigt. Seit Generationen vererbt sich die **Schachtelmacherei** vom Vater auf den Sohn. Vier Mann werden für den Hobel gebraucht, wenn die "Schleißen", die Bodenspäne für die größten Schachteln, geschnitten werden! Die Jüngeren schlagen mit Stanzeisen und Schlegel die Böden und Deckel für die Schachteln aus, und die Kleinsten müssen sie leimen und zusammenstecken. Aber nur ein paar Mark bringt das Tausend, und glücklich ist die Familie, die durch eisernen Fleiß es zum eigenen Motor gebracht hat, um die Schleißenhobel anzutreiben. Über 90 Prozent des deutschen Verbrauches an Holzspanschachteln stammt aus der Grafschaft Glatz. Bei der Wirtschaftsferne des Gebietes ist es ein Glück, daß ein Teil der Erzeugnisse gleich an Ort und Stelle verbraucht werden: Die Stadt Habelschwerdt ist der Sitz einer starken Zündholzindustrie, in der die Beschäftigung sich in den letzten Jahren erheblich verbessert hat. Eins dieser Werke stellt monatlich beinahe 300 Kisten Zündhölzer her; das sind ungefähr drei Millionen Streichholzschachteln, die wiederum zum größten Teil in Schlesien selbst verbraucht werden.

Aber auch der Baustoff der Berge selbst geht in verschiedenen Formen in viele Teile Deutschlands, ja sogar der ganzen Welt. Kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege entstand im Erlitztale die erste Glasfabrik Deutschlands mit italienischen Arbeitern. Der im Gebirge anstehende Quarz war die Grundlage dafür. Später kamen viel **böhmische Glasbläser** ins Land. Heute ist dieser Arbeitszweig in bezug auf seinen Rohstoff längst entwurzelt und nicht mehr bodenständig: der Quarz wird aus der Lausitz bezogen. Aber auf der Grundlage einer geschulten Arbeiterschaft arbeiten noch heute eine Reihe von Glashütten in Altheide, Lewin, Rückers und Seitenberg, deren Kristallwaren bis nach Australien und Amerika verschickt werden. - Der Sandsteinbruch in Lomnitz lieferte schon vor 300 Jahren Mühlsteine, die bis hinab nach Ungarn gingen. Und an der Heuscheuer wird ein wertvoller Baustein gewonnen. Das Reichstagsgebäude, die Staatsbibliothek, das Kaiser-Friedrich-Museum und der Berliner Dom sind von hier mit Riesenblöcken beliefert worden. Nach jahrelanger Stille ertönen nun auch wieder in dem Wünschelburger Bruch Hacke, Hammer und Steinsäge: für den großen Bau des Reichsbankdirektoriums sind hier Bausteine bestellt worden.

Über die Hälfte der gesamten Bodenfläche der Grafschaft trägt Ackerland. Alle Feldfrüchte werden angebaut, unter anderen auch sehr viel Klee und ebenso Zuckerrüben, für die in Eckersdorf eine der ersten Fabriken des Kontinents zu Beginn des vorigen Jahrhunderts errichtet wurde. In höheren

Lagen wird neben Roggen, Hafer und Kartoffeln noch der Flachsbaubetrieben. Bis in höchste Lage ist die blaue Blume ein Schmuck vieler Berglehnen. Bei Grunwald steigt der Roggen sogar in eine Höhe von fast 800 Metern. Der Hafer im Eulendörfel sogar bis auf 900! Oft kann er aber erst nach den ersten Schneefällen eingebracht werden und muß dann noch am Ofen trocknen.

Das eigentliche Gebiet der Landwirtschaft ist die Mitte mit vorzüglichem Ackerboden. Fast in jedem Torfe paaren sich Rittergüter mit großen Bauernhöfen. Einige kommen nahe an 2000 Einwohner heran! Der dichteste Siedlungsstreifen hat sich am Neißelauf entwickelt. Die Namen Schönau, Schöntal und Schönfeld sprechen eine lebendige Sprache. Hier überschreitet die Dichte der Bevölkerung erheblich den Durchschnitt des ganzen Landes. Von dem in geschützter Lage erbauten Habelschwerdt führt nach Glatz auf einer Strecke von 15 Kilometern eine ununterbrochene Reihe von Dörfern, von denen Grafenort durch den bedeutendsten Schloßbau Schlesiens aus dem 16. Jahrhundert bekannt ist. Karl von Holtei genoß hier Gastfreundschaft, und seine ersten schlesischen Gedichte sind hier entstanden. Rengersdorf, das nächste große Dorf mit Baumwollweberei, reicht schon in das Weichbild der Stadt und Festung Glatz hinein.

Sie liegt dort, wo ein Felsenkopf von altem Tonschiefer die Neiße um fast 100 Meter überragt und wo die wichtigsten Gewässer des ganzen Gebietes zusammenströmen und von der Neiße gemeinsam durch das Warthaer Tor ins Tiefland hinausgeführt werden. Zuweilen schwellen diese Wasser gefährlich an, aber die dichte Besiedelung des ganzen Gebietes macht den Bau von größeren Talsperren völlig unmöglich. Tiefe Flüsse haben den Straßen die Richtung gewiesen, und auch die Schienenstränge haben ihnen folgen müssen: **Glatz** ist der natürliche Verkehrsknotenpunkt des ganzen Gebietes.

Die Stadt liegt auf heißumstrittener, blutgetränkter Erde. Als Schutz für die alte Handelsstraße von Böhmen nach Polen bestand eine alte Landesburg, das "Kastellum Kladsko" - das heißt Niederlassung - schon um 970 als eine der Besitzungen des böhmischen Herzogs Slavnik. Das war zu der Zeit, als in Glatz die erste christliche Kirche gebaut wurde. 1275 wurde die im Schutze der Burg entstandene Siedlung eine deutsche Stadt, nachdem sich schon früher die Minoriten auf der Neißinsel, dem "Sande", niedergelassen hatten. Zahlreiche Prüfungen verhängte die Geschichte mit ihren vielen Kriegsläufen über die Stadt. Elfmal ist sie im ganzen vom Feinde eingeschlossen gewesen. Im unglücklichen Kriege 1806/07 gelang es der Standhaftigkeit des Grafen Götz und seiner tapferen Glatzer die Stadt so lange zu halten, bis der Friede von Tilsit geschlossen und somit die Übergabe vermieden war. Erst 1877 fiel die gegen die neuzeitlichen Waffen wertlos gewordene Umwallung, so daß die Stadt sich nun freier entwickeln konnte.

Vom Bahnhof her führt ein steiler Zugang zum Ringe über die Brücke, auf der der heilige Nepomuk die Wache hält. Die Enge der Straßen und ihre Steilheit kennzeichnen sofort die Bauart der Festungsstadt. Von der zum Oberring laufenden Böhmischen Straße führt ein schmales, mit schlimmen Katzenköpfen gepflastertes Gäßchen hinauf zum Wahrzeichen der Stadt, der Zitadelle, dem "Donjon", der den früheren Schloßberg einnimmt. Mit Ausnahme von Silberberg zeigt kein Bauwerk in ganz Preußen die Festungsbaukunst der friederizianischen Zeit so gut wie dieser schlafende Riese auf dem alten Bergmassiv. Vor uns steht eine Statue des heiligen Johannes von Nepomuk. Unter uns liegt die Stadt: Ziegeldach an Ziegeldach, Stufe über Stufe. Wie ein italienisches Städtchen. Daraus hervor ragt die Basilika der alten Pfarrkirche mit ihren ungleichen Barocktürmen; sieben schlesische Herzöge ruhen hier in kühlen Grüften. Von zwei Türmen flankiert ragt die Minoritenkirche auf. Jenseits der Neiße: der Schäferberg, den Friedrich der Große erst in die Befestigungen mit einbezog, nachdem er schon oft Stütze der Angreifer gewesen war. Und vom Rande der Neißesenke leuchtet vom "Spitzigen Berge" unweit Wölfelsgrund das Wallfahrtskirchlein **St. Maria ad nivem**, Spitzberg Maria Schnee herüber.

Die beiden anderen bekanntesten Wallfahrtsorte der fast ausschließlich von Katholiken besiedelten

Grafschaft liegen weiter ab. **Albendorf**, in der Nähe von Wünschelburg unter der Heuscheuer, schaut mit seiner Rokokokirche, dem mächtigsten Bauwerk der Gegenreformation in Schlesien, weit in die Ferne. Ritter Daniel von Osterberg ließ sie erbauen; sein Schloß, erwachsen aus einem Wachturm der böhmischen Herzöge des 11. Jahrhunderts, liegt auf einem hohen Porphyrfelsen zwischen Mittelsteine und Wünschelburg und ist eines der schönsten unter den vielen der Grafschaft. Osterberg erkannte, daß die Lage von Albendorf in einem seltsamen Spiel der Natur dem biblischen Jerusalem bis in kleinste Einzelheiten ähnlich ist. Da schuf er hier in diesem Winkel Schlesiens die zweite Heilige Stadt: 89 Kapellen ließ er erbauen, und Hügel, Bäche und Teiche erhielten biblische Namen. So begründete er den Ruf dieser Mutter Gottes, die vor dem Kriege alljährlich über 80 000 Pilger ins Land rief; viele davon aus dem benachbarten Böhmen. Das Leben in diesem Wallfahrtsort steht in schroffem Gegensatz zu dem Getriebe auf der anderen Seite des Steinetales, wo die Ausläufer der Waldenburger Kohle im Neuroder Revier große Kraftwerke und Fabriken entstehen ließen, zu denen die Arbeiter alltäglich in langen, stummen Kolonnen ziehn. - Der dritte berühmte Wallfahrtsort der Grafschaft liegt an ihrem Eingangstor: **Wartha**. Unten in der Stadt die große Kirche. Auf der rechten Seite des Durchbruchtales der Neiße thront eine Kapelle hoch auf steilem mit Mischwald bestandenen Bergkegel. Auf der anderen Seite die vielen Kapellen auf einem Kiesrücken, über den einstmalig die Neiße ihre Wasser zur Oder sandte.



Oberschlesien

*"Jeder Kirchturm, der zum Himmel zeigt,
Jeder Funke, der dem Schlot entsteigt,
Jedes Feuer, das am Herde glüht,
Jede Scholle, die der Pflug durchzieht,
Singt von deutschem Geist und deutscher Kraft,
Die lebendig bleibt und weiter schafft."*
Elisabeth Grabowski.

Oberschlesien ist eine 200 bis 300 Meter hohe Platte, die sich an die Sudeten und die Beskiden anlehnt und in der alten "Drei-Kaiser-Ecke" den kontinentalsten Teil des Reiches umschließt. Kommt man in Berlin oder Köln, München oder Karlsruhe auf Oberschlesien zu sprechen, so fällt fast immer nur das Wort "**Steinkohle**". Aber Oberschlesien hat nicht nur Fördertürme, Schächte und Schloten! Es hat auch weite Sandflächen und dünnbesiedeltes Waldland: östlich der Oder. Es hat am Fuße des Gebirges, das hier fast unmerklich in das Flachland hinüberleitet, fruchtbares Ackerland mit reichen Dörfern und schmucken Städtchen: westlich der Oder. Und erst im äußersten Südosten hat es die reichsten Kohlenvorkommen Europas: dicht besiedeltes Industrieland mit der Hälfte seiner gesamten Bevölkerung auf nur 500 Quadratkilometer zusammengedrängt!

Oberschlesien ist "heiliges Land"! Von ihm gilt in besonderem Sinne das, was der Führer einmal in der Breslauer Jahrhunderthalle von dem ganzen Südosten gesagt hat: "Über dieser Provinz steht in unauslöschlichen Lettern das Wort »Ehre«, das Wort »Selbstbewußtsein«, das Wort »Freiheit«." Denn Oberschlesien ist nicht nur ein Stück deutscher Landschaft, nicht nur ein wichtiges Wirtschaftsgebiet des Reiches, es ist auch ein Stück deutscher Geschichte, geschrieben mit Arbeit und Blut.

Als Friedrich der Große das Schlesische Land erwarb, umfaßte es folgende Gebiete: Als größten Block das Herzogtum Oppeln und die ober-schlesischen Anteile des Bistums Neiße; ferner einige zersplitterte Reste des alten Herzogtums Ratibor, die Herrschaft Pleß, Beuthen, das Amt Imielin mit Chelm und Koßtow. Außer diesem ober-schlesischen Kernland erhielt Friedrich noch das sogenannte Oppaland, das ursprünglich ganz zu Mähren gehört hatte. Gar nicht zu Oberschlesien gehörten damals zwei Gebiete, die erst später dem Regierungsbezirk Oppeln zugewiesen wurden: das

bischöfliche Fürstentum Neiße und der Kreis Kreuzburg.

Der geringe Gegensatz zwischen Berg und Tal erklärt sich in Oberschlesien aus der Erdgeschichte des Landes: die Sandsteine und Kalke des Mittelalters der Erde ruhen im Norden in flacher, ungestörter Lagerung. Das Fundament der Steinkohlenschichten im Süden ist zwar von Faltungen und Brüchen durchzogen, aber das nordische Eis und seine lockeren Aufschüttungen haben die Unebenheiten geschlichtet und mit den vielen Kiesen und Sanden auch die Grundlage für die weite Waldbedeckung geschaffen, die rechts der Oder auf über 50 vom Hundert der Fläche ansteigt.

Mit dieser weiten Waldbedeckung hängt eine andere wichtige Erscheinung zusammen: die Entstehung und Erhaltung eines sehr ausgedehnten Großgrundbesitzes, der allein über die Hälfte der gesamten Bodenfläche bewirtschaftet. Von diesen 57 Prozent des gesamten Bodens der Provinz waren vor dem Kriege allein 45 Prozent in der Hand von nur 54 Besitzern, von denen jeder mehr als 8000 Morgen besaß! Über ein Viertel des Kernes von Oberschlesien lag damals in der Hand von nur sieben Besitzern!

Auch heute noch haben die Betriebe über 2000 Morgen über ein Drittel der gesamten Fläche inne. Während der Reichsdurchschnitt der Besitzungen über 800 Morgen 15 Prozent beträgt, steht er für Oberschlesien auf der Zahl von 45 Prozent! Diese Tatsachen sind von ganz entscheidender Bedeutung für das Landschaftsbild, für das wirtschaftliche Leben und auch für das Kulturbild des Landes geworden.

Diese großen Ländereien sind meist Reste des alten landesherrlichen Besitzes, der - hart an der Landesgrenze und auch klimatisch oft nicht gerade günstig gelegen - mit seinen unfruchtbaren Sandböden nicht so leicht durch Verleihungen an die Kirche und Ansiedlungen von Kolonisten geschmälert wurde. Auch die Einziehung der Klostergüter durch den Staat wirkte sich hier überwiegend als Stärkung des Großgrundbesitzes aus, denn was nicht Domäne wurde, konnte nur der Magnat erwerben. Schließlich tat der Staat selbst noch ein Übriges für die Festigung und die Mehrung dieser Riesenbesitztümer durch Begründung zahlreicher Fideikomnisse. Die von diesen aus wiederum eifrig betriebene "Abrundung" des Besitzes führte allein bis zum Jahre 1838 zur Abtretung von insgesamt 100 000 Morgen Bauernland an den Großgrundbesitz. So entstand unmittelbar neben den Latifundien mit ihren stolzen Schlössern ein im Schatten dieses Reichtums kümmerlich um sein Dasein ringendes Landvolk, das zum Teil gar keinen oder nur wenig Boden besaß. Wer die Mißstände Deutschlands vor der Bauernbefreiung anschaulich schildern wollte, holte sich stets die Beispiele aus dem äußersten Südosten des Reiches! Auch nach der Steinschen Bauernbefreiung gab es in Oberschlesien noch ungefähr 30 000 "handdienstpflichtige" Stellen, und nur 43 000 Höfe waren zu freiem Eigentum gemacht worden. So wurde auch zu dieser Zeit der Großgrundbesitz nicht getroffen. Im Gegenteil! Er konnte damals seine Macht noch vergrößern, und zwar durch seinen Eintritt in Bergbau und Industrie. Auch hier half der Staat wieder: der Magnat erhielt bald im Streit, bald durch Gnade bedeutende Bergbauvorrechte! So wirkten die durch die Erfindung der Dampfmaschine in diesem Jahrhundert lebendig gewordenen Kräfte mit Hilfe des Staates weiter in Richtung der Stärkung der Macht des Großgrundbesitzes.

Das ist heute nicht mehr so! Grenzland ist Kampfland! - Nachdem die durch das Diktat von Versailles geschlagenen Wunden ein wenig geheilt sind, hat das Dritte Reich in diesem Gebiete der 100 000 Zwergbetriebe von unter fünf Hektar Größe die Neuansiedlung von Bauern tatkräftig in Angriff genommen. Bei der Sanierung durch Landabgabe sind bereits über 40 000 Morgen in bäuerliche Hände übergeführt worden. Weitere 40 000 Morgen stehen in dem Boden der 27 Staatsdomänen Oberschlesiens zur Verfügung. Auch Privatbesitz wird weitgehend zur Schaffung neuen Bauernlandes herangezogen werden. Denn bodenständige Bauern schützen das Land besser als Schützengräben und Maschinengewehre! Freilich setzt der karge Sandboden und das nicht immer vorteilhafte Klima einer dichten Besiedlung stellenweise gewisse Grenzen.

Aber nicht nur in Form der Bergwerke und Industrien schufen die oberschlesischen Magnaten Werte, die über ihre Heimat hinaus bekannt wurden. Auch die aus den Restbeständen von Altholz durch die Hand des Hegers und Gärtners umgewandelten großen Parkanlagen sind Sehenswürdigkeiten. Zum Teil liegen sie sogar unmittelbar in nächster Nähe des Industriereviere. Berühmt sind der Park von Miechowitz, der Kamienitzer Park im Dramatale an der Straße Gleiwitz - Tarnowitz, der Schloßpark von Rudzinitz und der von Laband, der des Fürsten Hohenlohe in Slawentzitz, der älteste der oberschlesischen Gartenanlagen, und der schönste von allen, der von Neudeck im Kreise Tarnowitz, der heute in Polen liegt.

Auf einem der vielen oberschlesischen Güter - auf Lubowitz bei Ratibor - wurde im Jahre 1788 Joseph Freiherr von **Eichendorff** geboren, den man - er starb erst 1857 in Neiße - den "letzten Ritter der Romantik" genannt hat. Im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts kamen die Vorfahren unseres Dichters aus dem Ostfälischen nach Schlesien. Heirat und Erbschaft begründeten ihren Landbesitz, der aber noch vor des Dichters Tode wieder zerfiel und verkauft wurde. Denn dieser Eichendorff war kein Latifundienjäger und wurde auch nicht Bergwerksbesitzer wie so viele seines Standes. Sein Blick galt allerdings auch nicht dem Leben der Bauern, der Gärtner, der Tagelöhner seines Landes! Er lebte nur in den tiefen Wäldern seiner Heimat, er hörte ihre Bäche rauschen, ihre Mühlen klappern. Auf hoher Gestalt trug er einen Kopf, der einen Geistlichen hätte zieren können. Er war ein Stiller im Lande, der den Lärm des Tages floh und sich nur in den Frieden des Morgengrauens und den Zauber der Mondnacht mit Liebe versenkte. "Ich warf mich in das tiefste Gras und sah stundenlang zu, wie die Wolken über die schwüle Gegend wegzogen. Die Gräser und Blumen schwankten leise hin und her über mir, als wollten sie seltsame Träume weben"

In Oberschlesien ist Eichendorff geboren - in Oberschlesien ist er auch gestorben: in **Neiße**, dem schlesischen "Nürnberg", das ihm auch ein Museum geweiht hat. Das ist mehr als eine Formsache, das ist weit mehr: In Neiße ist der Dichter noch fast ebenso lebendig wie in ganz Deutschland sein Werk. Es gäbe keine Stadt in ganz Schlesien, die besser geeignet wäre, die letzte Ruhestätte für unsern großen Romantiker zu sein als gerade diese Stadt: alter Bischofsitz und starke Festung Friedrichs des Großen. Am Ring die giebelreichen Bürgerhäuser aus der Renaissance, die er so liebte. Über den Dächern gotische Türme, ein Brunnen, der durchaus an Nürnberg erinnert, und nicht zuletzt das Bischofspalais, ein ewiges Denkmal des schlesischen Barock. Hier fand die Begegnung zwischen Friedrich dem Großen und Joseph dem Zweiten, dem Sohne Maria Theresias, statt, die Menzel mit Meisterhand gestaltet hat: Der alternde König, der spannkraftig und frisch seinem jugendlichen Bewunderer auf der Treppe entgegenneilt. Mit Seherblick ahnte damals Friedrich voraus, daß einmal die Zeit kommen würde, da ganz Europa zusammenstehen müsse, um sich der russischen Gefahr zu erwehren. Aber diese weltpolitisch so bedeutsamen Worte waren lange verklungen, als "im Abendrot eine mächtige Stadt funkelte" und dem Herrn Rat - so nannte man Eichendorff in Neiße - "von den Türmen ein Chor" klang und er im Jahre 1857 hier starb.

Neiße ist auch die Stadt der "Lichtelzieher", die zu der uralten Zunft der Seifensieder gehören. Dieses alte Handwerk hat sich nur in katholischen Gebieten in wenigen Betrieben erhalten, die in der Nähe von Wallfahrtsorten die Opferkerzen für die Adventszeit, das Christfest und die Karwoche herstellen: Über zwei große Trommeln, zwischen denen ein Bottich steht, wird der hundert Meter lange Docht buchstäblich durch das flüssige Wachs "gezogen".

Zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges war Neiße mit 7500 Bürgern nicht nur die größte Stadt Oberschlesiens, sondern eine der größten des deutschen Ostens überhaupt. Auch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist es noch die volkreichste Siedlung, denn von den 500 000 Einwohnern ganz Oberschlesiens wohnen noch über zwei Drittel im Ackerbaugebiet um Neiße, Neustadt und Leobschütz. Auch der Bau des Klodnitzkanals um die Wende des 18. Jahrhunderts kann die Verteilung der Bevölkerung noch immer nicht entscheidend umgestalten. Das bringt erst die Eisenbahn fertig! Als sie Oberschlesien erreicht hat, wird das Bild mit einem Schlage anders. Um

1910 wohnen von den zwei Millionen schon über die Hälfte im Kohlengebiet, fast eine ganze Million allein im Industriedreieck Beuthen - Gleiwitz - Kattowitz. Hindenburg, das große Dorf, das 1840 noch 10 000 Einwohner hatte, ist schon eine Großstadt von über 100 000 Einwohnern. Neiße aber blieb auf 10 000! Während sich die Bevölkerung Breslaus in den letzten 130 Jahren nur verzehnfacht hat, ist sie im Industriegebiet in derselben Zeit siebenzigmal so groß geworden!

Welches sind die Grundlagen für diese stürmische Entwicklung? Der oberschlesische Bergbau hat eine lange Geschichte:

Nach dem vorübergehenden Eindringen der Slaven im deutschen Osten setzte auch in Oberschlesien das Rückfluten germanischer Völker ein. Die natürliche Grenze des Landes gegen Westen war damals ein Grenzhag, der allgemein unter dem Namen "*preseka*" - das ist »**Grenzwald**« - bekannt war. Er zog sich von dem ansehnlichen Rodungsdorf Schönwalde unter Silberberg im Eulengebirge über Kamenz am Neißeufer entlang bis zur Oder, von dort weiter am Stober bis in die Gegend von Namslau und Pitschen. Zahlreiche Waldreste und viele Ortsnamen sind noch heute Wegzeichen seines Verlaufes. Unter den Axthieben deutscher Kolonisten fielen große Teile dieses Waldes, und weite Ackerflächen entstanden. Eisenpflug und Körnerbau, die regelmäßigen Grundrisse der Städte, reiche Dörfer und Gehöfte im fränkischen Stil sind die Wahrzeichen dieser Kulturarbeit, die damals von Mittelschlesien, Mähren und Böhmen aus einsetzte. Das war im Gebiet links der Oder.

Östlich der Oder bestimmt heute noch der Wald weitgehend das Landschaftsbild. Zwischen Malapane und Stober dehnen sich auf sandigen Böden die Nadelteppiche der Kiefern und Fichten aus - alles Reste der alten "*Preseka*". Weiter im Süden breitet sich zwischen Klodnitz und Birawka auf ähnlich großer Fläche ebenfalls Wald aus. Dazwischen aber liegt eine offene Ackerfläche mit Feldern und Dörfern und dem freundlichen Grün der Laubbäume: der



St. Annaberg (Oberschlesien).

Muschelkalkrücken des "**Chelm**", das ist »Höhe«. An seinem einen Ende ragt der basaltische, von einem Kloster gekrönte **Annaberg** auf, das nationale und religiöse Heiligtum des "Landes unterm Kreuz", auf dem deutsche Jugend in Oberschlesiens schlimmsten Tagen für die Freiheit des Landes ihr Leben ließ. - Von dem anderen Ende des "Chelm" sagte im Jahre 1861 Freiligrath: "Ich habe eine neue Welt kennengelernt, das neue Kalifornien, das zwar kein Gold, aber Eisen, Zink und Kohle in Menge gibt!"

In diesem fast nur mit Wald und wenig Acker bestandenen Winkel des Landes setzte der erste Bergbau schon im 13. und 16. Jahrhundert ein. Als notwendige Kraftstoffe standen Wasser und Holz in Hülle und Fülle zur Verfügung. Unter der Regierung Friedrichs II., der das Eisen für seine Kriege notwendig brauchte, stieg die Zahl der Hochöfen von 14 auf 44, und im Jahre 1788 wurde in Tarnowitz die erste Dampfmaschine des Festlandes aufgestellt! Die eigentliche Grubenindustrie setzte erst wesentlich später ein, als man die Steinkohlenzone gefunden und den Wert dieser "aufgespeicherten Sonnenwärme" als Kraftstoff erkannt hatte. In Gleiwitz wurde 1796 der erste Kokshochofen angeblasen. Mit diesem Standort war für die Eisenindustrie die Verlagerung ins

Kohlengebiet in die Wege geleitet. In den Freiheitskriegen hatte sie ihre Feuerprobe zu bestehen: in der Gleiwitzer Hütte wurden Kanonen und eiserne Kreuze gegossen. Aber noch um 1850 gab es mehr Holzkohlenöfen.

Der eigentliche Aufschwung des Gebietes kam erst durch die Eisenbahn, die das Land an den Weltmarkt anschloß, andere Industriezweige heranzog und selbst sehr viel Kohle verbrauchte. Nach dem Kriege von 1870/71 entstanden die gewaltigen Unternehmungen in ihrer heutigen Gestalt. Diese Eisenwerke verarbeiten heute schon lange nicht mehr den heimischen Raseneisenstein, dessen Lager erschöpft sind und der sich in seiner Zusammensetzung nicht für eine moderne Verarbeitung (Verhüttung) eignet. Heute werden viel mehr ausländische Erze - vor allem schwedische - die als billige Bergfracht auf der Oder von Stettin kommen, bis zu einer Menge von 80 Prozent der Gesamtverhüttung verwandt.

Im Gegensatz zu den Eisenerzlagern ging der Abbau und die Verhüttung von heimischem Blei- und Zinkerz immer weiter, das sich besonders in den Kreisen Beuthen, Kattowitz und Tarnowitz fand. Ihr Vorhandensein verdanken wir besonders dem Muschelkalk, der die Eigentümlichkeit hat, die aus der Tiefe aufquellenden Erze wie ein Schwamm aufzusaugen, d. h. in chemischen Prozessen festzuhalten.

Der eigentümliche Reichtum des Landes sind aber nicht seine Erze, nicht seine Wälder, nicht sein Ackerboden, sondern seine gewaltigen Steinkohlenlager, die denen des Ruhrgebietes, selbst denen ganz Englands mengenmäßig kaum nachstehen. Riesige Küstensümpfe eines Meeres schufen im Altertum der Erde hier das große Steinkohlenbecken, das das Gebiet zwischen Mährisch-Ostrau - Bielitz - Biala - Krakau - Tarnowitz - Hultschin einnimmt. Einige Flöze sind bis zu 13 Metern stark, und das tiefste Bohrloch der Welt bei Czuchow unweit Rybnik durchstößt mit seinen 2240 Metern - diese Teufe ist zehnmal tiefer als der Kölner Dom hoch ist! - nicht weniger als 163 Flöze mit einer Gesamtmächtigkeit von 118 Metern, erreicht eine Wärme von 84 Grad, aber noch nicht den Boden dieses Lagers!

Diese Steinkohlenmassen sind entscheidend wichtig für die Entwicklung des ganzen Gebietes geworden, denn sie geben für alle anderen Betriebe die bodenständige Grundlage: den Brennstoff für die Roherzeugung von Eisen und Stahl, den Kraftstoff für die Weiterverarbeitung in der Maschinenindustrie, für die Gießereien, Sprengstoff-Fabriken und zahlreiche andere Nebenbetriebe, wie Gaswerke und Kraftwerke.

So ist mitten im Waldgebiet am Südostende des "Chelm" eine Oase der Arbeit entstanden, die - ähnlich dem Ruhrgebiet - fast den Eindruck einer einzigen, nur an wenigen Stellen aufgelockerten Siedlung macht. Fördertürme, Schornsteinwälder, Zechen und Hochöfen, Halden und Ödländer, zuweilen noch einige Schrebergärten und etwas Ackerland, alles zusammengehalten durch ein Netzwerk von Drähten in der Luft, durch Schienenstränge auf dem Erdboden, Wasserleitungen und Kabel in der Erde und die unsichtbaren Fäden der Verwaltung der zahlreichen Werke und der großen Städte: Beuthen, Gleiwitz, Kattowitz, Königshütte und Hindenburg. Das Ganze: ein fein aufeinander abgestimmtes Räderwerk, in dem ein Teil ohne den anderen nicht leben kann.

Das oberschlesische Land liefert seinem "Herzen" das, was es außer Kohle notwendig zu seinem Leben braucht: die Stämme des Waldes steifen die Stollen in den Gruben ab. Die Sande müssen als "Spülversatz" dienen, die am Rande des "Chelm" auftretenden Kalke und Dolomite liefern den "Zuschlag" für die Hochöfen, die großen Zementwerke ihre Erzeugnisse für die großen Bauten, und das fruchtbare Lößland links der Oder hilft das schlesische "Kalifornien" mit Milch und Brot versorgen.

Das oberschlesische Industriegebiet hatte vor dem Kriege eine wichtige Aufgabe innerhalb des

deutschen Wirtschaftsraumes: es versah den ganzen Osten mit Brennstoffen und Hüttenerzeugnissen. Die großen Metallwerke Berlins und die vielseitige Veredelungsindustrie Sachsens erhielten von dort Halbfertigwaren und einfache Maschinen. So konnten der deutsche Osten und große Teile Mitteldeutschlands nicht ohne Oberschlesien bestehen, und Oberschlesien nicht ohne diese Absatzländer. Alles aber war ein Werk deutschen Geistes und deutscher Tüchtigkeit, erkämpft gegen eine ausgesprochene Ungunst der Lage durch deutsche Menschen, deutsche Tatkraft, deutsches Kapital.



Oberschlesisches Industriewerk.

Und dieses Oberschlesien ist durch [das Diktat von Versailles](#) in Fetzen zerrissen worden! "Man trennte das Arbeiterheer von der nächsten reichen Stelle der Ernährung, dem Leobschützer Lößland jenseits der Oder, und der fruchtbaren mittelschlesischen Ebene, von der Zufuhr der schwedischen Erze auf dem Oderstrom, von den die Menge von Grubenholz sendenden Ländern der nördlichen Nachbarschaft, von dem Schifffahrtsweg für das Abschwimmen der Kohlenfrachten, der Nebenprodukte der Kokereien und der Zinkblechrollen" (Parsch).

Dieser "Schnitt durch den Maschinensaal" hat das Antlitz Oberschlesiens von Grund auf verändert. [Trotzdem 60 Prozent der gesamten Bevölkerung für den Verbleib bei Deutschland gestimmt hatten](#), verloren wir die wertvollsten Stücke gerade des Industriebezirks: Von 67 Steinkohlengruben verloren wir 53, von 16 Zink- und Bleierzgruben gingen 11 in polnischen Besitz über. Es gingen ferner verloren: sämtliche Eisenerzlagerstätten, 15 von 25 Gießereien, 9 von 14 Walzwerken, 22 von 37 Hochöfen, sämtliche 22 Zinkhütten. So hatte das Land mit einem Schlage ein ganz anderes wirtschaftliches Gesicht bekommen: aus dem Industrieland war zum Teil wieder ein Wald- und Ackerland geworden. Und neben den Verlusten noch die vielen Verstümmelungen! Die ober-schlesischen Kraftwerke wurden zerrissen. Ebenso das Netz der Wasserversorgung. Manche Unternehmungen verloren ganze Teile des Betriebes, die nun jenseits der Grenze liegen. Das Mundloch zu einem Stollen liegt auf deutscher Seite, der Stollen selbst ist polnisch, an anderer Stelle ist es umgekehrt. Hier gehört ein Grubenhof nach Deutschland, die Wohnung der Arbeiter aber liegt in Polen.

Auch ein wertvolles Landwirtschaftsgebiet ging uns verloren: das fast 300 Quadratkilometer mit ungefähr 50 000 Einwohnern besiedelte "**Hultschiner Ländchen**", die lößbedeckte Fortsetzung des Leobschützer Landes. Ohne Volksabstimmung mußte dieses Gebiet, das nie rein slavisch gewesen ist, an die Tschechoslowakei abgetreten werden. Die Sprache der Hultschiner ist zwar ein eigenartiges Gemisch von mittelalterlichem Mährisch und Deutsch: "Ti maz feini anzug, feini vorhemetlu, a feini schlips", sagt der Hultschiner. Diese Mischmundart sprachen 1910 nicht weniger als 80 Prozent der Bewohner, aber bei den Gemeindewahlen im Jahre 1924 stimmten nicht weniger als 70 Prozent für die deutsche Liste!

Ähnliche Verhältnisse liegen in dem polnisch gewordenen Teile von Oberschlesien vor: hier ist der kulturelle Schnitt auch mindestens ebenso hart wie der wirtschaftliche. Dieses Volk, das [in der Abstimmung](#) zu einem so großen Teile seine Treue zum Reich unter Beweis gestellt hat, zerfiel

sprachlich, völkisch und bekenntnismäßig schon immer in zwei Teile. Aber diese Trennungslinien fielen eben nie zusammen! Der Muttersprache nach gab es im Kreise Rosenberg im Jahre 1910 nicht weniger als 81 Prozent "Polen", in Cosel 75 Prozent. Aber im Abstimmungsjahre 1921 standen im Kreise Rosenberg 68 Prozent für ein deutsches Oberschlesien und in Cosel sogar volle 75 Prozent. Genau so wie man aus dem Bekenntnis nicht auf die politische Zugehörigkeit schließen kann, ebensowenig weist in Oberschlesien die Mutter- oder besser Umgangssprache auf die Staatsgesinnung hin. So haben allein in den Kreisen Kreuzberg und Leobschütz mehr als 90 Prozent der polnisch sprechenden Bevölkerung für Deutschland gestimmt!

Die Sprache der Oberschlesier ist auch gar kein Polnisch, sondern eine Mischmundart, die zum Unterschied vom eigentlichen Polnisch, dem "Hochpolnisch", hier "Wasserpölnisch" genannt wird, eine Sprache, die zahlreiche Wörter aus dem Deutschen entlehnt und - ähnlich der Hultschiner Mundart - nur mit slavischen Endungen versehen hat.

Aber nicht nur Sprache und Gesinnung sondern auch die rassischen Merkmale zeigen deutlich, daß der **Oberschlesier** nicht nach dem Osten gehört. In den letzten Jahren sind 400 Gemeinden mit über 25 000 Einwohnern rassekundlich genau untersucht worden: Über die Hälfte weisen nordische Rassemerkmale auf - ein neuer Beweis, daß Oberschlesien nie Slavenland gewesen sein kann. Im Westen und Norden ist diese nordische Grundlage besonders stark, was wohl auf die mittelalterliche Kolonisation zurückzuführen ist. Im Süden dagegen tritt ein dinarischer Erbstrom deutlicher hervor, während im östlichen Winkel des Landes sich ostische Einflüsse stärker geltend machen. Aber selbst hier ist der nordische heute noch der tragende und überwiegende.

Auch das Brauchtum des Landes spricht dieselbe Sprache: Inmitten der tiefen stillen Wälder des Gebietes liegen die Dörfer wie versteckte Vogelnester, die Häuser um die alte Schrotholzkirche wie Kücken um ihre Henne. Heidebauern, Tagelöhner und Waldarbeiter verdienen unter schweren Bedingungen ihr täglich Brot. Hier gibt es noch einige Trachteninseln, an denen Schlesien sonst nicht gerade reich ist. Es scheint so, als ob die Bewohner durch ihre bunte Tracht, die sie sogar bis in die Schreibstuben und Geschäftszimmer tragen, die trübe Stimmung der weiten Sandflächen und der einsamen Kiefernwälder bannen wollen. Besonders viel werden die Trachten in Schönwald getragen, das seit 700 Jahren stets kerndeutsch gewesen ist. Aber auch im offenen Ackerlande, auf dem Chelm, wo wasserpölnisch gesprochen wird, werden die bunten Kleider getragen. Beide Trachteninseln - verschieden in Umwelt und Sprache - sagen noch einmal deutlich genug: der Oberschlesier ist ein Deutscher, wo er auch lebt, wie er auch spricht, in welche Kirche er geht!

Aber trotz allem nahm das Schicksal unerbittlich seinen Lauf: Oberschlesien wurde zerrissen, und zu dem Nachteil der Wirtschaftsferne, der kontinentalen Lage und dem Mangel einer großen brauchbaren Wasserstraße für die Beförderung seiner Massengüter - im Reich vollziehen sich 20 Prozent des Güterversandes auf dem Wasser, in Oberschlesien nur 7 Prozent - traten nun noch die Schäden durch die Zerstörung der gerade hier zu großen Einheiten zusammengeschlossenen und aufeinander angewiesenen Betriebe. Das Schlimmste aber war der Verlust großer Absatzgebiete im Osten durch die Landabtretungen von Memel im äußersten Norden bis herunter nach Hultschin im Süden und die Abschnürung von den neu geschaffenen Staaten durch hohe Zollmauern. So war es kein Wunder, daß die oberschlesische Wirtschaft, die ohnehin schon immer gegenüber den anderen Gebieten des Reiches durch ihre Lage benachteiligt war, sich in der Zeit der unsicheren Staatsführung immer mehr einem Zusammenbruch näherte. Während im Jahre 1913 das Gebiet einen Gesamtverkehr von über 60 Millionen Tonnen zu verzeichnen hatte, so war dieser im Jahre 1930 auf 28 Millionen zusammengeschmolzen. Die Zahlen des Verkehrs mit dem Auslande weisen noch deutlicher den Niedergang auf: statt 14 000 000 waren es nur noch 2 000 000 Tonnen! Und das ist der neuen Lage des Landes nach durchaus verständlich: Schlägt man um Gleiwitz einen Kreis mit dem Radius von 300 Kilometern, so fallen nunmehr über 90 Prozent der umschriebenen Fläche auf das Ausland. Infolge der hohen Zollmauern nimmt aber dieses große Gebiet nur 7

Prozent des gesamten Güterversandes des Landes auf! Die Fracht für Kohle kostet ja von Ostoberschlesien aus den nunmehr polnischen Gruben bis nach Danzig dank der Vorzugstarife auf der polnischen Staatsbahn nur 3,39 Mark für die Tonne, während der sonst billigere Wasserweg die deutsche Kohle nur für 4,80 Mark nach Stettin bringen kann. So hat die deutsche Kohle in den Ostseeländern schwer um Absatz zu kämpfen!

Noch deutlicher wird die Lage, wenn man sich die Lebensverhältnisse seiner Bewohner ansieht. Die völlige Einseitigkeit der Wirtschaft dieses Bergbaugebietes - 60 Prozent der Industriebevölkerung sind Arbeiter - hat dazu geführt, daß nur eine sehr geringe Möglichkeit für die Berufsarbeit von Frauen besteht. Während im Reiche 35 Prozent aller Frauen berufstätig sein können, sind es hier nur 15 bis 20 Prozent. So kommen angesichts der verhältnismäßig hohen Kinderzahl in dem Gebiet viel zu viel Esser auf einen Verdienner! Nur 37 Prozent der Bevölkerung sind hier erwerbstätig. Im Reiche sind es weit mehr. Entsprechend niedrig ist auch die Steuerkraft dieses Landes: Während in Breslau auf den Kopf des Einwohners im Durchschnitt 75 Mark an Steuern jährlich einkommen, sind es in Gleiwitz nur 44, in Beuthen 34, in Hindenburg sogar nur 26 Mark! Kein Wunder, daß diese drei Städte auch die bei weitem ungünstigsten Wohnverhältnisse des ganzen Reiches aufweisen, zumal man mit einer jährlichen Zuwanderung von 5000 Menschen in diesem hart an der Grenze gelegenen Gebiet rechnen muß. In Beuthen wohnen 45 Prozent der Bevölkerung in "überfüllten Wohnungen", in Hindenburg 43, in Gleiwitz 38, während der Reichsdurchschnitt nur 9 Prozent beträgt. Das sind Zahlen, die wirklich anschaulich machen, was das so viel gebrauchte Wort "**Ostnot**" alles in sich schließt.

Der neue Staat sah sich nach den Jahren der planlosen Wirtschaft und der ins Ungeheure gestiegenen Arbeitslosigkeit, die sich hier noch drohender als in anderen Gebieten entwickelt hatte, zur Wiederherstellung der deutschen Raum- und Menschenordnung in Oberschlesien vor ganz besonders schwere und umfassende Aufgaben gestellt, die nur durch einschneidende Maßnahmen gelöst werden konnten. Denn auf dem "Lande unterm Kreuz" lastete Absatznot und Arbeitsnot, Land- und Wohnungsnot und nicht zuletzt Verkehrsnot. In den letzten vier Jahren seit der Machtergreifung sind auf diesen Gebieten bereits erhebliche Fortschritte erzielt worden: Die Zahl der Arbeitslosen ist seit 1933 um 80 Prozent gefallen, die der Feierschichten ist nur noch sehr gering. Die Löhne sind gestiegen, die Erzeugungsziffern für Steinkohle und Koks haben sich gehoben, auch der Auslandsabsatz deutscher oberschlesischer Steinkohle hat sich gebessert. Ebenso zeigen die Erzeugungsziffern der Eisenhüttenwerke eine erfreuliche Aufwärtsbewegung. Um die vielen verfügbaren Arbeitskräfte des Landes dauernd nutzbar zu machen, ist die Heranziehung von "Ergänzungsindustrien" geplant. Der Bestand an Wohnräumen hat sich in der kinderreichsten Provinz des Reiches inzwischen auch erhöht, vor allem durch einige Tausend Kleinsiedlungen. Neuerdings wird ein Siedlungswerk geplant, das innerhalb von zehn Jahren 75 000 Menschen aus dem engeren Industriegebiet innerhalb der "Einstundenzone" ansiedeln soll - ein Millionenprojekt, das 15 000 Morgen Land beanspruchen und das Bild des ganzen Reviers entscheidend umgestalten wird.

Aber noch von einer anderen Seite her wird die Lage des mit seinem Absatz fast nur auf den innerdeutschen Markt angewiesenen Gebietes tatkräftig gebessert: Um seiner Marktferne wirksam zu begegnen, muß das Land näher an seine Absatzgebiete herangebracht werden. Zwei Aufgaben sind in dieser Richtung bereits in Angriff genommen: die Umgestaltung der Oder zu einer Großschiffahrtsstraße und der Ausbau einer leistungsfähigen Verbindung zwischen den Bergwerken und der Oder.

Zur Verbesserung der durchaus unzulänglichen Wasserführung der Oder ist das Staubecken unweit Neiße bei Ottmachau errichtet und im Jahre 1933 bereits in Betrieb genommen worden, das die großen Wassermengen des niederschlagsreichen Einzugsgebietes der Glatzer Neiße in einem herrlich gelegenen See vor den Mauern des "schlesischen Rothenburg" auffängt und für die Oder im

Sommer 95 Millionen Kubikmeter Zuschußwasser - knapp ein Viertel des Bedarfs! - liefert. Auf diese Weise wird verhindert, daß wieder einmal wie in den schlimmen Sommern 1928 und 1930 ungefähr 1000 Kähne mit über 300 000 Tonnen Frachtgut aus Oberschlesien auf der Oder "versommern", d. h. wochenlang auf dem Flusse liegen müssen, um auf größere Tauchtiefe zu warten. Bei Turawa werden die Wasser der Malapane durch einen 6 Kilometer langen Damm in einer Talsperre aufgestaut, dem der Fläche nach größten Stausee Deutschlands, der im Jahre 1938 zum ersten Male durch Zuschußwasser der Oderschiffahrt neuen Antrieb verschaffen wird. Von weiten Wäldern umgeben wirkt er nicht wie ein Werk der Technik, sondern wie ein großer verträumter Waldsee. Ebenso wird das Wasser der Ruda bei Ratiborhammer, das der Klodnitz bei Sersno und das der Weistritz (Eulengebirge) bei Domanze in Seen, die auch schon im Bau sind, angestaut, um auf diese Weise eine Tauchtiefe der Oder von ungefähr 1,70 Meter zu erreichen, die Schifffahrt um zwei Monate zu verlängern und die Ladung erheblich zu steigern. So muß sich der Schlesier künstlich große Wasserspeicher errichten, die dem Rheine in Gestalt der Gletscher der Alpen in natürlicher Form für den Sommer zur Verfügung stehen. Aber auf diese Weise entstehen in Schlesien, das ziemlich arm an großen Wasserflächen ist, eine Reihe von Seen und Erholungsstätten, die das Land noch schöner machen, als es die Natur schon ausgestattet hat.

Schon vor dem Kriege - zuerst 1879 - hatte der oberschlesische Bergbau eine leistungsfähige Wasserstraße von den Gruben zur Oder gefordert. Aber erst im Jahre 1933 wurden die Mittel für einen 43 Kilometer langen Kanal von Gleiwitz nach Cosel an der Oder genehmigt. Dieser "**Adolf-Hitler-Kanal**" wird für Oberschlesien das sein, was der Mittellandkanal - beide werden in Kürze eröffnet - für das Ruhrgebiet ist: der billige Wasserweg für die Kohle nach der Reichshauptstadt. - Der 125 Jahre alte **Klodnitz-Kanal** mit seinen 18 Schleusen konnte nur Kähne mit einer Ladefähigkeit von 135 Tonnen tragen. Der neue wird den Höhenunterschied zwischen der grünen Oderniederung bei Cosel und der welligen Hochfläche des dicht besiedelten Industriegebietes bei Gleiwitz in sechs einschiffigen Zwillingschleusen überwinden. Die Wasserspeisung ist durch das Staubecken der Klodnitz bei Sersno sichergestellt. An die Stelle des gemütlichen pferdebespannten Treidelkarrens wird der schwer keuchende Schlepper treten, und Kähne bis zu 1000 Tonnen Tragkraft werden die "schwarzen Diamanten" Oberschlesiens zur Oder bringen. Der Kopf des Kanals wird bei dem großen Verschiebehnhof Gleiwitz liegen: Die Stadt erhält zwei Hafenbecken von je 600 Meter Länge und 75 Meter Breite und einen 2500 Meter langen Hafenbahnhof, der die vielen Kohlenzüge aufnehmen soll. Das alte Bett der Klodnitz wird zu einer Autostraße ausgebaut, die das Stadttinnere von Gleiwitz, das sicher bald zum größten Ort des Industriegebietes werden wird, im Durchgangsverkehr entlasten soll.

Aber nicht nur im äußersten Südosten regt sich wieder neues Leben, sondern auch in mancher anderen Stadt. Da ist **Ratibor**, die alte Kolonialstadt mit den vielen Fabrikvororten, das durch die neue Grenzziehung am Ausgange des sogenannten "Ratiborer Entenschnabels" liegt und durch die Abtretung des Hultschiner Ländchens sein ganzes Hinterland für seine Schokoladen- und Zigarrenfabriken und seine Brauereien verloren hat und sich nun auch wieder - wenn auch nur sehr langsam - erholt. - In hochwassergeschützter Lage auf Kreidekalken liegt die Stadt **Oppeln**, als Kolonialstadt gegenüber einer alten slawischen Burg erbaut. Im Mittelalter war sie 400 Jahre der Sitz schlesischer Herzöge, und nach der Eröffnung der Eisenbahn entstanden vor ihren Toren - gegründet auf die Nähe der Kohle und den guten Kalk - die großen Zement- und Kaliwerke von Groschowitz. Ihr Wahrzeichen: die aus weiter Ferne sichtbaren weiß dampfenden Schornsteine. Ähnliche Werke sind auch an dem der Oder zugewandten Fuße des Chelm entstanden: in Leschnitz und Gogolin, und auch auf dem Chelm selbst schicken hohe Essen in Groß-Strehlitz und Schimischow ihre eigentümlichen hellen Fahnen weit in die Luft.

Nicht weit von diesen Stätten des Staubes und der rastlosen Arbeit ragen andere Wahrzeichen in den Himmel: die Türme der alten Burgruine Tost, für deren Wiederherstellung die Arbeiten in vollem Gange sind. Neben der alten Bischofsburg von Ottmachau ist sie eine der wenigen Zeugen

romantischer Ritterherrlichkeit in Oberschlesien, nachdem andere abgetreten werden mußten. Hier hat Eichendorff einen Teil seiner Jugend verlebt, "wo die Elfen tanzen auf Waldesrasen, wo die Rehe unten dort im Mondschein grasen".

Im Herbst 1936 ist das kleine abgelegene Dörfchen Mühlbach bei Oppeln über Nacht zu einem berühmten Ort geworden: Eine Regierungskommission entdeckte hier in einer alten Backsteinkapelle eine wunderschöne holzgeschnitzte Mariengruppe, die in einem Winkel herrenlos und verstaubt dastand. Einige Kenner bestimmten sie als ein Werk des berühmten Nürnberger Holzschnitzers Veit Stoß, der im Jahre 1476 als Pionier deutscher Kunst nach Krakau ging und um diese Zeit die "**Mühlenbacher Mariengruppe**" in Linde, seinem liebsten Werkstoff, geschnitzt haben muß. Seit 1912 ist nichts von diesem Meister mehr gefunden worden, und nun schenkt uns das kunstgeschichtlich so wenig beachtete Schlesien sogar ein Jugendwerk dieses großen Meisters! Hinter den wuchtigen Mauern des ehemaligen Jesuitenklosters in Oppeln steht jetzt das Werk, um das Schlesien von vielen Kennern beneidet werden kann.

Nördlich des großen Waldgebietes zwischen Stober und Malapane liegt das **Kreuzburger Land**. Es ist bekannt durch seine vielen Schrotholzkirchen, deren es in ganz Oberschlesien über 150 gibt. Sie sind in ihrer Bauweise ein unverfälschter Ausdruck des Holzreichtums, der klimatischen Verhältnisse des Landes und der Frömmigkeit seiner Bewohner. Unter hohen Bäumen versteckt trägt jedes Holzkirchlein sein eigenes Gesicht. Kostbare Altarschreine aus dem



Beuthen (Oberschlesien). Schrotholzkirche.

schnitzfreudigen 15. Jahrhundert haben hier mit ihren wertvollen Holzplastiken die Wirrnisse der Jahrhunderte überstanden. Berühmt sind die Klappaltäre von Golkowitz, Kostau und Rosen.

Durch das Kreuzburger Land führte die alte Handelsstraße Breslau - Krakau. Hier entstand schon früh die Stadt der Hefe und des Flachses: Konstadt. Wenn man in Breslau Hefekuchen ißt, so kann man 1 zu 10 wetten, daß er mit Konstadter Hefe gebacken ist. Aber noch wichtiger ist uns heute die Flachsfabrik mit der größten Flachsroste aus ganz Deutschland, die aus den umliegenden oberschlesischen Kreisen, wo der Flachs recht gut gedeiht, den Rohstoff bezieht.

Weit stiller ist **Kreuzburg** selbst, das dem Lande den Namen gegeben hat, die Geburtsstadt des großen Schlesiens **Gustav Freytag**, der den deutschen Kaufmannsroman *Soll und Haben* schrieb. So vielfältig wie das Gesicht seiner schlesischen Heimat - so mannigfaltig ist auch sein Werk. Er war Schriftsteller, Dichter und nicht zuletzt Politiker, dessen Feder mit leidenschaftlicher Hingabe gegen das verwelschte Österreich gefochten hat, der immer wieder als Kämpfer für ein einiges Reich in Preußen das einzige Heil sah. Zu seiner Zeit wurde er freilich nicht recht anerkannt, sondern sogar verfolgt, aber würdig steht er neben allen Schlesiern, die zu allen Zeiten Blut und Arbeit für ihre Heimat eingesetzt haben für "Ehre", "Selbstbewußtsein", "Freiheit" dieses reichen und schönen Landes.



Breslau

Viel haben wir im deutschen Osten durch den "Friedensvertrag" von Versailles verloren: deutsche Menschen, deutsche Arbeit, deutsches Land, deutsche Städte. Die alte Hansastadt Danzig gehört nicht mehr zum Reich; auch der nördlichste Ostseehafen nicht mehr: Memel. Posen, das durch deutsche Arbeit und Kultur zur Großstadt emporwuchs, ist polnisch geworden. Königsberg ist mit ganz Ostpreußen vom Reich durch einen Streifen fremden Landes abgeschnürt. Aber die größte und lebendigste der ostdeutschen Städte - größer als Stettin und Königsberg zusammen - die Stadt, die wie ein Turm mitten aus einer weiten Ebene sich erhebt, **Breslau**, die alte Hauptstadt Schlesiens, ist uns geblieben. "Gruß Brassel" nennt sie der schlesische Volksmund liebevoll und ehrfürchtig zugleich.

Nicht immer hat man von Breslau mit Achtung und Liebe gesprochen. "Westliche Überheblichkeit" - so sagt Wilhelm Pinder - hat "einen Bann auf diese reiche und schöne Stadt mit 17 alten Kirchen gelegt, gepreßt voll alter Kunst", einen Bann, den es endlich zu brechen gelte. Im 16. und 17. Jahrhundert ist das Urteil der Zeitgenossen noch einmütig: "Breslau übertrifft durch seine glückliche Ortslage, durch die Stattlichkeit seiner Bauwerke unstreitig alle Städte Deutschlands" (König Wladislaus von Böhmen und Ungarn 1505). Auch im 17. Jahrhundert wird es zu den schönsten Städten Deutschlands gezählt und der Weite und Größe nach mit Augsburg verglichen. Ganz anders urteilt das 18. und 19. Jahrhundert. Da ist nur die Rede von dem "lärmenden, schmutzigen, stinkenden Breslau, aus dem ich bald erlöst zu sein wünsche" (Goethe an Herder 1790). - "Es ist eine unreine, alt und traurig aussehende Stadt" (K. G. Küttner, *Reise durch Deutschland* 1798). Neu entdeckt wird die Schönheit dieser Stadt dann erst wieder im 20. Jahrhundert.

Umgeben von einem äußerst fruchtbaren Ackerbaugebiet, liegt Breslau als Brückenstadt an einem großen Strom. Aber die Hauptstadt Schlesiens ist nicht als Hafen und nicht als Brückenort groß geworden, und seine reichen Bauten verdankt es nur zum geringen Teil der Fruchtbarkeit und den Bodenschätzen des Landes. Seine Größe spiegelt eine Vergangenheit wider, deren Raum viel weiter gespannt war und über die Grenzen des heutigen Schlesiens weit hinausgriff.

Auf zweifache Weise hat die Natur die **Lage** Breslaus vorgezeichnet: Eine ganze Reihe von Inseln boten innerhalb einer von Überschwemmungen oft heimgesuchten Flußniederung Schutz für Siedlungen und zugleich bequemen Übergang über die 5 Kilometer breite sumpfige Odersenke. So entstand Breslau als **Brückenstadt** kurz oberhalb der Einmündung von vier Nebenflüssen (Weide, Ohle, Lohe, Weistritz), deren reiche Wasserläufe weiter unterhalb ein Überschreiten des Stromes schwieriger gemacht hätten. So war es zugleich mit einem Flechtwerk von Wasserwegen umgeben, das der Stadt einen vorzüglichen natürlichen Schutz bot und die niederländischen Kaufleute mit Recht an ihre Heimat erinnerte. Denn soweit reichte einst der Radius des Breslauer Handels! Die Stadt lag in der Mitte eines großen Viereckes des europäischen Verkehrs, dessen Ecken durch die Städte Antwerpen, Nowgorod, Venedig, Odessa gekennzeichnet sind. Dem Zusammenstreben der Gewässer im mittelschlesischen Raume entsprach die Richtung der alten Handelsstraßen, die sich hier durch Strom-, Sumpf- und Gebirgspässe gelenkt schneiden mußten: von Wien über die Mährische Pforte, von Prag durch die Glatzer Senke am Zobtenberge vorbei, aus dem Westen der Weg von Holland und Hamburg über die "Hohe Straße", nach Norden die Wege nach Stettin, Danzig, Königsberg und Warschau, nicht zuletzt nach Osten die alte Salzstraße über Brieg und Oppeln um die niederen Beskidenpässe nach Krakau und Ungarn.

Schon zur slawischen Zeit bestand an der Oder eine um das Jahr 1000 als "Wratisla" erwähnte Siedlung, die als Bischofssitz bekannt war, mit einem Schloß, Kloster und Kirchen. Die Sage weiß von einem blinden Polenkönig zu berichten, der eine Christin zur Frau nahm, dafür das Augenlicht wieder erhielt und zum Dank an der Stätte des Wunders die Stadt gründete. Der Mittelpunkt dieses

ältesten Breslau ist wahrscheinlich der heutige Ritterplatz gewesen. Auf die in seiner Nähe gelegene Adalbertkirche zielten die Fluchtlinien der Straßen Breslaus hin, die in die alten Handelswege mündeten. Als die Mongolen im 13. Jahrhundert über Schlesien hinwegstürmten, flüchteten die Bewohner auf die sichere Dominsel. Die Holzhäuser der alten Stadtanlage des linken Oderufers gingen in Flammen auf; nur die Magdalenen- und Adalbertkirche überstanden die furchtbare Heimsuchung.

Wenige Monate nach der Zerstörung erhebt sich aus der Asche des Mongolenbrandes eine neue Stadt. Die deutschen Kaufleute kennen die große Bedeutung des Breslauer Raumes und des Oderüberganges. Sie bauen eine neue deutsche Stadt auf dem erhöhten Gelände südwestlich der alten. Ihr alter Mittelpunkt wird mit dem neuen Plan durch eine gradlinige Straße verknüpft. Rings um die neue Stadt wird ein Wallgraben gebaut, in den später die Ohle geleitet wird. Kaum irgendwo im deutschen Osten ist der regelmäßige Bauplan der Kolonistenstädte noch einmal so großzügig durchgeführt worden wie hier in Breslau: Über dreieinhalb Hektar - 175 mal 208 Meter! - ist die Fläche des Ringes groß. Er liegt im Schnittpunkt der Hauptstraßen. Von der alten Magdalenenkirche rückte man ausreichend ab, schuf aber eine Seitenverbindung zu ihr. Für die neu zu errichtende Stadtpfarrkirche der hl. Elisabeth wird ein besonderer Platz neben dem Ringe ausgespart. Zwei andere, der "Salzring", der spätere Blücherplatz, und der Neumarkt bleiben für den Handel der einheimischen Erzeugnisse vorbehalten. In der Mitte des Ringes entsteht ein vielgliedriges Kaufhaus, neben dem erst im 14. Jahrhundert als jüngerer Anbau das Rathaus errichtet wurde. Heinrich IV. - in der Legende der "Minnesänger" genannt - gab der Stadt 1261 das Magdeburger und 1274 das sehr wichtige Niederlagsrecht. Dieses Recht wurde die Grundlage für das Aufblühen der Stadt und ihr Wachstum weit über die Größe einer Herzogstadt hinaus. Im Jahre 1330 hatte sie bereits den Umfang der heutigen Altstadt erreicht, und 120 Jahre nach dem Mongoleneinfall standen schon - eine gewaltige Leistung - **acht** Gotteshäuser im Bau. Mit 25 000 Einwohnern war Breslau zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges die größte Stadt des deutschen Ostens. Prag mag etwas größer gewesen sein, Wien und Danzig etwas kleiner, Dresden, Krakau, Leipzig waren halb so groß, von Berlin gar nicht zu reden.

Aber die eigentliche Blüte- und Aufschwungszeit der Stadt war damals schon vorbei. Die Geschichte wandte sich gegen die Stadt: Die Türkenkriege machten den Handel nach dem Süden unsicher. Nach Polen waren Tuchmacher aus Schlesien ausgewandert und übten dort ihr Handwerk aus. Krakau und Thorn ließen den Breslauer Handel nicht mehr weiter vordringen. Der Übergang der polnischen Krone an Sachsen brachte den Verlust der Beziehungen zu Leipzig, und der Zugang Rußlands zum Meer führte bald zur völligen Ablenkung des russischen Handels. Noch viel nachteiliger für den Außenhandel wirkte sich dann später der Übergang zu preußischer Herrschaft auf das Land aus: Es verlor allen Warenverkehr mit Österreich und Ungarn und bekam in Pommern und der Mark nur unzureichenden Ersatz. Die nunmehr fast ganz von fremden Staatsgebieten umschlossene Provinz mußte unter dem Merkantilsystem weit mehr leiden als jedes andere Gebiet. Die handelspolitische Abschnürung von den Nachbarländern erreichte in der jüngsten Gegenwart durch das [Diktat von Versailles](#) und [seine Folgen](#) ihren Höhepunkt. Alle diese Nachteile konnten nicht wettgemacht werden durch die Verbindung der Oder mit der Elbe über den Friedrich-Wilhelm-Kanal und die Spree (1668), sie konnten nicht im vorigen Jahrhundert behoben werden durch das Aufblühen des oberschlesischen Industriegebietes, sie können auch heute nicht völlig ausgeglichen werden durch die Regulierung der Oder und die künstliche Erhaltung ihrer Wasserspiegelhöhe. So ist die alte Hansestadt des weiten Raumes zwischen der Nordsee, der Ostsee und dem Schwarzen Meer im Laufe der Geschichte ihrer eigentümlichen, von der Natur vorgezeichneten Aufgabe beraubt worden, Austauschplatz zwischen Nord und Süd, West und Ost zu sein. Das kennzeichnet die Lage von Breslau auch heute noch; für ein Wirtschaftsgebiet von nur 4,5 Millionen Einwohner ist es eine viel zu große Stadt. Das schnelle Wachstum in der Gründerzeit und seine 625 000 Einwohner dürfen darüber nicht hinwegtäuschen. Die Wohndichte ist in Breslau außerordentlich groß, die Arbeitslosigkeit größer als in anderen Städten. Noch Ende des Jahres 1936

nimmt die Stadt mit 56 Arbeitslosen auf 1000 Einwohner vor Aachen, Gelsenkirchen und Dresden die erste Stelle im Reiche ein. Im Sommer 1937 sank die Zahl auf 42 ab.

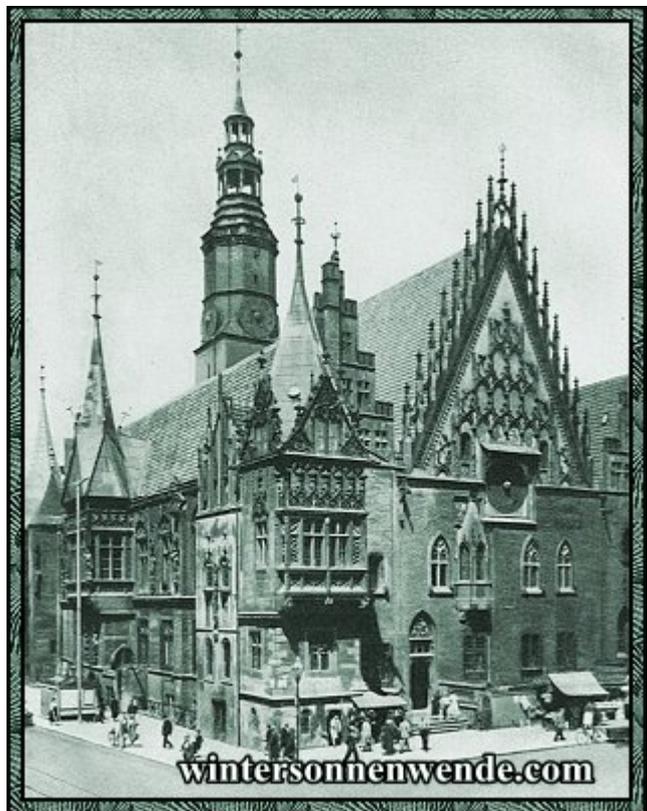
Aber die Züge der großen Vergangenheit sind unauslöschlich in das Antlitz der Stadt geprägt. Handels- und Wallfahrtstraßen kreuzten sich in Breslau, bürgerliche und geistige Mächte waren hier nebeneinander lebendig und wirksam. Die glänzende Geschichte einer alten Hansastadt und freien Stadtrepublik und die ehrwürdige Vergangenheit einer alten Bischofsstadt schufen hier im deutschen Osten ein reizvolles Nebeneinander von großen Gotteshäusern und prächtigen Bürgerbauten. Drei Städtebilder: Der weitgespannte Ring mit seinem Rathaus und den umliegenden Kirchen. Die Universität mit der Jesuitenkirche und dem Jesuitenkolleg längs der Oder. Der "stille Bezirk der Bischöflichen Gewalt auf der Dom- und Sandinsel". (Grisebach).

Zwei Stilepochen sind es, die der Stadt mit ihren Bauten das Gesicht gegeben haben: die Gotik des 13. und 14. Jahrhunderts und der Barock des beginnenden 18. Jahrhunderts. Gewiß sind es nicht Meister und Werke, die führend gewirkt haben, wohl aber Stilgestaltungen und Lösungen von Bauaufgaben, die ihr eigenes Gepräge haben. Denn der Schlesier ist - wie Gustav Freytag sagt - sehr wohl bereit, Fremdes aufzunehmen, aber "ohne das eigene Wesen aufzuopfern".

"Wie freie Bürger ihren erwählten Führer", so umstehen in einem großen Viereckplatz vornehme Giebelhäuser ihr **Rathaus**, das unter den wenigen schlesischen Bürgerbauten der Gotik die erste Stelle einnimmt und eines der eigenwüchsigsten Werke ist, die deutsche Profanotik geschaffen hat. Begonnen wurde der Bau, als Karl IV., der Gründer der deutschen Universität in Prag, Landesvater von Schlesien war. Er ist nicht aus sich selbst allem gewachsen, sondern in Anlehnung an die große Kaufhalle errichtet, an die später der Fürstensaal angebaut wurde - in ihm nahm Friedrich der Große die Huldigung der schlesischen Stände entgegen - und noch später die Ratsstube, der westliche und der südliche Anbau. Das war um die Wende des 15. Jahrhunderts, als der verhaßte Hussit Podiebrad plötzlich starb und Breslau den kunstliebenden Ungarnkönig Matthias Corvinus als Retter feierte. Bewundernswert ist es, mit welcher Sicherheit es die Baumeister der Spätgotik verstanden haben, ältere und neuere Teile dieses Bauwerkes zu einem einheitlichen

Ganzen zusammenschweißen. Die ausgesprochene Vorliebe für reiche Schmuckformen - Säulen, Fialen, Erker, Figuren, Fensterbekrönungen, zierlich gemeißelte Friese - und die sparsame Durchfensterung geben dem Bauwerk etwas Gemütliches, an Süddeutschland Erinnerndes, ja stellenweise Kokettes und damit ein Leben, das sich scharf von den Rathäusern der Hansastädte an der Ostsee absetzt. Trotz des gleichen Baustoffes, des Backsteines, ist hier nicht die mächtige Wucht und sichernde Kraft von Lübeck oder Stralsund zu Hause.

Untrennbar zu Rathaus und Ring gehören die beiden Pfarrkirchen von Alt-Breslau: St. Magdalenen und St. Elisabeth. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurden sie erbaut, nicht in Hallenform, sondern als Basiliken ohne Querschiff. Diese Raumform hat mit dem Eintritt Breslaus in die Hansa und mit der baltischen Backsteingotik nichts zu tun. **St. Magdalenen** ist vor allem



Breslau. Das Rathaus.

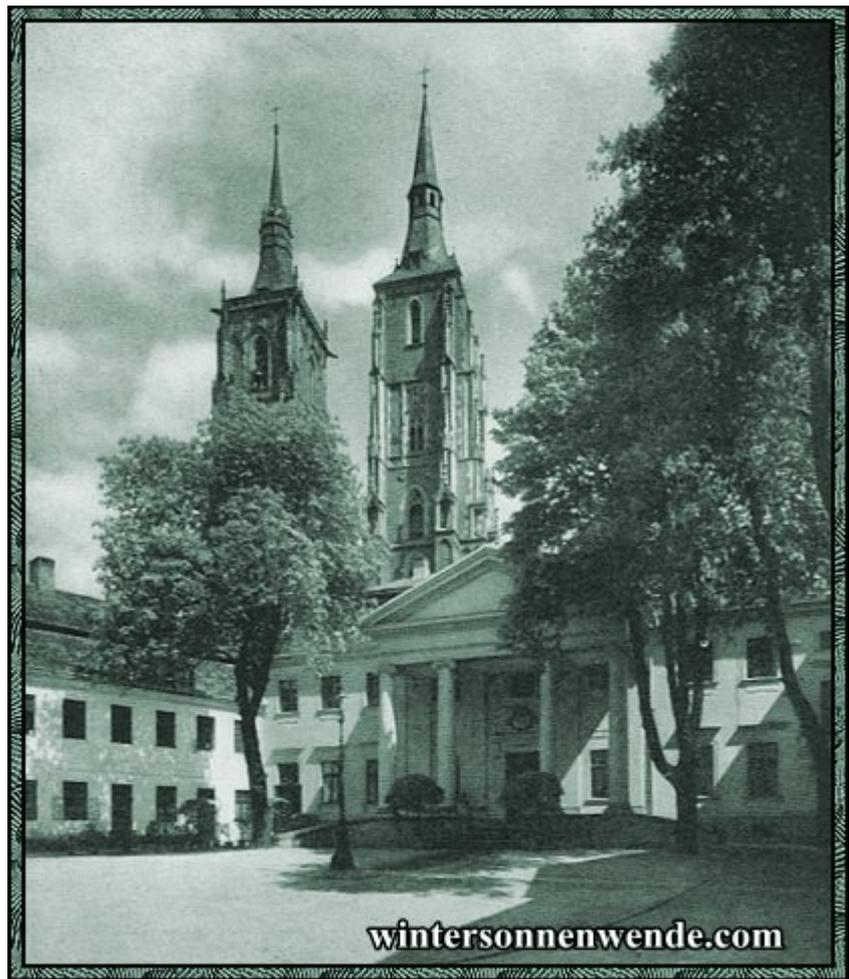
durch Einzelheiten bekannt. Die Südseite birgt eines der ältesten Breslauer Baudenkmäler, das "Türgerüste" der ehemaligen Vinzenzkirche auf dem Elbing, die zur Zeit der Türkenkriege vorsorglich abgebrochen wurde. Die Stadt ließ das romanische Portal an der Südseite der Kirche einbauen (1546). In St. Magdalenen predigte Johann Heß aus Nürnberg anno 1523 als erster den Protestantismus in Schlesien. Zwei Westtürme flankieren die Baumasse der Kirche und führen sie empor. Der eine trägt die Armesünderglocke, bekannt durch Wilhelm Müllers Glockenguß von Breslau: "War einst ein Glockengießer zu Breslau in der Stadt"... Die Brücke, die beide Türme verbindet, wird allmitternächtlich - so erzählt die Sage - von eitlen Jungfern, die ihr Lebtage nicht zur Arbeit kommen, gefegt.

Die Kühnheit der Tiefe und Schlankheit der Höhe wird bei **St. Elisabeth** noch gesteigert. Über 66 Meter dehnt sich diese basilikale Stadtkirche, über 30 Meter steigt sie empor, ihre Nebenschiffe im Hauptschiff um das Doppelte überragend. Sie war die Lieblingskirche der Breslauer Patrizier, und ihr Inneres birgt manchen wertvollen Schatz; darunter einige Ölbilder von Lukas Cranach und Michael **Willmann**, dem schlesischen "Raffael". Der Außenbau spricht die selbstbewußte Sprache des Bauwillens einer Bürgerschaft zur Zeit ihrer größten Macht. Der einzige Turm ist das riesige Wahrzeichen der Stadt, bei dessen Anblick Goethe seinen Totentanz schrieb. Durch den Verlauf einer Nebenstraße - das erinnert an südliche Vorbilder - ist er in seitliche Stellung gekommen und schnell in seiner Schlankheit hoch empor, mit seiner Haube die beiden Türme der Magdalenenkirche weit überragend. Die Wirkung wird noch gesteigert durch ein altes barockes Friedhofsportal, das sich - mit Heiligen-Standbildern geschmückt - zwischen zwei beiderseitig angebauten Altaristenhäusern spannt und den Eingang zum Kirchplatz bildet.

Nicht weit davon ein ganz anderes Bild: die Weißgerberohle. Ehemals ein Fluß, nach der Choleraepidemie von 1866 zugeschüttet, heute eine stille Hintergasse mit malerischen Giebelhäusern, verziert mit hölzernen Altanen und Weingerank. Hier ist der Schauplatz des großen Kaufmannsromanes des Schlesiers Gustav Freytag. Das alte Geschäftshaus der Firma Schröter steht in entgegengesetzter Richtung vom Ring, in der Albrechtstraße. Als Karl IV. seine Residenz an der Stelle der heutigen Universität errichtete, war die **Dominsel**, die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts den Herzogpalast getragen hatte, zum alleinigen Herrschaftsbereich der geistlichen Welt geworden. Auch heute noch ist sie in ausgesprochener Schutzlage - freilich nicht mehr vor Türken oder Mongolen - wohl aber vor dem Getriebe der Großstadt. Die beiden großen Oderbrückenstraßen liegen fern von ihr, die beiden kleineren lassen sie wie eine Insel im Verkehrsschatten liegen. Einige Gäßchen tragen heute noch echte Katzenköpfe, armseliges Pflaster. Auch im Schatten der Wohndichte liegt dieser stille Stadtteil: Hier wohnen für Breslauer Verhältnisse nur sehr wenig Menschen. Aber unzählige Tauben nisten in dem Gemäuer der Kirchen, und mitternachts hört man jeden Schritt von den Wänden der stillen Häuser widerhallen. Kaum eine andere deutsche Stadt hat mitten in ihrem Kern eine solche Insel der Ruhe und des Friedens. Von der Promenade jenseits der Oder und der auf ihr gelegenen Holteihöhe genießt man einen wunderbaren Blick: Breit und ruhig fließt der Strom dahin; Wassersport und Wasserverkehr haben weiter aufwärts ihr Reich und ihre Tummelstätte. Sicher und ruhig umschließen die Fluten die beiden Eilande, die Dominsel und die Sandinsel. Die Mauern zum Fluß sind im Frühjahr überflutet von gelben Forsythien, deren biegsames Zweigwerk zum Wasser hinunterfällt. Große Fliederbüsche darüber. Zwischen den wolkigen Kuppeln von Ahorn, Zitterpappel, Kastanie und Linde ragen die Türme der Gotteshäuser in den Himmel. Durch das zarte gelbe und warm braunrote Blattwerk schimmern die Dächer der Häuser von Domherren und Kirchenbeamten, dem Kurfürstlichen Waisenhaus und der Fürstbischöflichen Residenz. Neben dem barocken Bau der Staats- und Universitätsbibliothek - ehemalige Klosterbauten - ruht das für schlesische Kirchen ungewöhnlich flache Dach der Marienkirche auf dem Sande; sie ist die erste der beiden Hallenkirchen, die die Augustiner in Breslau errichteten. Nicht weit davon stößt der nadelspitze Turmhelm der Kreuzkirche in den Himmel hinauf, und von ihm durch eine Blickspanne getrennt der Dom - 1244 begonnen, 1272 geweiht - mit seinem grünen Patinadach und den beiden schlanken Türmen. "Wie

eine Stadt für sich auf heiliger Erde stehen die drei Kirchen". (H. Ch. Kaergel).

Der **Dom** ist ein Ziegelbau mit Werksteinverzierungen. Der Querschnitt ist der einer gotischen Basilika, um die sich zur Barockzeit ein Kranz von schönen Kapellen legte. Im Innern sind eine Reihe von berühmten schlesischen, Nürnberger, Augsburger und italienischen Meistern mit Bildern und Skulpturen vertreten. Das Bistum war so reich, daß es das "goldene" genannt wurde. Einer der reizvollsten Blicke auf die eigentümliche Verschwisterung von Backsteindom und barocken Kapellen hat man durch das sogenannte Klößeltor, ein Barocktor, das jedes Kind in Breslau kennt, weil darauf ein Klößel, das schlesische Leibgericht - in Wirklichkeit eine alte Kanonenkugel - angebracht ist. Dicht daneben steht das kleine Aegidiikirchlein, einer der Reste, die zum ältesten Bauwerk von Breslau, dem Vinzenzkloster, gehören.



Breslau. Hof des Fürstbischöflichen Hauses mit den Domtürmen.

Unsere besondere Liebe gilt der **Kreuzkirche**. Sie ist die eigentümlichste Prägung schlesischen gotischen Geistes, ein sehr rassiges Bauwerk. Es ist ein Gebilde völlig selbständiger Art, für das der Meister kein Vorbild gehabt haben kann. Der Chor birgt das Grabmal des Stifters Herzog Heinrichs IV. Zwischen dem Langhause und dem Querschiff sind zwei Türme angebaut, von denen aber nur der eine mit spitzem Turmhelm vollendet wurde. Zwei Kirchen liegen übereinander. Der Sockelbau der kryptenartig gedrückten Unterkirche gibt dem Ganzen ein kräftiges Aufwärtsschwingen. Ähnlich wie bei der Elisabethkirche wirkt auch hier die unregelmäßige Gruppierung zusammen mit dem steilen Dach besonders anziehend. "Es gibt wenige Bauten aus dem 14. Jahrhundert, die in ihrem vertikalen Hochgefühl mit solch jugendlicher Spannkraft auftreten". (Grisebach). Auch eine andere Eigentümlichkeit des schlesischen Backsteinbaues tritt an der Kreuzkirche hervor: Der Schlesier kennt nur sehr wenig die Backsteinornamentik der norddeutschen Stilprovinz. Für Portale, Maßwerk, Gesims und andere Gliederungen steht ihm Hausteine zur Verfügung. Aber es wäre oberflächlich, diese Eigentümlichkeit nur aus dem Zufall der Nähe von Sandstein abzuleiten. Die Freude an der Verarbeitung dieses Baustoffes reicht tiefer. Sie entspricht der schlesischen Auffassung der Backsteingotik überhaupt: immer wieder zeichnet die Kirchen eine gewisse Schlankheit und Sehnigkeit des Wuchses aus, eine Freude an Kühnheit und Außergewöhnlichkeit der Konstruktion, ein Behagen an zierlichem Schmuckwerk, "eine gewisse Feingliederigkeit und phantastische Spitzigkeit des Wuchses" (Burmester), die besonders durch steile Dächer und schlanke Türme erreicht wird. Es sieht so aus, als ob hier gewisse Eigentümlichkeiten des Schlesiers in den Bauwerken lebendig geworden sind. Uns fallen Worte von Hermann Stehr ein. Er spricht einmal von dem "schalkhaft spöttischen", von dem "versonnenen, leichtsinnigen,

träumerischen Wesen", von dem Gemüt des Schlesiens, der "phantastisch und unergründlich zugleich" ist, von seiner künstlerischen Begabung, von seiner "heiteren Gelenkigkeit und seinem nie besiegbaren Verstocksein". Eigenwillige Kraft, Überschwenglichkeit und Formenfreude sind in den schlesischen Gotteshäusern deutlich lebendig geworden.

Noch einmal im Laufe der Baugeschichte tritt Schlesien mit Werken hervor, die dem Gesicht seiner Städte ein besonderes Gepräge geben. Noch einmal verbinden sich in Breslau der ruhig dahinfließende Strom und ein Bauwerk zu einem Stadtbild von unvergeßlicher Wirkung: Am Ufer der Oder wächst der elegante Bau des Jesuitenkollegs, der späteren Friedrich-Wilhelm-Universität, empor, und in ihrer unmittelbaren Umgebung entsteht im 18. Jahrhundert ein Baubezirk echt schlesischen Barocks. Die Entwicklung der Breslauer **Universität** beginnt mit dem Jahre 1659, als die Jesuiten ihre Breslauer Schule in die ehemalige Kaiserliche Burg verlegten. Ein halbes Jahrhundert später erhob sie Kaiser Leopold zur Universität mit zwei Fakultäten. 1728 erfolgte die Grundsteinlegung des heutigen Gebäudes. Die eigentliche Gründung erfolgte dann aber erst 1811, als die Frankfurter "Viadrina", die 1506 als erste deutsche Ostuniversität gegründet wurde, nach Breslau verlegt wurde. Dieser Tag ist der Gründungstag der Breslauer Friedrich-Wilhelm-Universität. Sie entstand in schwerster Zeit aus dem Geiste des deutschen Idealismus: "Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren", so sagte Friedrich Wilhelm III. Mit zündender Rede rief vom Katheder eines Hörsaales Professor Steffens damals die Studenten und Bürger auf, dem Rufe des Königs zu folgen, und griff damit buchstäblich in das Rad der Weltgeschichte ein.



Breslau. Die Universität.

Mit der gewaltigen Front von 135 Metern zieht sich das Gebäude an der Oder entlang. Ursprünglich war es auf 200 Meter Länge geplant. Wer der künstlerische Schöpfer gewesen ist, wissen wir nicht. Wenn es auch bei barocken Bauten nicht ungewöhnlich ist, daß mehrere Meister sich an einem Werke beteiligen, so spricht doch die Einheitlichkeit der baulichen Leistung gegen eine Kollektivarbeit. Das große Portal, ein Werk des Bamberger Meisters Johann Albrecht Siegwitz, führt mit reicher Verzierung auf die schön geschwungene Doppeltreppe zu. In seiner südlichen Formgebung und Leichtigkeit erinnert es an Werke von Prag und Wien. Der damaligen

Bauauffassung entsprechend liegt es nicht an der weitgeöffneten Front der Wasserseite, sondern an der stillen Stadtseite, fast versteckt in einem Winkel. Für die innere Gliederung des Baues schrieb die langgestreckte Form alles vor: An langen Gängen sind die Unterrichtsräume aufgereiht. Das "Oratorium Marianum", der heutige Musiksaal, und die Aula Leopoldina sind nur eine Geschoßhöhe hoch. Beiden Räumen ist die an die Gliederung des Kirchenraumes erinnernde Dreiteilung eigentümlich. - In der mit der Universität unmittelbar verbundenen **Matthiaskirche** findet die barocke Pracht der beiden Säle ihre Fortsetzung und Steigerung. Das Bauwerk ist Ende des 17. Jahrhunderts entstanden. Die üppige Ausschmückung ist eine Arbeit des Pozzoscülers Christoph Tausch, der an der Gliederung in Vorjoch, Langhaus und Chor nichts änderte, es aber verstand, bei allem Reichtum des Schmuckes und der Farben eine große Einheit zu schaffen.

Aber nicht nur Breslau, sondern ganz Schlesien hat in der Zeit, da es zu Österreich gehörte, seinen Beitrag zum deutschen **Barock** geliefert. Wir verlassen kurz die Hauptstadt zu einer Barockreise in die Provinz: Auch im Lande sind es nicht die Fürsten gewesen, sondern hier wie da Orden und Kirche, die aus Österreich, Böhmen und Franken mit Aufträgen die Künstler in das Land riefen. Die ersten sind die Jesuitenbauten in Glatz, später in Neiße und dann die Matthiaskirche in Breslau. Alle drei in Gliederung, Raumverhältnissen und Farbgebung noch streng gehalten. Am Anfange des 18. Jahrhunderts werden in der Jesuitenkirche von Liegnitz und der Kreuzherrenkirche zu Neiße die Pilaster herausgerückt und schräg gestellt. So entsteht ein "Mehr von Überschneidung und Lockerung". Dasselbe zeigt sich auch in der ehemaligen Benediktinerinnenkirche von Kloster **Liebenthal** von 1726. Inmitten der weit geschwungenen, ruhig gleitenden Kammflächen des Isergebirgsvorlandes ragt diese barocke Fassade völlig unerwartet auf. Der langgestreckte, etwas eingemuldete Straßenplatz des Ringes, die Lauben der einstöckig gegiebelten Häuser und die darüber hochaufragende Klosterkirche schaffen ein Bild, das an Städte Böhmens und Mährens erinnert. Das Bauwerk selbst reicht freilich an die Neiße Kirche nicht heran, die aber von zwei anderen überragt wird: Grüssau und Wahlstatt.

Alle diese Kloster- und Schulbauten hatten das Ziel, über die Kirche das schlesische Land fester mit Österreich zu verbinden, um den wachsenden Einfluß von Berlin zu schwächen.



Grüssau (Schlesien). Klosterkirche.

Die Zisterzienser-Stiftskirche in **Grüssau** - 1728 bis 1735 erbaut - von Gurlitt als "das Hauptstück des schlesischen Barocks" bezeichnet, liegt in der Nähe von Landeshut in einer Senke zwischen dem Riesengebirge und dem Waldenburger Bergland. In nächster Nachbarschaft erheben sich die barocken Vulkankegel des Rabengebirges und die bizarren Säulen und Türme der Adersbach-Weckelsdorfer Sandsteinfelsenwelt. Die Stiftskirche ist eine kreuzförmige, fünfjochige Hallenkirche, die im beweglichen Fluß ihrer Gliederung die Bauten von Liegnitz und Neiße, ja sogar Prag übertrifft. Das ist ihre echt schlesische Eigentümlichkeit. Der üppige figürliche Schmuck der Fassade stammt von einem Prager Meister, und die phantastisch behelmten Türme machen das Bauwerk zu einem der reizvollsten des deutschen Hochbarock.

Zwischen der alten Piastenstadt Liegnitz und der im hügeligen Vorlande gelegenen Stadt Jauer erhebt sich eine Anhöhe, unter der im Jahre 1241 ein schlesischer Herzog tapfer kämpfend fiel und mit Rittern, Bürgern und Bergknappen das Schicksal Schlesiens und des Abendlandes entschied: **Wahlstatt**. Hier baute Kilian Ignatz Dientzenhofer den Benediktinern eine Klosterkirche, die 1731 geweiht wurde. Sie erinnert weit mehr als alle anderen an den Barock Böhmens. - Südlich Breslau liegt das etwas altertümliche, aber wunderbar in seine Umgebung gebaute Heinrichau. Noch schöner ist Kloster **Leubus**, das über der Oder frei in der Landschaft zwischen Maltsch und Steinau gelegen ist. Zisterzienser aus Pforta an der Saale errichteten hier 1175 eine Niederlassung. In vorbildlicher Form wurde die alte gotische Kirche dem neuen Bauwerk und seinem Leben eingeordnet. Wahrhaft festlich und feierlich liegt diese in ihrer Gliederung recht strenge Schöpfung mit einer 225 Meter langen Front über den Eichenwipfeln der Oderwälder und dem breiten Strome, auf dem die langgestreckten Lastkähne das Spiegelbild der ragenden Türme immer wieder zerteilen.

Doch nun zurück zu Breslau, hinein in die Gegenwart! Die schlesische Hauptstadt ist nicht nur eine Stadt der Gotik und des Barocks, nicht nur ein Museum von spitzgiebligen Bürgerhäusern und ein Tummelplatz seltsamer Straßennamen und alter Portale, die viel erzählen können; sie hat nicht nur eine Reihe von alten Museen - in dem bedeutendsten, dem der bildenden Künste, findet der Kunstfreund eine Reihe von Originalen berühmter Meister, wie vor allem Willmann, Menzel, Böcklin, Schwind, Thoma und andere - sie hat nicht nur ein von Friedrich dem Großen erbautes Schloß, in dem Friedrich Wilhelm III., als der große Freiheitskampf in Breslau zuerst aufloderte, seinen Aufruf "An mein Volk" erließ, es ist nicht mehr eine Stadt von 60 000 Einwohnern, sondern von über 600 000, es ist zwar nicht mehr die Handelsstadt des europäischen Ostens, wohl aber eine große Garten- und Industriestadt in einer reichen Provinz, in der Nähe eines reichen Industriebezirkes, unmittelbar an einem großen Strom gelegen, umgeben von einem fruchtbaren Ackerbaugebiet. Die Wahrzeichen dieses Breslau von heute sind Bauten der Arbeit, des Handels, des Verkehrs, der Feier. Aus welcher Richtung man sich der Stadt auch nähert - überall greifen ragende Essen, Türme, fensterreiche Kaufhausfronten, Brückenbogen, Kuppeln und andere Bauten der neuen Zeit in die bewegte Silhouette der Stadt ein.

Ein Vorläufer neuer architektonischer Gesinnung ist das schon im Jahre 1871 fertiggestellte Wasserhebewerk, körperlich kraftvoll an das Ufer der Oder gesetzt. Mit der stillen Dominsel im Rücken bietet sich dem Beschauer im Winter von der Lessingbrücke aus nach Osten ein einzigartiges Stadtbild: Zwischen den beiden granitnen Tortürmen der Kaiserbrücke, die zwei girlandenartig leicht durchhängende Bogen spielend tragen, richtet sich wuchtig und gegensätzlich schwer der dunkelvioletrote Backsteinkubus des Wasserwerkes mit seinen durch hohe Bogennischen und dazwischengreifende Strebepfeiler gegliederten Wänden auf. An dem schweren Klotz vorbei und unter der Brückenwölbung hindurch gleiten lautlos die Eisschollen den breiten Fluß abwärts. Nur auf den Sandbänken und den vom Eise bedeckten stromstillen Flächen der Bühnenräume herrscht ein bewegteres Leben: Tausende von wilden Enten - buntschillernde Erpel und bescheiden gekleidete Enten - lassen sich hier zur kalten Jahreszeit nieder, um sich von Jung und Alt mit Brot und Semmel durch den Winter füttern zu lassen.

Zwischen dem Zoologischen Garten und dem Scheitniger Park - ehemalige Reste der Odertalsenke - stehen die großen Baudenkmäler des Erinnerungsjahres 1913, die das Andenken jener großen Zeit erhalten sollen, in der in Schlesien zuerst die Fahne der Erhebung geschwungen wurde: Poelzigs großzügige, in einem weiten Parabelschwung ausholende Pergola, sein Ausstellungsbau und schließlich der riesige Kuppelraum der **Jahrhunderthalle**, alles drei zu einer monumentalen Einheit verschmolzen. Der für Ausstellungen, Versammlungen und große Vorführungen gedachte Bau der Jahrhunderthalle ist ein Zentralbau mit vier Apsiden, einer Grundfläche von rund 10 000 Quadratmeter und ungefähr 20 000 Stehplätzen. Mit ihrem Durchmesser von 65 Meter Spannweite übertrifft sie die bisher größten Kuppelbauten der Welt, die Hagia Sophia in Konstantinopel und das Pantheon in Rom. Auch die Orgel hat Rekordmaße: mit 15 000 Pfeifen war sie bis vor kurzem die größte der Welt. Jetzt ist es die Nürnberger. Den Schöpfungen Poelzigs gut angepaßt erhebt sich neben der Jahrhunderthalle der 1924 erbaute Messehof, ein einfacher Hallenbau, dessen Decke von freischwebenden Segmentbögen getragen wird.

Im Norden und Westen der Stadt regieren in den Außenbezirken Esse und Rauchfahne. Zunächst ist es die Nahrungsmittel- und Genußmittel-Industrie, die in Breslau durch das reiche Landwirtschaftsgebiet rohstoffständig ist und durch den großen Verbrauch der Bevölkerung für Absatz nicht zu sorgen braucht. Zuckerfabriken, Mühlen, Konservenfabriken, Zigarettenwerke und vor allem die Brauereien, die auf eine lange Tradition zurückblicken können. Die Nähe des oberschlesischen Industriegebietes und der billige Wasserweg der Oder haben eine ganze Reihe von Spezialbetrieben und Großunternehmungen der metallverarbeitenden Industrie entstehen lassen. Nicht nur im Reich, sondern in ganz Europa, ja auch in den Überseeländern konnte sie sich vor dem Kriege mit ihren Erzeugnissen durchsetzen. Weit bekannt ist die Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen von Kemna, die die großen Dampfplüge für die Urbarmachung der Pontinischen Sümpfe in Italien geliefert hat. Noch berühmter ist die größte Waggon-, Maschinen- und Lokomotivfabrik des Kontinents: die Linke-Hofmann-Werke. Hier sind eine Reihe der schnellsten Maschinen und Triebwagen der Reichsbahn erbaut. Auch der doppelstöckige Eisenbahnzug der Strecke Hamburg - Lübeck - Travemünde ist ein Werk dieses Unternehmens. Heute besteht der Umsatz bereits wieder zu 40 Prozent aus Auslandslieferungen.

Hand in Hand mit dieser Industrialisierung ging das Bestreben der Stadt, ihren Wohn- und Bauraum zu vergrößern. Diese Veränderungen zeigt der Blick aus dem Flugzeug. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Breslau eine stark überfüllte Stadt. Noch 1914 wohnten im Durchschnitt in jedem Haus 50 Einwohner. Jetzt sind im Süden und Osten große Wohnviertel entstanden mit Grünanlagen, Wasserflächen und Sportplätzen. Durch Eingemeindungen sind weite Gebiete in die Stadt aufgenommen worden, darunter auch die Oderwälder der Strachate, die von Oßwitz und Pilsnitz. Zur Entlastung der Eisenbahn ist im Süden für die Güterzüge eine Umgehungsbahn gebaut; ihr "nasses Gegenstück" ist die 1917 vollendete Breitenbachfahrt im Osten, durch die der ganze Schiffsverkehr geführt wird. An diesem Kanal ist der Breslauer Hafen entstanden, und eine Reihe von Fabriken haben sich hier angesiedelt und ein großes Industrieviertel entstehen lassen.

Wenn Breslau auch heute noch eine verhältnismäßig große Wohndichte hat, so ist der Breslauer doch nicht verstädtert. Im Gegenteil! Er freut sich, wenn an Markttagen die Bauern mit Karren und Lastwagen im Straßenbilde erscheinen. Auch Volksbräuche sind in dieser Stadt von über 600 000 Einwohnern noch "gang und gebe". Als ich als Student im Examenssemester einmal über die Osterferien zur Arbeit in Breslau blieb, wurde ich am Sonntag Laetare in früher Morgenstunde von vielen Kinderstimmen geweckt: "Summer, Summer, Summer, ich bin e kleiner Pummer! Laß mich nicht zu lange stiehn, i muß a Häusla weiter giehn!" Da fiel mir ein, was unser Vater uns immer am Sonntag **Laetare** vom **Sommersingen** in seiner schlesischen Heimat erzählt hatte. Mit einem Sommerstock, behängt mit bunten Bändern und Blumen, den die Mutter auf dem Markte kaufen mußte, und einem manchmal hübsch großen Sack für die Gaben ziehen an diesem Sonntage die Kinder in allen Orten Schlesiens herum, den Sommer einzusingen. Die Hausfrauen haben

vorgesorgt, denn zugleich mit den Sommerstöcken auf dem Markt tauchen in den Bäckerläden körbewise die Schaumbretzeln auf und die "Mehlweißen", ein einfaches Gebäck, das nur zum Sonntag Laetare zu haben ist. Aber manchmal gibt es auch nichts, und die Türe wird wütend zugeworfen. Dann wird das andere Lied gesungen: "Hühnermist, Taubenmist, in diesem Hause gibt es nischt! S's ne reene Schande von soner reichen Bande!" Aber meist freut sich jeder Schlesier, wenn die Kinder zusammen mit den Vögeln den Frühling einsingen. Auch in der Großstadt von 600 000 Einwohnern!



Nordschlesien

Die Nordwest-Südost gerichtete Gliederung der schlesischen Landschaften erreicht ihre deutlichste und stärkste Ausprägung in Richtung der Linie Breslau - Zobten - Hohe Eule: Die weite Ebene des Außenlandes mit dem Odertal, die anmutige Inselberglandschaft des Vorlandes mit dem Zobten und die steile Mauer des Sudetengebirges mit dem dahinter sich aufwölbenden Gneisbuckel der Hohen Eule veranschaulichen dieses Baugesetz. Im Südosten der Provinz gehen Vorland, Außenland und Sudeten allmählich ineinander über: Das Gebirge sinkt langsam ab, und Vorland und Außenland steigen ihm entgegen.

Anders im Norden Schlesiens: Auch hier verschwindet die Dreiteilung, aber es ist keine Versöhnung der einzelnen Bausteine, sondern nur eine Verkleidung! Nördlich einer Linie Steinau - Lüben - Hayнау - Bunzlau - Kohlfurt - Niesky ist Südostdeutschland zu Ende, und es beginnt landschaftlich das Norddeutsche Tiefland mit seinen buckligen Moränenwällen, seinen weiten wiesigen Urstromtälern, seinen trockenen tiefen Wäldern. Das nordische Inlandeis, das ganz Norddeutschland seine Formen aufgeprägt hat, tritt hier seine Herrschaft an. In der Tiefe freilich - unter einem dicken Mantel von Sanden, Kiesen und bunten Blöcken - streichen die drei Bausteine weiter fort. Der Bohrer des Geologen gibt davon zuverlässige Kunde. Aber das Auge des Wanderers sieht davon nichts mehr als nur schwache Andeutungen des Baugerüstes oder ein Hartsteinwerk, das von einer Aufragung gewachsenen Steines berichtet. In ganz Nordschlesien herrscht die Ostwestrichtung, das Richtungsgesetz des Norddeutschen Flachlandes und seiner Landschaftsformen. Das schönste Element fehlt allerdings fast völlig: die Seen! Nur an einer einzigen Stelle greift auch in dieser Form norddeutsche Landschaft in die südostdeutsche Tieflandsbucht über: Der **Schlesiersee**, das "Schlesische Meer", ist mit einigen benachbarten Seen der südposenschen Seenplatte die "Diaspora" dieser schönsten Landschaftsform Norddeutschlands.

Blickt man von den Königshainer Bergen bei Görlitz nordwärts, so dehnt sich vor den Augen des Wanderers ein Waldmeer aus, dessen Anfang und Ende nicht zu erfassen ist. Von der Elbe bis zur Oder zieht sich in einer Länge von ungefähr 200 Kilometern und einer Breite von 20 - 40 Kilometern die "Grüne Wüste" Nordschlesiens hin, die **Niederschlesisch-Lausitzer Heide**, ein geschlossener Waldstreifen, der quer über die Provinz von West nach Ost streicht und dort zu dem wasserreichen Urstromtal der Bartsch überleitet. Dieses große einheitliche Naturgebiet umfaßt die Kreise Hoyerswerda, Rothenburg, Sagan, Sprottau und Lüben. Mit einer Ausdehnung von über 3000 Quadratkilometern ist es die größte zusammenhängende Waldfläche der Provinz. Sie trennt den nördlichen Teil, das sogenannte "Neiderland", von der übrigen Provinz ab, als ob es zu der Mark Brandenburg gehöre, während der südliche wirtschaftlich reiche und rege Hauptteil von dem siedlungsarmen Streifen abgeschlossen wird wie ein Topf durch einen Deckel, unter dem dann das Leben entsprechend stärker und selbständiger sich entfaltet.

Der Name "Heide" läßt vor den Augen des Naturfreundes verschiedene Bilder erstehen: er denkt an einen sandigen Boden, an ein diesem Boden angepaßtes Pflanzenkleid, an wirtschaftlich nur schwer oder gar nicht nutzbares Land. Ursprünglich nannte man im Deutschen jedes unbebaute freie Land

"Heide". In Nordwestdeutschland versteht man noch heute unter "Heide" ein "offenes Gelände ohne erheblichen Baumwuchs, welches zugleich eines geschlossenen saftigen Rasens ermangelt". Östlich der Elbe dagegen sind alle Heiden in erster Linie große Waldgebiete, gekennzeichnet durch kiesige und sandige Böden. Ihr Pflanzenwuchs: Kiefernwald auf trockenem Boden, der oft vom Winde zu Dünen aufgeweht wurde. Ab und zu leuchten Fischteiche, die "blauen Augen" der Heide, und Wiesen und Ackerlandschaften heraus, die die Ufer der Flüsse begleiten, die wie Fremdlinge aus einem anderen Lande sich durch den Sand winden.

Früher war die nordschlesische Heide ein völlig menschenleerer Grenzgürtel zwischen besiedelten Gauen, unwirtlich, unwegsam und unsicher. Viele Ortsnamen geben Kunde von dieser Zeit: Paßauf, Traunicht, Sichdichfür, Mordkretscham. Die großen Wege des Verkehrs mieden das Waldland. Die "Hohe Landstraße" am Nordrand des Gebirges und die weniger wichtige "Niedere Landstraße" umgingen sie, rückten aber mit festen Stützpunkten so hart wie möglich an den Saum des gemiedenen Gebietes heran: Die beiden Städtereihen Calau, Cottbus, Forst, Sorau, Sprottau, Sagan, Primkenau, Raudten, Lüben im Norden und Elsterwerda, Kamenz, Bautzen, Penzig, Bunzlau, Haynau, Liegnitz und Parchwitz im Süden umklammern das große Waldgebiet. Der große Straßenbau Berlin - Breslau vom Jahre 1820 streifte es auch damals nur auf einer kurzen Strecke: Polkwitz - Lüben - Parchwitz. Heute freilich hat sich viel gewandelt: Während die Heide damals für das im Sande mühsam mahlende Fuhrwerk ein Hindernis war, gehen jetzt die geradesten Schienenstränge durch sie hindurch. Die Ebenheit des Bodens, die Gleichmäßigkeit des Pflanzenkleides, die dank der Einheitlichkeit des Besitzes ziemlich seltenen Gemarkungs- und Ackergrenzen setzen einer großzügigen Ausrichtung der Schienenwege kein Hindernis entgegen. So konnten auch mitten in der Heide Orte entstehen, wie z. B. das nur als Eisenbahnknoten zu seiner Größe gekommene Kohlfurt, jener Punkt, bis zu dem man die Breslauer Linie führte, um zugleich möglichst nahe an Berlin und an Dresden heranzukommen. Aber trotz allem ist die Verkehrsdichte der Heide auch heute noch sehr gering.

Immerhin war die Heide selbst in früheren Zeiten keineswegs ein völlig wertloses Gebiet. An einen Nutzholzversand konnte zwar nicht gedacht werden, wohl aber drang mit den Kolonisten auch das deutsche Zeidelwesen - das altdeutsche Wort "Zeidl" bedeutet Honig - mit den in Süddeutschland üblichen Genossenschaftsformen nach Schlesien ein. Die Kirchen und Klöster hatten einen hohen Bedarf an Wachs, und die Nachfrage nach Honig, dem einzigen Süßstoff des Mittelalters, war so groß, daß die Waldbienenzucht in der Heide im hohen Schwunge stand. Im 13. Jahrhundert zahlten die Kastellaneien Sagan und Bunzlau der Kirche ihren Zehnten in Honig! Auch Hoyerswerda, Görlitz und Muskau waren hervorragende Zeidelplätze. Die Innung von Muskau zählte noch 1769 über 170 Mitglieder mit ungefähr 7 000 Bienenstöcken. Etwa eine Stunde von Löwenberg - nicht weit von der Heide entfernt - liegt auf einer Hochfläche das alte Kirchendorf Höfel, das durch Zeugnisse einer alten derben Kunstfertigkeit berühmt ist. Hier stehen die sogenannten "zwölf Apostel", die zwar nicht zwölf und auch keine Apostel sind, sondern ein Bienenstand von 18 überlebensgroßen kirchlichen, bäuerlichen und soldatischen Gestalten, die am Ende des 17. Jahrhunderts ein begabter Holzschnitzer nach dem Auftrage eines bekannten Bienenvaters geschaffen hat.

Am längsten hat sich die Zeidelei in den weiten Wäldern der Görlitzer und Muskauer Heide erhalten. Aber das Aushauen der "Beuten" (Bienenkörbe) in Stämmen, denen man den Wipfel rauben mußte, war mit einer sorgsamem Waldwirtschaft nicht vereinbar. So mußten auch die weiten Brachen der Heide immer mehr verschwinden und der Aufforstung weichen. Heute erinnert an diese Zeiten nur noch die "Heidemiete". Da wird der Imker zum "Nomaden", und die Hausbienenstöcke aus den Dörfern werden auf die letzten Lichtungen und Waldwiesen verfrachtet, wo eine Aussicht auf gute Tracht besteht. 20-30 Millionen Bienen treten am Laurentiustage, dem 10. August, im Sonderzuge die Reise an. 4-5 Millionen Erikablüten müssen innerhalb von 4-5 Wochen befliegen werden, damit ein einziges Pfund Honig geschleudert werden kann. Das heute berühmteste

schlesische Imkerlager ist im Dorfe Linden (Kreis Bunzlau), wo die Hochzuchtprüfungsstelle für ganz Ostdeutschland eingerichtet ist. Mit über einem Drittel der gesamten Bienenstöcke stehen die Heidekreise noch heute an der Spitze der schlesischen Bienenzucht.

Auch andere Wirtschaftszweige wie die Köhlerei, Pottaschebrennerei, Teerschwelerei und Pechgewinnung mußten als Raubbauformen der planmäßigen Forstwirtschaft unserer Zeit zum Opfer fallen. Diese Forsten sind zum großen Teil in Staatshänden, nur einige in privaten. Verschiedene Städte haben in früheren Zeiten die günstige Gelegenheit ausgenutzt, um sich in den Besitz von Waldbeständen zu setzen, z. B. Bunzlau, Sprottau und Görlitz, das mit einem Besitz von 300 Quadratkilometer Forst ein Zehntel der Heide sein eigen nennt.

Der Waldreichtum der Heide findet heute zum großen Teil als Langnutzholz Verwendung. Die Holzbearbeitungsstätten - Sägewerke, Möbelfabriken, neuerdings auch Zellstofffabriken - sind als kraftständige Betriebe an den nach Norden ziehenden Wasserläufen in ununterbrochener Folge aufgereiht. - Aber nicht nur die hohen in der Sonne leuchtenden Stämme der Föhre geben dem Heidebewohner Arbeit und Brot, sondern auch die niedrigen Sträucher des Bodens; im Zeitalter der Eilgüterzüge und Autofernverbindungen verderben auch in siedlungsarmen Gebieten keine Beeren und Pilze mehr. Wenn das leuchtend rosenrote Weidenröschen, das Wahrzeichen des Kahlschlages und der lichten Waldränder der Heide, seine Ährenkerzen aufflammen läßt, dann sind die Heidelbeeren reif, und Tausende von "Blaubeerweibern" tragen die mühevoll gesammelte Ernte den Berliner und Dresdner Aufkäufern zu, die auf der Straße mit Waage und Gespann warten. In der Görlitzer Heide werden in manchen Sommern mehrere hunderttausend Mark an die Beeren- und Pilzsammler von den Händlern ausgezahlt.

Auch die Landwirtschaft ist in der Heide ein alter Erwerbszweig. Aber der sandige Boden und der tiefe Grundwasserspiegel lassen nur Roggen, Kartoffel und "Heidekorn", den anspruchslosen Buchweizen, gedeihen. Die damit verbundene Futterarmut und das spärliche trockne Gras, das nur im Herbst durch Seradella, den "Klee der Heide", etwas aufgebessert werden kann, reicht nur aus, um Schafzucht zu treiben, die hier früher einmal in Blüte stand und den benachbarten Tuchstädten der Niederlausitz den Rohstoff liefern konnte.

Trocken und arm an Nährstoffen ist der Boden der Heide, spärlich ist der Pflanzenwuchs, und wenig wirft die Waldwirtschaft ab, aber unter dem stillen Bettlerkleide schlummern Schätze, die zum Teil schon früh erkannt, zum Teil aber auch erst in den letzten Jahrzehnten ausgenutzt wurden. In dem östlichen Teile, in den Kreisen Bunzlau und Sprottau, liegen unter der Oberfläche feuchter Niederungen weitverbreitet die Lager von Raseneisenstein, im Volksmunde "Diele" oder "Brille" genannt. Diese Sumpferzlager beuteten die Bewohner schon früh aus. Zahlreiche Ortsnamen - Neuhammer, Eisenberg, Altehammer, Hammerwiesen - geben davon Zeugnis, daß hier Eisen verhüttende Betriebe - Holzkohle als Betriebsstoff und Wasser als Kraftstoff standen zur Verfügung - einstmals weitverbreitet waren. Unverkennbar sind diese Werke die Bahnbrecher für größere Siedlungen in dem sonst armen Heidegebiet gewesen. Vor Beginn der preußischen Herrschaft zählte man im schlesischen Anteil der Heide elf Eisenwerke, in dem Lausitzer Anteil waren sieben im Gange. Die Geschichte des Eisenhüttenwerkes Greulich, Kreis Bunzlau, reicht bis in das Jahr 1190 zurück. Aber dieses Eisen war durch seinen starken Phosphorgehalt, den man früher nicht zu bannen verstand, "kaltbrüchig", und mit der Einschränkung der Köhlerei durch den geregelten Forstbetrieb wurde die Kohle so rar und teuer, daß viele Hämmer stillgelegt und die Hochöfen ausgeblasen werden mußten. Nur der Name erinnert noch an die alte Form, die einst bodenständig war. Heute sind diese Betriebe, die als Gießereien weiterbestehen, in bezug auf ihren Rohstoff und Kraftstoff längst entwurzelt, denn sie verarbeiten Eisen, das Oder und Bahn ihnen bringen, und nutzen Kohle, die aus Oberschlesien stammt. So müssen sie heute schwer um ihren Bestand ringen, der freilich durch die Maßnahmen der Arbeitsbeschaffung der letzten Zeit wieder gesichert ist. Einzelne Betriebe, wie die Marienhütte in Kotzenau, sind sogar vergrößert worden.

Dasselbe gilt von der keramischen Industrie, die am südlichen Rande des Gebietes ihren Standort hat und sich ursprünglich auf an Ort und Stelle vorkommende Tone gründete. Auch hier sind die Rohstoffquellen so gut wie versiegt. Geblieben sind die Betriebe, die ortsfremde Stoffe verarbeiten, geblieben ist die Tradition von **Bunzlau** und der weltbekannte Ruf seiner keramischen Fachschule. In Schlesien gibt es keinen Haushalt, der ohne "Bunzeltippel" bestehen könnte! Aber trotz dieser Betriebe ist der östliche Teil der Heide noch heute ein ausgesprochenes Naturgebiet.

Das ist im Westen anders. Bis zum Jahre 1882 waren noch zwei Drittel der Heidebewohner in der Landwirtschaft beschäftigt. Der Umschwung begann aber bereits in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als man die weltberühmten Glassande bei Schwarzkollm und die Braunkohlenlager der Lausitz entdeckte. Als im Jahre 1867 die Bahnstrecke Berlin - Görlitz eröffnet wurde, war Weißwasser noch ein Dorf mit 800 Einwohnern. 1873 wurde die erste Glashütte eröffnet, 1900 zählte es bereits 7000 Einwohner, 1909 wurde der "Vereinigte Lausitzer Hüttenverein", der größte Glaskonzern Europas, gegründet; heute ist Weißwasser mit 13 000 Einwohnern die größte Landgemeinde Schlesiens, gewachsen im amerikanischen Tempo als ein typischer Industrieort der Gründerzeit, emporgeschossen wie ein wilder Pilz aus weltabgelegem Sandboden. Auch Penzig, Bernsdorf, Rauscha und Muskau haben Glashütten. Der Glassand von Hohenbocka hat Weltruf und wird heute mit 40 000 Waggon im Jahre auch nach dem Auslande verfrachtet.

Je vielseitiger ein Boden in seiner stofflichen Zusammensetzung ist, um so besser ist er für Land- und Forstwirtschaft geeignet. Je einseitiger dagegen eine Schicht ist, um so vorteilhafter für den Aufbau von industriellen Werken. Die Quarzsande der Niederlausitz bestehen fast zu 100 Prozent aus reiner Kieselsäure. Sie sind das Ergebnis einer hochgradigen Verwitterung, für die das chemisch hoch aktive warme Klima der Tertiärzeit die Voraussetzungen lieferte. Dasselbe milde und feuchte subtropische Klima dieser warmen erdgeschichtlichen Epoche, die der Eiszeit so gegensatzreich vorausging, lieferte hier auch den Stoff für einen anderen Bodenschatz: das Holz für die **Braunkohle**. In flachen Senken breiteten sich gewaltige Sümpfe und seichte Seen aus, in denen - ähnlich den Schachtelhalmwäldern der Steinkohlenzeit - tiefschattige Bäume gediehen. Bis hinauf nach Grönland wuchsen damals Palmen und Magnolien, Myrthen und Lorbeer, Tulpe und Walnuß, vor allem die Sumpfyzypresse und der Mammutbaum, von deren Größe und Zahl zahlreiche Stämme unzerstört - liegend oder in aufrechter Stellung - in den Braunkohlenlagern die Sprache ihrer Zeit sprechen. Ähnlich wie es der Köhler in der Heide durch gewisse Kunstgriffe macht - er schafft es nur viel schneller - kamen die Holzmassen durch Absinken der Erdschichten und Überflutung mit Wasser bei Luftabschluß unter hohen Druck und große Wärme, die im Laufe einer langen Zeit zu einer Anreicherung von Kohlenstoff führte bis zu 65 und 75 Prozent. Bis zu einer Mächtigkeit von 10, ja 25 Meter liegt die Braunkohle hier unter den weithin weiß leuchtenden Sanden. Sie ist die Grundlage zu einer äußerst intensiven industriellen Tätigkeit in der Heide geworden.

Die Lausitzer Braunkohlen gehören zu dem ostelbischen Vorkommen, das von der Warthe bis zum Fläming reicht. Seine Ostgrenze folgt ungefähr der Queißlinie. Da die Flöze recht mächtig sind, lohnt sich auch das Fortschaffen des Abraumes, so daß in der Lausitz diese aufgespeicherte Sonnenenergie von vor Millionen Jahren sogar im Tagebau gewonnen werden kann und damit auch durch Maschinen. Der arbeitende Mensch spielt in der Grube selbst nur eine untergeordnete Rolle als Lenker der Bagger, die mit gierigen Greifern weite Löcher in die Erde fressen: leuchtend weiß und grell stehen die Sandhänge des Abraumes da, schmutzig braunschwarz und naß wie Schlamm der Boden des Baggerbeckens. Und was die Natur selber hier nicht schuf, der arbeitende Mensch zwingt es mit Maschine und Gleis der Landschaft auf: große, in der Sonne weit leuchtende Berge. Diese Kegel der Sandkippen ragen aus der Kiefernwüste heraus, verjagen die Menschen aus ihren Dörfern, verschlingen die Wälder und schicken dunklen Arbeitsstaub kilometerweit ins Land.

Der eigentliche Großbetrieb setzte erst mit der Einführung der Brikettierung und der Umwandlung

der Heizkraft in elektrischen Strom ein. Riesenschornsteine mit weißen Rauchfahnen, herrührend von dem Wasserdampf bei der Trocknung der Kohle, und die in ewig gleichen Abständen durch die Heide sich schwingenden Masten und Drähte der Überlandzentralen von den im Brandenburgischen gelegenen Werken Lautha, Trattendorf und Golpa-Zschornowitz sind die Wahrzeichen dieser Entwicklung. Im Kreise Hoyerswerda sind es die drei Riesengruben Brigitte, Werminghoff und Erika nebst einigen anderen, die so viel Menschen an sich gezogen haben, daß hier in den letzten zwanzig Jahren die Bevölkerung um 30 Prozent zugenommen hat. Die Werke sind umgürtet von Neusiedlungen, die an städtische Wohnkolonien erinnern. Aber ein Drittel der gesamten deutschen Braunkohlenförderung stammt aus der Lausitz.

Landschaftlich läßt sich eine Grenze zwischen der Mark Brandenburg, Sachsen und der schlesischen Lausitz nicht ziehen, genau so wenig wie wirtschaftlich: Sand und Kiefern, Gruben und Glaswerke, Förderbahnen und Leitungsmasten - sie machen nicht halt vor Verwaltungsgrenzen, sie kümmern sich nicht um politische Scheiden. Das gilt auch von dem Reste slavischer Bevölkerung Nordschlesiens, den **Wenden**, für die die Heide gleich dem Spreewald ein Zufluchtsgebiet geworden ist, das sie mit insgesamt 115 000 Seelen bevölkern. Mitten im Braunkohlengebiet sind sie zu Hause; unmittelbar zwischen Gruben und Kippen, Schornsteinen und Brikettpressen wohnen sie. Am Sonntag in Hoyerswerda bestimmen sie zur Kirchzeit das Bild der Stadt: Von allen Seiten strömen hier die wendischen Kirchgänger zusammen mit ihren bunten Kopftüchern, steif abstehenden Schürzen und riesigen Hauben und sprechen eine fremde Sprache - wörtlich und bildlich.

Die anderen weiter westlich gelegenen Heidestädte sind erheblich ruhiger als die alte ehemalige Wasserfeste Hoyerswerda. Da ist Niesky, die 1742 gegründete Kolonie der Brüdergemeinde, in der ein Knabepfleger in der Bastelstunde auf den Gedanken kam, den Adventsstern zu kleben, der heute zur nahenden Weihnachtszeit in unzähligen schlesischen Häusern leuchtet. Weit bekannter ist **Muskau**, das zwar von gewaltigen Tagebauten umgeben ist, aber eine Sehenswürdigkeit birgt, die nichts mit der Braunkohle zu tun hat: der 5000 Morgen große schönste Naturpark Deutschlands und größte des Kontinents, geschaffen von dem Fürsten Hermann von Pückler, einem Zeitgenossen Goethes. Dieses Werk war mehr als der launenhafte Einfall eines reiselustigen "Weltgängers", von dem man sich sehr viele Schnurren und ebenso viele Liebesaffären erzählte. In der schweren Zeit nach den Freiheitskriegen verschaffte er vielen Arbeitslosen der von ihm ererbten Standesherrschaft durch die Schöpfung des Gartens Arbeit und Brot. Jahr für Jahr bezog er immer weitere Teile des Neißetales, das sich hier durch den Lausitzer Grensrücken hindurchwinden muß, in seinen Riesengärten ein, bis er sein Vermögen in Bäumen "verparkt" hatte, die Herrschaft verkaufen und sein geliebtes Muskau verlassen mußte, was ihn nicht hinderte, den Erlös zur Fertigstellung seines Werkes zu verwenden, um so seine Lebensarbeit doch noch vollendet zu sehen. - **Sagan**, die Stadt des siebenstrahligen Sternes der Schienenwege, wirkt zunächst weit nüchterner. Aber wer den Weg in die Stadt wagt, wird belohnt. An der Boberbrücke eröffnet sich der Blick auf die Pfarrkirche, die alte Stiftskirche der Augustiner. Mächtige nordische Findlinge sind in ihren Backsteinsockel vermauert. Martin Frantz, der Baumeister von Liegnitz, der Erbauer verschiedener Schlösser und Kirchen, hat ihren barocken Ausbau geschaffen. Ein Doppelkuppelraum hinter einer Gittertür aus feinstem Drahtfiligran birgt eine Überraschung: eine aus dem 18. Jahrhundert stammende, völlig unversehrte Klosterbibliothek, die bei der Auflösung zur Zeit der Säkularisation anscheinend vergessen wurde. Im Süden zeigt der Grundriß der Stadt den Willen eines Mächtigen: Wallenstein ließ hier 75 Bürgerhäuser niederreißen, damit sein wuchtiges Hufeisenschloß - 1629 begonnen - die nötige Freiheit der Umgebung bekam. Trotz seiner Durchfensterung wirkt dieses Werk eines italienischen Meisters etwas norddeutsch herb und ablehnend.

In allerletzter Zeit hat der arbeitende Mensch auch im Osten der Heide entscheidend in Landschaft und Wirtschaft eingegriffen: Im **Sprottebruch**, einem alten Urstromtale von 15 Kilometer Länge und 7 Kilometer Breite, dem größten schlesischen Flachlandbruch, eingebettet zwischen den

Dalkauer Bergen im Norden und dem Primkenauer Höhenzug im Süden. Die ersten Versuche der Urbarmachung gehen auf die Zeit Friedrichs des Großen zurück. Im 19. Jahrhundert versuchte es ein Herzog von Schleswig-Holstein, aber auch er vollbrachte nicht viel. Der entscheidende erste Spatenstich für die Kultivierung dieses Ödlandes von 24 000 Morgen wurde am 22. März 1934 getan. Nach noch nicht zweijähriger Arbeit von 1600 Freiwilligen aus acht Arbeitsdienstlagern wurden 1600 Morgen Ackerland gewonnen, und Ende des Jahres 1935 konnten 40 Bauernsiedlungen in Hierlshagen bezogen werden. Mitten durch das Bruch, wo vor kurzem noch der Karren mit saurem Heu gestoßen wurde, führt heute eine Straße für Kraftverkehr. Gewiß: der Botaniker und Naturfreund fühlt sich zurückgesetzt, aber der Volkswirt und Bevölkerungspolitiker hat gesiegt. Wir brauchen Kartoffeln, wir brauchen Roggen, wir brauchen Hanf! Und wir brauchen Bauern, die fest auf deutscher Scholle sitzen!

Drei Landschaften von völlig eigener Prägung umgeben die Niederschlesisch-Lausitzer Heide: die Bartschniederung im Osten, das Grünberger Land im Norden und das Hügelland der Oberlausitz im Südwesten.

Flach eingesenkt zwischen die Hügelketten des Schlesischen Landrückens und die Südposener Hochfläche liegt im äußersten Nordosten des Landes ein sehr eigenartiges Gebiet, das die Heide nach Osten fortsetzt und als natürliche Grenze zwischen Schlesien und Posen gelten kann: die **Bartschniederung**. Es ist eine sumpfige Flußtalung, in der das Wasser dank der nur ganz zarten Höhenunterschiede das Bild der Landschaft, der Siedlung und der Wirtschaft fast ausschließlich beherrscht. Wiesen, Moore, Erlenbrüche und Teiche kennzeichnen das Gebiet. Vogelkundlich ist die Bartschniederung neben Rossitten, Helgoland und Hiddensee das reichste Gebiet Deutschlands. Über 170 verschiedene Arten leben in den unzugänglichen Sümpfen und Brüchen; als Zugvögel kommen sie hierher oder brüten auch selbst im Bartschgebiet.

Das Vorherrschen des Wassers, das für eine zwar zahlreiche, aber doch einseitige Tierwelt die Lebensbedingungen schafft, setzt der Besiedlung enge Grenzen. Sie kann nur an höheren Stellen entstehen, die vor dem feuchten Element geschützt sind. Wirtschaftlich ist das Gebiet durch die ausgedehnte Karpfenzucht besonders bekannt. In weiten, sehr flachen Teichen, die von ganz niedrigen Dammwegen mit Eichen umsäumt werden, betreibt der Großgrundbesitz eine Fischzucht, die zusammen mit der Teichwirtschaft der Lausitzer Heide einen großen Teil der deutschen Weihnatskarpfen erzeugt. Tausende von Besuchern strömen im Herbst in das Seengebiet, wenn die Zeit des Abfischens gekommen ist.

Der nördlichste Zipfel Schlesiens wird von dem waldreichen **Grünberger Lande** eingenommen. In einer Lichtung der Höhen und Niederung überziehenden Kiefernheide liegt die Stadt, die wohl im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts gegründet worden ist. So alt wie die Siedlung sind auch die Erwerbsquellen ihrer Bewohner: Weinbau und Wollweberei stehen hier in einer Wechselwirkung miteinander, wie sie wohl kaum eine andere Stadt zwischen Zweigen der Landwirtschaft und der Industrie aufzuweisen hat. Rauchende Schloten ragen zwischen grünenden Weingärten und 500 000 blühenden Obstbäumen auf!

Nicht weit von der Polargrenze des Weinstockes hatte Grünberg dank der Gunst des Klimas und des Bodens um das Jahr 1900 mit ungefähr 5000 Morgen die größte geschlossene Anbaufläche unter allen Weinorten der Welt. Franken und Flamen brachten den Weinstock hierher. Friedrich der Große, der nicht weniger als 44mal in Grünberg weilte, befahl, daß der Weinbau soviel als möglich "poussieret" werde. Der Vorwurf der Säure des hier gekelterten Rebensaftes beruht meist nicht auf Sachkenntnis, sondern auf dem billigen Spotturteile von Großstadtliteraten. Viele der bekannten historischen Witze sind leider nicht wahr - so gut sie auch erfunden sind! Das gilt auch von dem, der über die durch Grünberger Wein hervorgerufene schiefe Schlachtordnung bei Leuthen berichtet. Wahr ist jedoch - allerdings fast gar nicht bekannt -, daß die erste deutsche Schaumweinkelerei in

Grünberg stand und von hier aus erst die Herstellung des Sektes in die westlichen Weingäue gebracht wurde. Auch die Grünberger Weinbrandindustrie war die erste ihrer Art, die erfolgreich den Wettstreit gegen die Franzosen eröffnete, die vor rund 50 Jahren den Weltmarkt noch völlig mit ihrem Erzeugnis beherrschten.

In den Jahren der Industrialisierung verringerte sich auch die Anbaufläche des Weines auf den Grünberger Höhen ganz erheblich. Heute kehren zahlreiche Arbeiter aus der Industrie, in die sie abgewandert waren, wieder zur Scholle zurück, so daß unter sachkundiger Führung der Weinbau wieder allmählich aufblüht.

Zwischen dem Westflügel der Heide und dem "Scharnier", das Sudeten und Erzgebirge verbindet, liegt das Hügelland der **Oberlausitz**. Der Kern des Gebietes, der dem Ganzen den Namen gab, lag zwischen der Schwarzen Elster und dem Spreewald, ein sumpfiges Land; das will auch der Name "Lausitz" sagen. Später wurde er auch auf die weiter südlich gelegenen höheren Landschaften um Görlitz und Bautzen ausgedehnt.



Bautzen.

Das allseits offene Land der Oberlausitz hat der Anziehungskraft benachbarter Länder nie widerstehen können. So ist es Gegenstand vieler Kämpfe gewesen und hat immer andere Herren gehabt. Volle hundert Jahre hat es unter böhmischer Herrschaft gestanden. Dann kam es an das Kurfürstentum Sachsen und damit wieder zur Mark Meißen, zu der es ursprünglich gehört hatte. Die Verwicklung Sachsens in den Zusammenbruch des Napoleonischen Reiches führte 1815 zur Teilung des Gebietes. Der östliche und nördliche Teil kamen zu Preußen, der Rest blieb bei Sachsen.

So wenig das Land durch seine Lage zu politischem Eigenleben kommen konnte, so ausgeprägt war es sein natürlicher Beruf, zwischen den vier Nachbarländern die Führung des Verkehrs zu übernehmen. Die Flußtäler begünstigen einen Nord-Süd-Verkehr, die Bergzüge des Hügellandes und seine Vulkankuppen zeichnen der von West nach Ost führenden "Hohen Landstraße" die Richtung vor und stecken sie wie mit Prellsteinen ab, jene wichtige Straße, auf der der Zug der

deutschen Kolonisten von Westen nach Schlesien eindrang. Zu ihrem Schutze wurde im 14. Jahrhundert der "Sechsstädtebund" geschlossen, in dem die Bürger von Kamenz und Bautzen, Löbau und Zittau, Görlitz und Lauban über zwei Jahrhunderte lang eine strenge Straßenpolizei gegen Wegelagerer und adlige Schnapphähne führten. Die Bedeutung des alten Weges sank, als zu Beginn der Neuzeit sich die Weltmeere dem Verkehr öffneten und die Küsten mit ihrer viel größeren Anziehungskraft die Wege im Binnenlande in andere Richtungen zwangen. Damals zog die auf Magdeburg zielende "Niedere Landstraße" am Nordrand der Heide viel von dem Verkehr der auf Leipzig gerichteten "Hohen Landstraße" ab.



Der Oybin (bei Zittau).

Erst mit der Entwicklung des Eisenbahnverkehrs lebten die alten Richtungen wieder auf.

Dort, wo sich der Nord–Süd-Weg und der West–Ost-Weg schneiden, liegt **Görlitz**. Es beherrscht den "Engpaß" zwischen der Heide und dem "Scheitel" der Randgebirge der böhmischen Festung; es liegt dort, wo das tiefe Tal der Neiße am leichtesten zu überschreiten ist. Die große Geschichte von Görlitz, der deutschen Stadt im damaligen wendischen Lande, ist ein Ausdruck der Gunst ihrer Lage. Zwischen dem erwerbstätigen Westen und dem an Rohstoffen reichen Osten übernahm sie die Vermittlung; ebenso von der Mark wie nach Böhmen.

Mit den deutschen Kolonisten war die Tuchmacherei aus dem Westen nach Görlitz gekommen. Durch das wichtige Privileg der Niederlage des "Waid", der im Mittelalter wichtigsten Farbpflanze, wurde das Gewerbe vom 14. Jahrhundert ab sehr begünstigt. Der Wohlstand stieg immer mehr bis ins 15. und 16. Jahrhundert hinein: das Stadtbild von Görlitz gibt mit den weithin berühmten Baudenkmalern der deutschen Frührenaissance, dem Schönhof und der Rathaustreppe, lebendigen Bericht von ihrem Reichtum. Wendel Roskopf, der "Meister zu Görlitz und der Schlesy", der Führer der ostdeutschen Frührenaissance, war ihr von fremden Mustern völlig unabhängiger Schöpfer. Bald danach brachten der Schmalkaldische und der Dreißigjährige Krieg, dann die Pest und später die Eröffnung des Oder-Spree-Kanals lange Jahre des Niederganges über Görlitz, dessen Selbständigkeit in den besten Zeiten beinahe an die einer freien Reichsstadt erinnert hatte. Erst im 19. Jahrhundert der Kohle und des Dampfes erholte sich die Stadt wieder. Durch die Lage zwischen

drei großen Kulturzentren und die Schönheit ihrer Umgebung ist sie die größte ostdeutsche "Pensionopolis" geworden. Seit 1889 ist sie die Stadt der schlesischen Musikfeste.

Daneben genießt auch ihre Industrie einen großen Ruf: Der "Fliegende Hamburger" ist in Hamburg nur ein "Zugewanderter", in Wirklichkeit ist er in Görlitz geboren und legt Zeugnis ab von dem hohen Stand der Arbeiten in der Görlitzer Waggon- und Maschinenfabrik. Außer diesen Erzeugnissen und solchen der Textilindustrie "liefert" die Stadt noch etwas, ohne das wir heute nicht arbeiten können: die mitteleuropäische Zeit! Mitten durch Görlitz - ein wenig westlich vom Stadtpark - geht der 15. Längengrad! Die Görlitzer können ihre Uhr nach der Sonne stellen: wenn sie am höchsten steht, ist es 12 Uhr Mittag!

Das Wirtschaftsleben der übrigen Oberlausitz wächst buchstäblich aus dem Boden und seinen Schätzen heraus. Sand und Braunkohle sind hier wie in der Heide die beiden Stoffe, die die Grundlage für alle Werke liefern. An der Spitze steht die Glasindustrie. Der Lampenzylinder im entlegenen Dorf, die fast überall zur Herrschaft gekommene Glühlampe, die kostbaren geschliffenen Kuppeln in Festsälen, das Wasserglas der Ärmsten, Millionen von Viergläsern, das Einmachglas der Hausfrau und das Kristall auf der Luxustafel - alles stammt aus der Glasindustrie der Oberlausitz.

Die Textilindustrie hat sich hier im Gegensatz zu der im schlesischen Gebirge meist in größeren Städten niedergelassen. Wertvolle Tuche werden in der Oberlausitz hergestellt. Weitaus wichtiger aber ist ihr Anteil an der Gesamterzeugung der Leinenindustrie. Manches "Bielefelder Leinen" stammt von hier, und 90 Prozent aller Taschentücher, die wir mit uns tragen, sind in Lauban genäht, der Stadt der Taschentuchfabriken.

Militscher Karpfen, Grünberger Wein, Laubaner Taschentücher und Lausitzer Glas, das sind vier Erzeugnisse Schlesiens, hart an der Grenze seines Gebietes gewonnen, im ganzen Reich bekannt!



Ostpreußen

*"Es webt ein Zauber über jenem Boden, den das edelste deutsche Blut gedüngt hat
im Kampfe für den deutschen Namen und die reinsten Güter der Menschheit."
Treitschke.*

Ostpreußen - das ist für uns das ganze deutsche Land östlich der Weichsel; das ist die Provinz Ostpreußen und der kleine jenseits des **Korridors** verbliebene Rest des früheren Westpreußen.

Zweierlei klingt jedem Deutschen im Ohr, wenn er das Wort Ostpreußen hört: die gesteigerte Schönheit deutschen Flachlandes und die Not des äußersten Nordostens des Reiches. Beide - Schönheit und Not - sind für uns alle ein Ruf. Das Land ruft uns, seine Schönheit zu sehen, der Ostpreuße ruft uns, ihm zu helfen. Beide - Schönheit und Not - sind in Natur und Geschichte, durch Boden und Klima, Krieg und Frieden, Mensch und Frucht das Schicksal dieses Landes.

Die Schönheit Ostpreußens ist noch jung. Sie ist ihrem Wesen und ihrem Ursprunge nach eine ganz andere als die der deutschen Mittelgebirge. Nirgends ragt hier der felsige Untergrund, das Gerüst der Erdkruste, auf. Der Bohrer des Geologen, der bei Heilsberg bis in eine Tiefe von beinahe 900 Meter vorgedrungen ist, weiß nur von ungeheuren Schuttmassen zu berichten, unter denen die festen Schichten des Mittelalters und Altertums der Erdgeschichte in fast ungestörter Lagerung ruhen. Ostpreußen gehört noch zu dem Rande der Russischen Tafel, deren Merkmal der erdgeschichtliche Frieden ist. Nur an einigen wenigen Stellen haben die Mächte des Erdinneren

Andeutungen ihres Wirkens hinterlassen. Sonst ist das ganze Antlitz dieses Landes ein Werk der erdgeschichtlichen Gegenwart und der ihr vorangegangenen Eiszeit. Mit Ausnahme der zwischen Elbe und Weichsel besonders ausgeprägten Urstromtäler sind hier in Ostpreußen alle Landschaftsformen des norddeutschen Flachlandes gesteigert, zusammengedrängt und z. T. vergesellschaftet, wie es so stark in anderen Gebieten nicht der Fall ist. Mitten in diesen von der Natur geschaffenen Schönheiten stehen Werke des deutschen Menschen, in großer Verbundenheit und Urwüchsigkeit in diese viel umkämpfte Erde gestellt. Die trutzigen Bauwerke des deutschen Ritterordens: Kirchen, Schlösser und Burgen. Nordische Findlinge der Gletscheraufschüttungen bilden das Fundament, und den Backstein lieferte der Lehm und Ton des Heimatbodens. So ist dieses Land der Seen, der "wenigen Menschen, der vielen Tiere, der großen Wälder" (Wiechert) eine allzeit gegenwärtige Mannigfaltigkeit und zugleich große Einheit.

Die Not Ostpreußens ist ein Erbteil seiner Lage und seiner Natur; sie ist noch mehr Machwerk der Menschen. Genau so wie die schlesische Mark ist der Nordosten ein Eckpfeiler des Deutschtums, eine Außenbastion, "verwegen hinausgebaut vom deutschen Ufer in die wilde See der östlichen Völker." (Treitschke). Das ist Aufgabe und Ehre und Not zugleich. Denn die Grenze des deutschen Ostens ist von Memel bis Kattowitz ein einziges Trümmerfeld; sie ist allseits offen und nach Versailles von 637 Kilometer auf 854 Kilometer Länge gewachsen. Das Memelland und das Soldauer Gebiet im Süden gingen uns verloren. Aus der zerschlagenen Provinz Westpreußen kam der Regierungsbezirk Marienwerder dazu mit einer Grenze an der Weichsel, die allen Regeln internationaler Grenzziehung widerspricht. Vom Reich ist es wie eine Insel getrennt worden. Nirgends auf der Erde zeigt die Karte eines mächtigen Reiches solche Wunden. Aber das Wort Insel hat noch einen zu guten Klang und Ruf: Inseln sind allseitig zugänglich und genießen häufig eine große Gunst der Lage. Ostpreußen dagegen ist abgeschnürt wie ein einsames Eiland im Packeis. Ein Korridor von 90-225 Kilometer Breite isoliert es vom Mutterlande. Die natürlichen Leitlinien und die schnellsten Verkehrswege Osteuropas sind zerschnitten. 12 Eisenbahnlinien, 32 Kunststraßen und 122 Landstraßen wurden unterbrochen, aufgerissen. Vor dem Kriege gingen über drei Viertel des gesamten ostpreußischen Verkehrs nach Rußland (30 Prozent), Oberschlesien (27 Prozent) und Westpreußen (19 Prozent). Geblieben ist lediglich der starke Verkehr mit Oberschlesien, aber auch er ist behindert und verteuert durch den Korridor. Die beiden anderen Gebiete sind wirtschaftlich so gut wie verloren gegangen. Auch die vor dem Kriege so rege Binnenwasserstraße von der Oder zur Weichsel ist völlig verödet. Eine wirtschaftlich tote Zone, die für Handel und Verkehr einfach ausgeschaltet ist, liegt zwischen der Provinz und ihrem Mutterland. So ist die durchschnittliche Transportentfernung für ostpreußische Güter von 120 Kilometer im Jahre 1913 heute auf das Doppelte, auf 240 Kilometer gewachsen. Das Absinken der Zahl der Kartoffeltransporte auf die Hälfte spricht dieselbe Sprache. Berlin und Stettin liegen als Absatzgebiete für das landwirtschaftliche Überschußgebiet Ostpreußen eigentlich zu weit fort. Denn die Provinz hatte ihren Hauptmarkt in Westpreußen, genau so wie Pommern in Danzig. Dorthin gingen die Kartoffeln in die Brennereien, dorthin lieferte der ostpreußische Bauer sein Magervieh, wo es mit Hilfe der Schlempe fett gemacht wurde, und erst von dort ging es weiter nach Berlin. So wurde für das viehreiche, aber futterarme Ostpreußen ein Ausgleich geschaffen. Heute muß der ostpreußische Bauer, der um 10 Prozent teurer erzeugt als der Bauer im Reich, seine Ware noch um 10 Prozent billiger verkaufen. Kein Wunder, daß auf 1000 Einwohner im Jahre 1925 nur 150 Steuerpflichtige kamen, während es im Reich beinahe 300 waren. Die Verkehrsferne und die damit verbundene Absatznot sind die Hauptbelastungen für das Land, und doch hat Ostpreußen im Jahre 1936 für 300 Millionen Mark landwirtschaftliche Erzeugnisse an andere Gaue des Reiches abgegeben!

Die Not des Landes wäre nicht so groß, wenn es nicht wirtschaftlich so einseitig beschaffen wäre, wenn es neben seinen guten Böden auch im Lande noch Rohstoffe hätte, die den Aufbau einer Industrie ermöglichen würden, wenn es - ähnlich wie Schlesien - wirtschaftlich selbstgenügsam sein könnte. Aber die Natur hat es nicht so vielseitig beschenkt. Jener gewaltige, träge von Norden über das Land kriechende Eiskuchen, der die Schönheit des Landes schuf, hat eine Schuttdecke von

durchschnittlich 150 Meter Kiesen und Sanden über den Untergrund ausgebreitet. Die eintönige Russische Tafel weist auch in der Tiefe kaum wesentliche Bodenschätze auf. Moderne Kraftstoffe, Kohle und Öl, hat Ostpreußen nicht; nur einige Wasserkräfte, die aber nicht ausreichen, das Land mit elektrischer Energie zu versorgen.

Ostpreußens Wirtschaft wurzelt allein in seinem land- und forstwirtschaftlich genutzten Boden, dessen Güte den Durchschnitt in Preußen dank des Vorherrschens mittlerer Bodenklassen übertrifft. Sandboden herrscht im Süden vor, während im Norden die schweren Böden zu finden sind. Verglichen mit dem Reich ist die Ackerfläche Ostpreußens um 9 Prozent größer. Aber das will nicht viel sagen. Das Klima des Landes läßt eine intensive Ausnutzung nicht zu. Lange Winter, Frühjahrsdürre und Spätfröste sind die hemmenden Erscheinungen. "Himmelfahrt, Pelz verwohrt; te Johann treck em wedder an" sagt der ostpreußische Bauer. Nur 153 Arbeitstage hat hier der Landwirt, während es im Reich 194 sind. Der Frühling zieht erst Mitte Mai und sehr plötzlich ins Land, so daß nur 30 Tage für die Bestellung zur Verfügung stehen. Im Reich verteilen sich die Arbeiten auf 70 Tage. Das bedeutet einen Mehrbedarf an Gespannen, Maschinen und Menschen, der die Erzeugung erheblich vorbelastet. Außerdem liegen die Erträge von Korn, Kartoffeln und Heu überall unter dem Reichsdurchschnitt. Denn die Wachstumsdauer beträgt hier nur 188 Tage - in Süddeutschland sind es 288! Der Anbau der heute so wichtigen Zwischenfrüchte nach der Ernte und vor der Wintersaat ist daher auch nicht möglich. Etwas ausgeglichen werden diese Nachteile durch die größere Sonnenscheindauer des Landes. Treuburg hat im Jahre 1686 Stunden Sonne, Königsberg nur 1577, Aachen aber nur 1140. Hierin macht sich das kontinentale Klima des Landes bemerkbar. Trotz alledem kann die ostpreußische Landwirtschaft außer der eigenen Bevölkerung noch drei Millionen in anderen Gauen mit Fleisch und Brot versorgen, denn es ist ja menschenarmes Land.

Neben dem Fehlen von Kraft- und Rohstoffen zum Aufbau einer Industrie ist es diese Ungunst des Klimas, die einer Verdichtung der Bevölkerung im deutschen Nordosten hindernd im Wege steht. So gehört gerade diese von fremdem Volkstum umschlossene Provinz zu den am dünnsten besiedelten Teilen des Reiches. Mit einer Dichte von 64 Einwohnern ist noch nicht einmal der Reichsdurchschnitt erreicht. Trotz großer Geburtenüberschüsse nimmt die Bevölkerung nicht zu, denn bis zum Jahre 1929 hatte das flache Land, besonders die Gebiete mit überwiegendem Großgrundbesitz, eine Abwanderung nach dem Westen des Reiches, die in diesem Jahre sogar die Höhe von 21 000 Menschen erreichte. Jetzt ist sie endlich zum Stillstand gekommen, ja 1935 hat sogar erstmalig eine Zuwanderung von 2600 Menschen stattgefunden. Der neue Aufbauplan für Ostpreußen sieht die Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten durch Kleinindustrie und gewerbliche Unternehmungen - besonders Holzverarbeitung - auf dem Lande vor, um endgültig den Verlusten an Menschen einen Riegel vorzuschieben. Fürwahr: die Not Ostpreußens ist groß und vielgestaltig! Es ist Grenznot und Rohstoffnot, Wetternot und Absatznot, Verkehrsnot und Siedlungsnot.

"Über der Weichsel drüben, Vaterland, höre uns an!
Wir sinken wie Pferd und Wagen, versinken in Dünensand!
Recke aus deine Hand, daß sie uns hält, die uns allein halten kann!
Deutschland, heiliges Land, Vaterland!" (Agnes Miegel.)

Der Reisende, der den Fahrplan studiert, um in das leider noch so unbekannt, bedrohte Land jenseits des Korridors zu fahren, stößt verwundert und mißtrauisch auf eine Unzahl von recht fremd klingenden Namen, die er fälschlich für polnisch oder litauisch hält. Es sind die alten Ortsnamen der Preußen, eines baltischen Stammes der indogermanischen Völkerfamilie, der viel Germanenblut in sich aufgenommen hatte. Zwar hatten die alten Preußen keine Schriftsprache, aber der Wortschatz ist uns durch eine Übersetzung des lutherischen Katechismus aus dem 16. Jahrhundert erhalten. Da stößt man also im Fahrplan und auf der Karte auf merkwürdige Vor- und Endsilben: Eichmedien (median = Wald), Mehlauken (lauks = Feld), Galtgarben (Garbis = Berg), Dirschkeim

(Keim = Dorf), Warnicken (Warne = Krähe), Uderwangen (Udro = Otter) und viele andere. Auch einzelne Wörter haben sich in der Umgangssprache erhalten. Das für Mädel viel gebrauchte "Marjell", ebenso das Wort für Wacholder "Kaddick" sind preußischen Ursprungs. Neben diesen fremd klingenden gibt es eine Unmenge deutscher Ortsnamen, wie Ludwigswalde, Osterode, Ellerwald, die alle auf Landgewinnung durch deutsche Siedler hinweisen. Neben und zwischen diesen beiden aber stehen die großgedruckten Namen der Städte, die zahlreich auf -burg endigen. Das sind die festen Plätze mit den trutzigen Burgen, von denen aus der deutsche Ritterorden das Land eroberte und besiedelte. Ein Teil der Geschichte des Landes steht im Fahrplan!

Ein unaufhörliches Hin und Her kennzeichnet das Schicksal dieses Ostraumes. Zur älteren Steinzeit war das Land allem Anschein nach noch nicht besiedelt. In der mittleren erscheinen Fischer und Jäger an den zahlreichen Flüssen und Seen. In der jüngeren Zeit flutet eine Welle von langköpfigen Indogermanen von Westen her in das Land, und es beginnt unter diesen Schnurkeramikern die Umwandlung der Naturlandschaft Ostpreußens in eine Kulturlandschaft. Damals entstand in diesem Raum nach Meinung der Forschung die ostbaltische Völkergruppe, zu der die alten Preußen, Litauer, Kuren und Letten gerechnet werden. Die Formenwelt der danach erscheinenden Bronzegegenstände ist die der Lausitzer Kultur der Nordillyrer, die nichts mit slavisches Völkergruppen zu tun hatten. Vor Beginn unserer Zeitrechnung wanderten dann ostgermanische Stämme in das Gebiet der Weichsel ein: die Bastarnen, Burgunden und Wandalen, die so stark auf die eingewohnte Bevölkerung wirkten, daß diese sogar deren Begräbnissitten annahm. Um das Jahr 1000 hat dann noch ein anderes germanisches Volk in Ostpreußen eine Rolle gespielt und nordisches Blut in das Land gebracht: die Wikinger. In Wiskiauten, in der Nähe von Cranz, wo die Beek in das Kurische Haff mündet, liegt ein Friedhof von über 500 Wikingergräbern, die in ihrem Inhalt weitgehend mit schwedischen Wikingergräbern am Mälarsee übereinstimmen. Auch einige religiöse Gebräuche der alten Preußen weisen deutlich auf Einflüsse skandinavischer Völkerschaften hin. So sind die alten Preußen, mit denen es der Orden bei der Eroberung des Landes zu tun bekam, ein Volk gewesen, an dessen Prägung germanisches Blut entscheidend beteiligt war. Auch ihr Widerstand gegen die Bekehrung zum Christentum zeigt eine den Slaven völlig unbekannt Energie.

Als der **Deutsche Ritterorden** seine Aufgabe im Heiligen Lande verloren hatte, suchte er sich eine neue im europäischen Osten. Nach einigen Fehlschlägen in Siebenbürgen verlegte er sein Kraftfeld nach dem Gestade der Ostsee. Als die deutschen Ordensritter auf den Ruf von Konrad von Masovien das ihnen von Kaiser und Papst zugesicherte Land jenseits der Weichsel im Jahre 1231 betraten, da schlug die Geburtsstunde eines neuen Deutschland. Nicht Landesherrscher haben dieses Gebiet der deutschen Kultur erschlossen, sondern deutsche Ritter, die den einzigen mittelalterlichen Ritterstaat nach fester Planung schufen. Sie gaben ihrer Arbeit der Heidenbekehrung auch ein national-völkisches Gepräge, durch das sie sich von den religiös-romantischen Abenteuern des Zeitalters der Kreuzzüge deutlich absetzten. Dieser Staat war im Gegensatz zu den vielen anderen auf deutschem Boden ein planmäßig gegründeter autonomer Staat, in dem der Führergedanke entscheidenden Platz hatte. Die geistlichen Aufgaben innerhalb des Ordens wurden von Priesterbrüdern erfüllt, aus denen dann die Bischöfe hervorgingen. So gab es hier die sonst im Mittelalter üblichen Konflikte zwischen Staatsgewalt und Kirche nicht. Dieser sichere Aufbau des eigenen Hauses, der sich auf einen eigenen Beamtenapparat stützte, und die Flankendeckung durch die meerbeherrschende Macht der Hansa sind die Grundlagen für die Erfolge des deutschen Ritterordens, der von allen seiner Art zuletzt gegründet wurde. Ihm verdanken wir die Wiedereindeutschung und Landgewinnung im Nordosten, die keineswegs den Charakter einer kriegerischen Eroberung und Unterdrückung hatte. Sonst hätte Herzog Albrecht, der letzte Hochmeister und der erste Herzog von Preußen, es nicht nötig gehabt, noch 1545 den lutherischen Katechismus ins Preußische übersetzen zu lassen!

Das Vordringen der Ritter war durch die Flußläufe der Weichsel und Alle, des Pregels und durch

den Verlauf der Haffküste vorgezeichnet. Ihren Weg bezeichnen die Burgen, in deren Schutz viele blühende Städte entstanden. Die ersten Bauwerke des Ordens zeigen noch eine deutliche Ähnlichkeit mit denen des deutschen Südwestens. Aber die neue und eigentümliche Aufgabe, einen Bau aufzurichten, der zugleich Festung, Verwaltungssitz und Kloster sein sollte, brachte bald eigene Formen. Es entstand ein Vierecksbau mit Ecktürmen, dessen vier Flügel einen geschlossenen Hof umgeben. Wie die Burgen im Reich, so hatten auch diese Bauten meist einen Bergfried, der das Gebäude beherrschte und in Not und Gefahr als Zufluchtsort dienen konnte. Die mit Wehrmauer und Gräben umringte Vorburg enthielt die Wirtschaftsgebäude. - Zunächst wurde das Land an der Weichsel in Besitz genommen, dann folgten die Küste des Haffes und die inneren daran angrenzenden Landschaften. 1243 wird das Bistum Samland gegründet, 1242 wird auch die Burg Memel schon angelegt, und nach einigen Rückschlägen und Aufständen werden bis 1283 auch die östlichen Randlandschaften erreicht. Ihre Sicherung im Osten gegen die Litauer übernimmt die "Große Wildnis", jenes riesige Waldgebiet, das bis zum 16. Jahrhundert unbesiedelt blieb. Von Tilsit über Insterburg, Rastenburg, Gerdauen, Hohenstein erstreckt es sich bis nach Osterode. Insgesamt wurden im 14. Jahrhundert 70 Städte und 1500 Dörfer gegründet. Den Höhepunkt der Macht erreichte der Orden um 1400. Aber Polen und Litauen - seit 1386 verbunden - nahmen zu Beginn des 15. Jahrhunderts das Land Preußen zum ersten Male in die Zange. Die Niederlage bei Tannenberg 1410 brachte für den Orden, der durch die Entwicklungen im Reich völlig auf sich gestellt war, den Zusammenbruch. In den wechselvollen Ereignissen der folgenden Jahrhunderte ist der deutsche Nordosten immer wieder der Kampfplatz deutscher und polnischer, protestantischer und katholischer Ansprüche, germanischen und slawischen Volkstums gewesen. Erst durch die im Jahre 1618 vollzogene staatspolitische Bindung an Brandenburg-Preußen gewann das Land wieder an Ansehen und Macht. In den folgenden Jahrhunderten wurde ihm mehrfach neues deutsches Blut zugeführt. So blieb das Werk des Ordens bestehen, wurde ausgebaut und erweitert. Die schwarz-weiße Farbe des Ritterschildes blieb die Farbe dieses Landes; die ragenden Türme der Burgen, Schlösser und Dome sind die Wahrzeichen seiner Deutschheit. Die Volksabstimmung des Jahres 1920 hat es all denen gezeigt, die es nicht glaubten oder nicht glauben wollten: der Ostpreuße ist Deutscher; auch wenn er eine andere Sprache oder Mundart spricht, bekennt er sich doch in großer Mehrheit nicht nach Osten, sondern nach Westen.

Wer ist dieser Ostpreuße? Die Geschichte des Landes läßt vermuten, daß es **den Ostpreußen** nicht gibt! Denn auf diesem Boden des deutschen Nordostens trafen sich ja beinahe alle Rassen Europas. So mannigfaltig wie das Land in seinen Landschaften, so viel Gesichter kann der Ostpreuße haben, aber nur **eine** Gesinnung. Zu den durch Wikinger beeinflussten Preußen kamen Kolonisten aus Nieder- und Mitteldeutschland und schon erfahrene Siedler aus den früheren Kolonisationsgebieten des Ostens, das heißt aus Pommern, Mecklenburg und Schlesien. Nach dem Zusammenbruch von 1410 strömten dann Masovier und Litauer in das Land östlich der Wildnis und brachten ostisches und ostbaltisches Rassegut mit. Im nächsten Jahrhundert kam wieder nordisches und fälisches Blut mit den holländischen Mennoniten herein. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wütete die Pest im Lande. Da holten Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. französische Schweizer und Hugenotten ins Land und mit ihnen mittelländischen Einfluß. Dann kamen wieder Einwanderer aus Nassau und der Pfalz, und schließlich im Jahre 1732 die 17 000 von den Jesuiten vertriebenen Salzburger Protestanten, für die Freiherr vom Stein in der Gumbinner Hospitalkirche eine Gedenktafel errichten ließ mit der Inschrift: "Mir neue Söhne! Euch ein neues Vaterland!" Diese tapferen Dinarier gingen aus dem Reichtum ins Elend, nur um sich selber die Treue zu halten. Ihnen hat die Provinz sehr viel zu verdanken. Auch Schotten und Engländer kamen in die Hafenstädte, und nach Masuren eine russische Sekte der Philipponen. Fürwahr eine Buntscheckigkeit, wie sie nur in Kolonialländern, in Deutschland kaum noch einmal zu finden ist!

Die Ostpreußen haben die hellste Augenfarbe, die zweithellste Haarfarbe Deutschlands. Das ist aber nicht ostbaltischer Einfluß, sondern nordisch-alpines Blut. Mit ihrer Durchschnittsgröße von fast 1,70 Meter sind sie auch die zweitgrößten deutschen Menschen. Der Anteil des nordischen Blutes

überschreitet den Durchschnitt des Reiches, der ungefähr 50 Prozent ausmacht. Diese Menschen haben freilich nicht die Beweglichkeit der Westdeutschen und nicht die Härte der Norddeutschen, aber der Ostpreuße ist durch eine gute Mischung des Blutes im Kampf gegen Krankheiten und hartes Klima, durch Bekennermut und Opfersinn, im Krieg und Frieden, Revolution und Aufbau ein rassisch wertvoller Teil des Preußentums. Seine Langsamkeit ist Stärke, und seine Ruhe ist Kraft. Er ist tief verwurzelt in der Landschaft, in der er aufgewachsen ist. Er ist wortkarg, aber gastfreundlich. Seine gesunde Nüchternheit und Ehrlichkeit haben ihm oft den Vorwurf der Grobheit eingebracht, aber gegen solche Anklage antwortet er in kräftigem Platt:

"Wat", schriet de Ostpreuß glik dazwösche,
"du seggst, de Ostpreuße sönd grob?
Wascht do törück dat Wort hier nehme!
Sonst hau ek di öhnt anne Kopp!" (Heinrich Toball.)

Auch diese seine breite Sprache hat man ihm vorgehalten und im Reiche als roh und ungeschlachtet, ungepflegt und hinterwälderisch verlacht und verachtet. Aber diese Urteile, die sich meist auf schlechte Vorträge gründen, treffen nicht, denn keine Sprache kann von dem Mensch getrennt werden, der sie spricht; sie muß von dem Lande aus gesehen werden, in dem sie erklingt. Gewiß: sie klingt breit, aber sie ist gemütlich und urwüchsig gesund; sie hat nichts Geziertes, sie hat etwas von dem Boden dieses Landes, sie ist offen (wie ihre Vokale!), sie ist klar und ursprünglich.

Neben der Vielgestaltigkeit der Siedlungsgeschichte Ostpreußens steht die Vielgestaltigkeit seiner Landschaft, geschaffen von der **Eiszeit**.

Vor mehreren hunderttausend Jahren war der Boden Norddeutschlands von einem Eispanzer bedeckt, der sich von Norden her über die Ostsee - genährt durch viele Niederschläge und bewahrt durch ein kühles Klima - in einer Höhe von Hunderten von Metern auf dem Lande lastete. Ganz langsam schob sich dieses Ungetüm über das Land, verdrängte das Leben, und die Kälte war das einzige, das Macht hatte. Gewaltige Massen von Schotter und Blöcken schuf die Frostverwitterung im hohen Norden. Der Gletscher nahm alles mit. Unterwegs wurden alle Hügel gleichgemacht, tief wurde der Untergrund durchfurcht. Die Eiszeit war der größte Schuttproduzent, der Gletscher der transporttüchtigste Spediteur der Erdgeschichte. Keinem Werkzeug des Menschen vergleichbar, mißhandelte die kristalline Last den deutschen Boden: sie wühlte und furchte, preßte und durchpflügte ihn. Schließlich breitete sie die bunte Fracht in einer Schicht von durchschnittlich 150 Meter Mächtigkeit über das Land aus: bei langsamem Zurückweichen als Grundmoräne - so im Norden Ostpreußens - bei längerem Verweilen der Gletscherzunge an einer Stelle in den Riesenwällen der Endmoränen, die im Süden des Landes Hunderte von Metern Höhe erreichen.

Meist verlaufen sie in Ostwestrichtung. Zuweilen stießen auch einzelne Eiszungen von Norden vor und preßten dabei die Schuttmassen in Nordsüdrichtung in langen Zügen auf. So die Seeskerhöhe und die Kernsdorfer Höhe.

Masuren. Zwischen diesen beiden Erhebungen spannt sich wie zwischen zwei Pfosten die bucklige Welt des preußischen Landrückens, ein in sich viel gegliederter Zug einer



Masuren. Das Land.

eiszeitlichen Endmoräne. In die Hügel der Aufschüttungslandschaft eingestreut glänzen zwischen Hochwald, Wiesen und Kornfeldern die 3000 Seen Masurens. In weiten Mulden und flachen Senken liegen sie wie riesige Pfützen einer eben erst abgezogenen Sintflut; sie liegen als lange Kettenseen in schmalen steil umferten Rinnen, die von Schmelzwasserbächen ausgefurcht wurden; sie liegen als vereinzelte Kesselseen in Strudellöchern inmitten dunkler



Masuren. Die Seen.

Wälder. In der ganzen Provinz sind es 4 Prozent des Bodens, die von Wasser eingenommen werden, in den Kreisen Angerburg, Lötzen und Sensburg sogar 13 und 14 Prozent! Kein deutsches Mittelgebirge kann dem Wanderer einen solchen Blick bieten, wie den von der Kaiserhöhe bei Nikolaiken - der Stadt des sagenhaften "Stinthengstes" - auf die Flächen von Spirding, Nieder- und Beldahnsee! Noch gewaltiger ist der Eindruck von den großen blauen Wasserflächen des vielfach zerlappten Mauer- und Löwentinsees von dem Angerburger Heldenfriedhof aus. Im Winter gleitet der Eisschlitten auf scharfer Schiene über die weiten vom Frost kontinentaler Kälte spiegelblank geschlossenen Flächen. Im Sommer durchfurchen Motorboote von Angerburg - das ist Aalborg - bis Johannisburg die flachen, weit ausholenden Grundmoränenseen, die bis zu 50 Meter tiefen, hochumwaldeten Rinnenseen, in deren kühlem Wasser die Maräne, der Edelfisch Masurens, lebt. An einem Paß zwischen den Seen liegt Lötzen mit der Fischerfachsule. Durch schmale, von Schilf und Binsen umwachsene Kanäle sind die Wasserflächen miteinander verbunden. Vorbei geht die Fahrt an sauberen Städten und armen Dörfern, deren strohgedeckte Blockhäuser still an den Ufern der Seen stehen.

Masuren ist nicht nur das Land des größten deutschen Seengebietes, sondern auch des größten zusammenhängenden Forstes des preußischen Staates. An die bucklige Hügel- und Seenwelt schließt sich im Süden die flache Kiefernwelt der **Johannisburger Heide**, ein Rest der "Großen Wildnis", die sich einst von der Drewenz bis zur Memel hinzog. Fast hunderttausend Hektar ist dieses Waldgebiet groß. Robert Budzinski, der echt ostpreußisch trocken-humorvolle "Entdecker Ostpreußens", hat - wie er behauptet - "52 257 890 613 Bäume" gezählt, "meistens Kiefern, die ungezählten Wacholderbüsche nicht eingerechnet". Auch die große Johannisburg-Ortelsburger Heide ist ein Werk der Eiszeit und ihrer im Eis gespeicherten und auf deutsches Land losgelassenen Kräfte. Dieselben nach Süden fließenden Schmelzwasser, die jene Rinnen für viele Seen schufen, übernahmen dort, wo das Eis seine Macht verloren hatte und zu Wasser zerrann, die Arbeit, den Schutt der nordischen Länder möglichst weit nach Süden zu schaffen, allerdings in anderer Form. Ihre Kraft reichte nicht aus, die schweren Findlinge weiterzurollen. Nur den Sand spülten sie aus den Schuttmassen heraus und lagerten ihn weiter südlich in den riesigen Sandflächen der Johannisburger Heide ab. Auf diesem unfruchtbaren Boden ist auch der Wald verarmt. Hier wachsen nur Kiefern, die mit ihren hohen, oft leicht gebogenen Stämmen gelbrot in der Sonne leuchten, und der schlanksäulige, dichtbenadelte Wacholder, der Kaddick, der aus dem dichten Meer der Adlerfarne oder aus dem niedrigen Teppich der Beerensträucher herausragt. In zahlreichen Sägewerken - in Rudcanny, Ortelsburg und Puppe sind die größten - wird die Johannisburger Kiefer verarbeitet. - Aber dieses Land kann wohl viele Kiefern ernähren, aber nicht viele Menschen. Im Kreise Johannisburg sind es 32, im Kreise Neidenburg 34, während der ostpreußische Durchschnitt 64 auf den Quadratkilometer beträgt. Es wären noch weit weniger, und das Land wäre dadurch

völkisch weniger gesichert, wenn hier wie im Norden Großgrundbesitz herrschen würde. Hier im Süden hat die Abwanderung am meisten Verluste gebracht. Es gibt kaum ein Dorf, das nicht zahlreiche Verwandte in Berlin und im Ruhrgebiet hat. Auch hier sollen jetzt Sicherungen für die Zukunft geschaffen werden.

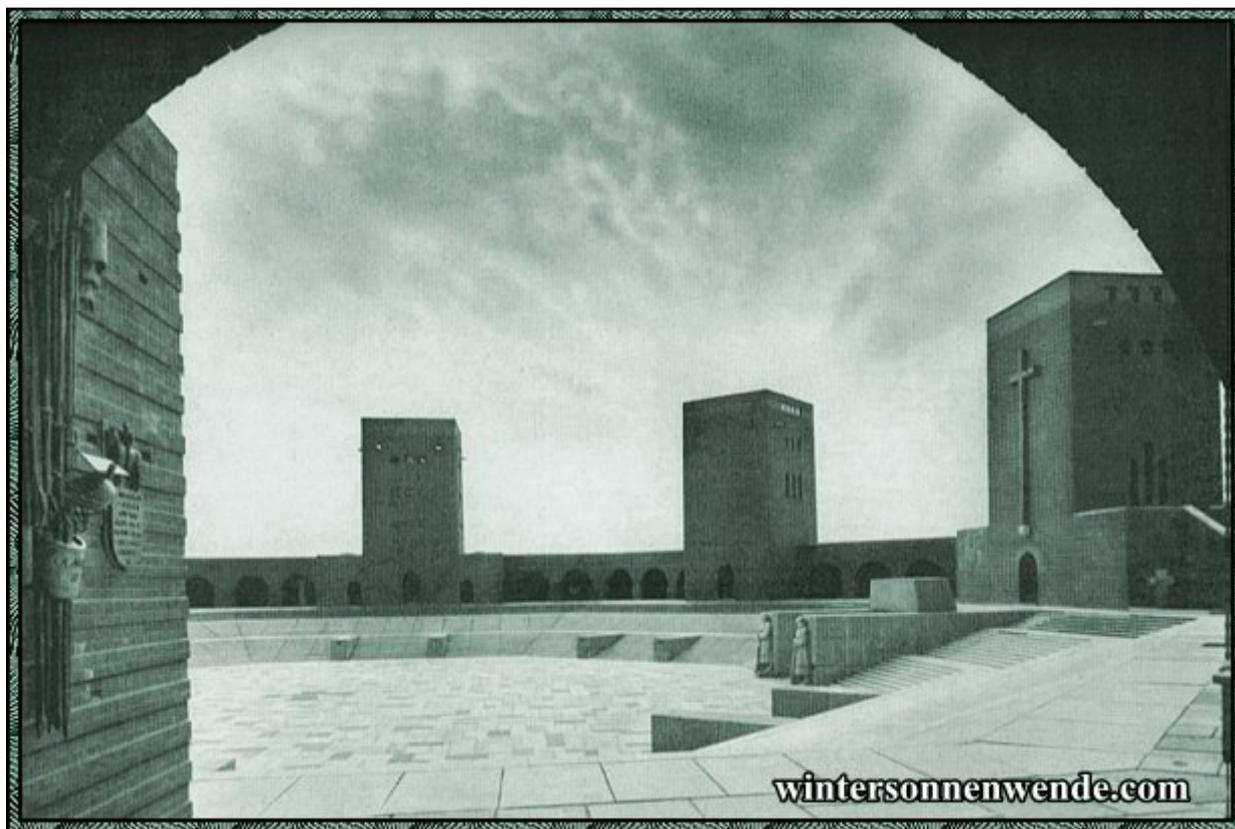
Der Gesinnung der Bewohner nach ist dieses Land auch gesichert. Preußen, Deutsche und Masovier sind hier zu einer Schicksalsgemeinschaft verschmolzen, die **im Jahre 1920 ihre Feuerprobe bestanden hat**. Und das unbeschadet des Masurischen, einer mittelalterlichen, von dem Polnischen ganz deutlich unterschiedenen Mundart, die hier viel gesprochen wird. Nur ein ganz geringer Prozentsatz der Fremdsprachigen hat damals gegen Deutschland gestimmt. Der Masure fühlt sich als Deutscher, wenn er auch die fremde Mundart spricht. Rassisch zeigt er stark ostischen Einschlag; er ist beweglich und sangesfreudig, abergläubisch und farbliebend. Rot, weiß und blau sind seine Farben, die er gern zeigt. Bald wird aber auch das Masurische verschwunden sein, denn der Prozeß seines Aussterbens macht schnelle Fortschritte. Unter den alten Leuten sprechen heute noch ein Fünftel die Mundart, unter den jungen nur noch ein Zwanzigstel. Der Bestand des Masurischen ist nur eine Frage von Generationen.

Im Gebiete der Wälder und Seen Masurens sind drei große Schlachten des Weltkrieges gewonnen worden: die **Schlacht bei Tannenberg**, die **Schlacht an den Masurischen Seen** und die **Winterschlacht in Masuren**. Tausende von deutschen Kämpfern liegen in dieser Erde bestattet. In Waplitz zwischen Hohenstein und Neidenburg liegt der größte ostpreußische Heldenfriedhof.



Ostpreußen. Heldenfriedhof Waplitz.

Im Tannenbergdenkmal, dem **Reichsehnenmal** bei Hohenstein unweit der Kernsdorfer Höhe, wo er die Schlacht bei Tannenberg leitete, liegt der unsterbliche Feldmarschall bestattet in dem Boden des Landes, das er vor der russischen Dampfwalze rettete. Das ist ein Vermächtnis, das Masuren zu einem heiligen Lande macht, und Hohenstein mit seinem Backsteindenkmal zu einer Wallfahrtsstätte für die ganze Nation. Das ist ein Mahnruf aus der Vergangenheit des Landes.



Reichseshrenmal Tannenberg. Rechts die Gruft des Generalfeldmarschalls von Hindenburg.

Das Samland. "Ostpreußen vorgelagert wie ein ungeheurer Wachturm ragt das Samland in die Ostsee. Wie an Ketten hängt es an den langen, schmalen Dünenzügen der Nehrung" (Agnes Miegel). Allseitig wird dieses fruchtbare Rechteck von Wasser umschlossen. Im Norden und Westen schlagen die Brecher der Ostsee an seine Küste, im Nordosten und Südwesten taucht es mit Schilf und Binsen, Erlenbrüchen und Wiesen langsam aus den Spiegeln der Haffe heraus, im Süden und Osten sinkt es zu den breiten Tälern von Pregel und Deime ab.

Solche Lage, solche Sicherung, solche Grenzsetzung erzeugen Eigenleben und Eigengeschichte: Die Ortsnamen zeigen, daß das Samland schon früh von den alten Preußen geschlossen besiedelt war. Phönizier, Wikinger und Römer sandten ihre Händler nach Bernstein hierher. Ein Altertumsforscher hat das Gebiet mit Recht ein "einziges Gräberfeld" genannt. Auch heute noch spuken hier die Geister der Vergangenheit in zahlreichen Sagen. Der **Galtgarben**, die höchste Erhebung des Alk-Gebirges, soll nach der Sage der Sitz eines samländischen Königs oder Reiks gewesen sein. Andere berichten von einem Heiligtum des Ligo, des Gottes des Frühlings und der Freude. Heute ist er **der** Berg der Königsberger für Ski und Rodel, Feier und Feuer.

Dem Orden gelang es nur schwer und erst spät, die Samen zu unterwerfen; 997 mußte Adalbert von Prag unweit Fischhausen am Haff sein Leben lassen. Die Sage berichtet allerdings von einer schnellen, freiwilligen Unterwerfung der Samen, die sich für verloren hielten, als sie von der Frömmigkeit und der Genügsamkeit der Ritter erfuhren, die "selbst in der Nacht zu ihrem Gotte beten" und "in der Wildnis ohne Mühe ihre Nahrung finden" könnten, weil sie "Kraut (Kohl) äßen wie das liebe Vieh". Heute ist die wellige Grundmoränenlandschaft mit ihrem fruchtbaren Boden die Molkerei, die Korn- und Fleischkammer von Königsberg. Hier im Inneren des Landes regieren die Werte der Wirtschaft, und der Bauer gestaltet das Gesicht des Landes.

Anders an der Küste. An dem schmalen Grenzsäum zweier Welten - zwischen Erde und Wasser - ist der Mensch klein und machtlos, die Natur groß und gewaltig. Es mag in deutschen Landen Küsten geben, die auch auf steilen Ufern dunkle Wälder tragen - in Pommern und Mecklenburg, es mag Inseln - Helgoland und Rügen - geben, deren seltsame und rätselhafte Farben mehr Bewunderung

uns abverlangen - das **Steilufer des Samlandes** ist packender, mächtiger, ursprünglicher, denn der große Kampf zwischen Meer und Wind auf der einen und dem Land, verbündet mit dem Menschen, auf der anderen Seite ist hier mehr auf unser Auge eingestellt als auf den Felseninseln, an denen die Brandung weit länger arbeiten muß, ehe ein Stückchen Erdgeschichte vor uns kurzlebigen Menschen abgerollt wird. In kilometerlanger Front wird hier der Bau der Halbinsel



Samlandküste. Blick über die Steilküste nach Osten.

in einem Längs- und einem Querschnitt wie in einer Ausstellung echt ostpreußisch nüchtern und sachlich vor uns aufgedeckt. Bis zu einer Höhe von 60 Metern ragen die Sande und Kiese, Lehme und Tone der Eiszeit auf, unterlagert von Schichten des Tertiärs. Brüche und Faltungen, Quetschungen und Zerreißen geben von der knetenden und walzenden Arbeit der Riesenlast des Gletschers anschaulichen Bericht.

Gegen dieses Schichtenbauwerk aus der Vergangenheit sind alle verfügbaren Kräfte der Gegenwart eingesetzt! Von unten her unterspült die Brandung in einer Hohlkehle die Steilküste, bis die Schwerkraft größer ist als der Zusammenhalt der überhängenden Massen und sie zum Einsturz bringt. Von oben her machen die Sickerwasser die tonhaltigen Schichten so schwer und gleitwillig, daß sie in kesselförmigen Abbrüchen staffelförmig absinken. Auch das in Bächen und kleinen Rinnsalen oberflächlich abströmende Wasser ist auf der Seite der Angreifer: tiefe malerische Schluchten reißen sie in das Steilufer ein. Die Gausupschlucht bei Rauschen, die Wolfsschlucht bei Warnicken und die Dirschkeimerschlucht sind die schönsten von ihnen. Am Fuße der Steilwand bilden die abgestürzten Massen wie zum Schutze gegen weitere Zerstörung zunächst wallförmig dem Meer die Stirn, bis die Wellen von heute auch dieses Werk der Schwerkraft von gestern aufgearbeitet haben und von neuem ihre Zerstörungsarbeit beginnen können. Bei weitem am zähesten wehren sich die Bäume gegen das unabwendbare Schicksal des Abstürzens. Mit ihrem weitverzweigten Wurzelwerk hängen sie oft wochenlang über dem Steilhang, während ihre Krone sich schon längst dem Meere hat zuneigen müssen. Nur der unseren Weiden ähnliche Sanddorn, der mit seinen dichten Kuppeln von silbergrünem Blattwerk weite Flächen einnimmt, leistet etwas mehr Widerstand. Selten stürzt er einzeln ab, meist nur in großen Feldern, die geschlossen als mächtige Scholle ihre Fahrt in die Tiefe antreten.

Die Fischerdörfer, die sich immer mehr zu Bädern entwickeln, liegen alle in Schutzlage auf dem hohen Ufer an den Stellen, wo die Breite des Strandes das Baden ermöglicht und eine Schlucht einen bequemen Weg zum Strande vorgezeichnet hat. An einigen Stellen - so bei Rauschen, Warnicken und Brüsterort - hat der Mensch mit künstlichen Mitteln eingreifen müssen, um dem Meere Einhalt zu gebieten. Lange Buhnen sind ins Meer vorgeschoben, um eine Verbreiterung des Strandes zu erreichen. Dämme aus riesigen Betonklötzen sind gezogen, um die Brandung zu brechen. Aber nur stellenweise und sehr langsam gelingt die Verteidigung. Wenn im Winter nach Frost sich Tauwetter einstellt und der Nordost auf die Küste des Samlandes steht, dann sind die steilen Wände wieder einmal durch den Spaltenfrost sturmreif gemacht, dann reicht dem Meere die Kraft aus, um wieder eine Schlacht gegen den schwachen Menschen zu gewinnen. Das sind die Nächte, in denen die Brandung mit allem spielt: mit Findlingsblöcken und Bäumen, mit Buhnen und Betonklötzen. Das sind die Nächte, in denen Tausende von Kubikmetern schwersten

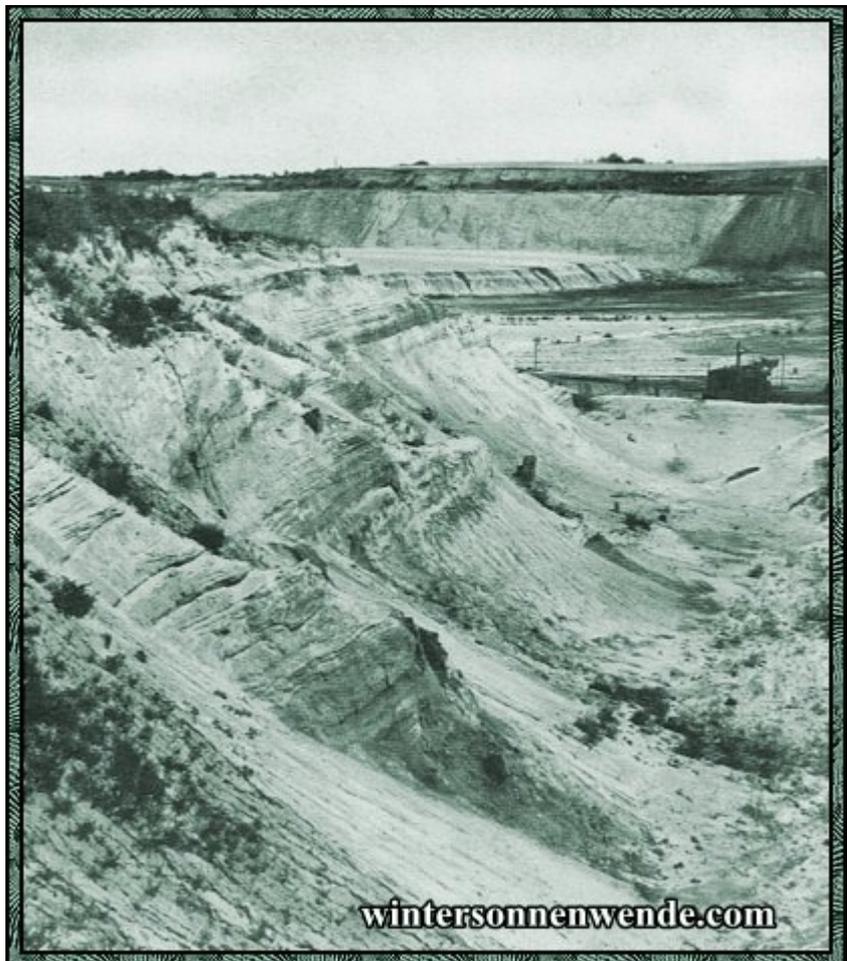
Lehmbodens in wenigen Stunden "bewegt" werden! Beinahe einen halben Meter im Durchschnitt kann hier im Jahre der Landverlust betragen; denn die Küste des Samlandes ist im Laufe von 6000 Jahren um etwa 2000 Meter zurückgewichen. Wer vom Brüsterorter Leuchtturm nach Westen blickt, der sieht bei bewegter See zwei Kilometer meerwärts eine weiße Brandungslinie parallel zur Küste in hellem Schaum aufleuchten. Dort lag die Front zwischen Meer und Land vor einigen tausend Jahren! Vor der Macht solcher Naturgewalten, die Berge versetzen können, ist der Mensch klein, und seine Bauten sind jämmerliches Stückwerk! Das ist das Erlebnis des Samlandes! Nirgend anderswo an der Küste deutscher Meere wird dieser ungleiche Kampf so offen und vielgestaltig und in einer so langen Schlachtfrent vor unseren Augen ausgekämpft.



Samlandküste. Der Zipfelberg bei Groß-Kuhren.

Wer von Rauschen aus den Höhenweg nach Brüsterort nimmt, kommt zunächst durch die hohen Wälder von Warnicken. Weiter geht es über Groß- und Klein-Kuhren am steilen Ufer mit gefährlichen Abrißwänden entlang am Zipfelberg vorbei zum Wachtbudenberg. Von dort lohnt sich ein Rundblick über die See, die unten feindlich brandet und in der Ferne friedlich in den Himmel übergeht. Von dort umfaßt der Blick die weite, leicht gewellte Fruchtebene des Samlandes, von dort stößt das Auge plötzlich an einige ragende Schornsteine, die völlig unerwartet aus dem Waldsaum aufsteigen, der die Steilküste begleitet. Das sind die berühmten **Bernsteinwerke** von Palmnicken, in denen das "Gold des Samlandes" gewonnen, gewaschen und sortiert wird.

"Man findet den Bernstein, indem man mit gesenktem Haupt unten am Strand, wo die Wellen ihr ewiges Lied singen, spazieren geht. Leichter aber erhält man ihn in dem einschlägigen Geschäfte oben am Strand", so plaudert Robert Budzinski trocken und frech. Auch heute noch wird der Bernstein, den die Wellen aus der unter dem Meeresspiegel gelegenen Schicht des sogenannten "blauen Tones" auswaschen, aus dem Meere gefischt, besonders nach



Samlandküste. Bernsteinbergwerk.

Sturmtagen. Hier hilft die Brandung dem Menschen einmal! Aber der weitaus größte Teil dieses erstarrten Harzes einer tertiären Kiefer wird im Tagebau bergmännisch gewonnen. Die zwei Kilogramm Bernsteine, die in jedem Kubikmeter der blauen Erde durchschnittlich enthalten sind, werden auf riesigen Rosten durch Wasserstrahlen von dem schmutzigen Mutterton befreit. Aber nur 20 Prozent der Steine sind für Schmuckstücke verwendbar; das übrige wird zu Bernsteinkolophonium, Bernsteinöl und Bernsteinsäure verarbeitet. Auch heute noch ist der goldfarbige Schmuck sehr begehrt. Wie schon früher, so gehen jährlich große Mengen nach dem Orient. Besonders nach Mesopotamien, nach Arabien und Persien in Form von mohammedanischen Rosenkränzen. In Ägypten werden schwere Ketten als Brautschmuck getragen, in Indien und Afrika legen viele ihr Vermögen in Bernstein an. Das samländische Gold geht in alle Erdteile!

Königsberg. Die Bäder des Samlandes - besonders **Cranz**, das älteste, das 1816 als Königliches Ostseebad gegründet wurde, Rauschen und Palmnicken - gehören so zu Königsberg wie Wannsee zu Berlin. Der neue Nordbahnhof, der Bäderbahnhof, ist der "Potsdamer Bahnhof" von Königsberg. Zahlreiche Bürger haben an der Samlandküste ihre Wochenendhäuser und ihre Villen, denn durch Bahn und Autostraßen liegt die Küste vor den Toren der Stadt. Auch nach Südwesten greift sie weit aus: Fischhausen mit seiner wuchtigen Ordenskirche und Pillau - einstmals der Hafen der kurbrandenburgischen Flotte, heute des Ostpreußendienstes - sind auch nur eine Art "Vorort" der Hauptstadt.

Die Stadt selbst bestand ursprünglich aus drei Teilen, die nacheinander (Altstadt 1286, Löbenicht 1300, Kneiphof 1337) als selbständige Gemeinwesen mit eigenen Türmen, Mauern und Rathäusern gegründet wurden. Die ersten Einwanderer der Stadt waren zu 60 Prozent Niedersachsen, und zwar Westfalen; später kamen Pommern und Mecklenburger, Mitteldeutsche aus Franken, Sachsen und Schlesien, während Oberdeutschland überhaupt nicht vertreten war. Durch umfangreichen Handel standen die drei Städte bald in Blüte, besonders die Altstadt, die schon 1340 der Hansa angehörte. Denn Königsberg ist nicht nur der Hafen des Pregelgebietes, sondern durch die Deime auch der Memel und durch die Nogat über das Frische Haff auch ein Weichselhafen. So erklärt sich, daß diese Stadt, an dem Schnittpunkt zweier wichtiger Linien, dem breiten Tal des Pregels und der Küstenlinie gelegen, weit größer geworden ist als ein Hafen, der nur für Ostpreußen arbeitet. Heute ist es mit 300 000 Einwohnern die größte deutsche Ostseestadt. Wenn Königsberg auch in ausgesprochener Randlage entstanden ist, so ist es doch geschichtlich, kulturell und wirtschaftlich die Hauptstadt des Landes. Das an dem großen Ostwestwege sehr günstig und landschaftlich so schön gelegene **Allenstein** ist durch die Randlage von Königsberg zu einer kleinen Hauptstadt des Südens geworden. Aber Königsbergs Stellung ist durch seine Geschichte, durch seinen Handel und seine Universität unumstritten.

Als Handelshafen hat Königsberg wie alle Städte des deutschen Ostens durch den [Vertrag von Versailles](#) schweren Schaden erlitten. Holz, Flachs und Roggen waren die Güter, die in seinem Verkehr eine entscheidende Rolle spielten, weil sie im Hinterlande in großer Menge erzeugt wurden. Heute sind die politischen Grenzen überall näher an den Hafen herangerückt, und auch die Zollmauern sind viel höher als vor dem Kriege. Aber in echter



Wehlau (östlich von Königsberg). Der größte Pferdemarkt Europas.

ostdeutscher Zähigkeit hat man sich auf die neue Lage eingestellt: Der Seekanal, die Fahrrinne durch das Haff, ist auf eine Tiefe von acht Metern ausgebaggert worden, so daß die größten Seeschiffe zur Stadt gelangen können. Unterhalb der Altstadt wurden im breiten Pregeltal große Hafenanlagen geschaffen, die mit langen Kaimauern, modernen Verladeeinrichtungen und dem größten Getreidesilo des Kontinents Handel und Schifffahrt anziehen sollen, und das mit Erfolg! Schon im Jahre 1930 erreichte der Hafen mit 1,8 Millionen Tonnen den Güterumschlag der Vorkriegszeit, und im Jahre 1933 hatte er bereits 2,1 Millionen erreicht. Im Getreideverkehr, der früher so blühte, hat Königsberg allerdings noch nicht den Stand der Friedensjahre erreicht, und auch ein Massengut nimmt heute seinen Weg nicht mehr über ostpreußische Wasserstraßen und den Pregelhafen: Durch Vorzugstarife hat der polnische Staat den Holzverkehr nach seinem Hafen Gdingen gezogen, den es zum größten Holzausfuhrplatz Osteuropas machen möchte. 1912 kamen bei Schmalleningken am Memelstrom fast 3000 Flöße mit über 70 000 Tonnen Holz über die Grenze, von dem ein großer Teil den Pregel abwärts nach Königsberg schwamm - heute sind es kaum 100 Flöße!



Königsberg (Preußen). Der Außenhafen am Pregel.

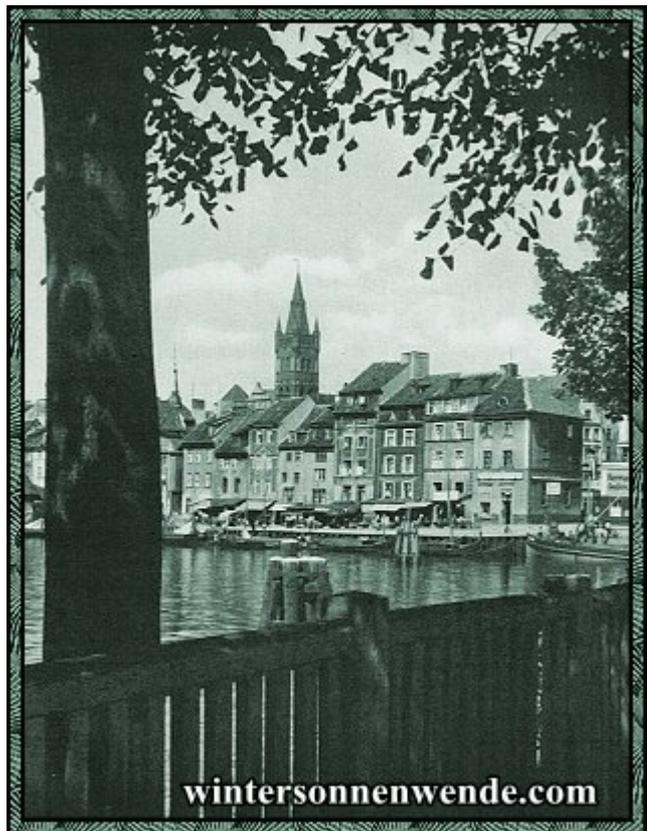
An den Hafenanlagen der inneren Stadt stehen noch die alten Speicher, und vor diesen schlanken Stapelhäusern, die in ihrem zierenden Fachwerkbau nicht anders dastehen als in den Fleeten von Hamburg oder an der Mottlau in Danzig - dieselbe Bauaufgabe und die Hansa geboten hier wie da - vor diesen malerischen Bauwerken mit ihren alten Giebelkränen könnte man sich auch heute noch eine Hansakogge, einen Finnlandsegler oder ein Orlogschiff gut vorstellen! Auch der sechshundertjährige Dom gehört in diese Welt. Er ist ein Hallenbau von großem Ausmaße, der von dem ältesten Dom des Ordenslandes in Kulmsee die zweitürmige Fassade übernahm, die sehr einfach und klar gegliedert ist. In dem Domchor, in der sogenannten Fürstengruft, ruhen die Hochmeister des Ordens und der erste Herzog. Unter den schlanken Pfeilern eines Anbaues auf der Ostseite ist die letzte Ruhestätte des großen Genius Ostpreußens Immanuel Kant, des "Herrschers im Reiche der Vernunft". Das Jahrhundert Kants läßt Königsberg "geistesgeschichtlich in hellem Lichte erstrahlen". Der gesichtreiche Romantiker E. T. A. Hoffmann und der Dichter Zacharias Werner sind Söhne der Stadt, Hamann und Herder wirkten zu diesen Zeiten hier. Von hier erging durch York von Wartenberg im Februar 1813 der Ruf zum Sturm der Befreiungskriege.

Das Schloß ist eine "Musterkarte der Bauformen vieler Jahrhunderte". Die ältesten Teile sind der Haberturm und der Nordflügel. Unter Herzog Albrecht, der sein Ordenskleid hier ablegte, wurde die Ostfront vollendet und der Südflügel erbaut. Die in der Zeit der Renaissance sonst recht üppig wuchernde Ornamentik ist hier ziemlich spärlich entwickelt. Der Markgraf von Ansbach widmete sich dem noch fehlenden Westflügel. Der Große Kurfürst, der hier die Huldigung der ostpreußischen Stände erzwang, ließ im Innern einiges ändern. Friedrich I., der sich an jenem denkwürdigen 18. Januar 1701 in der Schloßkirche die Krone aufs Haupt setzte, plante einen königlichen Palastbau. Der Umbau wurde begonnen, aber durch seinen Tod unterbrochen und nie wieder aufgenommen. Auch das 19. Jahrhundert verewigte sich in dem Bauwerk, ließ den Nordflügel abreißen und auf dem Fundament des Kornhauses das Oberlandesgericht erbauen. Gegen die Bauten des Ordens wirkt das Königsberger Schloß sehr uneinheitlich. Das Feingefühl, mit dem einige Baumeister in Schlesien es verstanden haben, alte Bauwerke auszugestalten und in neue Pläne einzubeziehen, fehlt hier völlig. Ein Sinnbild der vielen Unruhe und Uneinheitlichkeit, die über dem Lande jahrhundertlang lagen.

Robert Budzinski, der es ja wissen muß, nennt als die beiden "größten Sehenswürdigkeiten der Stadt" die Fischweiber und das Blutgericht. In der Tat: wer einmal den Klang des unverfälschten Königsberger Plattdeutsch mit Fischgeruch und Herdrauch der Kähne aus der Niederung genießen will, der muß zur Grünen Brücke gehen! Dort sitzen die Fischweiber "seit Jahrhunderten, zu allen Tages- und Nachtzeiten" und sprechen ihr "angeborenes uraltes Königsberger Platt. Sonst aber verkaufen sie Flundern, Hechte, Stinte, Bücklinge und Räucherheringe". - Das Blutgericht ist ein von einem Salzburger eingerichtetes, von vielen Sagen und Legenden umranktes Weinlokal im Nordflügel des Schlosses, ein echtes Kind der Romantik. Hier gibt es den berühmten Königsberger Randmarzipan allerdings nicht, wohl aber die Nationalgerichte der Stadt: Königsberger Klops und Königsberger Rinderfleck. Und noch etwas hat die Stadt, was einzig dasteht: die größte Buchhandlung des Kontinents, Gräfe und Unzer, das Haus, das hier an der Ostgrenze deutsches Geistesgut feilhält. Die 1544 gegründete Universität, die Alma mater Albertina, und der größte deutsche Philosoph, ein Riesen-Getreidespeicher und die größte deutsche Buchhandlung, das sind die "Sender" deutscher Arbeit und deutschen Wesens im bedrohten Osten.

Die Kurische Nehrung.

Durch viel Sand, durch Wasser und das Verkehrszeichen "Verbot



Königsberg (Preußen). Fischmarkt am Pregel.



Kurische Nehrung. Dünen.

für Kraftfahrzeuge" von der Hauptstadt und dem übrigen Ostpreußen geschützt und gesichert, liegen die "Wunder der Kurischen Nehrung", die so eigenartig und groß ist, "daß man sie eigentlich ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wundervolles Bild in der Seele fehlen soll" (Wilhelm von Humboldt 1809). Man hat das Wanderdünengebiet der Kurischen Nehrung auch die "Ostpreußische Sahara" genannt. Vielleicht ist diese Bezeichnung



Kurische Nehrung. Gehöft.

zugkräftig, aber sie kennzeichnet die Eigenart des Gebietes nur schlecht. Die Wüsten Afrikas dehnen sich in ewiger Gleichförmigkeit in unendliche Ferne - die Kurische Nehrung ist eine schmale leuchtende Sandbarre, die sich zwischen zwei blauen Wasserspiegeln langzieht, deren Ufer nicht sichtbar sind. Auch der viel gebrauchte Name "Wüste" erweckt falsche Vorstellungen der Lebensfeindlichkeit und Leblosigkeit. Die Kurische Nehrung ist voller Farben, voller Formen, voller Leben.

Die Nehrung ist noch gar nicht alt, erst ungefähr 7000 Jahre. Wasser und Wind zur Strömung vereint haben die an der Küste des Samlandes freigewordenen Sandmassen nach Osten "versetzt". Dann griff sie der Wind auf und wehte aus ihnen die höchsten Dünen Europas auf. So wurde die ehemalige Bucht des Kurischen Haffes abgeriegelt. "Die See will eine glatte Linie haben." Vorsprünge reißt sie ein, Nehrungshaken baut sie auf. Hundert Kilometer lang und 400 - 4000 Meter breit ist dieser Landstreifen, der allein aus Sand besteht und nur bei Sarkau und Rossitten einige Inseln festeren Lehmbodens als "Stützpfeiler" umschließt.

Noch zur Zeit des deutschen Ritterordens war die Nehrung völlig mit Wald bedeckt und auch dichter besiedelt. Aber Weidewirtschaft und besonders die Kahlschläge durch die Russen im Siebenjährigen Kriege befreiten den Sand aus den Wurzelklammern der Gräser, Kräuter und Bäume, und nicht weniger als 80 Kilometer der Landzunge wurden dem Winde und seinem Spiel ausgeliefert. Durch Strandhafer und Strandgerste, durch Meersenf und Platterbse und vor allem durch die dänische Krüppelkiefer, der man ein Klümpchen Lehm mit in den kargen Boden gab, sind 35 Kilometer zurückerobert worden. So können heute Rossitten, Pillkopen und Nidden als gerettet gelten. Sieben Nehrungsdörfer aber wurden in der Zwischenzeit durch den unerbittlich vorwärtsschreitenden Sand verschüttet. Ziegel und Reste von Geräten, Scherben und Knochen geben davon Kunde, die erschauern macht. Man muß das Wirken des Windes einmal gesehen haben, wenn man begreifen will, was für eine unbezwingbare Macht er hat, wenn er die Düne wandern läßt: Auf der dem Meere zugekehrten flacheren Seite greift der Sturm den Sand auf, und in einer Höhe von 5 Metern und mehr ist die Luft dicht mit Millionen von Sandkörnern befrachtet. In eilendem Zuge trägt er die körnige Last wirbelnd bis auf 60 Meter Höhe - eine größere Höhe duldet er nicht - und läßt sie dort, wo seine Kraft im Schatten des selbsterrichteten Bauwerkes erlahmt, wieder fallen. Hier ist der Böschungswinkel dreißig Grad groß, und herrliche Rutschpartien lassen sich auf dem Sande machen, dessen lockere Lagerung das Gleiten wie tausend "Kugellager" fördert, während auf der Luvseite die Körner so dicht vom Winde zu einem "Sandharsch" gefügt werden, daß der Wanderer wie auf einer Tenne geht und nicht einsinkt. Vier bis sechs Meter wandert der Sandwall im Jahre; an der Meeresküste gibt die Düne eine Fläche frei, an der Haffküste begräbt sie ebensoviel und schüttet so das Haff ganz langsam zu.

Wer mit dem Haffdampfer sich der Dünenwelt nähert und sieht, wie sie hinter Erlengebüsch und niedrigen Kiefernwäldern, von Wolkenschatten überflogen, aus der Ferne langsam auftaucht, wie sie gegen Himmel und Haff in vielen Farbabstufungen aufleuchtet, der hält die gelben, braunen und rötlichen Sandflächen für ein ewig gleichförmiges Meer. Aber wie der Wind das Wasser in Wellenfalten legt und die Wolken zu Schäfchen formt, so läßt er auch die Myriaden voll Sandkörnern an seiner Bewegung teilhaben: er prägt ihnen unzählige kleine Wellenberge auf, die wie ihre großen Dünenschwestern auch immer wieder vergehen und neu entstehen. Mit zahllosen kleinen Rippen ist der Sand überzogen. In der Höhe, wo der Wind größeren Widerstand findet, bleibt seine Arbeit nicht auf die Oberfläche beschränkt. Da greift er tiefer hinein, höhlt aus und zerreißt. Und wie der Bildhauer aus seinem ungefügten Stoff durch Wegnehmen sein Kunstwerk gestaltet, so schafft auch hier der Wind neue eigenartige Schönheit, indem er zerstört. Die feine Schichtung des Sandes arbeitet er heraus, und es entstehen Rippen und Borten, Stufen und Konsolen, Gitter-"Maßwerk", das einem Meister der Gotik alle Ehre machen würde. Der Wind ist ein seltsamer Gestalter des Sandes: An der einen Stelle nimmt er etwas fort und schafft wunderbare Kunstwerke, auf der anderen Seite gibt er etwas ab und verschüttet ganze Dörfer.

Agnes Miegel, die große Ostpreußerin, hat in einer Ballade ein erschütterndes Bild dieses Geschehens gegeben:

Die Frauen von Nidden.

Die Frauen von Nidden standen am Strand,
Über spähenden Augen die braune Hand,
Und die Boote nahten in wilder Hast,
Schwarze Wimpel flogen züngelnd am Mast.

Die Männer banden die Kähne fest
Und schrieen: "Drüben wütet die Pest,
In der Niedrung von Heydekrug bis Schaaken
Gehen die Leute im Trauerlaken!"

Da sprachen die Frauen: "Es hat nicht not,
Vor unsrer Türe lauert der Tod,
Jeden Tag, den uns Gott gegeben,
Müssen wir ringen um unser Leben.

Die wandernde Düne ist Leides genug,
Gott wird uns verschonen, der uns schlug!"
Doch die Pest ist des Nachts gekommen,
Mit den Elchen über das Haff geschwommen.

Drei Tage lang und drei Nächte lang
Wimmernd im Kirchstuhl die Glocke klang;
Am vierten Morgen still und jach
Ihre Stimme im Leide brach.

Und in dem Dorfe, aus Kate und Haus,
Sieben Frauen schritten heraus,
Sie schritten barfuß und tiefgebückt
In schwarzen Kleidern buntgestickt.

Und sie klotzen die steile Düne hinan,

Schuh und Strümpfe legten sie an,
Und sie sprachem "Düne, wir sieben
Sind allein noch übrig geblieben.

Kein Tischler lebt, der den Sarg uns schreint,
Nicht Sohn und nicht Enkel, der uns beweint,
Kein Pfarrer mehr, uns den Kelch zu geben,
Nicht Knecht noch Magd ist mehr unten am Leben.

Nun, weiße Düne, gib wohl acht:
Türe und Tor ist dir aufgemacht,
In unsere Stuben wirst du gehn,
Herd und Hof und Schober verwehn.

Gott vergaß uns, er ließ uns verderben,
Sein verödetes Haus sollst du erben,
Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben,
Nun, Mütterchen, komm, uns begraben!

Schlage uns still ins Leichentuch,
Du unser Segen, einst unser Fluch,
Sieh, wir liegen und warten ganz mit Ruh'" -
und die Düne kam und deckte sie zu.

Nur in Rossitten, der alten Ordensniederlassung, in deren Nähe E. T. A. Hoffmanns Novelle *Das Majorat* spielt, ragt eiszeitlicher Lehm Boden auf, und es gedeiht hier Weizen, umgeben von Dünen. Sonst ist das Meer und das Haff die Nährfläche des

Nehrungsbewohners. Auf seetüchtigen Schwertbooten fährt er ins Meer und fischt auf Dorsch, Flundern und Lachs. Aufs Haff fährt er mit den flachkieligen "Keitelkähnen", die in ihrer plumpen Form an Wikingerboote erinnern könnten und mit ihren dunkelbraunen Segeln und dem handgeschnitzten Wimpel an der Spitze des Mastes ein typisches Nehrungsbild abgeben. Im Winter wird die mühsame und gefährliche Eisfischerei betrieben.



Kurische Nehrung. "Keitelkähne" im Hafen.

- Wesentliche Hilfe im Erwerb des täglichen Brotes bringt den Nehrungsleuten der Fremdenverkehr, der sich in den letzten Jahren stark entwickelt hat, stellenweise leider auf Kosten der Ursprünglichkeit der Dörfer. Das landschaftlich bei weitem schönste Nehrungsdorf ist Nidden, in dem Königin Luise auf ihrer Flucht übernachtete. Durch eine unnatürliche Grenzziehung ist es uns heute entrissen. Dasselbe Schicksal ist Schwarzort zuteil geworden, das landschaftlich nicht so eigenartig ist wie die anderen Orte der Nehrung. Ein echtes Nehrungsdorf ist das letzte vor der Grenze, Pillkopen, in dessen Nähe die besten Fischgründe des Haffs auf Zander und Bars liegen.

Rossitten nimmt in mehrfacher Beziehung eine Sonderstellung ein. Es hat einen für Dampfer

zugänglichen Hafen, am Fuße der Predindüne hat es das Segelfliegerlager, es liegt an der breitesten Stelle der Nehrung, auf der Ackerbau betrieben werden kann, und schließlich hat es die weltbekannte **Vogelwarte**. Der geheimnisvolle Zug der Vögel im Frühjahr und Herbst, den die Schwedin Selma Lagerlöf zum Vorwand für eines der schönsten Heimatbücher der Weltliteratur genommen hat, wird hier wissenschaftlich erforscht. Die vielen Zugvögel, die in den Ostseeprovinzen ihre Brutheimat, in Deutschland und südlichen Ländern ihre Winterheimat haben, meiden bei ihren Zügen die weite Wasserfläche des Haffes und fliegen in dichter Scharung - zuweilen zählt man bis zu einer halben Million an einem Tage - auf der Nehrung entlang: Finken, Stare und Ammern, Watvögel und Strandvögel, Raubvögel, Krähen und viele andere. Bei Ulmenhorst südlich Rossitten werden sie beobachtet und gezählt, in zahlreichen Stationen beringt. Was zwingt die Tiere zu diesem Nomadenleben? Wodurch wird der innere Trieb zum Zuge ausgelöst? Warum bleiben sie nicht für immer in den wärmeren Ländern? Wie findet die Möve ihren Weg von Ostpreußen nach Mexiko? Wer steuert die zierliche Bachstelze, die mit ihrem Blickfeld nur wenige Kilometer erfassen kann, bis ins Innere von Afrika? Das sind die Geheimnisse, um die es dem großen Naturfreunde **Thienemann** ging, als er aus eigenen Mitteln die Vogelwarte gründete, das sind die Geheimnisse, die von der Forschung noch lange nicht gelöst sind. - Der auf der futterarmen Nehrung mit Fleisch nicht reich versehene und nur an Fisch gewöhnte Bewohner der Nehrung macht sich den Vogelzug auch zunutze. Von niedrigen Hütten aus, die mit Kiefernreisig getarnt sind, bedient er ein Fangnetz mit angepflockten Lockkrähen. Die einfallenden Nebelkrähen werden von dem "**Krajobieter**" durch einen Biß in die Schädeldecke nach altem Brauch getötet. Das sind die "Nehrungstauben", die, mit Zwiebeln eingesalzen, gekocht oder gebraten mit ihrem Wildgeschmack den Fischern die eintönige Kost aufbessern und für die Betten die Federn liefern.

Abseits von der uralten Nehrungsstraße, auf der einst Königin Luise nach Memel floh, fern den allseits blickfreien Wanderdünen, die immer dem Winde und der Sonne ausgesetzt sind, lebt in den dunklen Erlenbrüchen der Elch. Sein Stammgebiet liegt jenseits des Haffes zwischen Labiau und Memel, und auf dem deutschen Anteil der Nehrung sind höchstens 25 Stücke dieses Wildes zu finden, das mit seinem wiegenden Gang und seinen



Elche in der Brunst auf der Kurischen Nehrung.

mächtigen Schaufeln wie ein Abgesandter aus einer lange vergangenen Zeit anmutet. Aber hier in diese Welt, in der auch Fischreier und Fischadler horsten, in der Zugvögel in solchen Mengen durch die Lüfte wandern, daß sie den Himmel verdunkeln, hier gehört er hin.

Die Memelniederung. Jenseits des Kurischen Haffes liegt wieder eine andere Welt, wieder ein Stück umkämpftes Land. Aber hier zerstört die Brandung keine Steilküste, hier baut der Wind keine Dünen auf und verschüttet ganze Dörfer, hier haben die Flüsse Memel, Ruß und Gilge eine flache große Meeresbucht mit ihren Sinkstoffen langsam wieder zu Land gemacht, zu Land, das von Äckern, Wiesen, Sümpfen, Mooren erfüllt ist. Die Memelniederung ist das größte Deltagebiet Europas. Als riesiges Dreieck spannt sie sich zwischen Labiau, Memel und Tilsit, Deutschlands nördlichster Stadt. Keine Stadt ist in ihrem Innern zu finden, aber reiche Dörfer und große Marktflecken; Skeisgirren hat die größten Wochenmärkte Ostpreußens und den größten Ferkelmarkt Deutschlands.

Das Gebiet war schon früh von den alten Preußen besiedelt. Nach ihnen drang der Ritterorden ein. 1252 gründete er Memel, 1258 stand schon eines seiner festen Häuser in Labiau. Mit den litauischen Herzögen lag der Orden lange im Zollkrieg. Nach 1410 wanderten viel Masovier ins Land, die sich aber völlig mit den Preußen vermischten. Später kamen holländische Mennoniten. Die Pestjahre des 18. Jahrhunderts vernichteten viel, aber die einwandernden Salzburger brachten wieder neues Blut hinein. Heute ist das in seiner Landschaft und Bevölkerung so einheitliche Gebiet durch die Grenzziehung gegen das Memelland zerrissen.

In **Memel** suchte das preußische Königspaar in den unheilvollen Jahren 1807/08 Zuflucht. Die ersten Pläne für die Aufhebung der Leibeigenschaft, für die allgemeine Wehrpflicht, für die Gewerbefreiheit, sind hier entstanden. Vor dem Städtischen Schauspielhaus steht der Brunnen mit der lieblichen Figur des **Ännchen von Tharau**, der "ostpreußischen Nationalheiligen" (Budzinski), die der Memeler Simon Dach in dem samländischen Platt seines Liebesliedes besang, das Herder in seine "Stimmen der Völker" einreichte und ins Hochdeutsche übertrug, wodurch es weltbekannt wurde.

Anke van Tharow öß, de mi gefällt,
se öß mihn Lewen, mihn Goot on mihn Gölt.

Anke van Tharow heft wedder eer Hart
bi mi geröchtet än Löw on än Schmart.

Anke van Tharow, mihn Rihkdom, mihn Goot,
du mihne Seele, mihn Fleesch on mihn Bloot.

Anke van Tharow, mihn Licht, mihne Sonn,
min Lewen schluht ök ön dihnet henäm.

Heute braucht man zur Einreise in dieses immer deutsch gewesene Land einen Sichtvermerk des Staates, der dieses Gebiet 1923 unrechtmäßig an sich riß.

Für **Tilsit** und das südöstliche davon gelegene Ragnit ist die Grenzziehung ein schwerer wirtschaftlicher Nachteil, besonders durch den Verlust des Handels mit Holz, das früher im Werte von 25 bis 30 Millionen Mark jährlich aus dem Einzugsgebiet der Memel und seiner Nebenflüsse nach Tilsit kam. - Ostwärts von Tilsit schließt sich die "**Hohe Niederung**" an, ein Land reicher Landwirtschaft mit stattlichen Wohnhäusern, Scheunen und Stallungen. Es ist eines der storchreichsten Gebiete Deutschlands. Zahlreiche Wassergräben laufen, wie in Holland, von Kopfweiden umsäumt durch die fruchtbaren Wiesen, die von Windmühlen überragt werden. Nur die Türme der Kirchen und die Schornsteine der Molkereien unterbrechen mit ihren Senkrechten die weitgespannte grüne Ebene.

Ganz anders das Bild am Ufer des Haffes. Dort, wo einige Flüsse und Fließchen münden, sind die großen Fischerdörfer Nemonien und Gilge, Tawe und Toye, Inse und Karkeln, entstanden, wo der Boden nur vierzig Zentimeter über den Wasserspiegel hinausragt. Jedes Dorf ist von Fluß und Straße begleitet, denn diese Siedlungen liegen im Wasser und auf dem Lande, je nach Wetter und Jahreszeit, und das Nährgebiet ihrer Bewohner ist bald das Haff und bald die Niederung; bald fahren sie mit den Keitelkähnen, an deren hohem bewimpelten Mast das plumpe Vierecksegel flattert, zum Fang hinaus, bald stecken sie ihre roten Zwiebeln, das "Korn der Haffdörfer", die zusammen mit Gurken und Kürbissen über den Großen Friedrichsgraben und die Deime nach Königsberg gebracht und dort von Kähnen und Karren aus feilgehalten werden. Zuzeiten können sich die Niederungsleute nicht vom Fleck rühren. Das ist die Zeit, wenn im Winter der "**Schacktarp**" einsetzt, wenn das Eis weder Schlitten noch Mensch, noch Boot auf sich duldet.

Dann sind die Holzhäuser mit den bunten Fensterläden und den Pferdeköpfen am Giebel von aller Welt abgeschlossen, auch vom Arzt und Briefträger. Beinahe noch schlimmer ist es, wenn das Eis sich in den Mündungen der Flüsse staut und der Wasserspiegel so hoch steigt, daß die Bewohner wochenlang auf den Böden ihrer Häuser leben müssen. Bei starkem Nordost wiederum greift das sonst so friedliche Haff das Land auf eine ganz besondere Form an: der Sturm drückt die Eismassen gegen die flache Küste, an der sie sich in wilden Bergen von zerborstenen Schollen aufstauen. Bis zu zehn Meter hoch können diese Wälle werden und Netzgestänge, Boote und Häuser bedrohen. Eine Eiszeit im kleinen!

Zwischen der fruchtbaren Hohen Niederung und dem schmalen Streifen der Fischerdörfer am Haff liegen große Erlenbrüche und Moore. Hier ist die eigentliche Heimat des Elches, hier lebt er unbekümmert, hier findet er genug Nahrung, denn das Land gehört nur ihm. Hier hat der größte Teil der über tausend Elche Ostpreußens sein eigentliches Stammgebiet in einer Urlandschaft, die in vielem an den Spreewald erinnern mag, aber doch viel unheimlicher ist. Hier ist auch der scheue Kranich noch zu Hause, der Ruf des Uhus hallt zuweilen durch den Erlenwald. Auch der Schwarzstorch nistet hier, dessen gleißendes Gefieder sich von dem Rot der Beme und des Schnabels seltsam schön absetzt. Im allgemeinen herrscht aber unter der Tierwelt eine ausgesprochene Artenarmut, bedingt durch die einseitigen Boden- und Pflanzenverhältnisse. In diese amphibische Welt hat der Mensch auch noch nicht einzudringen gewagt, nicht einmal als Flüchtling.

Das ist in den östlicher gelegenen Mooren, die schon etwas höher liegen, anders. Die Memelniederung umschließt eine ganze Reihe dieser merkwürdigen Gebilde: das Rukalwener, das Pleiner, das Cranzer, das Agilla Hochmoor und das größte von ihnen, das **Große Moosbruch**, das Mündungsgebiet des Laukne, des Timbers und Nemonienstromes. Solche Moore entstehen durch stufenweise fortschreitende Verlandung einer Wasserfläche vom offenen See über das Flach- zum Zwischen- und Hochmoor. In zehn bis fünfzehn Meter dicken Schichten liegen hier Faulschlamm, Schilftorf, Waldtorf und Moostorf übereinander. Eine dunkelbraune bis schwarze Erde, von Krüppelkiefer und Kümmerbirke bewachsen, trocken und kreuzotterreich am Rande; federnd und schwippend und weiß von Wollgras weiter einwärts; ein verkümmerter See, der Rest des blinkenden Wassers, in der uhrglasförmig durch das



Ostpreußen. Das große Moosbruch.



Ostpreußen. Gehört im großen Moosbruch.

Wachstum der Moose aufgewölbte Mitte. In dieses von den Pflanzen dem Wasser abgerungene "Hochland" ist der Mensch vom Rande her eingedrungen und hat etwa 2500 Hektar urbar gemacht. Durch Gräben und Holzröhrendrainage, mit Kali, Kalk und Raupenschlepper ist er dem Moor zu Leibe gegangen und hat eine ganze Reihe von Siedlungen gegründet; die ersten schon unter Friedrich dem Großen. Verbunden sind sie durch Straßen mit weißleuchtenden Birkenstämmen. Unendlich schwer ist es, diesem Boden etwas abzugewinnen. Die Pferde bekommen Holzscheiben unter die Hufe, und die Bauern müssen sich Gänserümpfe unter die Schuhe binden, damit sie nicht einsinken. Im Herbst werden die Felder mit Pfählen umgeben zum Schutze der Muttererde gegen das alles fortreißende Eis. Solchen Schutz sieht man sonst nur bei Brücken! Die einzige Frucht, die der schwarzbraune Acker trägt, ist die Kartoffel, die oft in die Furchen gelegt wird, wenn das Wasser noch in ihnen steht; und im Herbst ersaufen sie zuweilen, wenn das Hochwasser zu früh kommt. Sonst wird die Ernte zu Schiff nach Königsberg gebracht, wo die Frühkartoffeln gute Preise bringen. Das auf den Wiesen gewonnene Heu wird in großen Haufen auf den höher gelegenen Rändern der Flußläufe und Gräben aufgereutert - die einzige Erhebung in diesem spiegelplatten Lande; von dort läßt sich das Heu leicht einfahren, und dort ist es auch vor Hochwasser geschützt. Der Bauer der Memelniederung hat ein schweres Los erwählt. Vielleicht ist hier, wo das Wasser so träge dahinschleicht, wo der Boden so kargen Ertrag gibt, wo die vielen Vögel im Frühjahr und Herbst ihren Weg über das Land nehmen, das schwermütige Lied zuerst gesungen worden:

Zogen einst fünf wilde Schwäne,
Schwäne leuchtend weiß und schön.
Sing, sing, was geschah!
Keiner ward mehr gesehn.

Wachsen einst fünf junge Birken,
schön und schlank am Grabenrand.
Sing, sing, was geschah!
Keine in Blüte stand.

Zogen einst fünf junge Burschen
stolz und kühn zum Kampf hinaus.
Sing, sing, was geschah!
Keiner kehrt nach Haus.

Wachsen einst fünf junge Mädchen
schön und schlank am Memelstrand.
Sing, sing, was geschah!
Keine den Brautkranz
wand.

Das Oberland. Das ist das Land zwischen dem an die Weichsel und Nogat grenzenden alten Pomesanien und dem höher liegenden Pogesanien und Ermland. Das ist das seenreiche und waldreiche Gebiet, das von Elbing her langsam nach Osterode und Deutsch-Eylau aufsteigt, das Land, in dem mitteldeutsche Mundart gesprochen wird - die Ortsnamen



Ostpreußen. Vorlaubenhaus im Oberland.

Görlitz, Hirschberg, Mohrungen, Mühlhausen und Saalfeld sagen genug - und sich mit der Sprache auch viele Bräuche erhalten haben, wie das Hexenknullen und Glückgreifen in der Neujahrsnacht, das Schimmelreiten und andere. Auch durch das **Lauben- oder Vorhallenhaus**, dessen Verbreitung sich von Nordschlesien über Lausitz, Posen, Pommern, Westpreußen und das Weichselgebiet zur Elbinger Höhe und dem Oberland hinzieht, unterscheidet sich es von den übrigen ostpreußischen Charakterlandschaften.



Ostpreußen. Der Drewenzsee im Oberland.

Siedlungsgeschichtlich gehört es zu den Gebieten, die am frühesten vom Orden eingedeutscht worden sind, und zwar von Elbing, Christburg und Osterode aus. **Versailles** hat aus dem ursprünglichen Oberland die südlichsten Teile bei Soldau und Löbau herausgerissen. Sein natürliches Rückgrat sind zahlreiche langgestreckte, flußähnliche Rinnenseen, die von hohen und dichten Mischwäldern umrahmt werden, in denen die besten ostpreußischen Buchen und Eichen geschlagen werden. Mächtige Moorbrücken im Sorgetal beweisen, daß das Oberland schon in vorgeschichtlicher Zeit durch Handelswege erschlossen war. Heute sind diese Seen durch eine Reihe von kleinen Kanälen miteinander verbunden, mit denen sie eine hundertundfünfundneunzig Kilometer lange Wasserstraße bilden; davon der **Oberländische Kanal** 41 Kilometer. Dieser Schifffahrtsweg hat zwei Sehenswürdigkeiten: der in Verlandung begriffene Drausensee und die "Geneigten Ebenen", mit deren Hilfe hier an Stelle von Schleusen die Höhenunterschiede des Fahrwassers überwunden werden.

Die Fahrt ins Oberland beginnt auf einem schmalen Motorboot in Elbing unter den Fachwerkspichern der alten Hansastadt. Auf dem gleichnamigen Fluß geht es zum **Drausensee**, hinter dessen Namen wahrscheinlich das rätselhafte Truso zu vermuten ist - vielleicht eine Stadt, vielleicht ein ganzer Landstrich, von dem der nordische Seefahrer Wulfstan, der um das Jahr 900 von Schleswig hierher kam, Bericht gibt. Zur Ordenszeit haben auf dem See sogar Gefechte gegen die Preußen stattgefunden. Damals war er allerdings viel größer als heute und reichte mit seiner Wasserfläche bis unter die Tore von Preußisch-Holland und Marienburg. Heute weiß man nicht recht, ob man ihn noch als See bezeichnen soll. "*Nec stabilis terra, nec navigabilis aqua*"! So weit ist seine Verlandung auch in der Mitte schon vorgeschritten. Es gibt in Deutschland kaum noch einmal eine Wasserstraße, auf der man mit einem Motorboot mitten durch die Wunder eines verlandenden Sees für wenig Geld gefahren wird. Ganze Felder von Mummeln und Seerosen, weite Bestände von Binsen, Rohrkolben, Kalmus und Wasserliesch. Ab und zu kommen ganze Inseln die Schilfchaussen abwärts getriftet, die sogenannten "Kampen", die den Weg ins Frische Haff nehmen. Das schönste aber ist der Vogelreichtum! Taucher, Enten, Möven brüten hier in zahlreichen, oft seltenen Arten in unschätzbare Zahl. Auch Höckerschwäne nisten hier noch, aber es sind nur zwanzig, die hier dauernd bleiben. (Auf dem Lauknainer See in Masuren sind es zweihundert!) Im Frühjahr aber, wenn an klaren Tagen das vergilbte Schilf grell in der Sonne leuchtet, dann sind es nicht zwanzig, sondern manchmal tausend und mehr, die hier auf dem Durchzuge große Inseln von leuchtendem Weiß in die dunkelblaue Wasserfläche zaubern. In der Nähe der Weeskemündung kommen Rohrweihe, Rohrdommel, Beutelmeise, Blaukehlchen und Karmingimpel vor, und auf den Wiesen auch Brachvögel. Seeadler und Kornweihe besuchen

zuweilen den See. Das ist das eine Wunder der Fahrt ins Oberland.

Das andere ist Menschenwerk. Es ist der Kanal mit seinem fünf "**Geneigten Ebenen**", die ein Elbinger Baurat in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaute, um das wertvolle Holz des Oberlandes über die 106 Meter Höhenunterschied zwischen Drausen- und Geserichsee auf dem Wasserwege nach Elbing schaffen zu können. Die nur ein Meter tiefe schmale Wasserstraße

wird etwas breiter und ist plötzlich zu Ende. An einem großen Schwungrade vorbei fährt das Motorboot auf ein Fahrgestell, das dann auf einem Schienenwege mit seiner Last auf einer schiefen Ebene von ungefähr fünfhundert Meter Länge aufwärts gezogen wird, während gleichzeitig auf dem Nebengeleise ein ebenso beladenes Fahrzeug abwärts gleitet. Beide Wagen hängen an einem Seil ohne Ende, das in dem Krafthaus am oberen Ende der Ebene um eine Trommel läuft, die unter Ausnutzung des Wasserabflusses von einem riesigen Schaufelrad betrieben wird. So rollen im Oberland Schiffe bis zu fünfzig Tonnen und fünfundzwanzig Meter Länge über die Berge! Das gibt es nur noch einmal in der Welt: In Amerika unweit New York im sogenannten Morriskanal, der dem Erbauer zum Vorbild gedient hat.

Heute ist der Kanal ziemlich verwaist, da ihn die Eisenbahn weitgehend entlastet; nur noch selten werden lange, schmale Floßtafeln von zusammengeketteten Holzstämmen abwärts getreidelt. Aber für den Ostpreußenfahrer zu Fuß und zu Boot gibt es keinen schöneren Weg in das Innere des Landes als diesen: über den längsten See des norddeutschen Flachlandes, den 30 Kilometer langen Geserichsee, durch den inselreichen Bärtingsee mit seinen vielen Reihern auf den Kiefern, in den man durch den Duzkanal gelangt - das ist ein Tunnel durch tiefen Buchenwald!

Auch die Städte mit ihren Burgen, Rathäusern und alten Mauern machen die Fahrt in dieses Land lohnend. **Osterode** besitzt in der "Marienklage" der katholischen Kirche eine Skulptur aus der Zeit zwischen 1300 und 1350, die schönste und älteste Pieta östlich der Weichsel. Nicht weit von dem ebenso schönen Dt. Eylau liegen die Güter Neudeck und Langenau, die Besitzungen unseres großen Feldmarschalls, der die asiatischen Heere vernichtete. Und in Schloß Finkenstein - nicht weit davon - residierte einst kurze Zeit Napoleon I., dessen Weltherrschaftspläne an der russischen Kälte zuschanden wurden.

Die Weichselniederung. Durch vier deutsche Städte ist das Mündungsdelta der Weichsel und ihrer Arme mit vielen Türmen abgesteckt. Sie liegen jede an einem Fluß. Danzig an der



Ostpreußen. Oberländer Kanal. Die geneigte Ebene.



Schloß Neudeck.

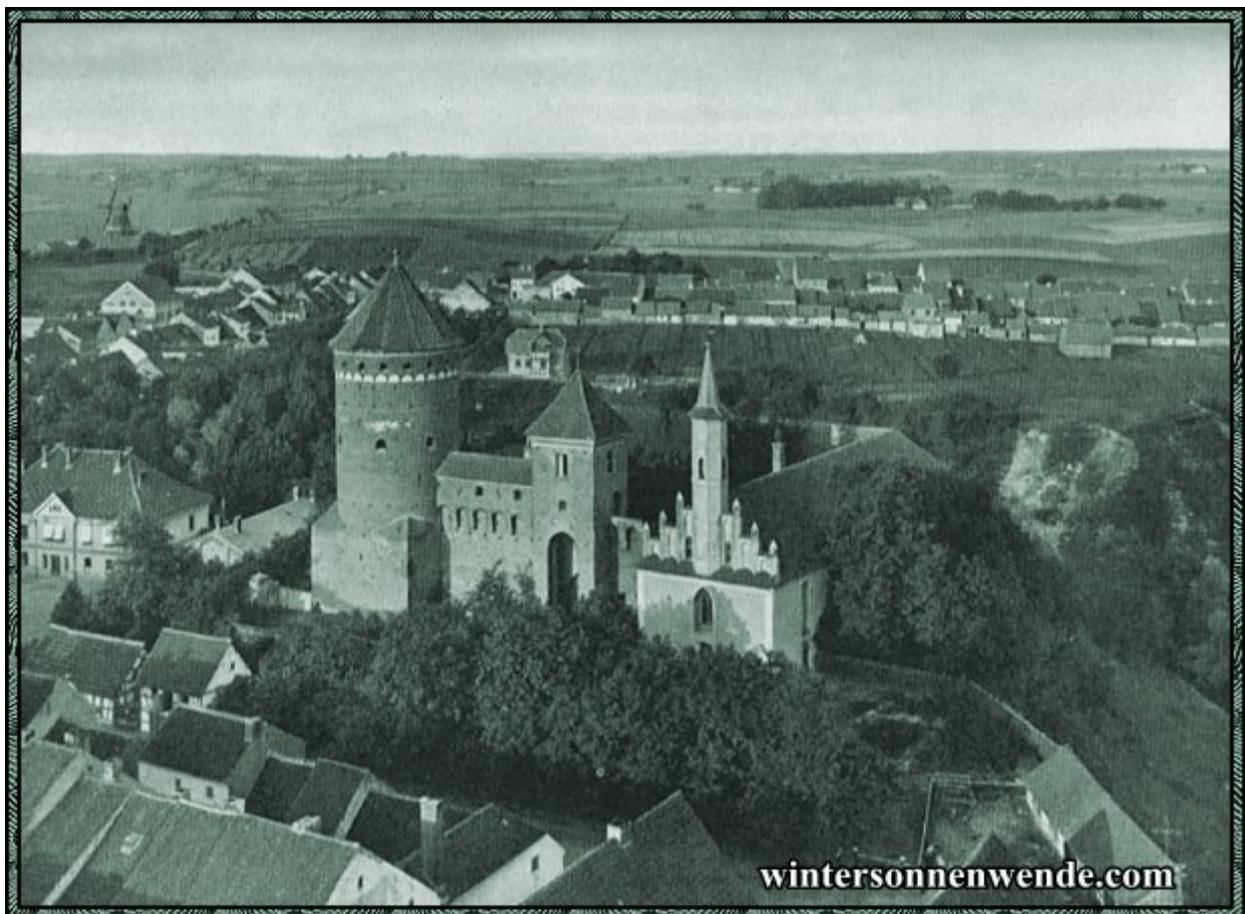
Mottlau, Dirschau an der Weichsel, Marienburg an der Nogat, Elbing an seinem eigenen Fluß. Sie liegen jede am Rande einer Erhebung. Danzig am Fuße des westpreußischen Endmoränenzuges, Dirschau an den Ausläufern der Tuchler Heide, Marienburg am Westrande der Hochflächen des Oberlandes, Elbing am Fuße der Höhe, die nach der Stadt den Namen erhalten hat.

Elbing, die Stadt im Raume zwischen Fluß, Höhe und See hat eine lange Geschichte. Hier stand das sagenhafte Truso, eine gotländische Siedlung, hier saß lange vor der Erbauung der Marienburg der Landmeister des Deutschen Ritterordens, hier war der Sitz des Oberst-Spittlers und das Haupthospital des Ordens in Preußen. Von Lübecker Kaufleuten wurde es gegründet und wurde bald der erste Seehafen des Ordens. Die im 13. Jahrhundert erbaute Marienkirche mit der bekannten



Elbing. Partie am Hafen.

Schreinmadonna gehört zu den ältesten Bauten des Ordenslandes. Mit Danzig ist Elbing die Stadt des Ordenslandes, in der sich am reichsten die alten Bürgerhäuser erhalten haben, so in der Spiering- und Heiligengeistgasse. Auch einige der alten **Beischläge** zieren noch diese Häuser; das sind die vor der Haustüre liegenden terrassenartigen Vorbauten, zu denen ein paar Stufen einladend emporführen. Ehemals gab es sie an der ganzen deutschen Küste von Hamburg über Lübeck bis



Rössel (Ostpreußen).

nach Königsberg und Reval. Sie stammen wohl aus der Zeit um 1600, als Polen mit Danzig in Fehde lag und Elbing dafür lebhaften Handel mit England treiben konnte. Zahlreiche Familiennamen und das bekannte Bier "Englisch Brunnen" erinnern heute noch an die Niederlassung von Engländern. Durch die Schichauwerke, die Automobilfabrik von Komnick, eine große Zigarrenfabrik, die Büssingwerke und andere große Unternehmungen wurde Elbing im 19. Jahrhundert zur größten Industriestadt Ost- und Westpreußens. Infolge des hohen Prozentsatzes von Arbeiterbevölkerung hatte die Stadt nach dem Kriege unter Arbeitslosigkeit sehr zu leiden - ein "Breslau" des Nordostens! Heute ist hier Wandel geschaffen. Die Schichauwerke und alle anderen sind wieder voll beschäftigt, und über die Elbinger Höhe, die von den großen Verkehrswegen bisher gemieden wurde, wird die wichtige Strecke der Reichsautobahn gebaut, die den Freistaat Danzig mit Ostpreußen verbindet, bei Einlage an der Nogat mit einem mächtigen Brückenbauwerk beginnt, im Süden der Stadt den Flugplatz streift und dann bei Groß-Stoboy in 165 Meter Meereshöhe die Elbinger Höhe überwindet. Fünf Millionen Kubikmeter Erde müssen hier bewegt, 60 große Brücken zwischen Elbing und Königsberg errichtet werden! Das ist Hilfe für Elbings Industrie und seine Arbeiterbevölkerung! Das ist Arbeitsbeschaffung für Ostpreußen; das ist wirksamer Schutz gegen Abwanderung wertvoller Menschen!

Von der fast 200 Meter hohen **Elbinger Höhe** reicht der Blick des Wanderers weit in die Ferne auf alle die Landschaften, die Elbing in großem Reichtum umschließen: Im Nordosten liegt das an Kreuzen und Kapellen so reiche **Ermland**, das bis 1644 ein kleines Fürstentum unter einem Bischof war, sich später an Polen anlehnte und auf diese Weise als einziger Teil des Landes eine fast rein katholische Bevölkerung hat, die z. T. "breslausch" (schlesisch), z. T. "käslausch" (plattdeutsch) spricht. Mit 65 bis 70 Einwohnern auf den Quadratkilometer ist es das am dichtesten besiedelte landwirtschaftliche Gebiet der Provinz. Der Grund liegt in einem ausgesprochenen Vorherrschen (bis zu 80 Prozent!) der Besitzungen mittlerer Größe (20 - 100 Hektar). Weit bekannt ist **Frauenburg** am Haff, seit 1836 der Sitz der Ermländischen Bischöfe mit dem wuchtigen Langhaus des Domes, der von dicken Backsteinmauern umgeben ist. Hier schrieb der in Thorn geborene Nikolaus Kopernikus sein großes

Werk "*de revolutionibus orbium coelestium*", hier im Dom liegt dieser große Deutsche begraben. Landeinwärts liegt **Heilsberg** an der Alle, die Stadt des Großrundfunksenders und des Weltrekordsegelfliegers Ferdinand Schulz, der auf ihrem Heldenfriedhof ruht. Aber die Stadt hat noch mehr, was einzig dasteht: Der trutzige Profanbau des Schlosses, wohlverwahrt im Mündungswinkel zwischen Alle und Simser; der mit einem hohen Tor von seltener Wucht verriegelte, auf drei Seiten von



Heilsberg (Ostpreußen). Das Schloß.

Lauben umgebene Markt. Ebenso wie in Wormditt, Friedland und Marienburg gehören diese Bauten zu der Gruppe der gegiebelten Laubenhäuser, die sich in einer lockeren Kette von dem Südwesten Böhmens her (Budweis, Kolin), über schlesische Gebirgsstädte (Glatz, Schömberg, Hirschberg, Liebenthal) bis in das mitteldeutsche Siedlungsgebiet Ostpreußens verfolgen lassen.

Nach Norden gleitet der Blick über den mattblauen Wasserspiegel des **Frischen Haffes**, den der dünn-bucklige Waldkranz der Nehrung abschließt. Vor der Zuschüttung durch Sand ist diese Wasserfläche geschützt durch die Bewaldung, aber am Fuße der Nehrung bereiten grüne Schilf- und

Binsenwälder die Trockenlegung in langsamer Arbeit vor, die im Kriege einmal geplant war und durch russische Gefangene zur Ausführung kommen sollte. Am Ende des langen Küstenwaldes tritt über dem weiten Wiesenmeer der Niederung bei klaren Tagen [der stumpfe Turm der Pfarrkirche zu St. Marien von Danzig](#) heraus. Die am Fuße der Höhe gelegenen zahlreichen Ziegeleien mit ihren vielen kleinen Häfen und eigenen Landungsbrücken am Haff haben heute schwer zu kämpfen, denn sie lieferten ihre Backsteine fast alle ins Werder oder sogar bis Danzig. Und dieses Gebiet liegt heute unter polnischer Zollhoheit. Nur die Majolikawerke von Cadinen - ein Privatbesitz des ehemaligen Kaisers - haben nie still zu liegen brauchen.

Auch nach Südwesten dehnt sich noch flaches Niederungsland, das an seinen höchsten Stellen schon im 14. Jahrhundert besiedelt wurde, das auch heute durch neue Eindeichung und Aufschlickung immer weiter vergrößert wird. In einer Gesamtlänge von 20 Kilometer haben die Teiche im Gebiet der **Nogat Haffkampen** (zwischen Elbingfluß und Nogat) in den letzten zehn Jahren 6800 Morgen Land gewonnen und damit das größte Eindeichungswerk des Reiches geschaffen, das größer ist, als das der Kooge an der Küste von Schleswig-Holstein. Heute sitzen 90 Siedler auf diesem Lande, die 1935 schon 100 000 Zentner Getreide ernten konnten. Reich und Preußen, Arbeitsdienst und eine Königsberger Siedlungsgesellschaft haben Wasser, Sumpf und Eis dieses "Trutz blanke Hans" zu bieten gewagt.



Marienburg (Westpreußen). Das Deutschordensschloß.

Jenseits dieses Neulandes ragt das Symbol deutscher Landgewinnung des Ostens auf, die **Marienburg**. Wer von Westen her in das bedrohte Grenzland gefahren kommt, wer nach reichen Wandertagen dieses deutsche Land mit der Fülle seiner Bilder verläßt - ob über Danzig und Pommern, ob über den Korridor und die Grenzmark - der muß an der Marienburg vorbei. "Gotteshaus und uneinnehmbare Festung, Speicher und prahlendes Riesengetürm", so nennt es Jakob Schaffner, der Schweizer. Auf deutschem Boden - um 800 v. Chr. siedeln am hohen Nogatufer Bastarnen und Skiren, später Burgunden und schließlich Goten und Gepiden - gründete der Orden hier 1276 die Stadt mit schlesischen Siedlern, die den Laubenhausbau mitbrachten. 1309 verlegte der Hochmeister seinen Sitz von Venedig hierher, wo er bis 1457 blieb. Beim "Opferbrand" nach der Schlacht von Tannenberg wurde der größte Teil des Laubenmarktes vernichtet. Im zweiten

Thorner Frieden wurde uns das trutzige Bauwerk für 300 Jahre entrissen, und erst Friedrich der Große gewann es zurück. Aber in der Zeit des Merkantilismus mußte solches Gemäuer den nüchternen Zwecken der Wirtschaft dienen: Die Gastkammer mußte als Futterboden herhalten, und im Palast des Hochmeisters bauten Heimweber ihre Stühle auf, bis die Romantik es von dieser fremden "Besatzung" befreite und ihre Erneuerung anbahnte. - Hindenburg schlug in Marienburg sein erstes Hauptquartier auf, und jetzt wird auf dem Gelände der "Vorbürg" des Schlosses eine nationalsozialistische **Ordensburg** für die zukünftigen Führer der Partei entstehen. Hand in Hand damit wird die Altstadt von Grund auf umgestaltet, um ihr wieder ein geschlossenes Gepräge zu geben, das sie im Laufe der willkürlich-planlosen Baugestaltung der letzten Jahrhunderte verloren hatte.

Alle künstlerischen Kräfte des Ordens trafen sich in seinem Haupthaus, dem Schloß, das immer wieder verschönert und vergrößert wurde. Mit steilen, kahlen Mauern und wuchtigen Türmen ist es von außen einer Festung gleich. "Gepanzerter Mönch" ist es einmal genannt worden. Den Innenhof umschließt ein stiller Kreuzgang. Kalt und nüchtern ist der Schlafsaal, aber heiter und offen das Remter, in dem durch die feinen Rippen des Sterngewölbes alle Erdschwere wie aufgehoben scheint.



Marienburg (Westpreußen). Deutschordenschloß. Meisters Großer Remter (14. Jahrhundert).

In der dämmrigen Marienkapelle ruhen acht Hochmeister; unter ihnen auch der Retter des Bauwerkes nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg, Heinrich von Plauen. Die acht Meter hohe Riesenmadonna an der Außenseite des Chores hat nach der Legende so manchen Ansturm von Feinden abgehalten. Aber sie mutet nicht nur wie ein Schutz an, sondern mehr wie ein "Symbol kühnen Vorwärtsschreitens des Staates, der einst von der Oder bis zum Peipussee reichte". Die Ritter schufen in der Marienburg ein so eigenwilliges Bauwerk, das in Größe und Gestaltungswillen sich mit den größten Werken dieser Art in Europa messen kann, mit der Alhambra oder dem Papstschloß zu Avignon.

Etwas weiter südlich - ebenso am Rande der Hochfläche, hoch über dem breiten Urstromtal der Weichsel - erhebt sich noch eine im Außenbau besonders schöne Gruppe, das "klassische Beispiel

einer Verschmelzung von Dom und Schloß, Brückengang und Außenturm", die Kathedrale des ehemaligen Bistums Pomesanien zu **Marienwerder**. Der steil sich aufrichtende Dansker steigt aus dem Weichseltal auf, auf schweren Pfeilern wird der Brückenwehrgang in einer breiten Horizontale auf das ansteigende Flußufer getragen und mündet im Hochschloß, an den sich der Dom ansetzt. Die ganze Gruppe wird von dem Bergfried überragt. Das ist ein Symbol der "ecclesia militans", ein Denkmal jener Ritter, die zugleich Kreuz und Schwert tragen und meistern konnten.



Marienwerder (Westpreußen). Das Deutsch-Ordensschloß.

Die ganze Weichsellinie ist eine Burgenallee ihrer Glaubenskraft und ihres Deutschtums: Thorn, Culm, Schwetz, Graudenz, Neuenburg, Marienwerder, Mewe, Marienburg, Dirschau, Danzig - von allen diesen vielen gehören nur zwei heute zum Reich. Am Fuße der Anhöhe von Weißenberg, die das Erinnerungskreuz an den Abstimmungssieg vom Jahre 1920 trägt, steht eine [dreiseitige Säule](#). [Sie trägt das Stichwort für großes Unrecht und viele Not im deutschen Osten: "Traité de Versailles"](#).

Die Fahrt von Marienburg über Dirschau nach Danzig führt durch die weite grüne **Weichselniederung**. Es ist eine von Schmelzwasserströmen geschaffene tiefe Senke, die nach der Eiszeit von den Flüssen mit Sinkstoffen aufgefüllt wurde. In der Mitte ist das Land höher als an den beiden Rändern bei Elbing und Danzig. Mit Ausnahme des Südens war der größte Teil zu Beginn der geschichtlichen Zeit ein ganz unwegsames Gebiet, das von Brüchen, Auewäldern, versumpften Wiesen und Altwässern eingenommen wurde. Heute ist es ein großes fruchtbares Landwirtschaftsgebiet, das durch deutsche Siedler der Natur in langer Arbeit abgerungen wurde. Auf dem schweren nährstoffreichen Schlickboden gedeihen Weizen, Gerste und Zuckerrüben hervorragend - daher das dichte Netz der Kleinbahnen - und große Viehherden weiden auf dem futterreichen Grünlande, das von zahlreichen Gräben, die mit Kopfweiden umstanden sind, durchschnitten wird. Nur zwei Städte, Neuteich und Tiegenhof, sind innerhalb der Niederung entstanden, aber unzählige reiche Dörfer.

Der Orden hat das **Große Werder** zwischen Nogat und Weichsel urbar gemacht: Im 16. und 17.

Jahrhundert kamen holländische Mennoniten in dieses Land, das ihrer Heimat so ähnlich sieht, und siedelten in den nördlicheren Teilen. Ihre Höfe erbauten sie, wie in den Niederlanden, auf Wurtten, die verstreut aus dem flachen Lande auftauchen. Auf dem schmalen erhöhten Landstreifen der Nehrung, der sich wie ein schützender Damm vor das weite fruchtbare Tiefland legt, entstanden auf der Innenseite eine Reihe von Fischerdörfern, deren Bewohner noch heute ihr schweres Gewerbe ausüben und nicht geneigt sind, dort arbeiten zu gehen, wo man "vor jeden Hans und Franz de Mitz aufnehmen muß"! "Lewa eenmoal heistakopp no Land komme als emma en de Fabrik engespoart senne." (Lieber einmal kopfüber ans Land geworfen werden, als immer in der Fabrik eingesperrt sein.) - Im 19. Jahrhundert wurden die Mündungsarme der Weichsel - Nogat, Elbinger und Danziger Weichsel - die dem Lande oft im Frühjahr verheerende Hochwasser brachten, durch Schleusen verschlossen und dem Strome bei Schiewenhorst eine künstliche Mündung in die offene See gegeben. Die Sicherstellung des Landes wurde im 20. Jahrhundert durch große Schöpfwerke vollendet, die in den tiefergelegenen Teilen zu einer Senkung des Grundwasserspiegels führten.

Für zahlreiche Dörfer der Niederung ist das deutsche Vorlaubenhaus eine typische Zierde. Auch die von den holländischen Kolonisten mitgebrachte Turmwindmühle, die ihr Kerngebiet in Niedersachsen hat, ist hier überall zu finden. Ebenso der zweirädrige Karren, der in ganz Ostelbien sonst kaum vorkommt, wird hier als Milchwagen verwandt, der mit dem Melkgeschirr zur Weide und mit den Kannen zur Molkerei klappert. Der Brummtopf, ein nordseedeutsches Lärminstrument aus einer Blechbüchse, Schweinsblase und Pferdehaaren, wird von den Jungen in der Woche vor Weihnachten, wenn sie als Heilige drei Könige von Haus zu Haus ziehen, jedes Jahr noch geschwungen. Auch das Schmackostern, die Sitte des Umherziehens am zweiten Osterfeiertag, um mit jungen Birkenruten einander im Bett zu überraschen, wird hier noch viel geübt:

Ostre, Schmackostre, green Ostre!
Fief Flade, ses Eier, e Stöck Speck!
denn ga öck glieck weg!

Landschaft und Siedlung, Wirtschaft und Sprache, Gerät und alter Brauch - sie alle stellen eine Einheit dar, die untrennbar ist. Und dennoch: dieses Gebiet ist in Fetzen zerrissen worden durch einen Vertrag; nach Meinung des amerikanischen Geographieprofessors Bowmann, des Ratgebers Wilsons, sogar nach "ethnographischen Gesichtspunkten"! In diesem Sinne ist der größere Teil der Niederung mit einem kleinen Teil Höhe im Hinterland, ebenso deutsch wie der andere, zum Freistaat Danzig gemacht, und die Elbinger Niederung zum Reich geschlagen worden!

Die Freie Stadt Danzig, jenes Staatswesen, das am 15. November 1920 durch die Willkür der Siegerstaaten ins Leben gerufen wurde, ist 2000 Quadratkilometer groß und hat ungefähr 400 000 Einwohner, davon 300 000 allein in der Stadt Danzig. Eine Verstädterung ohnegleichen! Das Streben des polnischen Staates zum Meer hat an dieser Stelle durch den **Korridor** in die alte nach Osten gerichtete Kraftlinie der Deutschen eine Bresche gerissen und ein Staatswesen geschaffen, dessen Bestand durch die einseitigen Naturbedingungen und durch das Zerschneiden vieler Verkehrslinien sehr in Frage gestellt ist. Mit der Schaffung des Freistaates ist dem



Danzig. Hafengebäude an der Mottlau.

Reiche eine einzigartige deutsche Stadt entrissen worden, eine Stadt mit einer überragenden Gunst der natürlichen Lage, eine Stadt mit einer großen Geschichte, eine Stadt, die sich in der Zahl und Schönheit ihrer Bauwerke an der deutschen Ostseeküste nur mit einer einzigen Stadt messen kann: mit Lübeck.

Der große deutsche Romantiker, Joseph Freiherr von Eichendorff, der in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Amt als katholischer Rat beim Oberpräsidium in Danzig schweren Herzens antrat, der von dort aus für die Wiederherstellung der Marienburg so energisch eintrat, dieser Freund des Waldes, der Bäche, der Mühlen, hat auch diese Stadt zwischen Wald und Meer sehr bald unendlich geliebt:

Dunkle Giebel, hohe Fenster
Türme tief aus Nebeln sehn,
bleiche Statuen wie Gespenster
lautlos an den Türen stehn.

Träumerisch der Mond drauf scheint,
dem die Stadt gar wohl gefällt,
als läg zauberhaft versteinet
drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Lauschen,
über alle Häuser weit,
nur des Meeres fernes Rauschen -
wunderbare Einsamkeit.

Und der Türmer wie vor Jahren
singt ein uraltes Lied:
Wolle Gott den Schiffer wahren,
der bei Nacht vorüber zieht.

Nicht inmitten des vom Wasser immer wieder bedrohten Deltas, nicht an der Mündung des großen Stromes, wo mächtige Sandanschwemmungen immer wieder das Eindringen von Schiffen in den Strom hindern würden, sondern in geschützter Lage am Rande der Höhe, an einem kleinen Niederungsfluß, der ehemals wohl ein Arm des großen war und heute mit ihm durch die Tote Weichsel verbunden ist - in dieser Lage ist die große Hafenstadt entstanden, die eine so wechselvolle Geschichte erlebt hat bis hinein in die jüngste Vergangenheit. Nur eines ist immer bestehen geblieben von Anfang an: **die Stadt und ihre Bewohner waren immer deutsch**, trotz aller Schicksale, die die Zeitläufte über sie brachten.

Funde der jüngeren Steinzeit auf den Höhen im Westen der Stadt beweisen uralte germanische Siedlungen. In dem großen Raume der Weichselniederung entstand die Kultur der Ostgermanen; von Skandinavien her kommend, begannen hier um Christi Geburt die Goten ihre weiten Wanderungen. Vielleicht ist der Name der Stadt auf einen alten germanischen Gaunamen zurückzuführen. Dort wo die Schidlitzer Beek, die heutige Radaune, mit ihren Sandablagerungen in dem versumpften Tale der Mottlau einen höhergelegenen, trockenen Flecken schuf, dort auf dieser Kämpfe bauten kassubische und preußische Fischer ein kleines Dorf, neben dem sich im 12. Jahrhundert eine Burg der pommerellischen Herzöge erhob. In ihrem Schutze siedelten sich die ersten ins Land gerufenen deutschen Mönche, Bauern und Bürger an, und es entstand die Altstadt, das "Hakelwerk", mit dem unregelmäßigen Straßennetz, heute bekannt durch das Altstädtische Rathaus und den dreischiffigen Backsteinbau der Katharinenkirche, deren Renaissanceturm und Glockenspiel von Danzig nicht fortzudenken sind. Lübische Kaufleute, die schon vor 1178 an der

Stelle des heutigen Langen Marktes eine Siedlung errichtet hatten und hier Handel trieben, erhielten um 1224 von dem pommerellischen Herzog Swantopolk deutsches Stadtrecht. Sie gründeten die Rechtsstadt mit dem regelmäßigen Gitterwerk sich rechtwinklig schneidender Straßen. Sie enthält die schönsten Bauten Danzigs, geschaffen fern von der Gunst und dem Geld prachtliebender Könige und Fürsten, geschaffen allein durch Vorkämpfer des Deutschtums, durch Ritter und Mönche, Kaufleute und Seefahrer, Bischöfe und Bürger. "*Nec temere, nec timide*" steht im Wappen der Stadt: Weder verwegen noch furchtsam!

Nach dem Aussterben der pommerellischen Herzöge wurde Danzig in den deutschen Ritterorden eingegliedert und später auch Hansastadt. In dieser Zeit reichte sein Handel weit über die Ostsee hinaus bis nach England und Flandern. Um 1400 hatte die Stadt schon ungefähr 16 000 Einwohner. Als der Orden nach 1410 immer mehr verfiel, **entzog sie sich mit den westpreußischen Ständen seiner Herrschaft und schloß sich dem polnischen Staate als reichsunmittelbare Stadt zum Schutze an**, ließ sich aber die volle wirtschaftliche und rechtliche Selbständigkeit (Gesetzgebung, Rechtsprechung, Steuer- und Zolleinnahmen, Münzprägung, Entscheidung über Krieg und Frieden) verbürgen. So war Danzig über 300 Jahre lang ein Stadtstaat mit völlig selbständigem Charakter, der dank des weiten Hinterlandes um 1600 auf der Höhe seiner Blüte stand und bis nach Frankreich, Spanien, Portugal und Italien Holz und Getreide handelte und von dort Salz und Weine bezog. Unter den langwierigen Kriegen und Wirren des 16. und 17. Jahrhunderts, in deren Verlauf Polen und Schweden, Rußland und Frankreich in das Schicksal der Stadt eingriffen oder einzugreifen drohten, hatten die Danziger viel zu leiden. Nach der Teilung Polens von 1793 kam die Stadt zu Preußen, wurde aber 1807 von Napoleon zur Freien Stadt erklärt. Auf dem **Wiener Kongreß** gelang es den vereinigten Bemühungen Preußens und Englands, Rußland in seinen Forderungen auf den Besitz der Weichselmündung zurückzuweisen, so daß nun das Land endgültig mit Preußen vereinigt wurde. Zunächst hatte es von diesem glücklichen Ausgang allerdings einige Nachteile, denn durch die preußisch-russische Grenze wurde es von seinem weiten Hinterland völlig abgeschnitten und die schutzzöllnerische Handels- und Verkehrspolitik der Russen sowie die Tarifpolitik Preußens, die die Häfen des Westens einseitig bevorzugte, führten dahin, daß Danzig in dieser Zeit von Stettin überflügelt wurde. Damals verwandte es alle Kraft auf die Hebung und Entwicklung seiner Industrie - der weithin sichtbare "Hammer" des Kranes der Schichauwerke erinnert an diese Zeit -, bis der Handelsvertrag von 1905 wieder die Voraussetzungen für einen Getreidehandel mit Rußland schuf. Der Weltkrieg und sein Ende brachten wieder eine völlig neue Lage. Jetzt ist Danzig sogar genötigt, für seine zahlreiche städtische Bevölkerung Getreide und andere Lebensmittel aus dem Auslande einzuführen. So schlimm ist es der Stadt noch nie ergangen.

Die Geschichte der Stadt und ihrer Blütezeiten spiegelt sich in ihrem äußeren Bilde: Eine ganze Reihe gotischer Kirchen und Zweckbauten stammen aus der Zeit, da die Stadt im späten Mittelalter als Mitglied der Hansa unter dem Schutze des Ritterordens die erste große Blütezeit erlebte. Die Schönheit der Straßen der Rechtsstadt mit ihren **vielen vornehmen Bürgerhäusern** und den städtischen Prunkgebäuden geben ein Bild von der zweiten Blütezeit um 1600.

Der gewaltige stumpfe Turm der Marienkirche ist das Wahrzeichen dieser ewig deutschen Stadt. Wie ein riesiger Finger ragt das Mahnmal der Deutschheit über ihre Dächer hinaus, sichtbar für jeden, der zu Wasser oder zu Lande sich ihr nähert. **Wie winzige Zwerge werden die Häuser vor diesem ungefügten Einturm**, der abends in der Sonne noch lange bronzen leuchtet, wenn das Licht in der Tiefe schon der Dämmerung gewichen ist.

Die Thorner Marienkirche, das Gotteshaus der Franziskaner, ist baulich der Vorläufer der Danziger. Die Merkmale des spätgotischen Kirchenbaues: die an Burgen erinnernde große Kahlheit und Schlichtheit der Außenmauerflächen, die durch das Fehlen der Strebebeyler - sie sind hereingezogen - nicht gerade freundlich wirken, die im Gegensatz dazu stehende bewegte Gliederung der Dach- und Giebelzone, die Mehrschiffigkeit des Hallenbaues, der stumpfe Turm -

alles dies erfährt in der Danziger Kirche seine höchste und eigentümlichste Steigerung. Hier wird sichtbar, daß der Backstein nicht ein bloßer Ersatz ist, sondern der Baustein der großen schmucklosen Hallenkirchen. Diese Bauten sind fern von süd- und westdeutscher Phantastik unerreicht einfach, groß, klar, norddeutsch. **Die Marienkirche von Danzig** ist eine ungeheure Burg Gottes, wie es sie in den Städten von Calais bis Reval nur einmal gibt.

Die Anfänge der Kirche reichen bis in das Jahr 1240 zurück. Ursprünglich war sie eine mittelgroße, schlicht gebaute Basilika. Im Jahre 1379 beginnt der große Umbau, für den ein Meister Hinrich als Leiter genannt wird. Der Bauplan dieser Kirche übertrifft alles bisher Gestaltete: Zwei dreischiffige Hallen durchschneiden sich in regelmäßiger Kreuzform! Das ist ein Baugedanke, der unerhört kühn ist und seinesgleichen nicht findet! Im Innern steigen schlanke Pfeiler steil empor und "tauchen in eine Zone des Halbdunkels, in dem phantastische Geäste von Netzrippen sich von Bogen zu Bogen zerren" (Burmester). Durch die nach innen gezogenen Strebepfeiler wird ein ununterbrochener Kranz von Kapellen geschaffen, der den Raum ins Gewaltige erweitert und steigert. Der Sage nach soll ein Straßburger Meister den Entwurf nach dem Vorbilde der berühmten Sophienkirche in Konstantinopel entworfen haben. Selbst an schneeleuchtenden Wintertagen wird es in diesem Raume nie ganz hell. Im Halbdunkel des Chores schwebt der Hochaltar eines Augsburger Meisters. Zwischen wuchtigen Pfeilern hängt unter vielen gesenkten Fahnen unbeweglich - ein seltenes Bild - die Fahne des Kreuzers "Danzig", der abgeliefert werden mußte. An einer anderen Stelle Memlings "Jüngstes Gericht", eines der Wunder von Danzig, nicht weit davon das Grab von Martin Opitz. Außen steigen die nackten Mauern wie bei einer Burg steil empor, unterbrochen allein von den riesigen Fenstern, kriegerisch gekrönt von den lanzenartig aufragenden schlanken Türmen der Giebel. Der Turm steht da, sicher, fest und natürlich, wie aus dem Boden gewachsen. Auch die anderen Kirchen Danzigs aus dieser Zeit sind unvergeßliche Werke, aber "der Raumgedanke der Danziger Marienkirche, der die beiden monumentalen Probleme des norddeutschen 15. Jahrhunderts vereinigt, Kathedralgrundriß und hallenmäßige Raumeinheit, muß als die Krönung der norddeutschen spätesten Gotik, als die letzte ganz große architektonische Tat des Mittelalters in den germanischen Nordlanden bezeichnet werden." (Burmester.)

Auch **das Krantor** mit seinen Ecktürmen, das aus der **Häuserreihe der Langenbrücke** so eigenwillig herausragt, ist in derselben Zeit, ist aus demselben Stoff gewachsen, aber es ist eine andere Welt! Und doch sind es Werke eines und desselben Geistes, der ein gleich starkes und sicheres Gefühl für die Ausdrucksformen tiefster Gottesehnsucht und nüchternster Zweckmäßigkeit hatte. Auch die großen Stapelhäuser auf der Speicherinsel - einst wurde das Gebiet von einer sumpfigen Lagune eingenommen - und die Große Mühle mit ihrem weit heruntergezogenen durch viele Luken gelockerten Dach sind Wahrzeichen beider: einer blühenden Handelsstadt und einer großen Baugesinnung.

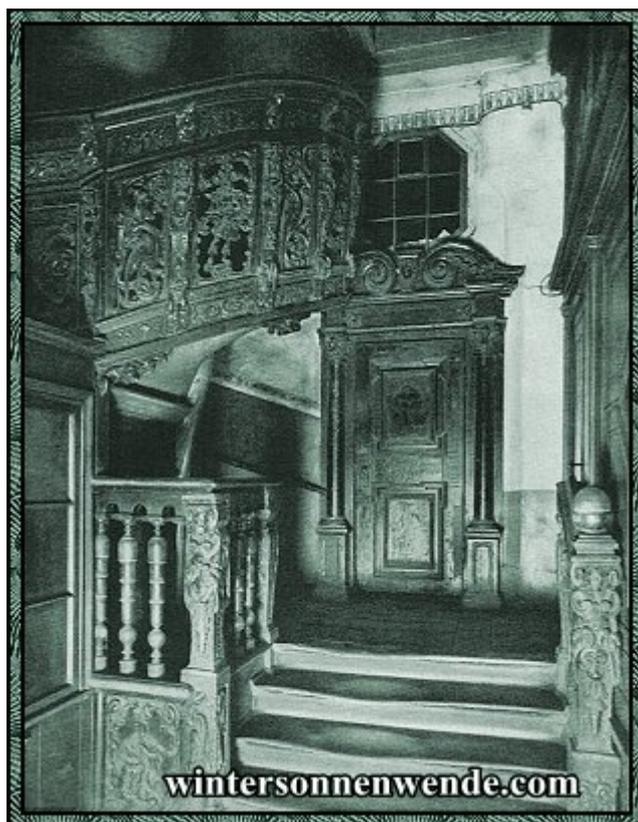
Das Straßenbild Danzigs hat bei aller Verwandtschaft mit dem anderer Küstenstädte ein durchaus eigenes Gepräge. Da ist zunächst der alte Marktplatz mit dem **Artushof**, der **Langemarkt**: er liegt als ein Längsraum in der Verlängerung der Langgasse und führt unmittelbar auf die Mottlau zu, von der er durch **ein Tor** abgeriegelt wird. Diese Eigentümlichkeit wiederholt sich an allen Gassen, die zur Mottlau führen. In Lübeck münden die Hafestraßen unmittelbar am Wasser - in Danzig werden sie durch die Tore zu einem geschlossenen Raumkörper. Die große Mehrheit der Bürgerbauten Danzigs stammt im Gegensatz zu anderen Städten aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Wichtiger aber ist das andere: Die Grundstücke sind alle weit schmaler und die Gestalt der Häuser entsprechend schlanker und höher aufgeschossen. Drei, zuweilen nur zwei - manchmal vier - Fensterachsen haben die Danziger Renaissancehäuser, während es in Lübeck meistens fünf und sechs sind. Es ist der Stil der niederländischen Renaissance, der hier von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts auf dem Seewege in das Stadtbild Danzigs eindrang, während Polen im Gegensatz dazu unter dem Einfluß der italienischen Renaissance stand. Die bedeutendste Schöpfung dieser Zeit ist **das Englische Haus in der Brotbänkengasse**, das - entgegen Danziger Eigentümlichkeit -

mit sechs paarweise angeordneten Fenstern von einem Dresdener Meister für englische Kaufleute erbaut wurde. Die Schmuckformen der Fassaden sind meist einfach, nur selten üppig. In der [Frauengasse](#) sind noch viele [Beischläge](#) erhalten; in Nebenstraßen haben sie leider fast alle den Forderungen des Verkehrs weichen müssen. Ab und zu steht auch noch ein alter Baum, eine Ruster oder eine Linde. Auch das erinnert an Holland, wo man die Landstraße mit ihrer Baumreihe gern in der Stadt weiterlaufen ließ. Das gotische Rathaus bekam in dieser Zeit seinen schlanken Helm, der wie eine spitze Nadel neben der stumpfen Wucht von St. Marien aufragt. Auch die untersetzte Halle der Katharinenkirche in der Altstadt erhielt 1634 ihre Bekrönung. Das [Zeughaus](#) ist ebenfalls damals erbaut; es stammt von dem Holländer Antony von Obbergen, der 1586 nach Danzig kam und hier sehr stark den Einfluß der holländischen Baukunst förderte.

Das Rokoko hat der Stadt nur wenige Bauwerke geschenkt. Es war die Zeit, da durch die schwedisch-polnischen Kriege der Handel darniederlag. Nur [das Haus des alten Danziger Handelsherren Johann Uphagen in der Langgasse](#), erbaut 1775-1779 von Johann Benjamin Dreyer, läßt dieses versunkene Jahrhundert aus dem Schein bleichender Seiden vor uns erstehen. Das war zu derselben Zeit, da Daniel Chodowiecki seine feinen Stiche über die Reise von Berlin nach Danzig schuf. Einige Jahre später schenkte Johanna Schopenhauer auf einem der Patrizierhöfe zwischen Danzig und Oliva Danzigs größtem Sohn das Leben. So schön und echt alles in dem Uphagenhaus ist, so spürt man doch, daß "der Name fehlt, der es hätte unvergänglich machen können". (Bäte.) Das viel bescheidenere Frankfurter Goethehaus wirkt viel kräftiger und überzeugender.

Zwischen Danzig und Zoppot, dem modernen Seebad, liegt das heute zu Danzig eingemeindete **Oliva**, eingebettet in ein waldreiches Tal, überragt von Höhen, die an Thüringen erinnern, mit einem weiten Blick auf die See. Alexander von Humboldt hat Oliva den drittschönsten Ort der Welt genannt. Hier wurde im Jahre 1178 von Kolbatz bei Stettin aus das [Zisterzienserklöster Oliva](#) gegründet, die erste Mönchsiedlung im deutschen Osten, der erste Backsteinbau im Ordenslande. Hier erlebte Eichendorff sein Schloß Dürande, hier wurde 1660 der Friede zu Oliva geschlossen, der die Ordensländer zu Brandenburg brachte, hier wurde der alte Abtsgarten zu einem der schönsten Schloßgärten mit seltenem Baumbestand ausgestaltet, in dem hohe Lindenhecken und ein langgestreckter Teich den ungefähr drei Kilometer entfernten Wasserspiegel der Ostsee in echter Rokokolaune bis unter den Zaun des Gartens heranzubringen. Im Schloß selbst ist das Danziger Heimatmuseum untergebracht. Gegenüber dem "Paradies" und der "Flüstergrotte" liegt vor den schmalen hohen Fenstern einer alten Orangerie mit gebrochenem Dach ein selten schöner Steingarten, in dem Felsenpflanzen aus allen Gebirgen und Ländern der Erde von einem Kenner gehegt werden, der - Wissenschaftler und Künstler zugleich - in langer Lebensarbeit dieses einzigartige Kleinod schuf.

[Und wie sieht es heute in Danzigs Wirtschaft aus?](#) Im Hafen, in den Kontoren der Kaufleute, bei den Reedereien, auf den Werften?



Danzig. Dielenecke und Treppenhaus eines Patrizierhauses.

Als Danzig durch den [Vertrag von Versailles](#) vom Reiche getrennt wurde, um Polen einen freien Ausgang zum Meere zu sichern, war man in Danzig in großer Sorge. Was wird aus dem Hafen und dem Handel werden? Zunächst [tröstete man die Schwarzseher](#) mit dem Hinweis darauf, daß Danzig nunmehr wieder in den Besitz seines großen natürlichen Hinterlandes kommen würde, das in der Zeit von 1454 bis 1793 die Grundlage für Blüte und Reichtum war. In der Tat: Der Handel Danzigs nahm bald einen gewaltigen Aufschwung, besonders seit 1926, dem Jahre des englischen Kohlenarbeiterstreiks, der für Polen einen sehr guten Absatz der oberschlesischen Kohle und damit die Eroberung wichtiger Märkte im Ostseegebiet brachte. Der Güterumschlag, der in Danzig vor dem Kriege etwa zwei Millionen Tonnen jährlich betragen hatte, wuchs im Jahre 1931 auf über acht Millionen Tonnen.

Aber diese Zahl gibt ein Trugbild in zweifacher Beziehung: Während vor dem Kriege der Umschlag im Danziger Hafen zu einem großen Teile aus hochwertigen Gütern bestanden hatte, so waren es jetzt nur billige Massengüter, wie vor allem Kohle, Erze, Schrott, und diese Massengüter, an denen weniger zu verdienen ist, werden heute nicht mal in Danzig gehandelt! Die polnischen Exportsyndikate sorgen dafür, daß jeder Zwischenhandel möglichst weitgehend ausgeschaltet ist, und so ist es dazu gekommen, daß Danzig aus einem Handels- und Stapelplatz zu einem Transitplatz herabgesunken ist. Zur Zeit der Blüte Danzigs war es anders. Da war der Stapelzwang in unumschränkter Geltung. Da durfte keine Ware durch Danzig geführt werden, ohne zum Verkauf feilgehalten zu werden, da durfte kein Fremder mit einem anderen ohne Vermittlung des heimischen Kaufmannes ein Geschäft abschließen! Das ist heute anders: der Danziger Kaufmann ist nur noch der schlecht bezahlte Pförtner Polens!

Aber nicht genug damit! Das Jahr 1932 brachte für den Hafen eine weitere Wendung zum Schlimmen. Der Güterumschlag über Danzig fiel auf 5,5 Millionen Tonnen, im Jahre 1933 auf 5,4, 1935 auf 5,1, 1936 auf 5,6. Und das alles trotzdem Danzig inzwischen unter großen Opfern seinen Hafen durch den Ausbau der Holzlagerplätze, durch den Bau eines Massengutbeckens mit modernsten Erzverladebrücken und Umschlagseinrichtungen für Kohle um nicht weniger als sechs Millionen Tonnen auf insgesamt 15 Millionen Tonnen jährlicher Leistungsfähigkeit gesteigert hatte. Was war denn geschehen? Blockade? Ein Krieg? Sanktionen? Nichts von alledem! Nur ein Nachbarhafen war im Laufe weniger Jahre - unterstützt durch Staat und französische Banken - so groß und stark geworden, daß er Danzig überflügelte: **Gdynia**, das ehemalige kleine deutsche Fischerdorf Gdingen, heute der größte Hafen der Ostsee, das "Hamburg Polens", mit einem Umschlag von 7,7 Millionen Tonnen im Jahre 1936. Im Eilzugstempo waren hier Hafen, Stadt und Handelsflotte erbaut, mit dem Hinterlande verbunden durch den Schienenweg nach den oberschlesischen Bergwerken, auf der durch Tarifvergünstigungen die Kohle billiger an die Ostsee gelangt als auf dem Wasserwege über die Oder nach Stettin. So war Danzig, die alte Handelsstadt, ins Hintertreffen gekommen, geschlagen durch ein früher kaum beachtetes Fischerdorf, das plötzlich 100 000 Einwohner hatte.

Ob das immer so bleiben wird? Vielleicht nicht! Einmal wird Danzig immer wieder darauf hinweisen können, daß [es ja vom Reiche getrennt wurde, um für Polen als Hafen zu dienen, daß ihm ferner im Vertrag von Versailles eine möglichst weitgehende Ausnutzung des Hafens zugesichert ist.](#) Es ist auch fraglich, ob ein Land mit 4000 Kilometern Landgrenze und nur 100 Kilometern Seegrenze auf die Dauer drei Viertel seines Warenverkehrs über die Seegrenze wird leiten können, ob ein Land, das von Ost-West-Verkehrslinien durchzogen wird, auf die Dauer sich einseitig auf einen Nord-Süd-Verkehr verlegen kann, besonders dann, wenn zu Deutschland wieder normale Handelsbeziehungen bestehen. Das sind Schicksalsfragen für Danzig. Auf seiner Seite ist das Recht und vor allem die Gunst der Lage an einem Strom, der weit in das Hinterland führt und heute nicht einmal reguliert ist. Auf der anderen Seite ist die Macht eines jungen Staates, der um Geltung und Gedeihen ringt, reiche Geldgeber hat und aus außergewöhnlichen Ereignissen der Politik Nutzen ziehen konnte. Es ist ein Glück für beide Häfen, daß man in Gdingen und in Danzig

gleich einsichtsvoll ist: Im Januar des Jahres 1937 ist ein Übereinkommen erzielt worden, nach dem beide Häfen von beiden Seiten aus zollpolitisch und hafentechnisch völlig gleich behandelt werden sollen.

Danzigs Schicksal ist beschlossen in das Schicksal des Deutschen Ostens. Wir wollen das Land zwischen Memel und Weichsel nicht vergessen, das Land der Wälder und Seen, der Dome und der festen Schlösser, der Haffe und der Nehrungen. Wir wollen es lieben und an seine Unvergänglichkeit glauben wie seine große Dichterin:

"Wenn in Deines Werdens Kreislauf einging die Hülle, die ich aus ihnen und Dir empfang - heimkehren wird in die Klarheit über Dir, höher als das Flugzeug Deiner jungen Söhne, höher als Storch und Seeadler im Frühlingslicht werde ich steigen. Niederblicken werden ich auf Dich, geliebtestes Land. Grün wie ein buntes Tuch wirst Du unten liegen, gehalten an den Zipfeln von Memel und Danzig - Namen, wie Lerchenlied noch einmal herhallen. Aus grüner Weidewiese, aus grünen Feldern und dunklen Forsten, von lehmigem Hügel, aus roter Stadt, von blitzendem Hafen und blauem See wird das Arbeitslied Deiner Kinder aufsteigen wie Bienensummen. In Meeresbläue, im Schoß der Niederung liegst Du, blickst auf zu dem weißen Gefirn über mir, das mich auftrinkt - Heimat, geliebtes Kind meines Herzens - immer und ewig!" (Agnes Miegel.)



Mitteldeutschland - Hermann Goern

Obersachsen

So klar begrenzt der obersächsische Raum im Süden nach Böhmen hin durch die mächtige Schranke des Erzgebirges ist, so unbestimmt fließen seine Grenzen nach den übrigen Richtungen. Die westliche möchte man am ehesten in der Saalelinie sehen und ist von der Geschichte aus dazu berechtigt, da die deutsche Wiederbesiedelung von hier ihren Ausgang nahm. Aber die Thüringer haben diese "Grenze" überschritten und da sie unter den Kolonisatoren des Neusiedellandes den Hauptbestandteil bilden, die Landschaft auch keine wesentlichen Unterschiede aufweist und die politischen Grenzen überholt sind, so bleibt diese Trennungslinie unklar. Nach Osten rundet die Schwarze Elster den Raum ab, der mit Wittenberg am weitesten nach Westen vorstößt. Also die gesamte östlich der Saale ausgebreitete und von der Elbe entwässerte Landschaft, deren Grundstock mit Abstrichen im Osten (Oberlausitz) und Hinzufügungen im Norden (von der Provinz Sachsen) das Hoheitsgebiet des ehemaligen Freistaates Sachsen bildet.

Die Vielgestaltigkeit des mitteldeutschen Raumes zeigt sich gerade in dieser Landschaft am ausgeprägtesten. Außer Hochgebirge und Meer sind alle Möglichkeiten der Bodenformung auf engstem Raum zusammengedrängt: Tiefebene, Moränen- und Heidelandschaften, Hügelland und Mittelgebirge. Sogar Seen und Moore sind vorhanden. Vom schweren, Fruchtbarkeit spendenden Lößboden des Elbtales verringert sich die Ertragsfähigkeit bis zu den kargen Äckern des Erzgebirges. Aber diese beträchtlichen Unterschiede liegen nicht hart neben- oder durcheinander, sondern gehen fast unmerklich ineinander über, verbunden durch eine einzige, gemächlich bis zum Kamm des Gebirges ansteigende dachförmig nach Norden geneigte "Ebene". So kommt es, daß man selbst in beträchtlichen Höhen weniger den Eindruck eines Gebirges als vielmehr den eines Hügellandes hat und nur die tiefeingeschnittenen sehr malerischen Waldtäler der nordwärts ziehenden Flüsse geben den eigentlichen Maßstab an. Verwischt wird der sonst für alle Teile Deutschlands gültige Gegensatz zwischen Ebene und Gebirge besonders noch dadurch, daß die Besiedelung nicht vor den Bergen Halt macht oder nachläßt, sondern in unverminderter Dichte fast bis zum Kamm hinaufsteigt.

In diesem Raum ist der Mensch durch vereinzelte Werkzeugfunde schon für die ältere Steinzeit bezeugt. Der Ort Markkleeberg bei Leipzig mit seinen Feuersteingeräten im Pleißeschotter gibt hier den Namen für die früheste auf Jagd, Fischfang und Sammeln beruhende Kultur der sogenannten Saale-Eiszeit. In der mittleren Steinzeit beginnend und die jüngere beherrschend hat die Kultur der Bandkeramiker in den fruchtbaren Lößgebieten des Elbtales zahlreiche Zeugnisse hinterlassen. Die Verfertiger der mit bandförmigen Ornamenten verzierten meist kugeligen Gefäße waren nach ihrer Bevorzugung fruchtbarer Böden schon Ackerbauer und Viehzüchter. Diese wohl von den Donauländern her eingewanderten Stämme werden gegen Ende der Jungsteinzeit von den Schnurkeramikern verdrängt, deren nordisch bestimmte Kultur sich nach allen Seiten hin weit und schnell verbreitet. Die mittlere Bronzezeit bringt mit der Lausitzer Kultur von Osten her neuen Zustrom. Um 600 v. Chr. gehört der Raum bereits den Germanen. Die Namen der Stämme wechseln. Sueben und Burgunden überlassen ihre Wohnsitze den Hermunduren. Das große Thüringer Reich entsteht, vergeht, und in das nun von Germanen entblößte Gebiet dringen erst langsam und dann immer stärker im Gefolge von unstäten Hunnen und Awaren die Slawen ein. Im neunten Jahrhundert haben sie unter dem Namen Sorben die Saale erreicht. Gegen sie gründet Karl der Große als Grenzschutz die Mark Thüringen, die später als sorbische Grenzmark dem Frankenreiche angegliedert wird. Die zunächst friedliche Wiedergewinnung alten germanischen Bodens wird kriegerisch, als unter dem Sachsenkönig Heinrich I. im gesamten ostelbischen Gebiet der große Wendenaufstand ausbricht. 928 fällt die sorbische Burg Gana in der Gegend von Lommatzsch, und im gleichen Jahre gründet Heinrich die Burg Meißen, von der aus unter dem Markgrafen Gero die große Ostkolonisation ihren Weg nimmt. Die Bistümer Zeitz, Merseburg, Meißen, Brandenburg und Havelberg entstehen als mutige Gründungen christlicher Ritterschaft, wo der Krummstab mit dem Schwerte geht. Unter Kaiser Otto I. werden dann alle diese Grenzposten seiner Lieblingsgründung dem Erzbistum Magdeburg unterstellt. Rückschläge bleiben freilich nicht aus. Die Böhmen erobern 1002 unter Herzog Boleslaus dem Kühnen Meißen. Aber Markgraf Ekkehard schlägt sie zurück, - jener berühmteste unter den Naumburger Stiftern, der nach der Kaiserkrone trachtete - und macht die bisher freie sorbische Bevölkerung "zu Knechten". Der Polenherzog Miesko dringt sogar bis zur Weißen Elster vor, ohne sich jedoch lange behaupten zu können. Wiprecht von Groitzsch, die sagenumkränzte Heldengestalt dieses Raumes, vereinigt zum letzten Male das gesamte Gebiet der Ostmark unter seiner starken Hand. Nach ihm kommt die Teilung, die bis in die Neuzeit hinein das politische Schicksal des deutschen Ostraumes bestimmt hat: den südlichen Teil erhält Markgraf Konrad von Meißen, mit dem das Geschlecht der Wettiner an die Herrschaft gelangt; und mit dem nördlichen Teil wird Albrecht der Bär belehnt.

Unter Heinrich dem Erlauchten stellten die wettinischen Lande die Großmacht im Herzen des Reiches dar. Die reichten von der Oder bis zur Werra, vom Harz bis zum Erzgebirge. Durch Gebietszuwachs aus dem aufgeteilten Herzogtum Sachsen Heinrichs des Löwen kam das Mittelbland mit der Kurwürde an den Markgrafen von Meißen, der den ruhmvollen Namen Sachsen, mit dem ja auch das Erzmarschallamt verbunden war, für das Hauptland Meißen übernahm. Von da an geht das Mißverständnis um die Bezeichnung "Sachsen", die einmal den niederdeutschen Altstamm und zugleich das mitteldeutsche Neusiedelland meint, durch die Geschichte. Erbschaftsteilung und dauernde Streitigkeiten darum lassen das Haus Wettin für alle Zeiten seiner großen politischen Sendung im Reiche entsagen, die sich nun, in zielbewußtere Hände gelegt, mit dem Namen Brandenburg-Preußen verband. Die wesentlichste Aufgabe Obersachsens aber sollte sich auf geistig-kulturellem Gebiet erfüllen, als mit der von hier ausgehenden Reformation deutscher Glaube verlorenes Herzland zurückeroberte. Daß es auch hier nicht zur heiß erstrebten Einigung, sondern wieder zu leidvoller Spaltung der deutschen Seele in zwei Bekenntnisse kam, ist dunkles Verhängnis, das sich so oft in unserer Geschichte faustisch vollzog.

Wenn auch hier darauf verzichtet werden muß, eine Darstellung der Geschichte Sachsens zu geben, so verdient doch seine Ostpolitik besonders hervorgehoben zu werden, für die seit Augusts des Starken Zeiten noch keine Generation soviel Verständnis aufbringen konnte wie die unsere. Wenn

diese Politik Sachsens nicht von dem erstrebten Erfolg gekrönt worden ist, liegt es allein daran, daß die übrigen deutschen Länder die ihrige nach dem Westen einrichteten und außerdem eifersüchtig darüber wachten, daß Sachsen nicht zu mächtig wurde. Der Mißerfolg Sachsens aber hatte über das Schicksal des deutschen Ostraumes bereits vor dem Weltkrieg entschieden. Die Gebietsverluste im Osten und die Absonderung Ostpreußens durch [das Friedensdiktat](#) ist schließlich das Ergebnis lange vorher verpaßter Gelegenheiten, die allein Sachsen gesehen hatte, aber nur ergreifen konnte mit Unterstützung der anderen Fürsten - und die versagten sie. An Warnungen hat es nicht gefehlt. Der Vorstoß der Polen und Böhmen in das Herz der Mark Meißen war die erste. Später kamen die Hussitenzüge. In beiden Fällen hat Sachsen für das Reich geblutet und die Grenze gehalten. Aber einmal war die Verwirklichung sächsischer und damit gemeindeutscher Ostpläne dem Ziele ganz nahe, als nach dem Tode des Königs Johann Sobieski August der Starke an Stelle des französischen Bewerbers die polnische Königskrone für sich gewann. Die sächsische Herrschaft über Polen zu behaupten konnte freilich nur gelingen und Sinn haben, wenn Sachsen unmittelbar an Polen gegrenzt hätte. Aber dazwischen lag der "Korridor" des mittleren Odergebiets, das zu Preußen und Österreich gehörte, also das später im Siebenjährigen Krieg von Friedrich dem Großen eroberte Schlesien. Verhandlungen über Gebietsaustausch, um die Brücke nach Polen schlagen zu können, blieben erfolglos, und die Festigung Preußens wurde mit dem Verlust einer großzügigen Ostpolitik, die damals noch möglich gewesen wäre, bezahlt, wobei man freilich vergaß, daß nur mit Sachsens Hilfe Pommern den Schweden entrissen und für Preußen zurückerobert wurde. Das überbevölkerte Sachsen blieb auf sich verwiesen und an Stelle versäumter, für Preußen noch nicht nötiger Ostkolonisation trat die polnische Westkolonisation, die zu den heute gezogenen Grenzen und zum [Weichselkorridor](#) führen sollte.

Während der großen Kriege in Deutschland war Sachsens Mittellage und das dadurch bedingte Schwanken zwischen den streitenden Mächten sein Verhängnis. Am schlimmsten hat es wohl der dreißigjährige Krieg betroffen und als Gegner Preußens, der siebenjährige nicht minder. 1806 kämpft es noch gegen den Korsen, weiß sich aber einen günstigen Frieden zu sichern und tritt - als Königreich von Napoleons Gnaden, wie Bayern und Württemberg - dem Rheinbund bei. Nach der Völkerschlacht wird der Vasallenfürst Friedrich August I. gefangen genommen und sein Land auf das heutige Gebiet begrenzt.

Die Beteiligung aller deutschen Altstämme, heute noch nachklingend in den verschiedenen Mundarten, an der Rückgewinnung des einst an die Slawen verlorenen Raumes gibt dem darin entstandenen Neustamm der "Meißner" (Nadler) sein nach Körper, Geist und Seele so vieldeutiges Erscheinungsbild, das den Fremden immer wieder in Erstaunen versetzt. Den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden Thüringer und Mainfranken, die das ihnen von der alten Heimat her gewohnte Wald- und Bergland besiedelten. In den ebenen Landschaften der Leipziger Gegend bis zur Elbe hin breiteten sich Niedersachsen und Rheinfranken aus, von denen die letzteren ihre in den Niederlanden gewonnenen Erfahrungen bei der Trockenlegung der weiten sumpfigen Gebiete gut verwerten konnten. Bis auf die großen Waldgebiete im Süden trafen die Kolonisten überall auf sorbische Bevölkerung und ihre zunächst friedliche Unterwerfung führte zur Blutmischung auch mit ihnen. Der Gang der Besiedelung läßt sich von den Dorfformen und Ortsnamen ablesen. Endungen auf -itzsch, -itz, -witz, -bog und -luck kennzeichnen den sorbischen Siedelraum mit seinen Rundlingsdorfanlagen. In der Ebene trifft man oft das Straßendorf, das von allen Gehöften aus bequemen Zugang zu den Feldern erlaubt, und im Hügellande, die Bergtäler hinauf ziehen sich die langen Reihendörfer. Als Haus- und Hofform hat sich die fränkische durchgesetzt. Überall begegnet man auf den Drei- und Vierseithöfen der fruchtbaren Landschaften und in den Parallelhöfen der ertragsärmeren Gebiete dem für Mitteldeutschland typischen Fachwerkbau. Äußerer Schmuck und Zierhölzer an den Häusern, wodurch das Siedlungsgebiet des Nordharzes und Hessenlandes so ungemein reizvoll erscheint, finden sich in Obersachsen kaum. Hier ist alles nüchterner. Wo aber - wie im Altenburger Land, bei Chemnitz und Leipzig - für die Schwellen und Türpfosten Rochlitzer Porphyrt verwendet wird, da steht sein lebhaftes Rot in schöner Wirkung zum

Schwarz-weiß des Fachwerks. Bezeichnend für den Neusiedelraum ist die regelmäßige Stadtanlage, die durch das Kreuz der nach den vier Stadttoren führenden Straßen gegliedert wird. An ihrem Schnittpunkt liegt der Markt mit dem Rathaus in der Mitte.

Dem Menschen dieses Raumes, der es an Beweisen seines tüchtigen, alle Krisen und Niederlagen unverdrossen überwindenden Deutschtums wahrlich nicht hat fehlen lassen, ist es nicht erspart geblieben, der oft reichlich beißenden Spottlust seiner Nachbarn als Zielscheibe zu dienen. Blättert man in diesem sehr aufschlußreichen Kapitel der Kulturgeschichte weiter zurück, so erfährt man, daß es anderen Stämmen - von den Städten (München, Berlin) ganz zu schweigen - nicht besser ergangen ist. Was wurde den Schwaben, die dem Reiche doch mächtige Kaiser stellten, nicht alles angedichtet. Aber gerade dieses Beispiel kann vielleicht erklären, was es mit dem "kleenen, hellen Sachsen" eigentlich auf sich hat. Es liegt eine Art von Bewunderung vor, die nur nicht zugegeben werden soll und sich deshalb neidvoll ins Gegenteil verkehrt. Hier trifft der Spott kulturelle Werte, die Bildung schlechthin. Die während der Reformationszeit gegründeten evangelischen Fürstenschulen der Wettiner in Meißen, Grimma und Pforta, dazu die berühmte Hohe Schule von Leipzig und der Buchhandel hatten das Land zum Mittelpunkt deutschen Geisteslebens gemacht. Die meißnische Mundart galt sogar für den Ostpreußen Gottsched, den Sprachreiniger, als die reinste Form deutscher Sprache und Leipzigs wohlhabende Bürgerschaft mit ihrem gepflegten Gesellschaftsleben war richtunggebend für das ganze Reich. Das sind längst anerkannte Verdienste, die dem auf allen Gebieten mächtig und unbefangenen aufstrebenden Neustamm von seiten der konservativen Altstämme nur nicht recht zugestanden werden mochten. Dazu kommt freilich eine oft an Neugier grenzende Wißbegierde, über der die ungemaine Hilfsbereitschaft des Sachsen vergessen wird. Sein Wandertrieb ist sprichwörtlich geworden. Überall, und nicht nur in Deutschland, ist der Sachse reisend anzutreffen und an seiner Mundart zu erkennen. Auf sie ist der Spott am meisten gerichtet. Aber das damit gemeinte "Sächsisch" ist nur eine Mundart Obersachsens neben dem Vogtländischen und Erzgebirgischen fränkisch-bayrischer Herkunft, und dem Osterländischen, das sich von Leipzig bis Anhalt ausdehnt und niedersächsisch-flämisch bestimmt ist. Das "Sächsische", von der Mundartenforschung Meißnisch genannt, nimmt den dazwischen liegenden Hauptsiedelraum des thüringischen Vorstoßes ein und erhält seine Klangfarbe vorwiegend von diesem Altstamm. Das Zusammenziehen von Wörtern und die weite Dehnung der Vokale bringen das eigentümlich Singende dieser Sprechweise hervor, deren Weichheit die Konsonanten die größten Schwierigkeiten bereiten. Wer sich darüber lustig macht, darf daran erinnert werden, daß gerade diese Mundart schon die Kanzleisprache der luxemburgischen Kaiser und böhmischen Könige war und Luther sie für seine Bibelübersetzung wegen ihrer weiten Verbreitung bevorzugte. Nach einem Selbstzeugnis "redete er aus der sächsischen Kanzlei, welcher nachreden viele Fürsten und Herren Deutschlands". Ohne sie hätten wir heute keine hochdeutsche Schriftsprache und Deutschland würde in ein südliches und ein nördliches Sprachgebiet zerspalten sein. Die Einigung ging von der Mitte aus.

Vergebens wird man sich aber bemühen, in diesem Raum die Herkunft großer Dichter zu suchen, wenn man dabei von Wagner und Nietzsche absieht, die anders einzuordnen sind. "Der meißnische Stamm hat keinen einzigen großen Dichter erzeugt; aber Meißen hat alle großen deutschen Dichter gebildet" (Nadler). Sieht man dann von der großen dichterischen Leistung, gemessen am Range Goethes, Schillers oder Hölderlins ab, so sind auch hier genug Namen zu nennen, die das geistige Gesicht Deutschlands um ihre Züge bereichert haben. Zur Zeit der Minnesänger waren es die beiden Meißner Heinrich der Erlauchte und Heinrich Frauenlob, daneben Heinrich von Freiburg, der den Tristan vollendete. Das Land der Reformation hat dann dem protestantischen Volke auch die meisten Choraldichter gestellt. Allen voran Luther, der wie Bach ja gleicherweise zu Obersachsen und Thüringen gerechnet werden muß. Das unvergängliche "Nun danket alle Gott" stammt von Martin Rinkert aus Eilenburg, und ist der neue Glaube je fröhlicher aufgeklungen als bei Paul Gerhardt aus Gräfenhainichen? Der Erzgebirgler Paul Fleming gehört hierher wie der Dresdener Zinzendorf und schließlich auch Gellert aus Hainichen. Letzterer war in Leipzig "Professor der

Moral" und stellt mit G. E. Lessing aus Kamenz die lehrhafte, kritische Seite obersächsischer Wesensart heraus, die in Nietzsches alle Werte unwertender Einmaligkeit ein ganzes Zeitalter vereinte. Als Philosoph und allumfassender Wissenschaftler ging ihm einer der erlauchtsten deutschen Geister voraus: Gottfried Wilhelm Leibnitz aus Leipzig. Eben von dort her stammte Christian Thomasius, der berühmte Rechtslehrer, der als erster seine Vorlesungen in deutscher Sprache abhielt; und der Vorkämpfer des Naturrechts, Samuel Pufendorf, war aus Dorfchemnitz gebürtig. Fichte, der Webersohn aus der Oberlausitz, ruft durch seine flammenden "Reden an die deutsche Nation" zum Freiheitskriege auf und gleicht damit aus, was die Waffen Sachsens damals versäumten. Sein Wort "Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend" steht erneut über unserer eigenen Zeit. Und was wäre die deutsche Musik ohne ihre "musikalische Provinz" Mitteldeutschland, ohne die Meister Obersachsens? In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges schafft Heinrich Schütz aus Köstritz die erste deutsche Oper und von Leipzig aus zwingt Johann Sebastian Bach die Welt zum Lauschen. Gottfried Silbermann, der Sohn des Erzgebirges, baut die Orgeln dazu, deren reine Klangschönheit heute wieder als Vorbild dient. Robert Schumann aus Zwickau schenkt uns die romantische Musik und auf dem Elbschloß "Siebeneichen" bei Dresden blüht die "Blaue Blume" des Dichterkreises gleichen Weltgefühls, dem auch die Gebrüder Schlegel aus Meißen mit ihrem Werke dienten. Mit seinem großartigen Versuche des alle Künste einbegreifenden Gesamtkunstwerkes schlägt Leipzigs großer Sohn Richard Wagner die Brücke zur Gegenwart. Und Karoline Neuber aus Zwickau, die die erste deutsche Schauspielertruppe zusammenstellte, und Karl May, dessen phantasievolle zahllose Bücher von Generationen nach Abenteuern glühenden deutschen Jungen zerlesen worden sind? Immer mehr Namen stellen sich ein und können nicht genannt werden, die Zeugnis ablegen von der rastlosen Mitarbeit der Obersachsen am vielfarbigen Bilde deutschen Geisteslebens.

Diese unsichtbare und doch unablässig wirksame geistige Landschaft erschließt sich freilich nur dem tiefer Eindringenden. Im Vordergrund aber, jene fast verdrängend mit mächtiger Wirklichkeit, bezeichnen die Rauchfahnen der hohen Schloten und die Masten der Fernleitungen die andere Landschaft, die auch der flüchtigste Besucher nicht übersehen kann. Das ist die Industrie Obersachsens, die den Namen des kleinen Landes in unserer Zeit groß gemacht hat. Schon am Ende des Mittelalters war es von allen Ländern des Reiches das am stärksten bevölkerte und als im vergangenen Jahrhundert die Maschine ihre unerbittliche Herrschaft über den Menschen antrat, strömten die Arbeiterheere aus allen Richtungen hier zusammen. Ihre alte Heimat, die Haus und Hof war, tauschten sie ein für eine neue, ungewisse, die Arbeit hieß und Fron war. Diese Heimatlosen, mit deren Schicksal die vielgerühmte "blühende" Industrie des Landes erkaufte wurde, sind es gewesen, die Sachsen "rot" gemacht haben und nicht die Eingesessenen, die noch Heimat um sich spürten. Nur bis dahin konnte man von einem Neustamm der "Meißner" sprechen, in dem alle Beteiligten der mittelalterlichen Kolonisation aufgegangen waren. Nun aber ist es unmöglich geworden, einen Typus des Obersachsen zu erkennen. In seinem Gesicht sind heute alle Gesichter deutscher Landschaften vertreten, wie in einer Großstadt; dazu ist das Land bis auf die Waldgebiete durch die Anhäufung verschiedenartigster Industrien fast [?] geworden. *[Anm. d. Scriptorium: Satz im Original unvollständig.]* Dafür darf es sich rühmen, das dichtestbevölkerte, industriereichste und -krisenempfindlichste Land der Erde zu sein. Auf einem Quadratkilometer drängen sich hier 347 Menschen zusammen. In Westfalen sind es nur 249, in Belgien 245 und in Mecklenburg gar nur 49. Der Ausdruck "Werkstatt Deutschlands" besteht zu Recht für diesen Raum, der zwar nur 4 Prozent des Reichsgebietes umfaßt, dafür aber 8 Prozent der Gesamtbevölkerung und darunter allein 12,8 Prozent der deutschen Industriearbeiterschaft. Sachsens statistische Zahlen, soweit sie die Wirtschaft angehen, lassen sich nur durch Superlative ausdrücken. Es war Deutschlands bester Steuerzahler in normalen Zeiten. Dafür lag in den Katastrophenjahren die Arbeitslosigkeit 80 Prozent über dem Reichsdurchschnitt.

Auf eine Frau ist die Industrialisierung Sachsens letzten Endes zurückzuführen. Das war am Ende des 16. Jahrhunderts, als die Absatzstockung des erzgebirgischen Silberbergbaues eintrat. Die von

ihm lebende zahlreiche Bevölkerung wurde arbeitslos und dem Hunger preisgegeben. Die Retterin war Barbara Uttmann aus Freiberg, die von den Niederlanden das Spitzenklöppeln nach den Notgebieten verpflanzte. Das neue Gewerbe, zunächst von Frauen ausgeführt, setzte sich durch und brachte auch bald die Männer wieder ins Brot. Im Zeitalter der Maschine führte die wachsende Nachfrage nach geklöppelten Spitzen bald zur Umstellung auf maschinelle Erzeugung der zarten Gewebe und rief damit einen entsprechenden Maschinenbau ins Leben. So hat sich, zunächst auf der Herstellung von Spitzen aufbauend, allmählich die großartige sächsische Textilindustrie entwickelt, die heute drei Fünftel der gesamtdeutschen darstellt. Die Fülle der Erzeugnisse vom gröbsten Leinen bis zur feinsten Spitze ist wahrhaft verwirrend. Daneben die Kammgarnspinnerei, Tuchweberei, Weiß- und Buntstickerei, die Herstellung von Kunstseide, Handschuhen, Strümpfen, Strickwaren, Trikotagen, Gardinen, Posamenten und künstlichen Blumen. So kam es, daß bei einem gesamtdeutschen Jahresexport von zwölf Milliarden auf die sächsische Textilindustrie allein eine Milliarde entfiel. Noch 1925 bedeutete das für eine halbe Million Menschen Arbeit.

An dieses Rückgrat der sächsischen Wirtschaft lehnen sich eine Reihe anderer bedeutender Industriegruppen an, wobei zu bemerken ist, daß hier im Gegensatz zum westlichen Industriezentrum der kleine und mittlere Betrieb vorherrscht. An der Spitze steht die Maschinen- und Metallindustrie, die zumeist bestimmt wird durch die im gleichen Raum beheimateten maschinenbedingten Industrien wie Papierfabrikation, Holzbearbeitung, das Druckgewerbe und natürlich die Textilindustrie. Es folgt der Werkzeugmaschinen- und vor allen Dingen der Kraftwagenbau, der einen großen Teil des deutschen Marktes beherrscht. Die besondere Förderung des Kraftfahrwesens durch den Führer hat die Belegschaft gerade dieser Betriebe auf über 20 000 gesteigert. Die erzgebirgische Metallwarenerzeugung zeigt in der Fülle ihrer Artikel ein ähnlich verwirrendes Bild wie die Textilindustrie. Alles, was menschliche Bedürfnisse auf diesem Gebiet erfordern, wird hier hergestellt, von der billigsten Massenware bis zum kostbarsten Luxusgerät aus Edelmetall. Und schließlich ist Dresden der Vorort für die Zigarettenindustrie, die von hier aus ihren Siegeszug über Deutschland antrat.

In engem Zusammenhang mit der durch den Holzreichtum des Berglandes und der billigen Wasserkraft der Erzgebirgsflüsse begünstigten Papierindustrie steht das graphische Gewerbe, worin Sachsen die Spitzenstellung im Reiche behauptet. Leipzigs Buchhandel, sein Buch- und Notendruck überragt noch immer alle Großstädte Europas. Die Spielzeugherstellung, die Musikinstrumenten- und Porzellanindustrie und noch manche anderen bedeutenden Zweige höchsten gewerblichen Fleißes sollen an ihren Standorten entsprechend gewürdigt werden.

Der Erzreichtum, der dem Gebirge seinen Namen gab und die Grundlage des wirtschaftlichen wie kulturellen Aufschwungs für Obersachsen war, ist nahezu ausgebeutet und hat seine Vormachtstellung längst abgeben müssen an die Kohle. Wenn auch die Steinkohlenförderung des Zwickauer Reviers im Verhältnis etwa zum Ruhrgebiet gering ist, so reicht sie doch zur Selbstversorgung Sachsens aus und konnte immerhin 1934 eine Belegschaft von 16 500 Mann beschäftigen. Weit größere Bedeutung dagegen kommt der Braunkohle des Leipzig-Bornaer Reviers zu, das zusammen mit dem hier nicht berücksichtigten Zittau-Hirschfelder 8,5 Prozent der gesamten deutschen Förderung leistet und die Ausbeutung auf Jahrhunderte sicherstellt.

Das Land, das im Zeitalter des hemmungslosen Kapitalismus eine so vielgestaltige aber eben überentwickelte Industrie hervortrieb, die auf engem Raume die Menschen am dichtesten zusammenballte, kann seine Bevölkerung freilich nicht aus eigenem Boden ernähren. So hochwertig auch die Landwirtschaft in den fruchtbaren Lößgebieten des Elbtales und der Leipziger Tiefebene ausgebildet ist, reicht sie doch nur für die Hälfte der Bewohner aus und erfordert bedeutende Zufuhr.

Ein solches Land rastloser Arbeit und kühnen Unternehmertums, dessen unerschöpflicher

Erfindergeist es zum Herzraum deutscher Wirtschaft, dessen Lage es zum Knotenpunkt europäischen Handels gemacht hat, kann nur leben, wenn es für die unendliche Reihe seiner Erzeugnisse Abnehmer findet in Deutschland, in der Welt. Die große Not des deutschen Außenhandels, seine Absatzschwierigkeiten müssen hier am stärksten spürbar sein, und allen Widerständen trotzend, mehr als anderswo auf Abhilfe sinnen lassen. Die Reichsmesse in Leipzig, das von der ganzen Welt beschickte "Schaufenster Europas" ist gleicherweise Symbol für den Daseinskampf unseres Volkes wie für seinen ehrlichen Willen zum friedlichen Wettbewerb unter den Nationen.



Das schöne Sachsen

Daß Sachsen nicht nur das Land hämmernder Arbeit ist, muß allen denen gesagt werden, die bei seinem Namen nur an qualmende Schloten und statistische Zahlen denken. Das Industrie-Gebiet ist zugleich mit großen und mannigfachen landschaftlichen Reizen gesegnet, die sich durchaus neben denen anderer lauter gepriesener Gaue unseres Vaterlandes behaupten können. Die Hälfte seines Raumes ist Waldland geblieben trotz seiner dichten Bevölkerung und bietet nicht nur ihr sondern auch der Jahr um Jahr sich mehrenden Zahl der Zureisenden überreiche Gelegenheit zur Erholung. Sei es nun in den Bädern des Erzgebirges und Vogtlandes, den zahllosen Kurorten und Wintersportplätzen, auf einsamen Wanderungen durch die ausgedehnten Forsten und Heidelandschaften, bei Dampferfahrten auf der Elbe zu den Königsschlössern und Burgen, beim Verweilen an den Stätten tausendjähriger Geschichte oder bei der stillen Betrachtung des berühmten Reichtums an Kunstschatzen, nach dem der Pilgerstrom aus den fernsten Ländern der Erde nicht abreißt. Daß diese stillen und erquickenden Bezirke so dicht neben den fordernden und lärmenden Stätten angespanntesten gewerblichen Fleißes liegen, eben diese anderswo kaum anzutreffende Gegensätzlichkeit im Gesicht der Landschaft verleiht Sachsen seinen eigenartigsten Reiz, dem nun auf einigen Streifzügen nachgegangen werden soll.

Die natürliche Straße, auf der sich seit alters her mit dem Handel der Austausch zwischen Nord und Süd, zwischen den Donauländern und den Meeresküsten abgespielt hat, ist das Tal der Elbe. Wenn ihm auch der reiche Burgenschmuck und die Kaiserherrlichkeit des Rheins versagt geblieben ist, und keine Lieder die stillere Schönheit seiner Ufer preisen, so ist doch gerade der Eintritt des Stromes ins Reichsgebiet durch den Erdzeiten währenden Kampf des Wassers mit dem Gestein zu einer Landschaft abenteuerlichster Felsbildungen gestaltet worden, der man auf so engem Raum und in solcher Fülle sonst nirgendwo begegnet. Das **Elbsandsteingebirge** ist unter dem ihm nun seit dem Ende des 18. Jahrhunderts anhaftenden Namen "Sächsische Schweiz" volkstümlich geworden. Zwei Schweizer Maler, der berühmte Porträtist Graff und der Landschaftler Zingg, die an der Dresdener Kunstakademie als Lehrer wirkten, haben dem seltsam zerklüfteten Gebiet in Erinnerung an ihre Heimat dazu verholfen.

Die Entstehung des Sandsteingebirges reicht in das Mittelalter unserer Erdgeschichte hinab. Damals zur Kreidezeit, als die sächsisch-böhmische Landschaft von einem Meer überflutet wurde, das allmählich ganz Nordostböhmen ausfüllte, lagerten sich auf seinem Grunde Schicht über Schicht in langen Zeiträumen jene Sande ab, die in einer Mächtigkeit von mehreren hundert Metern heute als Quadersandstein anstehen. Nachdem das Kreidemeer wieder zurückgetreten war, und die geologische Neuzeit mit großen Umwälzungen der Erdoberfläche anbrach, preßte ein starker Druck von Süden her das sächsisch-böhmische Gebirge hoch und ließ eine Bruchzone so entstehen, daß Nordböhmen tief einsank und von der nach Norden geneigten Scholle des Erzgebirges mit seinem Vorland überragt wurde. Von diesem Vorgang ist auch das Sandsteingebiet betroffen worden, dessen ursprünglich ebene Bänke in gleicher Weise sich hoben und nach NO neigten. Seine Zerklüftung in Schluchten und cañonartige Täler hat das Gebirge dem Strom zu verdanken, dessen unablässig



Sächsische Schweiz. Blick vom Lilienstein ins Elbtal und zum Winterberg.

nagende Kraft es fertig gebracht hat, sein noch zur Eiszeit bis 150 Meter höher gelegenes Bett auf den heutigen Stand zu vertiefen. Diese noch immer währende Zerstörung durch fließendes Wasser wird unterstützt durch das im klüftig gewordenen Stein senkrecht versickernde Regenwasser, das ihn in zahllose Quader zerspaltet, wodurch auch der Name Quadersandstein erklärt wird. Das sogenannte Gebirge ist also eine zwar gehobene, aber tief zernagte Ebene. Diese ursprüngliche Ebene ist nur noch als Gipfelfläche der durchschnittlich 400 Meter hohen Tafelberge und "Steine" zu erkennen. Alles dazwischen fehlende "Gebirge" bis zum Spiegel der Elbe hinab hat das Wasser abgetragen und weggeräumt. Die heutige Siedelfläche setzt sich aus den 150 - 200 Meter tiefer liegenden, erst in jüngerer Zeit entstandenen "Ebenheiten" zusammen, die durch die noch jüngeren engen Lücken der "Gründe" voneinander getrennt sind. Ihre 50 - 100 Meter tiefer gelegenen Talsohlen "stehen im Begriff, eine in ihrer Gesamtheit noch unsichtbare, aber im Werden begriffene und zur Elbe geneigte Landfläche zu bilden." (Banse.) Selten läßt sich die unablässig das Antlitz der Erde umgestaltende Kraft der Natur so gut am Werke beobachten wie hier im Gebiet des Elbedurchbruchs.

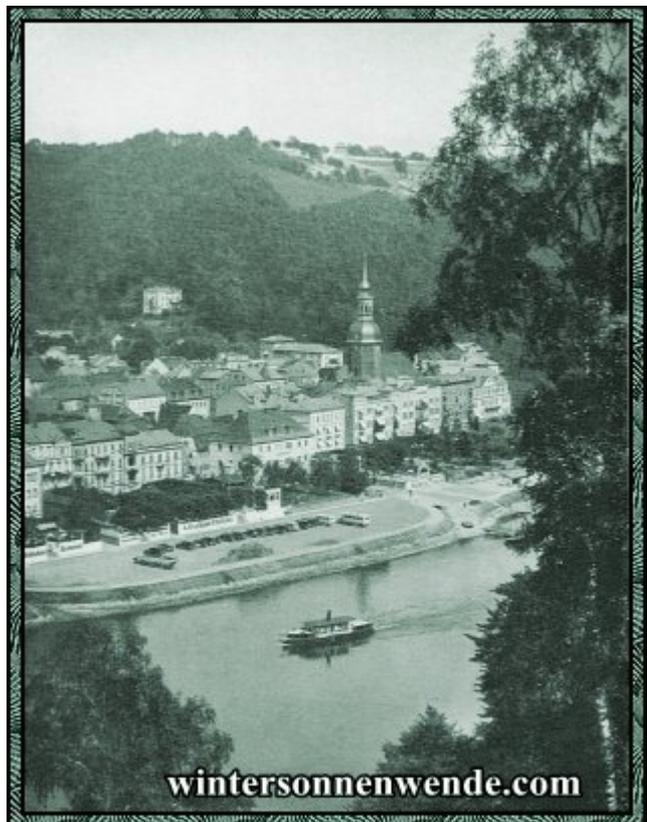
Vom böhmischen Tetschen bis nach Pirna hinüber bleibt das von der Hauptbahnlinie begleitete Stromtal gleich eng und gibt außer bei Schandau keinen Raum zu größeren Niederlassungen. Bis dicht an den Strom heran reichen die verhältnismäßig steilen, meist mit Nadelwald bestandenen Böschungen, aus denen schon einzelne Felsblöcke aufragen. Darüber steht dann in senkrechten Mauern der Sandstein an. Hat man durch Klüfte und über ungefügte Stufen die Höhe gewonnen, so breiten sich oben die Ebenheiten aus, deren meist guter Lehmboden zuweilen mehrere Dörfer ernähren kann. Sonst steht auch hier der Nadelwald. Erst über diesen Ebenheiten thronen, turm- und burgartig vereinzelt, oder scheinbar zu riesenhaften Festungsanlagen verbunden (wie z. B. das uneinnehmbare Massiv der Schrammsteine) die nackten weithin leuchtenden Mauern der "Steine". Dieser einzigartige Aufbau der Landschaft, der sich am besten vom Rand der Steine aus überschauen läßt, wiederholt sich mit immer neuen Abwandlungen im ganzen Gebiet. An einigen der höchsten Gipfel erscheint Basalt, der während der Tertiärzeit in den Spalten hochgestiegen ist und z. B. auf dem Großen Winterberg bei Schmilka (551 Meter) und dem das Landschaftsbild

weithin beherrschenden Rosenberg (620 Meter) bei Tetschen als eine bis 100 Meter mächtige Decke ansteht. Solches Vorkommen ist durch den auf ihm gedeihenden schönen Buchenwald dann weithin kenntlich.

Das am meisten Lockende des eigentlich weit mehr Kletter- als Wandergebietes, ist seine widerspruchsvolle Gegensätzlichkeit, mit der es fast bei jedem Schritt überrascht. Eben noch gelbflimmernde, glühende Steinwüste, dann harzduftende Kiefernwälder, darunter freundlich-bunte Dörfer in den fruchtbaren Fluren der Ebenheiten und dazwischen die tiefengen Schächte der klippenreichen, feuchtkühlen dunklen Gründe, in denen zwischen Unterholz üppige Farne wuchern. Neben den mächtigen, sargdeckelartig wuchtenden Großformen der Tafelberge und Bastionen starren die Türme und Nadeln als festere Überbleibsel längst zu Schutthalden verwitterter Massive. Oft haben sich windzerfetzte Kiefern wie phantastische Vögel auf ihrem Scheitel festgekrallt, und seltsam genug sind die Namen, die der Volksmund diesen abenteuerlichen Gebilden gab: Barberina, Herkulesssäulen, Mönch, Dreifingerturm, oder auch gemütliche wie Kamel, Lokomotive, Storchnest und Lämmchen. Der Höhlen hat sich längst die Sage bemächtigt. Stoff genug ist ja auch dazu vorhanden, wenn man bedenkt, was sich in diesem unwegsamem Grenzgelände mit seinen unauffindbaren Verstecken für lichtscheues Volk alles abgespielt haben mag. Nicht umsonst ist das "Raubschloß" zerstört worden. Das war lange vor der Eisenbahn, als der Verkehr hinüber und herüber noch auf die Pässe der Salzstraße, der Glasstraße und den Diebessteig angewiesen war. Unterschlupf gab es hier oben auch für verfolgte Glauben, seit uralten Zeiten bis zum Dreißigjährigen Krieg. Damals brauchten die bergwärts fahrenden Frachtschiffe noch Wind für ihre Segel und wenn der ausblieb, dann hatte die Zunft der "Bomätschen" der Schiffzieher auf den Leinpfaden am Ufer gut zu verdienen. Heute verkehren schmucke Dampfer bis weit nach Böhmen hinein und bis nach Hamburg hinunter. Das erste Schiff der Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrtsgesellschaft fuhr am 25. August 1837 von Dresden nach Meißen. Damals gab es auch hier allerorten noch Schiffsmühlen, wie heute noch selten genug an der Donau. Von den alten Stromgewerben hat sich nur die Flößerei gehalten, die das böhmische Holz von der oberen Moldau über die großen Niederlagen von Herrnskretsch und Niedergrund nach dem Hauptstapelplatz Magdeburg führt. Wenn auch die früher bedeutende Einfuhr heute zur Hebung der eigenen Holzwirtschaft beträchtlich eingeschränkt ist, so gehören die mit dem Strom langsam ziehenden, bis 110 Meter langen Flöße doch noch zum gewohnten Bild der Tallandschaft.

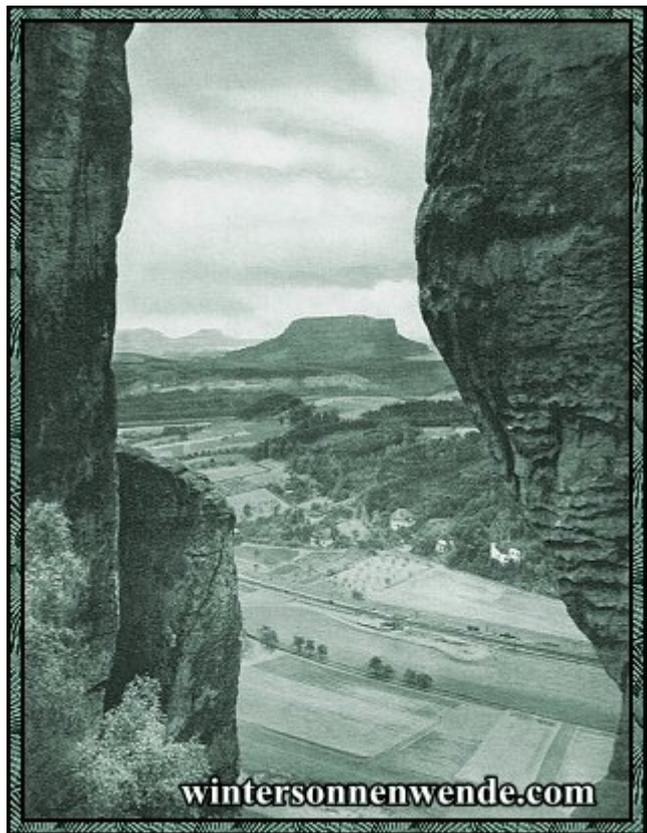
Ein Gewerbe aber, das nicht aussterben wird, solange die Menschen bauen und der gewachsene Stein sich dem Kunststein gegenüber behauptet, ist das Steinbrechergewerbe. Die großen Brüche des Gottlaubatales, die Teichsteinbrüche bei Schöna, die Postelwitzer bei Schandau und wie sie alle heißen mögen, haben das begehrte Material für die meisten der sächsischen Monumentalbauten geliefert. Aber auch weit ins Reich hinein und über seine Grenzen hinaus ist der schönkörnige "Pirnische" Sandstein gegangen. Wurde doch sogar das königliche Schloß in Kopenhagen im 18. Jahrhundert aus ihm errichtet.

Wer die berühmte romantische Bergnatur des Gebietes recht kennen lernen will, der wandere von **Bad Schandau** oder Schmilka aus nach den



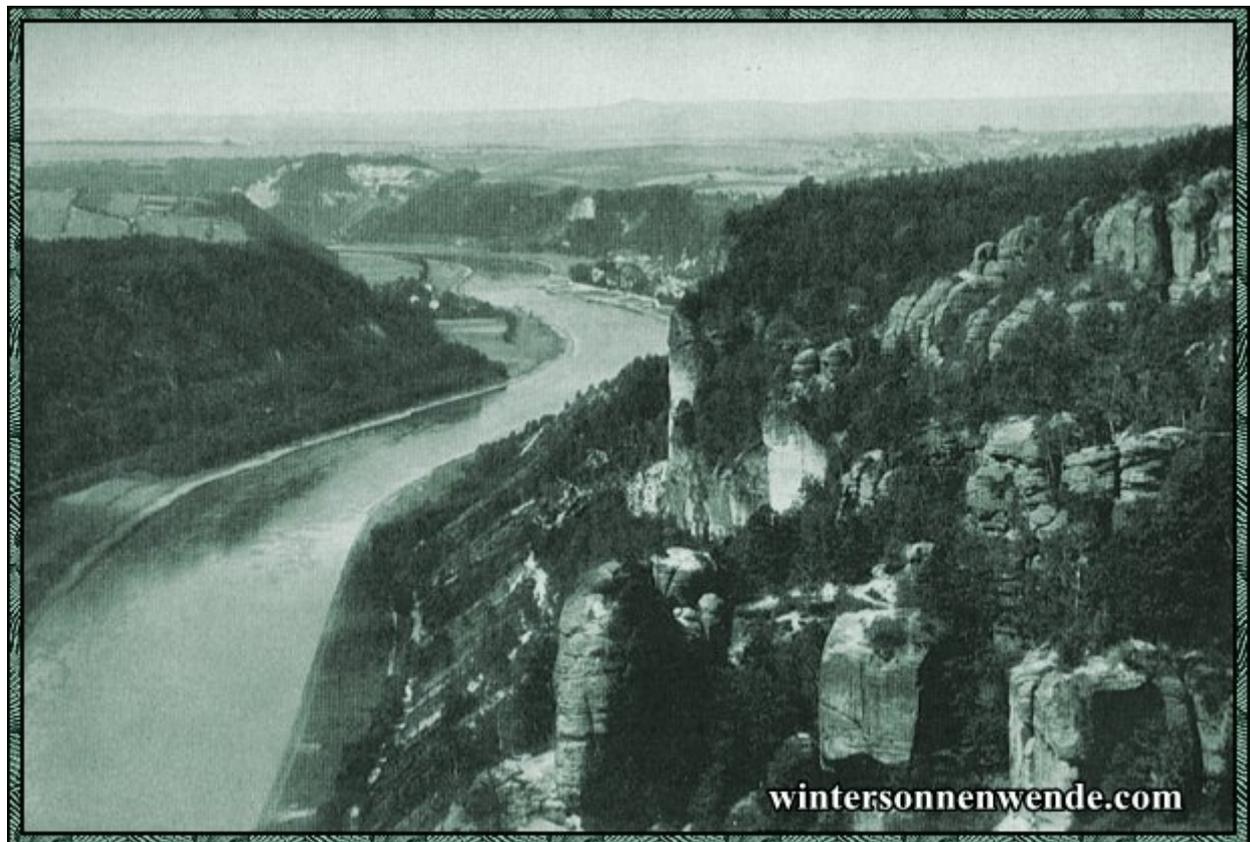
Bad Schandau.

beiden Winterbergen, denn hier auf der rechten Seite des Stromes ist die eigentliche Landschaft der Steine und Wände mit ihren Felslabyrinthen und Wäldern, die sich bis ins Böhmisches hinüber ziehen. Hier kommt er zu den Schrammsteinen, zum Kuhstall, Raubschloß und dem Prebischor, und den Tyssaer Wänden, um nur die bedeutendsten Namen zu nennen, und jenseits der Grenze bei Aussig ragt heute wie einst der Schreckenstein über die Elbe, die Burg, der wir eins der schönsten Gemälde deutscher Romantik verdanken: Ludwig Richters, des Dresdener Malers "Überfahrt am Schreckenstein". Ein Beispiel sächsisch-böhmischer Kulturverbundenheit, die unabhängig von Grenzziehungen und Deutschenhaß bestehen bleibt. Freilich hat sich auch dort das Bild verändert. Denn wo einst der Nachen mit dem Harfenspieler den Strom kreuzte, da sperrt ihn heute der Riegel der großen tschechischen Masarykschleuse. Von Schandau abwärts sichert die Feste Königstein die Stromschleife und gegenüber wuchtet **der Tafelberg des Liliensteins** mit seinen über Waldgrün rot leuchtenden schroffen Wänden.



*Sächsische Schweiz.
Durchblick von der Bastei zum Lilienstein.*

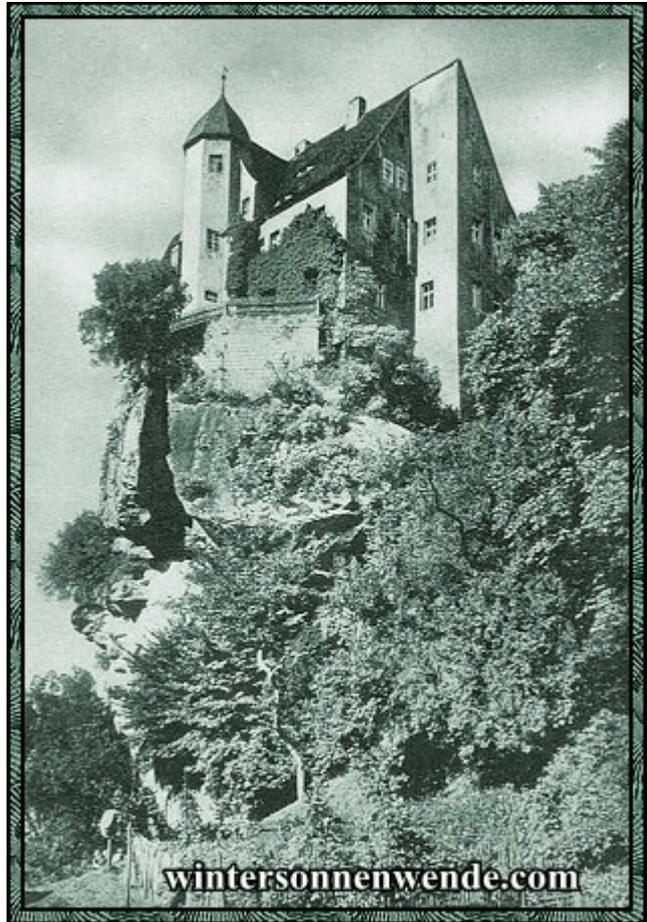
Die Anfänge der Befestigung des **Königsteins** gehen bis ins 12. Jahrhundert zurück. Die weiträumige Anlage stammt vom Dresdener Festungsbaumeister und Zeugmeister Paul Puchner aus



Sächsische Schweiz. Basteigebiet.

dem 16. Jahrhundert. Gleichzeitig wurde auch der 152 Meter tiefe Brunnen aus dem Felsen gehauen. Eine uneinnehmbare Felsenburg, die neben ihrem strategischen Ruf durch die lange Reihe der in ihr verschlossenen Staatsgefangenen eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Wie viele haben eine glänzende Laufbahn mit jahrzehntelanger Haft in den düsteren Kellern hier oben abgeschlossen. Wer heute heraufsteigt, den belohnt vor allem die beglückende Aussicht über das Elbtal und die nach Süden ausgebreitete Wunderwelt des Gebirges.

Nach Norden haftet der Blick an der Sperrmauer der Basteifelsen, die unmittelbar neben der Elbe fast senkrecht 200 Meter aufragen. Unweit davon über dem einsam-wilden Polentzale liegt **Hohnstein** mit seinem Felsenschloß und einer schönen Kirche von dem Dresdener Meister George Bähr. In diesem Städtchen wurde 1765 vom Kurfürsten die erste Merinoschäferei gegründet, die auch ihr Teil mit dazu beigetragen hat, daß gerade in Sachsen die Textilindustrie so beheimatet wurde. Am Anfang des Tales mit seinen endlos ausgestreckten Straßendörfern bildet **Neustadt** mit dem benachbarten **Sebnitz** das Zentrum der deutschen Kunstblumenherstellung. Aus den Bedürfnissen der katholischen Bräuche des böhmischen Grenzlandes entstanden hat sich hier eine Heimindustrie von Weltruf entwickelt, für die der gesunkene Auslandsexport katastrophale Wirkungen brachte. Durch die Hilfsmaßnahmen der Regierung mit den Millionenaufträgen für Festabzeichen ist die Not dieses Gebietes ins Volksbewußtsein gekommen. Die Grenze des Sandsteingebietes nach Norden bezeichnet **Stolpen**, wo über der Stadt auf einem Basaltfelsen die Burg mit dem prächtigen Renaissance-Tor von viel Vergangenheit erzählen kann. Die schöne Gräfin Cosel saß hier 50 Jahre gefangen und mußte damit die kurze strahlende Zeit der Liebe Augusts des Starken bezahlen.



Burg Hohnstein (Sächsische Schweiz).

Am Ausgangstor zum offenen Elbtalbecken breitet sich zu beiden Seiten des Stromes, beschützt von der Feste Sonnenstein, das freundliche **Pirna** aus, das sich mit seinen vielen schönen Renaissancehäusern am meisten von allen sächsischen Städten das behäbige Gepräge vergangener Zeiten bewahrt hat, und heute der Hauptversandplatz für die Steine aus den Gebirgsbrüchen ist.

Zwischen die Ausläufer des Erzgebirges und die Niederlausitzer Hügellandschaft eingebettet zeichnet sich die Elbaue von Pirna bis Meißen durch ihre niedrige gegen alle Winde geschützte Lage aus und ist schon seit der Vorzeit neben dem Leipziger Kessel der bevorzugteste Siedelgau Obersachsens gewesen. Hier und auf dem fruchtbaren Lößboden der Lommatzcher und Großenhainer "Pflügen" ist das Hauptgebiet der hochkultivierten sächsischen Landwirtschaft. Die Wärmezone des Elbtalles, deren Jahrestemperatur nur ein Grad unter dem Durchschnittsklima der niederrheinischen Tiefebene liegt, hat neben bedeutendem Obstbau besonders den Gartenbau begünstigt, wofür die Einrichtung der Gartenbauschule in Pillnitz bezeichnend ist. Die Spargelzucht und die Erdbeerkulturen in der Lößnitz zwischen Dresden und Meißen sind weltberühmt. Wer zur Erdbeerzeit die Hänge entlang wandert, wenn der Duft der köstlichen Beeren das Tal durchweht,



Pirna (Elbe).

oder zur Baublüte die Hänge vom blühenden Schnee überschüttet sieht, der vergißt, daß er sich im Herzen eines Industrielandes befindet. Dann wird recht verständlich, warum gerade hier die romantischen Dichter und Maler sich zusammenfanden, wo Karl Maria von Weber seinen *Freischütz* und *Oberon* schuf und im Weinberghäuschen von Loschwitz Schiller den *Don Carlos* schrieb. Von den Schönheiten des Loschwitzgrundes, denen die Landschaftsmalerei Ludwig Richters und seiner Schüler soviel Anregungen verdankt, ist freilich nicht viel übriggeblieben und die vielgepriesene Mühleneinsamkeit des Plauenschen Grundes ist zum Märchen geworden, seit man dort die Steinkohlenlager erschloß. Aber dem rechten Elbufer ist das Bild einer Gartenlandschaft doch erhalten geblieben, die neben allen anderen Vorzügen Dresden als Gartenstadt so beliebt gemacht hat. Sogar der Weinbau hat die schweren Krisenzeiten überwunden, und sein Gewächs ist wirklich besser als sein Ruf. Freilich sind die großen Zeiten des Mittelalters für ihn vorbei, als sich die durch einen Meißener Bischof vom Rhein her eingeführte Rebkultur so ausgebreitet hatte, daß die Landesherren Verbote für die Einfuhr fremder Weine erlassen konnten, weil der eigene Anbau den gesamten Bedarf zu decken vermochte.

Dresden ist eine königliche Stadt. Die Natur hat ihre Umgebung mit landschaftlicher Anmut reich gesegnet und der Herrscherwillen prachtliebender Fürsten hat die Kunst hier in einer solchen Fülle beheimatet, daß es fast unmöglich ist, davon nur auf wenigen Seiten zu berichten. Alles ist großzügig hier und teilt sich dem Beschauer durch jene Beglückung mit, die von verschwenderischer Weiträumigkeit ausgeht. Sei es nun der Waldpark des "Großen Gartens", die gewaltige Kuppel der Frauenkirche, die bezaubernde Grazie des Rokoko im Zwinger, die unabsehbare Reihe der Meisterwerke in der Galerie oder der stolze Bogen, mit dem der Strom die Stadt in Städte trennt.

Rundlingsdörfer sorbischer Fischer auf beiden Elbseiten waren die erste feste Siedlung, an die sich im 13. Jahrhundert am linken Ufer die deutsche "Altstadt" mit dem großen Marktplatz und rechtwinklig darum gekreuzten Straßen anschloß. Der Plan der Innenstadt bietet noch heute das gleiche Bild. Das ganze Mittelalter hindurch hatte die Stadt mit ihren 6000 Einwohnern nur



Dresden. Partie an der Elbe.

Bedeutung als Elbübergang für das wesentlich volkreichere und mächtigere Freiberg und die anderen Silberstädte des Erzgebirges. Aus der einen Brücke sind fünf geworden und die gewaltige Ausdehnung der Einwohnerzahl auf 642 000 hat es zunächst der Niederlegung des Festungsgürtels zu verdanken, den Napoleon 1809 befahl und damit erst der Stadt die Möglichkeit zur Ausbreitung gab. Als dauernde Residenz der Markgrafen wurde im 15. Jahrhundert die linke Elbseite befestigt, wovon der Zwinger noch heute seinen Namen trägt.

Im 16. Jahrhundert wird die Burg zum Schloß und mit dem Georgenbau hält die Renaissance ihren Einzug in Dresden. Der Moritzbau schließt sich an, der die gebäudereiche Anlage auch heute noch beherrscht. Die der Elbe zugewandte, jetzt durch die Hofkirche verstellte Schauseite wird von dem gewaltigen Hausmannsturm überragt, dessen Massigkeit in bedachtem Gegensatz zum heiteren Spiel der Bauglieder und Schmuckformen unter ihm steht. Nach dem Hof zu öffnet er sich als großer Altan, mit offenen Bogenhallen auf frei stehenden Säulen. Von dieser echt südlich empfundenen Anlage herab sahen die fürstlichen Gäste und das schaulustige Volk, das sich auf improvisierten Rängen drängte, dem damals oft im Hof für die jagdfrohen Herrschaften veranstalteten Zirkustreiben der Bären- und Sauhetzen zu. Nicht minder weiträumig ist der Stallhof, mit der berühmten Säulenhalle des "langen Ganges", Buchners Meisterwerk deutscher Renaissance von 1586. Der Hof selbst diente als Stech- und Turnierbahn, und die Schwemme gehörte notwendig zum kurfürstlichen Marstall, dessen ebenerdige, weite Hallen für den edlen Pferdebestand kostbar hergerichtet waren. In der anschließenden Rüstkammer, die als Johanneum vom Jüdenhof her mit ihrer prächtigen doppelzügigen Freitreppe zum Besuch einlädt, ist auch heute wieder die weltberühmte Waffensammlung untergebracht. Zugleich aber auch die einzigartige Porzellansammlung, deren über 25 000 Stück zählende Bestände an seltensten alten chinesischen, japanischen und Meißner Arbeiten zum größten Teil von August dem Starken erworben worden sind.

Den Prunkräumen des Schlosses hat die Verschwendungsliebe Augusts des Starken das Gesicht gegeben durch ihren Reichtum an funkelnden Kristallkronen, riesigen französischen Gobelins,

Porzellanen und Deckengemälden. Den größten Reichtum aber, dem kaum Gleichwertiges zur Seite gestellt werden kann, birgt das "Grüne Gewölbe", in dessen sieben Räumen der Kurfürst seine Schatzkammer neu einrichten ließ. Der von vielen Generationen gesammelte und vererbte Besitz an Kostbarkeiten aller Art war schon damals eine europäische Berühmtheit. Wenn er neu ausgestellt werden sollte, so mußte der Rahmen dafür gleich würdig und selbst ein Kunstwerk sein. Mit buntem Marmor sind die Räume ausgelegt, deren Wände unter Glas Malereien in Gold und Purpur tragen. Eine Fülle von Spiegeln in vergoldeten Schnitzrahmen vervielfältigt die zur Schau gestellte Pracht an edelstem Gerät und Schmuck, in dem sich die Phantasie ganzer Generationen von Goldschmieden verwirklicht hat, wenn man die juwelenübersäten funkelnden Diademe, die Pokale und Schalen, die Kannen und Ketten überhaupt noch Wirklichkeit nennen will. Denn aus dem Märchenreich herausgegriffen sind die Kronstücke dieser alle anderen krönenden Sammlung: die Schöpfungen Johann Melchior Dinglingers, des größten Goldschmiedes seiner Zeit, den der Kurfürst in seinen Dienst genommen hatte. Vor solchen Wunderwerken menschlicher Gestaltungskraft versinkt die Zeit und wenn man sich dann wieder auf der Straße findet, vom Großstadtverkehr umbrandet, glaubt man aus einem Traum erwacht zu sein, um aber nach wenig Schritten schon in einen neuen, steingewordenen, einzugehen - den Zwingerbau des Matthäus Daniel Pöppelmann.



Dresden. Partie am Zwinger.

Nach der großen Kavaliertour durch Europa, auf der er die heitere Fülle südlichen Lebens und die strahlende Hofhaltung des Sonnenkönigs kennen gelernt hatte, mußte August dem Starken die eigene Residenz an der Elbe, die mehr eine Festung mit engen Straßen war, freilich recht unbehaglich erscheinen. Nur seiner Baulust ist es zu verdanken, daß Dresden zur Stadt des deutschen Rokoko geworden ist. Der hohe Auftraggeber hat nicht das Glück gehabt, von seinen phantastischen Plänen viel verwirklicht zu sehen. Bei seinem Tode 1733 war das meiste noch unvollendet. Auch der Zwinger, dessen 1711 begonnenen Bau er 1722 einstellen ließ. Zu Ende geführt ist er eigentlich erst 1935 nach einer umfassenden zehnjährigen Wiederherstellung, die dem Zwinger nun das Bild gegeben hat, das seinem genialen Schöpfer vorschwebte. Eine vielbesprochene Leistung deutscher Denkmalpflege. Aber selbst die durch den Semperschen

Galeriebau in sich abgeschlossene Anlage ist nur eine Teilverwirklichung. Nach den ursprünglichen Plänen sollte sich das Ganze bis zum Elbufer hin erstrecken! Und was war der Sinn dieses ungeheuren Unternehmens? Zunächst die übliche Orangerie, aber dann, alles Gewohnte weit zurücklassend, eine Schauburg, eine unvergängliche Bühnendekoration für die oft monatelang dauernden Feste des Hofes mit ihren Prachtaufzügen, Ritterspielen und Karussells - für einen "permanenten Karneval". Kaum ein anderes Urteil trifft den Geist der Zeit und des Ortes besser als das eines weitgereisten Zeitgenossen, für den Dresden "ein bezauberndes Land war, das sogar die Träume der alten Poeten übertraf, wo es unmöglich war, ernsthaft zu sein, und wo man nur spielte und gespielt wurde".

Die Weiträumigkeit dieses einzigartigen Festplatzes ist teppichartig mit ornamentalen Beeten ausgelegt, wo aus vier flachen Becken die silbernen Märchenbäume der Fontänen wachsen und unterm Wind geneigt schillernd zerstäuben. Es ist das zeitlose Schauspiel, das die unendlichen Fensterreihen der langen Galerien spiegeln und auf das die wunderbar versteinte Schar der Genien, Putten und Satyrn herabblickt. In der etwa 200 Meter langen Hauptachse liegen sich zwei Pavillons gegenüber, von denen der eine das Prachtstück einer vielverzweigten Treppe in sich birgt mit einladenden Anläufen unter bogentragenden Hermen hindurch zu Estraden und Grotten. Jeder Schritt der zu langsamem Wandeln bestimmten flachen Stufen enthüllt ein neues Bild. Alle Bauglieder sind überschüttet mit üppig wucherndem Schmuck von Karyatiden, Masken, Blumenkörben und Fruchtgehängen. Die obere Plattform erlaubt ein Umschreiten des ganzen Bezirkes und führt zum Grottenwunder des Nymphenbades, wo die sprudelnden und spritzenden Wasserkünste den schwingenden Reigen anmutiger Frauengestalten benetzen. Balthasar Permoser, ein Oberbayer, ist der unerschöpfliche Erfinder der Figurenwelt im Zwingerbezirk.

Mit dem Semperschen Galeriebau (1847 - 55) hat die bis dahin nach der Elbseite geöffnete Zwingeranlage ihren monumentalen Abschluß gefunden, würdig der in ihr untergebrachten riesigen Gemäldesammlung. August der Starke und sein Sohn, deren Mäzenatentum Dresden und damit Deutschland tief verpflichtet ist, haben in wenigen Jahrzehnten durch ein über alle Hauptstädte Europas verstreutes Heer von Agenten den größten Teil dieser Schätze erworben und in unbedenklicher Sammelleidenschaft jede geforderte Summe dafür bezahlt. August III. hat darin seinen großen Vater noch übertroffen und die Staatsgeschäfte dafür dem ehrgeizigen und allmächtigen Grafen Brühl überlassen, der wohl wußte, warum ihm für die Passion seines Königs kein Opfer zu groß war. "Man muß die Rede auf den letzten Hirsch lenken, den er gejagt hat, auf die letzte Oper, die aufgeführt worden ist, oder auf das letzte Gemälde, das er gekauft hat." Freilich ging dieser maßstablose Bilderkauf auch nur bis zum Siebenjährigen Krieg, als die preußischen Kanonen vor Dresden eine ernstere Sprache redeten und die Sammlung auf dem Königstein in Sicherheit gebracht werden mußte.

Daß Rafaels Sixtinischer Madonna in Dresden ein besonderer Saal eingeräumt worden ist und die Menschen von ihrer Holdseligkeit sich nicht trennen können, das weiß heute schon jedes Kind. Aber auch die vielen anderen Namen sind Sterne nicht minderer Größe. Dürers "Dresdener Altar",



Dresden. Partie im Zwinger.

Holbeins Morette, Cranach, unter den fünfzehn Rembrandts sein keckes "Frühstück" und das ergreifende "Opfer Manoahs". Daneben Rubens und van Dyck, Ruisdael und Vermeer. Dann die Italiener mit Mantegnas "Heiliger Familie" und der Venus des Giorgione. Tizian, Veronese, Corregio, Velasquez, Watteau, Liotard und natürlich Canaletto mit seinen Dresdener Stadtbildern. Mit vielen anderen Namen noch bilden sie jene weltberühmte Kunstschau, an der mit Goethe und Winkelmann, Lessing und Herder an der Spitze die größten Deutschen sich gebildet haben.

Wie ein edles Geschmeide sind am Bogen des Stromes, an der Schauseite der Stadt ihre monumentalsten Gebäude ausgebreitet. Vor der Galerie weckt das Sempersche Opernhaus Erinnerungen an die größten Meister der Stabführung, denen Dresden seinen Ruf als Musikstadt verdankt, - an Weber und Wagner, an Wüllner, Schuch und Busch. Hier wurde Wagner berühmt durch die Erstaufführungen seines Rienzi, des fliegenden Holländers und des Tannhäusers, hier bemühte er sich, dem deutschen Publikum Beethoven nahe zu bringen und entwarf einen Plan zur Umgestaltung des Hoftheaters in ein deutsches Nationaltheater. Das war 1849, als er die Führer der Mai-Revolution unterstützte und Sachsen in eine Republik verwandeln helfen wollte, um seine eigenen künstlerischen Pläne besser verwirklichen zu können.

Von weither wird das Stadtbild bestimmt durch den schlanken, feingliederten Turm, der Dresdens edelstes Bauwerk neben dem Zwinger krönt - die katholische Hofkirche. Um der polnischen Krone willen hatte August der Starke den Glauben seiner Väter aufgegeben, aber erst vierzig Jahre später wagte sein Nachfolger sich seinem protestantischen Volk gegenüber durch diesen Bau öffentlich zum Katholizismus zu bekennen. Rom in Dresden. Chiaveris hat mit seinen italienischen Bauleuten, an deren Quartier der Name des Cafés "Italienisches Dörfchen" noch erinnert, eine Meisterleistung römischen Spätbarocks auf deutschem Boden erstehen lassen (1726-1743). Fremd wohl damals in der Fremde, aber heute nicht mehr wegzudenken aus dem königlichen Vorhof an der Augustusbrücke, dem gerade sie seine hohe Festlichkeit verleiht. Aus den schön geschriebenen Kurven der Portalfront entwickelt sich, Säulen über Säulen, von Gesimsen und Galerien unterbrochen, der luftige Turmbau. Das Langhaus aber ist über dem Hauptgesims mit Balustraden umgürtet, auf denen sich die lebhaft bewegten vielen Heiligengestalten von Lorenzo Mattielli klar gezeichnet gegen den Himmel abheben, und im hochgewölbten Innern wirkt wie ein leidenschaftlicher Ausbruch gläubiger Inbrunst die von Permoser geschnitzte Kanzel mit ihrem in Wolken schwebenden Getümmel ekstatischer Evangelisten und berückend schöner Genien.



Dresden. Die Hofkirche.

Dem Portal der Kirche gegenüber führt eine breite Stufenflucht hinauf zur Brühlschen Terrasse, dem "Balkon Europas", zu dessen Füßen der Stromverkehr mit seinen schmucken Vergnügungsdampfern, seinen schweren Schleppzügen, Booten und Flößen ein lebhaft bewegtes Bild entfaltet. Drüben liegt die Neustadt mit der mächtigen Elbfront der Ministerien, dem aus Parkgrün auftauchenden Japanischen Palais, und dahinter verliert sich die Stadt die Höhe hinauf in Gärten zur ausgedehnten Kuranlage des Weißen Hirsches in der Dresdener Heide und zu den

Weinbergen der Lößnitz. Aber stromauf locken den Blick die waldigen Höhen des Loschwitzer Ufers. Hier auf den Festungswerken hatte sich 1738 der prachtliebende Verschwender und für 25 Jahre unumschränkte Herrscher Sachsens, Graf Brühl, den selbst sein schärfster Feind Friedrich der Große als "den Mann dieses Jahrhunderts" bezeichnete, einen vornehmen Privatgarten anlegen lassen. In seinem Bezirk erhebt sich heute die Galerie der Neuzeit und die Kunstakademie, wo seit 1764 eine lange Reihe deutscher Künstler als Lehrer und Schüler gewirkt haben.

Wieviel Anregung aber ist für sie alle und die kunstliebende Öffentlichkeit überhaupt ausgegangen von der schönen Reihe antiker Bildwerke, die seit Augusts des Starken Tagen im "Elb-Athen" ihre Heimat fanden. Wer eben vom Anschauen der klaren Profile dieser Figuren kommt, der spürt verwandten Geist auch in der erhabenen Kuppel, mit der der Ratszimmermeister George Bähr sein Meisterwerk, **die Frauenkirche**, krönte. Es ist wohl mehr als zufälliges Zusammentreffen, daß in der Hauptstadt des Ursprungslandes für den neuen Glauben auch der protestantische Kirchenbau sein gewaltigstes Denkmal sich setzte. Vom Rate in Auftrag gegeben ist es sowohl Ausdruck der Frömmigkeit wie der Wohlhabenheit des Bürgertums. Nur Straßen weiter die katholische Hofkirche nach dem Willen des Fürsten. Dicht beieinander und fast gleichzeitig entstanden, aber eine Welt liegt dazwischen. Doch die beiden Denkmäler gemeinsame höchste künstlerische Meisterschaft ihrer Erbauer stellt den Sachsen gleichwertig neben den Römer. Für die protestantische Predigtkirche mit dem Wort als Mittelpunkt des Gottesdienstes muß der Zentralbau die vollkommenste Lösung sein. Aus einem quadratischen Grundriß entwickelt sich der Bau mit seinen vier Treppentürmen, gegliedert durch die haushohen Fenster und die sie begleitenden Pilaster. Die Notwendigkeit der Kuppel ergab sich von selbst. Aber ihre Verwirklichung in Stein war "eine Tragödie des Zweifels", ob die zehn Hauptpfeiler die ihnen vom Baumeister zugemutete ungeheure Last der über einen Kreis von fast 25 Metern Durchmesser gespannten Schale auch wirklich tragen könnten? Fast wäre der kühne Plan daran gescheitert. Aber die Berechnungen des Meisters stimmten, und an der Kuppel selbst prallten sogar die preußischen Kanonenkugeln wirkungslos ab. Hoch über dem Dächergewirr kündet ihre klare Glockenform vom sieghaften Glauben eines Mannes an sein Werk zu Ehren Gottes und ist, weithin sichtbar, zum eigentlichen Wahrzeichen der Stadt geworden.

Nicht nur die Stadt selbst hat ihr königliches Gepräge durch die in ihr residierenden Fürsten erhalten, auch die nähere Umgebung ist von ihrer Baulust durch die Anlage verschiedener Lustschlösser um viele Reize

bereichert worden, die sich an bevorzugter Stelle der Landschaft anmutig einfügen. Elbaufwärts, wo die Granitplatte des Lausitzer Hochlandes mit ihrem Steilabfall das rechte Ufer des Stromes bedrängt, am Fuße des Borsberges (355 Meter) mit seiner berühmten Aussicht nach dem Elbsandsteingebirge und in das Elbtal, liegt das Sommerschloß **Pillnitz**. Die Front der sich lang am Ufer dehnenen nur einstöckigen Baugruppe schaut mit vielen Fenstern in den ziehenden Strom,



Schloß Pillnitz an der Elbe.

und die Stufen der buchtartigen Treppenanlage tauchen in das Wasser. Pöppelmann und Longuelune haben dieses Wasserpalais als "indianisches Lustschloß" für August den Starken 1720 erbaut. Wunderlich geschweifte Dächer mit zugespitzten Schornsteinen und Innenräume mit chinesischer

Dekoration geben der Anlage das damals so sehr beliebte tändelnd-exotische Gepräge. Alles ist eingestellt auf ländliches Behagen, auf erholsames Genießen der stillen Lieblichkeit des Tales vor den Toren der großen Stadt. Zu Schiff sollte man es immer erreichen. Dafür nur ist die Wasserseite mit dem festlichen Willkomm ihrer sanft ausgebreiteten Treppenanlage eingerichtet, die zu der wundervollen Terrasse hinaufführt. Einst legten hier geschmückte Gondeln an, denen über kostbare Teppiche eine elegante Gesellschaft entstieg, um in den heiteren Räumen ihr amouröses Spiel zu treiben. Das ist lange vorüber, aber die vielen Rosen im Garten duften noch immer wie einst, und die Fontänen sprühen ihre Schleier über die gepflegten Rasenflächen.

Das Schloß **Groß-Sedlitz** landeinwärts auf dem gegenüberliegenden Ufer ließ Graf Wackerbarth um 1720 von Arbeitslosen erbauen, da "täglich Brot und Kost im Lande teuer ward". Der wundersame Reiz dieser Beszung, die der alternde Graf "wunschgemäß" seinem neidischen Landesherrn überlassen mußte, liegt vor allem in dem riesigen Terrassengarten mit seinen nach französischem Stil geschnittenen Hecken und Bäumen, mit den von Longuelune erdachten, verschwenderischen Treppen, deren breite Wellen im Parterre verebben. Aber Schwermut über die Vergänglichkeit stolzer Pläne und geglückter Verwirklichungen greift hier stärker als anderswo ans Herz, wo von dem Überreichtum an Figureschmuck nur noch ein kleines Völkchen von Putten und Gottheiten die Erinnerung an die galanten Spiele und Abenteuer der glänzenden Hofgesellschaft herübergerettet hat, die nun in zinnernen Särgen schlafen muß, von ruhmredigen Inschriften bedeckt. Auch die Fülle der phantasiereichen Wasserkünste ist längst versiegt, und mit ihnen verstummt die "stille Musik", die von der schwingenden Brüstung der großen Treppe her aus den



Die Moritzburg bei Dresden.

Instrumenten der Figuren aufklang.

Nicht minder zurückgezogen vom Lärm der Großstadt, aber nun in ausgedehnten wildreichen Wäldern versteckt und wie Pillnitz untrennbar mit dem Element des Wassers verbunden, ist das Jagdschloß **Moritzburg**. War es bei Pillnitz das ziehende Wasser des Stromes, so geht hier der Reiz von den stillen Spiegeln schilfumsäumter Seen aus. Das wehrhafte Schloß, mit seinen vier dicken Rundtürmen auf einer felsigen Landzunge mitten im Wasser erbaut, hat vom albertinischen Gegenspieler Karls V. seinen Namen und seine heutige Gestalt von Pöppelmann erhalten. Eine

breite Auffahrt führt durch den See hinauf zu einer prächtigen Terrasse, die weit ausladend das stolze Geviert umzieht. Die beiden schneidigen Pikörfiguren, mit ihren Jagdhörnern eingangs auf den steinernen Balustraden, geben den Ton des Jägerischen an, der auch die innere Ausstattung des Schlosses zum größten Teil bestimmt. Da ist vor allen Dingen der riesige, durch drei Stockwerke reichende Speisesaal mit Europas größter und schönster Geweihsammlung. Ein 66-Ender ist sogar dabei. Auf dem Tisch liegt noch die berühmte Hirschstange, aus der August seine Gäste den Willkomm trinken ließ. Auch Friedrich der Große fügte sich dem Brauch mit dem Spruch "auf Seiner Majestät von Polen gute Gesundheit und glücklich Wiedersehen in Berlin", und die nur zu diesem Zweck herbeordneten Kanonen donnerten Salut dazu. Wer vermag all die rauschenden Feste in diesen Räumen und auf dem Wasser zu schildern, die das Schloß zur *insula fortunata* machten, wie es die Hofpoeten besangen. Aber man ist es dem *genius loci* schuldig, den Festestrubel noch einmal zu beschwören, der ja zur Geschichte dieser Zeit genau so notwendig gehört, wie die kühne und kühle Ostpolitik des heißblütigen, vergötterten und verwünschten königlichen Liebhabers. Dann schmettern die Jagdhörner, dann rauscht die Musik, und die Böller brüllen über den See. Denn er kommt in der Staatskarosse mit den Vollbluthengsten, umgeben vom orientalischen Prunk seines Gefolges, und hinter ihm des Festes Königin, Aurora, Gräfin von Königsmarck, in einem von Falben gezogenen, goldstrotzenden, mit blauem Samt ausgeschlagenen muschelartigen Gefährt. Schillernde Träume, die einst blutvolles Leben waren und doch schon damals recht bewußt erkannt wurden, als der Sohn der beiden, der Marschall von Sachsen und Frankreich, am Ende seines Lebens in das merkwürdige Gästebuch schrieb: "*Voilà la fin d'un beau rêve.*"

Einmal hat man wenigstens die Szenerie dieser feenhaften Bühne mit allen erreichbaren Requisiten aufgeboten, als in den Prunkräumen "Drei Jahrhunderte Sächsische Kultur" gezeigt wurden. Da stand die Hoftafel gedeckt mit dem Prunkservice aus purem Golde, da war das Meißner "Krönungsservice", und jeder Gegenstand stimmte genau zum Bilde jener Zeit.

Wenn Dresden die prächtigste Stadt des Landes ist, so hat **Meißen** den Ruhm einer über 1000jährigen Geschichte für sich. 928 von König Heinrich gegründet ist sie die Wiegenstadt der deutschen Ostkolonisation und hat dem Neusiedelland zugleich mit dem auf ihm entstandenen Neustamm den Namen gegeben. Wenn die Burg ihren strategischen Wert auch längst verloren hat, so bleibt sie für alle Zukunft doch das Symbol der Macht deutschen Kämpfens und Siegens. Aber nicht das Schwert allein hat hier gesiegt, denn mit dem Schwerte ging der Glaube. So ragt gleichberechtigt neben der Burg der Dom auf als Sinnbild der Kultur, die das Erkämpfte allein für die Dauer zu sichern vermag. Wer mit dem Dampfer herankommt, dem prägt sich unvergeßlich diese stolze Verbrüderung ein, die, auf Granit gegründet, die in ihrem Schutz geborgene Stadt und den Strom überstrahlt. Um die spätgotische Frauenkirche und das schöne Rathaus von 1472 mit seinem mächtigen steilen Dach drängt sich eine Fülle überraschend schöner Renaissance-Häuser, und die Gassen klettern mit Treppen und Stiegen zwischen uraltem Gemäuer langsam den steilen Berg hinan. Der Dom, im Osten zwischen Albrechts- und Bischofsburg eingezwängt, aber nach Westen frei in den geräumigen Hof vorstoßend, ist trotz vieler späterer Zutaten vor allem die Schöpfung des 13. Jahrhunderts. Sein besonderer Schmuck ist der Lettner mit den schönen Laubwerkkapitellen Naumburger Art. Er führt zum Chor, von dessen Wänden vier lebensvolle Figuren, unter ihnen Kaiser Otto und Adelheid, herabblicken, die letzten Arbeiten des großen Naumburger Meisters. Das Bedeutendste aber an figürlichem Schmuck birgt die Johanniskapelle, ein würdiges Gehäuse für drei Gestalten, von denen der Zacharias als das reifste Werk des unbekanntem Meisters überhaupt angesprochen wird. Seine Hand schwingt zwar ein Weihrauchfaß, aber es ist fast mehr, als wenn sie eine Laute schlägt - wie ein feinführender Betrachter es einmal nannte, und die ganze gelöste Haltung der Gestalt mit dem lauschend geneigten Kopf paßt gut dazu. Und dann denkt man daran, daß Herr Walther von der Vogelweide hier oben bei dem Wettiner zu Gaste war und Markgraf Heinrich der Erlauchte, der "mizenäre" (Meißener), wie er ihn nennt, selbst ein gefeierter Minnesänger war.

Eine Meisterleistung aus der Frühzeit deutschen Schloßbaues ist die gegen Ende des 15. Jahrhunderts von Arnold von Westfalen errichtete **Albrechtsburg**. Am Außenbau birgt das vor die Front gestellte, von luftigen Loggien durchbrochene Treppengehäuse das Wunderwerk einer



Meißen. Die Albrechtsburg und Domtürme.

Wendelstiege mit der Spirale ihrer um drei dünne Spindeln schwingenden Stufen. Die wachsende Bevorzugung Dresdens als Residenz hatte die weit ins Land blickenden Säle des Schlosses schon im 16. Jahrhundert veröden lassen. Die Schweden Königsmarcks haben 1645 in ihm und im Dom übel gehaust. Neues Leben zog in die leeren Räume erst wieder ein, als 1710 Böttger dort oben seine Porzellanfabrik eröffnete und damit für Meißen eine neue Blütezeit anhob, die den Namen der kleinen Stadt bis in die fernsten Länder trug.

Selten ist eine Erfindung so zum sinnbildhaften Ausdruck des Lebensgefühl einer Zeit geworden, in der sie geschah, wie die des Porzellans, um dessen Bereitung sich das Abendland seit dem Bekanntwerden der chinesischen zerbrechlichen Kostbarkeiten bis zu Böttgers Tagen vergeblich bemüht hatte. Wie so oft spielte auch hier der Zufall die größte Rolle. Als August der Starke dem Preußenkönig den geheimnisvollen Alchimisten Johann Böttger abfangen ließ, von dem der Ruf ging, daß er das Mittel besitze, aus unedlen Stoffen Gold zu bereiten, da ahnte er freilich nicht, was der abenteuerliche Apothekergehilfe für Sachsen und für das Rokoko bedeuten sollte. Den Wunsch der Menschheit, Gold zu machen, konnte allerdings auch er nicht erfüllen. Aber der enttäuschte goldgierige Monarch machte gute Miene zu dem bald von ihm durchschauten bösen Spiele, als dabei in Tiegeln und Retorten das weiße spröde Gold des Porzellans erschien, das sich schon nach kurzer Zeit als gleichwertig mit dem vielbegehrten asiatischen Stoff erwies. Eine Manufaktur großen Stiles begann, die auch heute noch zu einer wichtigen Einnahmequelle für Obersachsen gehört, wo sich der Betrieb mit ausgedehnten Werksanlagen seit 1865 draußen im Triebischtal angesiedelt hat. Hier in der Schauhalle bieten die ausgestellten Stücke einen lückenlosen Überblick über die gesamte Produktion. Vom bürgerlichen Zwiebelmuster bis zum fürstlichen des roten Drachens steht seit 1725 alles unter dem weltberühmten Gütezeichen mit den gekreuzten Schwertern. Mit Kändler und Höroldt an der Spitze hat seitdem ein Heer von Bildhauern und

Malern in der schmiegsamen erdigen Mischung den Stoff zur Verwirklichung phantastischer Figurenräume gefunden, die kein anderes Material herzugeben vermag. Die durch den Brand erzeugte steinerne Härte verleiht der sprudelnden Formenwelt Dauer, und der Glanz der Glasuren über der bunten Farbigkeit fügt jenes huschende Spiel spiegelnder Lichter hinzu, die eine solche oft winzig kleine Kostbarkeit zum Inbegriff des heitersten Traumes gemacht hat, den die Menschheit je geträumt und der - im Tanzschritt geht schon der Name dafür - Rokoko heißt.

Ist es verwunderlich, daß sich diese Stadt, deren Name nur Porzellan bedeutet, auch ihr Heldenmal aus diesem Stoff gefertigt hat? In der alten Nikolaikapelle stehen die weißen Tafeln auf dunkelrotem Grund. Zum erstenmal ist der Manufaktur dafür auch der Brand lebensgroßer Figuren gelungen, die mit der gehaltenen Würde ihres Schmerzes dem Raum seine stille, schimmernde Feierlichkeit verleihen, und vom Turm der Frauenkirche flattert zur gegebenen Stunde eine kleine Melodie über die Stadt: Der Reisesegen des Glockenspiels aus Porzellan.

Die zur Fabrikation notwendigen Erden, die hochwertigen keramischen Kaoline, liefert die nähere Heimat selbst. Im Gebiet von Kemmlitz-Börtewitz bei Riesa werden sie durch Tagebau gewonnen, der sich weithin durch seine mächtigen Sandhalden verrät. Sachsens Vorkommen sind so groß, daß sie die Hälfte des deutschen Bedarfes zu decken vermögen.

Riesa selbst liegt weiter abwärts am Strom, dort wo er ins Tiefland eingeht. Mit großen Hafenanlagen, einer wichtigen Eisenbahnbrücke und vielen Schloten großer Werke ist es ein bedeutender sächsischer Verkehrsknotenpunkt. Weiter die Elbe hinab, abseits vom Verkehr hat sich **Mühlberg** sein altes Stadtbild erhalten können mit dem schönen Backsteinbau der ehemaligen Klosterkirche Guldenstern aus dem 14. Jahrhundert. Hier an der Lochauer Heide hat der junge lutherische Glauben 1547 seine schwerste Niederlage erfahren, als Karl V. das protestantische Heer besiegte, den Kurfürsten Johann Friedrich gefangen nahm und über den Ketzer das Todesurteil sprechen ließ, um das tapfere Wittenberg zur Kapitulation zu zwingen. Das Urteil wurde freilich nicht vollstreckt, aber die spanische Fremdherrschaft im Reich hatte begonnen unter einem "deutschen" Kaiser, der über den schwerverwundeten, unerschrockenen fürstlichen Gegner das



Torgau. Schloß Hartenfels.

bezeugte Wort zu sagen wagte: "Rüstet mir das Mahl, denn ich bin den ganzen Tag auf der Jagd gewesen und habe ein Schwein gefangen, das gar fett ist."

Mit **Torgau** wird der engere Bezirk des reformatorischen Wirkungskreises betreten. Im Verhältnis der beiden Städte zueinander hat man Wittenberg die Wiege und Torgau die Amme der Reformation genannt. Hier wurden die "Torgauer Artikel" als Vorbereitung für das Augsburger Bekenntnis aufgestellt, hier lebte Johann Walther, der Kirchenmusiker, der das protestantische Gesangbuch herausgab, und hier in der Marienkirche liegt Katharina v. Bora begraben. Die Stadt selbst war schon vor 1000 Jahren ein wichtiger vorgeschobener deutscher Stützpunkt im Koloniallande, und Napoleon ließ den Stromübergang zwischen der Leipziger Bucht und der Niederlausitz erneut zu einer starken Festung ausbauen, die 1813 von den Preußen erstürmt, erst 1891 niedergelegt wurde. Das hat ihr wohl das alte Stadtbild mit dem klaren, planmäßigen Grundriß der Kolonialsiedlung besser als anderswo erhalten,

ist aber für die wirtschaftliche Entwicklung recht hinderlich gewesen. Die glanzvolle Hofhaltung der Ernestiner im 16. Jahrhundert hat Torgau das Gesicht der Renaissance gegeben. Die bedeutendste Schöpfung aus dieser Zeit ist das auf einer Porphyryplatte unmittelbar an der Elbe gegründete Schloß Hartenfels, das mit seinen runden und eckigen Türmen vor den hochragenden Mauermassen besonders vom jenseitigen Ufer aus einen großartig mächtigen Eindruck gibt, dem selbst Karl V. als einer "recht kaiserlichen Burg" seine Bewunderung nicht versagen konnte.

Als der Silberbergbau des Erzgebirges das Land reich machte und strategische Rücksicht fallen gelassen wurde, vollzog sich mit dem großen Saalbau (1532 - 1535) die Umwandlung der mittelalterlichen Burg zum offenen Schloß. Dieser von Konrad Krebs aufgeführte Ostflügel, der, breit gelagert, die ganze Seite des weiträumigen Hofes einnimmt, bildet mit seiner Schlichtheit den würdigen Hintergrund für den "berühmtesten aller Treppentürme an der Grenze zweier Zeitalter, der sachlich über den Zweck der Treppentriege hinausgeht und sich als ein wahrhaftes Turmdenkmal von symbolhafter Größe erhebt" (Giesau). Über einer doppelläufigen Freitreppe mit reich an Wappen geschmücktem Altan als tragendem Sockel steigen die schlanken Pfeiler auf, deren hohe fensterartige Öffnungen den mühelosen Aufschwung der kostbar umhagten Spindeltreppe vom Hof aus erkennen lassen. Die Schloßkirche hat den Ruhm für sich, nach den Forderungen des neuen Gottesdienstes angelegt, die erste tatsächlich protestantische Kirche zu sein. 1544 wurde sie von Luther selbst feierlich eingeweiht. Auch für die Geschichte der deutschen Musik ist das Schloß bedeutsam. Wurde doch hier 1627, anläßlich einer Fürstenhochzeit, die erste deutsche Oper "Daphne" des Hofkapellmeisters Heinrich Schütz aufgeführt, zu der Martin Opitz den Text geschrieben hatte.

Südwärts und ganz abseits vom Wege verträumt ein winziges Waldstädtchen seine Tage, dessen Name aber durch die seinen ehrsamten Bürgern angedichteten närrischen Streiche jedem Deutschen von Kindheit an vertrauter Klang ist: **Schildau**. Wer kennt nicht die Schildbürgerstreiche, die schon 1597 als beliebtes Schwankbuch erschienen und den Kanzler der Wittenberger Universität,



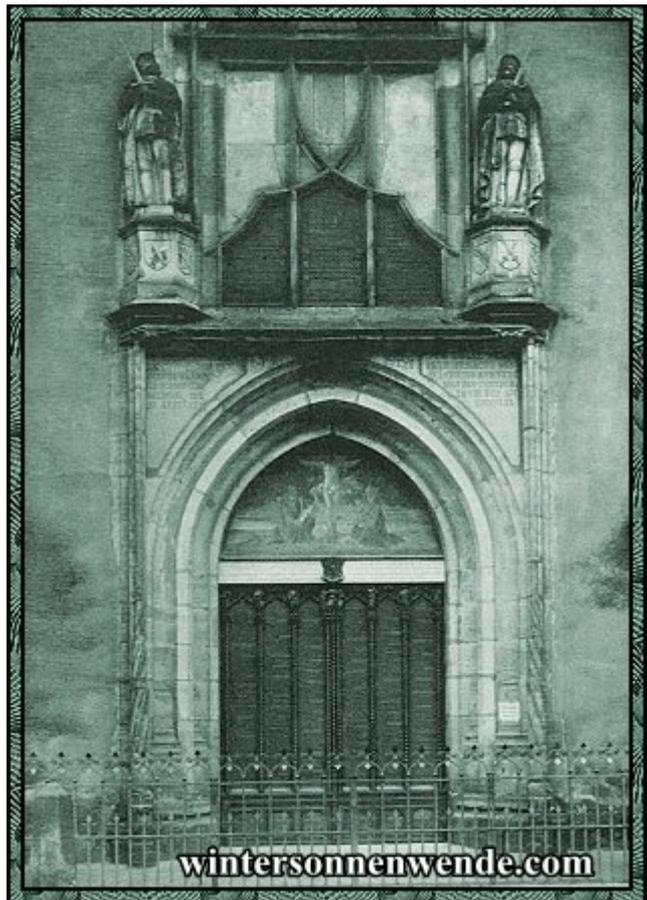
Torgau. Im Schloßhof.

Friedrich von Schönberg, zum Verfasser haben, dem es freilich weniger auf die lustigen Schwänke als auf ihren ernsteren Hintergrund ankam. Das Buch ist eine politische Satire, eine Waffe im Kampf um die Vorherrschaft des Adels gegen den Absolutismus der Fürsten und sollte die Einsicht verbreiten, daß die Vertreter der Kleinstädte nicht imstande seien, die Geschicke des Landes zu leiten. Wenn auch die Geschichte längst über die Kämpfe der Stände hinweggegangen ist, das Buch hat überdauert, und der aus ihm sprechende sächsische Humor vermag noch manche trübe Stunde aufzuhellen.

Abseitiges Land, noch nicht vom hämmernden Rhythmus der Industrie erfaßt, ist das ganze Gebiet, das die breite Flut der Elbe von Mühlberg bis Wittenberg durchmißt und zusammen mit der Schwarzen Elster und Mulde ein riesiges Urstromtal bildet, das die Südgrenze der nordischen Inlandvereisung bezeichnet. Die Uferbreiten der Elbe, eben wie eine Tischplatte, aber nach der Mulde und Elster hin in langsamen Wellen wenig ansteigend. Hier die Annaburger und dort die Dübener Heide mit weiten einsamen Kiefernforsten und schönen Buchenbeständen im Gebiet der Endmoränen. Stille Teiche in den Brüchen, braune Heidebäche und Wiesengründe, die zu vergessenen Dörfern führen. Viele verschwiegene Schönheiten - Ziel und Sehnsucht, Erquickung für die Arbeiterheere im trostlosen Industriegebiet um Bitterfeld herum.

Der Name **Wittenberg** für die Stadt am weißen Berge deutet auf niederdeutsche, flämische Ansiedler, die unter Albrecht dem Bären das Land hier kolonisierten, und der Name Fläming für die hinter der Stadt vorüberziehenden Höhen, erinnert noch deutlicher daran. Ein wichtiger

Elbübergang für die alte Handelsstraße, die von Naumburg über Halle nach Brandenburg führte. Die Landschaft ohne Reize, sandige steinige Heide. Aber in ihr die Herzkammer deutschen Glaubens, die Stadt Luthers und seiner Getreuen, die Stadt Friedrichs des Weisen. Wer in ihr große Prachtbauten sucht, wird enttäuscht sein, aber wer sich als Erbe jener Kämpfer und Wegbereiter fühlt, zu dem spricht noch jeder Stein ernst und groß von Unerschrockenheit und Wahrhaftigkeit, von wirklich deutschem Wesen. Über 200 Jahre Residenz der Askanier. Ihres Geschlechtes 27 ruhen in der Gruft der Schloßkirche. Dann kamen die Wettiner und mit ihnen die Schirmherren der neuen Lehre, die Kurfürsten Friedrich der Weise, Johann der Beständige und Johann Friedrich. Friedrich der Weise, der von der Zeit "der Gebildetste unter den Fürsten und der Fürst unter den Gebildeten" genannt wird, ist ein Friedensfürst und Landesvater gewesen wie selten einer. Sammler von 20 000 Reliquien und Gründer einer humanistischen Universität, so begegnen sich sinkendes Mittelalter und steigende Neuzeit wunderbar in diesem Manne, der für drei Stunden deutscher Kaiser war, um dann doch, dunklem Schicksal sich beugend, Karl V. die Krone zu überlassen. Humanist, wie er es der modernen Bildung schuldig war, aber der erste deutsche Fürst, der in seiner Kanzlei deutsch schreiben ließ, denn er sagte: "Die Kanzlei ist das Herz des Fürsten, das Herz aber darf nicht anders als deutsch sein", und am wohlsten fühlte er sich beim Waidwerk in seinen geliebten Wäldern der Lochauer Heide. So haben ihn sein Hofmaler



Wittenberg (Elbe).

Die Tür der Schloßkirche mit Luthers 95 Thesen.

Cranach und Dürer gemalt. Von der Pracht des Schlosses, das er 1509 erbauen ließ, und seiner erlesenen Ausstattung, zu der er die fränkisch-schwäbische, die niederländische und venetianische Kunst herbeirief, mit Dürer, Cranach, Riemenschneider an der Spitze, ist wenig übrig geblieben und der Glanz, den seine Hofhaltung über die Stadt brachte, bald erloschen. Aber die erlauchten Geister, die er auf die 1502 gegründete Universität berief, wirken noch heute fort. Die Kraft, die von Luther und Melanchthon ausging, zog die Jugend aller Herren Länder mächtig an und brachte ein Leben mit sich, das die kleine Stadt kaum zu fassen vermochte. 2000 Studenten gab es damals hier und nur 3500 Einwohner! In jener guten Zeit sind all die behäbigen Bürgerhäuser mit den stattlichen Giebeln entstanden, das mächtige Rathaus dazu, eins der schönsten in Mitteldeutschland. Daneben ragt wie eine feste Burg die doppeltürmige Front der Stadtkirche hoch über den gedrängten Häusern. In ihr hat Luther das reine Wort verkündet, so daß es auch dem einfachen Mann zu Herzen ging. Hier hat er das Abendmahl gespendet in beiderlei Gestalt. Auf dem Altar ein Spätwerk des alten Cranach in leuchtenden Farben. Durch die Darstellung der Sakramente und die Bildnisse der Zeitgenossen ein Bekenntnis zur neuen Lehre. Am Markt steht das Haus des Meisters, der uns die Chronik der jungen Reformation und die Geschichte seiner Fürsten in Bildern geschrieben hat, der Stadt größter Bürgermeister war, der Freund der Glaubensmänner und seinem Landesherren so ergeben, daß er ihm nach dem Unglück von Mühlberg freiwillig in die Gefangenschaft folgte.

In der Kollegienstraße ist Melanchthons Haus mit dem schönen Staffelgiebel unverändert erhalten geblieben. In diesen Räumen hat sich ein deutsches Gelehrtenleben abgespielt, still aber beharrlich und in weite Zukunft wirkend. In freier Bescheidenheit bekannte Luther von ihm: "was ich verstehe von den freien Künsten und wahrer Weisheit, verdanke ich meinem Philippus", demselben, der seine erste Vorlesung über die Verbesserung der Jugenderziehung hielt, dessen Lehrbücher in allen Fächern über das deutsche Land gingen und der später die sächsische Schulordnung verfaßte.

Abseits von der Straße, im Schatten alter Bäume liegt breit hingestreckt das Klostergebäude, das Luther als Wohnhaus vom Kurfürsten geschenkt bekam, und das heute als Lutherhalle eingerichtet in seiner seltenen Vollständigkeit das Archiv der Reformation genannt werden darf. Hierher blickte Deutschland, Rom, die Christenheit und hier, in der Lutherstube, in dem anspruchslosen, holzgetäfelten Raum, mit der schweren bemalten Decke und dem kunstvollen Kachelofen lebte der Mann, der für die Freiheit eines Christenmenschen gegen die Weltmacht der Dogmen auftrat und es nicht mehr dulden konnte, daß aus der Gewissensnot verängstigter Seelen Kapital geschlagen und der Glaube verraten wurde. Das Zimmer ist unverändert geblieben, so wie er es verlassen. Irgendwo hängt noch ein Lautenklang darin und ein Schwingen der Stimme, die so gern sang. Tischreden würzten hier ein Liebesmahl und schwer mag er sich oft auf die eichene Platte gestützt haben, - die wir mit unseren Händen noch greifen können - wenn es um große Entscheidungen ging. Nach dieser deutschen Mitte pilgert die evangelische Welt und keiner, der hier dem Schläge eines großen und heißen Herzens nachlauschte, ging unbeschenkt davon, denn "niemand lasse den Glauben daran fahren, daß Gott an ihm eine große Tat will". Seine Tat aber begann mit den Hammerschlägen der Thesen an die Tür der Schloßkirche, drüben, wo sie unvergänglich in Erz eingegraben stehen und drinnen in der lichten spätgotischen Halle unter den Sternfiguren der Gewölbe ruhen drei Männer aus von einem Leben für Deutschland: Luther, Melanchthon und Friedrich der Weise.

Leipzig liegt in der Mitte der Bucht, mit der das norddeutsche Tiefland am weitesten nach Süden vorstößt. Die wichtigsten Handelsstraßen kreuzen sich hier an der "Drehscheibe des deutschen Binnenlandverkehrs" und haben der Stadt ihre überragende Bedeutung gesichert. Für die allzeit dem Modernen zugeneigte sächsische Regsamkeit ist nichts bezeichnender als daß gerade hier 1839 mit der ersten größeren deutschen Eisenbahnlinie von Leipzig nach Dresden der Anfang zur Verwirklichung der weitvorausschauenden Pläne Friedrich Lists gemacht wurde, die anderswo nur engstirnige Widerstände fanden. Aus dem kleinen Bahnhof von damals sind heute die riesigen Hallen des größten in Europa geworden, und die Bevölkerung ist seitdem von 50 000 auf 720 000 angewachsen. Aber die Straßen haben auch die feindlichen Heere hier eher als anderswo

gegeneinander geführt und von den Sorbenkämpfen des frühen Mittelalters über Breitenfeld und Lützen bis zur Völkerschlacht ist der Waffenlärm nicht abgeklungen. Doch über alles Unglück der blutigen Händel hinweg ist die zähe Lebenskraft der Stadt Sieger geblieben und das bezeichnendste Denkmal für diese friedlichen Siege ist die Messe. Wer da im Frühjahr oder Herbst nach Leipzig kommt und in den beängstigenden Verkehr mit seiner wahrhaft babylonischen Sprachenverwirrung eintaucht, der weiß dann besser als durch viele kluge Aufsätze, warum der Sachse so weltläufig gewandt und mitteilksam höflich ist und sein muß. Es ist eine Existenzfrage für ihn. Durch den Verkehr mit den vielen Fremden und den Wohlstand, den der Handel mit ihnen brachte, entstanden die feinen Sitten, für die Leipzig besonders im 18. Jahrhundert tonangebend war, und der Wohlstand förderte die Bildung nicht minder als die Kunst.

Das größte Verdienst der Stadt - und damit vielleicht ihre Einmaligkeit - liegt darin, daß sie sich nicht als Welthandelsplatz der Mustermessen erschöpft, sondern zugleich eine berühmte Stätte gelehrter Forschung und künstlerischer Pflege ist. Als 1409 die deutschen Professoren und Studenten aus Prag auswandern mußten, wurde ihnen hier durch eine der ältesten Universitäten des

Reiches eine neue Heimat gegründet und - aus der Fülle der Namen herausgegriffen - haben Männer wie Leibnitz, Thomasius, Gottsched, Gellert, Binding, Windscheid, Treitschke, Lamprecht, Wundt, Pinder und Driesch den Weltruf deutscher Wissenschaft befestigen helfen. Friedrich der Große hatte hier mit Gellert, dem Führer der Leipziger Dichterschule das denkwürdige Gespräch über die deutsche Dichtung und Lessing erhielt hier seine dramaturgische Sendung, wo Friederike Neuber Deutschlands beste Bühne leitete und seinem ersten Stück zu einem großen Erfolg verhalf.

Zur gleichen Zeit etwa wurde Leipzig der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Bis dahin war es Frankfurt a. M., wenn auch schon mit der Einschränkung, daß die immer wichtiger werdende protestantische Literatur natürlich von Anfang an zum größten Teile in Leipzig verlegt und gedruckt wurde. Aber als die zumeist von Jesuiten geleitete kaiserliche Buchkommission in Frankfurt der sieghaft Raum begehrenden geistigen Freiheit gegenüber immer unduldsamer wurde, kam es



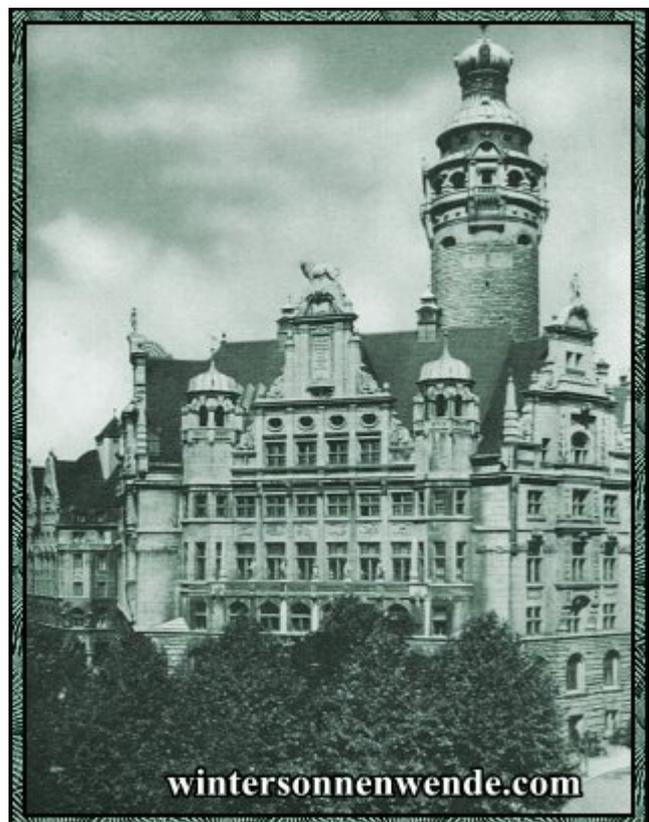
Leipzig. Die Deutsche Bücherei.



Leipzig. Das alte Rathaus.

schließlich dahin, daß die norddeutschen Buchhändler unter Führung des Leipzigers Philipp Erasmus Reich 1764 erklärten, die Frankfurter Messe nicht mehr besuchen zu wollen und sich Leipzig zuwandten. Dazu kam 1825 die Gründung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, der jetzt im Deutschen Buchhändlerhaus beheimatet ist, wo alljährlich zur Kantatensammlung die Buchhändler des Reiches zusammenströmen. Dem Buchhandel örtlich angegliedert ist ein vielverzweigtes Buchgewerbe und ein sich dauernd vervollkommnendes Büchereiwesen. 1925 waren allein 5 Prozent der Bevölkerung im Druckereigewerbe tätig, in 275 Buchdruckereien! Ein Sonderzweig des graphischen Gewerbes ist die Notenstecherei. Gelegentlich der Bugra 1914 wurde festgestellt, daß die Hälfte der Weltproduktion auf Deutschland entfällt, und davon neun Zehntel auf Leipzig. Der schönste und überzeugendste Ausdruck aber für Leipzigs Verantwortlichkeit dem deutschen Buch gegenüber ist die "Deutsche Bücherei"! Eine wirkliche jedermann zugängliche Nationalbibliothek, die seit 1913 sämtliche Erscheinungen des deutschen Schrifttums erfaßt und heute bereits weit über eine Million Bände zählt.

Aber Handel und Industrie, auch Bücher gibt es schließlich überall. Das, was allein Leipzig zu bieten vermag, sind die Thomaner und die Gewandhauskonzerte. Die Thomasschule ist nun



Leipzig. Das neue Rathaus.

über 700 Jahre alt und ihr Name wird für alle Zeiten verbunden sein mit Johann Sebastian Bach, der von 1723-1750 an der Thomaskirche ihr größter Kantor war. Wer Bach wirklich erleben will, in aller Tiefe, allem Glanz und aller seligen Entrücktheit, kann es eigentlich nur dort in der Thomaskirche, wenn unter der Leitung von Professor Straube die 60 Knaben die Motette jubeln und Günther Ramin an der Orgel sitzt. Dann vergißt man alles, die Messe, die Bücher, die Zeit und geht wundersam geläutert und festlich erlöst in die reine klingende Seele eines der größten Deutschen ein. Musik wurde seit je von der Universität und der Bürgerschaft gepflegt und ihre Krönung erhielt sie im Großen Konzert des Gewandhauses, das 1746 gegründet wurde, "unter der Direktion der Herren Kaufleute". Durch Mendelssohn wurde es zur europäischen Berühmtheit, die sich über Pfitzner, Nikisch und Furtwängler bis in unsere Tage erhalten hat.

Die Stadt hat in den Vierteln um den Markt herum mit Würde das Gesicht bewahrt, das ihr die Ahnen gaben. Die unerwartet vielen hohen Fronten der Renaissance- und Barockhäuser besonders in der Katharinenstraße, zeugen von Geschmack und Wohlhabenheit ihrer Erbauer. Meist sind es die alten Meßhöfe, die tief in den Häuserblock hinein und oft zu einer anderen Straße hinausführen. Vor dem prächtigen Bau der alten Börse (1678) am Naschmarkt mit der schönen Freitreppe steht das Denkmal des jungen Goethe, der sich im weltläufigen "Klein-Paris" sein Frankfurterisch abgewöhnen wollte, und Auerbachs Hof mit den alten Gemälden der Faustsage ist nicht weit davon. Im Brühl, dem Pelzviertel Leipzigs und der Welt, dessen Name noch an die Sümpfe erinnert, aus denen die wohlgepflegte Stadt hervorging, ist Wagner geboren und im großen Museum am weiten, taubendurchflatterten Augustusplatz ist das Lebenswerk eines anderen großen Sohnes der Stadt ausgestellt, in Gemälden und Bildwerken die vielfigurige Welt Max Klingers, sein Beethoven vor allem. Durch das Buchhändlerviertel mit der langen Reihe bekannter Verlagsnamen führt der Weg zur technischen Messe mit ihren 17 Riesenhallen, die vom Wahrzeichen der Stadt und des Umlandes gebirghaft überragt werden, dem Denkmal der Völkerschlacht. Aber draußen, wo ein Stück Land noch nicht von der Industrie ergriffen wurde, beginnt die kleine Welt der Schrebergärten, die so vielen heimatlosen und abgehetzten Großstädtern wieder das stille Glück gegeben haben, das von einem selbstbearbeiteten Stückchen Erde ausgeht. Der Leipziger Lehrer Hauschild hat 1864 mit diesen Gartenvereinen angefangen und von Gottlieb Schreber, dem Arzt, der über Volksgesundheit schrieb, haben sie den Namen.



Leipzig. Das Völkerschlachtdenkmal.

Unabsehbar dehnt sich die Leipziger Ebene, von pappelbestandenen Straßen durchzogen bis zum Tal der vereinigten Mulde, wo **Eilenburg** mit drei Türmen einer ausgedehnten Wehranlage noch an das zehnte Jahrhundert erinnert, als es deutsche Grenzfeste war. Dicht dabei lagert sich **Wurzen** um eine wuchtige romanische Kirche und verdankt den Braunkohlenlagern eine lebhaftere Industrie, während das friedliche **Grimma** sich zur Sommerfrische entwickelt hat. Seine Fürstenschule bedeutete viel für den Aufbau deutschen Bildungswesens, und aus dem benachbarten Kloster **Nimbschen** holte Luther seine Katharina von Bora. Landschaftlich sehr reizvoll ist die zwischen Mulde und Elbe ausgebreitete **Dahlen-Belgerner Heide**, mit der großen Fläche des Horstsees und

vielen stillen Teichen inmitten weiter Kiefernwälder. Unvermutet in der Einsamkeit ein sälereicher Prachtbau Dresdener Barocks, das Jagdschloß **Hubertusburg** mit seiner erlesen ausgestatteten Kapelle. Auch **Dahlen** selbst gemahnt durch ein reich ausgestattetes barockes Schloß an die Nähe Dresdens, und den Mittelpunkt dieses Gebietes bildet das gartenreiche **Oschatz**, wo schöne Denkmale deutscher Renaissance von Kunstsinn und Wohlhabenheit der Bürgerschaft sprechen.

Nach Süden zu geht Leipzig mit den vielen Gärten vornehmer Landhäuser in die parkartige Anmut des Elstertales über, wo unweit der Rosenstadt **Zwenkau** am großen Elsterstausee mit seinen weiten Laub- und Nadelwäldern **Pegau** liegt. Hier wurde 1104 unter Wiprecht von Groitzsch durch Benediktiner das erste Kloster im obersächsischen Neusiedelland gegründet, dessen tatkräftige Mönche bedeutenden Anteil an der Deutschwerdung dieses Gebietes haben. Vom Kloster ist nichts mehr erhalten, aber das Grabmal des mächtigen Stifters ist gerettet worden. Lange nach seinem Tode, in der klassischen Zeit deutscher Bildhauerkunst, als der Naumburger Meister am Werke war, ist es entstanden und zeigt den Markgrafen von Meißen, porträthaft lebendig. Vor sich den breiten Prunkschild und in der Rechten die Fahne, so steht die Gestalt des sagenumwobenen Kämpen als großartiges Denkmal für alle Helden der mittelalterlichen Grenzmark. Damals war das Elstertal mit Zeitz, Gera und Greiz die Vorpostenlinie für das stark bewehrte Saaletal. Unter ihnen nahm die alte Herzogsstadt **Zeitz** am Eingang in die Bucht der Leipziger Ebene die wichtigste Stellung ein. Für das vorschnell hier gegründete Bistum waren die Zeiten allerdings noch zu unsicher und es mußte nach Naumburg zurückverlegt werden. Neuer Glanz kam für die Stadt erst wieder, als nach dem Dreißigjährigen Kriege ein sächsischer Herzog auf dem Domhügel das mächtige Barockschloß aufführen ließ und die gotische Hallenkirche prunkhaft ausstattete. Wenn die gewerbetätige Stadt auch längst über den mittelalterlichen Mauerring hinausgewachsen ist, so hat sie sich mit dem schönen Schaugiebel des gotischen Rathauses und vielen sehr beachtlichen Bürgerbauten vom Mittelalter bis zum Empire ihr altes, von Wohlhabenheit geprägtes Gesicht zu erhalten verstanden. Kaum vermutet von dem, der bei ihrem Namen nur an Braunkohle, Eisengießerei und Maschinen für die Brikettfabrikation denkt. Auf den Holzreichtum der Wälder lassen zehn Pianofortefabriken und nicht zuletzt das führende Naether-Werk schließen, dessen Kinderwagen und Gartenmöbel die Stadt vor allem bekannt gemacht haben.

Grenzcharakter hat das von der mittleren Elster und Pleiße umschlossene Gebiet auch heute noch. Westsachsen und Ostthüringen gehen hier ineinander über, wo die von Sachsen her unaufhaltsam vordringende Industrie im Rositz-Meuselwitzer Braunkohlenrevier am Rande der Ebene ihre Kraftquelle besitzt. Denkmalhaft stehen dazwischen Zeugnisse alter fürstlicher Kultur. Von den beiden ehemaligen Residenzen der Reußischen Linien - Greiz und Gera -, deren bedeutende Textilindustrie und angegliederte Färberei bei Gera schon auf eine im Mittelalter berühmte Tuchmacherei zurückgeht, ist das zwischen waldige Hügel gebettete **Greiz** durch landschaftliche Schönheit bei weitem bevorzugt. Die Fürsten haben der Stadt durch das große Schloß auf steilem Berge ein einprägsames Gesicht gegeben. Unten am See inmitten eines weitläufigen Parkes, der in die freie Waldnatur übergeht, träumt ein kleines Rokoko-Palais und hütet eine bekannte Sammlung von Kupferstichen. In den Wäldern glaubt man schon in Thüringen zu sein, aber eine offene Sicht nach Süden zeigt noch die Kammlinie des Erzgebirges. Die Fruchtbarkeit des Umlandes, die besonders im Anbau der Zuckerrübe ihren Ausdruck findet, hat viel wohlhabende Dörfer entstehen lassen, deren Hauptreiz die langen Reihen giebelseitiger Bauernhäuser mit ihrem frohen Schmuck formenreichen Fachwerkes bilden.

Die reichsten Dörfer aber finden sich im benachbarten **Altenburger Ländchen**. Die weiträumigen und prächtigen Gehöfte der dortigen Großbauern müssen als die erlesensten Beispiele fränkischer Hofanlagen gelten. Hier trifft man noch häufig im Obergeschoß die Bogenstellungen offener Laubengänge, deren braunes Holz gut zum starken Rot der langen Ziegeldächer steht. Das "Kornland" hat eine hochstehende Bauernkultur hervorgebracht, die stolz auf ihre weit zurückreichende Tradition ist. Noch aus dem Mittelalter stammen die prächtigen Reiterspiele, die

im Mittelpunkt der großen ländlichen Feste stehen. Landschaftlich und strategisch ähnlich gelegen wie Zeitz beherrschte das Bollwerk **Altenburg** das Pleiſetor. Vom machtvollen Willen ihrer Erbauer spricht hier die riesige Schloſsanlage auf dem Porphyrblock inmitten der Stadt, wo seit den Staufenkaisern die Zeiten mit wechselnden Stilformen Bau an Bau um die drei Terrassen des weiten Hofes gefügt haben.



Altenburg (Thüringen). Das Schloß.

Das kleine **Rötha** im Pleiſetal ist neuerdings für den Rundfunkhörer ein vertrauter Name geworden durch die Übertragungen der auf der dortigen Silbermann-Orgel gespielten Kirchenmusik. Die Alltagsmusik dieses Gebietes klingt freilich anders. Ihre Instrumente sind die Fördermaschinen des Leipzig-Bornaer-Braunkohlenreviers und die Generatoren seiner Kraftwerke. Dieses nordwestsächsische Vorkommen wird auf sechs Milliarden Kubikmeter geschätzt und stellt den Abbau für Jahrhunderte sicher. Die gewaltige Anlage des Großkraftwerkes **Böhlen** versorgt fast ganz Sachsen mit Strom und in **Borna**, dem Mittelpunkt dieses sich bis nach Zeitz hinüber ausdehnenden Revieres wird kaum jemand große Kunst vermuten. Aber die Hauptkirche dort birgt mit dem Schnitzaltar von 1512 wohl das bedeutendste Altarwerk Sachsens aus dieser Zeit.

Das ist nur ein Beispiel von vielen, die den Fremden zu überzeugen vermögen, daß dieses nur als rußgeschwärztes Industriegebiet bekannte und deshalb von ihm gemiedene Vorland des Erzgebirges reich besetzt ist mit Zeugnissen bedeutender Kultur aus Zeiten, die weit vor seiner Industrialisierung liegen und landschaftliche Schönheiten aufweist, die vor denen beliebterer Reisegebiete nicht zurückzustehen brauchen. Denn diese Gegend wird mit allem Recht das "sächsische Burgenland" genannt. Mittel- und Unterlauf der Zwickauer und Freiburger Mulde sowie der Zschopau bezeichnen es näher. Diese, die Wasser des Erzgebirges für die Elbe sammelnden, tiefeingeschnittenen Täler mit ihren Wiesengründen muß man hinaufwandern, um ihre bunte Schönheit wirklich zu erleben und mehr dafür übrig haben als einen flüchtigen Blick aus dem Fenster des Zuges, der zu irgendeiner Bäderberühmtheit führen soll. Wälder an den Hängen, auf steilen Felsen dazwischen Burgen und Schlösser, Industrie an rauschenden Wehren angesiedelt, verträumte Mühlen in stillen Seitentälern, moderne Kühnheit technischer Bauten für Straßen und Bahnen. So wechselt es unten mit Überraschungen ab, während droben auf den Hochflächen

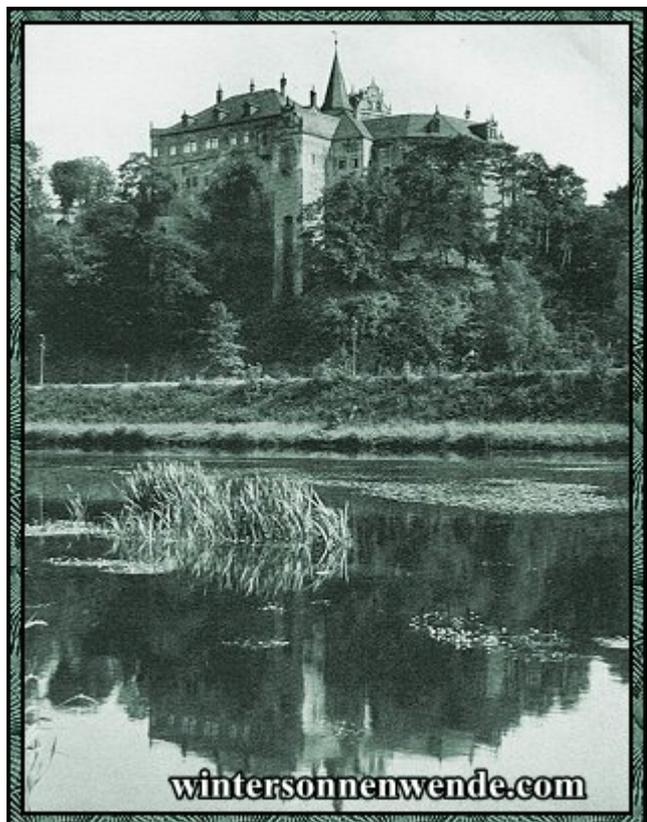


Braunkohlen-Tagebau bei Borna (Sachsen).

Verkehr und Industrie sich lärmend in den Städten und den für diese Gegend so bezeichnenden großen Fabrikdörfern zusammendrängen.

Ein Tal der Burgen ist die Zwickauer Mulde. **Colditz** wird von einer mächtigen Schloßanlage überragt. Am Fuße des **Rochlitzer** Berges liegt Rochlitz im Schutze seines trutzigen, doppeltürmigen Schlosses. Die schöne Kunigundenkirche mit dem riesigen Altarwerk hat der Baumeister des Meißner Schlosses, Arnold von Westfalen, gebaut. Weiter hinauf liegt **Wechselburg**, das in seiner aus hartem Rochlitzer Sandstein aufgeführten romanischen Schloßkirche Bildhauerwerke birgt, die "unter den edelsten Kleinoden deutscher Kunst zu nennen sind". Vor allem ist es die aus Eichenholz geschnitzte riesige Kreuzigungsgruppe aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. "Feierliche Ruhe der Linien, Reinheit des Formgefühls, Mäßigung und Verinnerlichung des Pathos und im Zusammenklang aller dieser Eigenschaften eine Monumentalität, die für die deutsche Kunst damals eine Offenbarung war." (Dehio.)

Zu den natürlichen Schönheiten des Gebietes hat Menschenhand künstliche hinzugefügt durch die großen Spiegel der Stauseen. Von den zwölf Talsperren Sachsens, die das Unterland mit Trink- und Nutzwasser versorgen, ist die des **Zschopautales** bei Waldheim mit neun



Döben (Mulde). Das Schloß.

Kilometer Länge die größte und reizvollste. Unweit davon trägt ein steiler Felsen die trutzige Burg **Kriebstein**. Zu ihren Füßen wehen die Rauchfahnen einer großen Papierfabrik. Dieses unmittelbare Nebeneinander von geschichtlich-ehrwürdigen Stätten und modernen Industrieanlagen ist recht bezeichnend für die Eigenart des Erzgebirgsvorlandes, dessen ungefähre Grenze gegen das eigentliche Gebirge hin an der Hauptstrecke (Nürnberg) Plauen - Dresden (Schlesien) verläuft. Es ist die alte Straße, auf der einst die fränkischen Kolonisatoren vordrangen. Drei wichtige Städte liegen daran: Freiberg, Chemnitz und Zwickau.



Das Zschopautal (Sachsen).

Von ihnen ist **Freiberg** die älteste und im Mittelalter war sie die größte, reichste Stadt Sachsens überhaupt. Ein Fürst des 16. Jahrhunderts prägte das bezeichnende Wort: "Wäre Leipzig mein, so wollt' ich's in Freiberg verzehren". Reiche Funde an Silber und Zinn lockten niedersächsische Bergleute aus dem Harz herbei und ließen sie unter Markgraf Otto dem Reichen hier die "Sächsstadt" gründen. Der dichte Wald fiel und wanderte als Holzkohle in die Schmelzöfen. Überall wurde mit Erfolg nach dem begehrten Metall geschürft und das durch's Land gehende "Bergeschrei" rief immer mehr Menschen zusammen, die schnell reich werden wollten. Man muß schon an amerikanische Verhältnisse zur Zeit des Goldfiebers denken, um sich ein Bild vom schnellen Wachstum der Stadt zu machen. 716 Gruben waren im 16. Jahrhundert allein im Freiburger Revier im Betrieb und die größte Ausbeute betrug im segensreichen Jahr 1572 schon 8000 Kilogramm Silber. Die Ergiebigkeit der Vorkommen schien unerschöpflich. Noch 1884 wurden 35 000 Kilogramm ausgebracht. Aber von anderer Seite her setzte der Rückschlag ein. Bereits nach der Entdeckung Amerikas traten die dortigen Lager als schärfster Konkurrent auf. Die billigen Arbeitskräfte der Farbigen ermöglichten einen niedrigeren Preis, der den sächsischen Abbau bald unlohnend machte. Dazu kam am Ende des 19. Jahrhunderts die Einführung der Goldwährung, die eine weitere Entwertung des Silbers mit sich brachte. Kostete noch 1871 das Kilogramm Silber 179 Mark, so war der Preis dafür 1902 bereits auf 71 Mark gefallen. Die Wirtschaftslage, nicht der Mangel an Erz, hat es schließlich dazu kommen lassen, daß 1913 in den staatlichen Gruben die letzte Schicht gefahren wurde und nur noch eine Lehrgrube für die Bergakademie erhalten blieb. Die Notzeit des Weltkrieges brachte eine schwache Belebung, als das Zinn und Wolfram von Altenburg und Ehrenfriedersdorf und das Wismut von Schneeberg und Johann-Georgenstadt

gebraucht wurde. Diese Metalle, dazu noch Blei und Kobalt, werden heute in etwa 250 Gruben gefördert und in den staatlichen "Muldenhütten" bei Freiberg verhüttet.

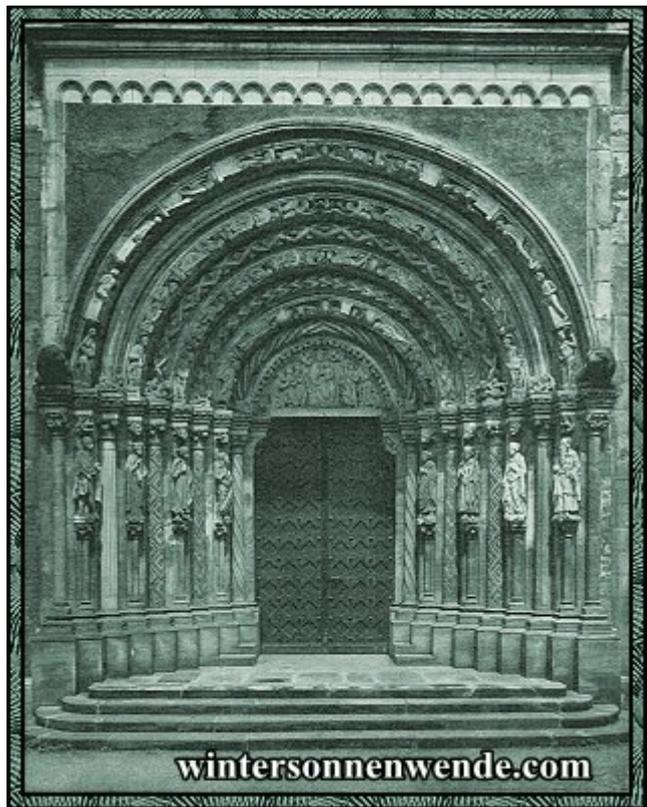
Ist der Bergbau auch zurückgegangen, der Ruhm der 1765 gegründeten Bergakademie ist geblieben. Hier schuf A. G. Werner die Geologie und Bergmannswissenschaft, von der die ganze Welt gelernt hat. Frh. v. Stein, A. von Humboldt, J. W. Ritter und Novalis gehörten zu seinen Schülern. Damals, zur Zeit der Romantik, als eine neue Naturphilosophie gegen Kant und Fichte sich erhob und in Schelling ihren feurigsten Vorkämpfer fand, waren die großen Tage der alten Bergstadt. Für ein Menschenalter war sie der Mittelpunkt deutschen Geisteslebens, und sogar die Leipziger Universität stand hinter ihr zurück. Die jungen und aufstrebenden Geister sahen damals in der Geologie den Schlüssel zu neuen Offenbarungen. Ihre dichterische Verklärung aber fand die Wunderwelt der Schächte und Stollen im Werke Friedrich v. Hardenbergs, der hier im "Heinrich von Ofterdingen" den Roman der Romantik schrieb und keiner hat wieder das Bergmannsleben so empfindsam besungen wie er:

"Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jegliche Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt,

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen wieder
Zu ihrer Werkstatt geht...

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umweh'n sein Angesicht,
Und in der Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht."

Das Stadtbild, umgeben von den Abraumhalden verlassener Bergwerke, hat sich mit Tortürmen, Resten der Ringmauern, winkligen Gassen und schönen Giebelhäusern der Renaissance viel Altertümliches bewahrt und birgt in der **Goldenen Pforte der Marienkirche** eins der hervorragendsten Kunstwerke aus dem 13. Jahrhundert. "An Pracht und innerem Adel niemals mehr überboten" ist das von neun Bogen überspannte Portal mit der verschwenderischen



Freiberg (Sachsen). Die goldene Pforte.



Freiberg (Sachsen). Tulpenkanzel im Dom.

Fülle seines lebensvollen bildhauerischen Schmuckes, der einst in Gold und bunter Farbigkeit prangte, zu einer gnadenreichen Himmelspforte geworden.

Die Kirche selbst gehört zu jener Gruppe von Bauten, die um 1500 Obersachsens besondere Leistung darstellen und sich durch die lichte Weiträumigkeit ihrer hallenartigen Anlage auszeichnen. Zahlreiche Mitglieder des regierenden Hauses haben hier im Chor unter schön gravierten messingnen Grabplatten ihre letzte Ruhe gefunden und im Langhaus steht die um 1520 entstandene **Tulpenkanzel**, die seltsamste Blüte, die der üppige Garten sächsischer Kunst hervorgebracht hat.

Wer in die Kirchen auch der kleinen Orte hineingeht, sieht die deutsche Bildhauerkunst der spätesten Gotik hier auf einer Höhe, die man sonst nur in Franken vermutet. Oft sind Werke darunter, die zu dem Besten gehören, was die deutsche Kunst dieser Zeit überhaupt hervorgebracht hat. Großzügigkeit zeichnet solche Figuren aus, die schon umweht sind vom Atem des neuen Weltgefühls froher und tapfer behaupteter Diesseitigkeit. Sei es nun die aus starrem Faltenbruch aufblühende zarte Innigkeit der Heimsuchungsgruppe des Bornaer Altares, wo sich die beiden gesegneten Frauen mit der "Vorsicht menschlicher Geste" zueinander neigen, von stillen Engeln umstanden, - oder die feierliche Erhabenheit der Himmelskönigin im prunkvollen Ehrenfriedersdorfer Schrein, die auf der Mondsichel dahinschwebt, - oder die adlige Schlankheit der Calbitzer Madonna, deren rätselhaft stolzer Blick auf dem anmutigen Kinde ruht. Mit der gleichen Größe in der Auffassung des Menschenbildes treten auch die männlichen Gestalten hervor. Die Herbheit gläubigen Ergriffenseins macht die beiden lockigen Jünglingsfiguren, eines Engels und Diakons in Ebersdorf zu Urbildern deutscher Jugend. Die Freiheit der Haltung und das Ebenmaß ihres Wuchses könnte hellenischem Boden entsprossen sein und die den Blick leise beschattende Schwermut ruft Erinnerungen an unvergeßliche Eindrücke vor den Werken Michelangelos herbei.

Das Schicksal dieser späten Blütezeit sächsischer Kunst - nach ihrer großen Leistung im 13. Jahrhundert - ist es gewesen, daß ihrem erstaunlich schnellen Aufstieg binnen weniger Jahrzehnte ein jähes Ende folgte. Nicht daß die Kräfte aufgebraucht waren, auch hier kam von außen her der Stoß, als unter dem Ansturm der Reformation das alte Kirchengebäude zusammenbrach und die Glaubensinhalte der alten Lehre für die verwandelten Menschen bedeutungslos wurden. Seit 1520 etwa braucht man in den protestantischen Ländern keine Schnitz-Altäre mehr und die eben noch vielbeschäftigten Meister wurden arbeitslos, hungerten oder wurden vom Rat erhalten. Wer sich noch umstellen konnte, ergriff einen anderen Beruf, wie jener Bildhauer, der – Bäcker wurde. So ging das bilderfreudige Mittelalter zu Ende und die Neuzeit war kämpferisch und zunächst bilderlos, worüber auch die Cranachsche Werkstatt in Wittenberg nicht hinwegzutäuschen vermag.

Auch **Chemnitz** birgt aus der Zeit dieses großen geistigen Umbruches in der Schloßkirche Zeugnisse bedeutender Kunst. Aber von dem Stadtbilde mittelalterlicher Wohlhabenheit ist nach dem großen Brande im 30jährigen Kriege nicht mehr viel übriggeblieben und die Reste stehen merkwürdig einsam in dieser Stadt hämmernder Arbeit. Sachsens bedeutendster Industrieort hat nach der Aufschließung reichlicher Steinkohlenlager eine sprunghafte Entwicklung erfahren, wie sie sonst nur im Ruhrgebiet zu beobachten ist. In den letzten 100 Jahren ist die Einwohnerzahl von 20 000 auf 360 000 gestiegen! Die schon seit dem 14. Jahrhundert hier beheimatete Weberei hat mit den neuhinzugekommenen Spinnereien, Strumpfwirkereien und Färbereien ("Diamantschwarz") die Stadt zum Mittelpunkt der sächsischen Textilindustrie gemacht, der auch die benachbarten Städte Krimmitschau, Glauchau, Werdau und Meerane ihren Ruf verdanken. Im "deutschen Manchester" wurde die Leinenweberei bald durch die Tuchmacherei abgelöst, die aber dem Wettbewerb mit der Baumwolle nicht standhalten konnte. 1770 wurde der Kattundruck eingeführt und bereits 1800 waren über 1000 Meister mit der Herstellung des begehrten Stoffes beschäftigt, und die Möbelstoffindustrie der Stadt ist auch heute noch die bedeutendste in Deutschland. An vorderster

Stelle aber steht doch der Maschinenbau, der für die Textilindustrie die immer kunstvoller ausgestalteten Spinn-, Web-, Wirkmaschinen und noch viele andere technische Wunderwerke von Weltruf liefert. Haubold und Schwalbe sind die Begründer, deren Betriebe nur übertroffen werden von der "Sächsischen Maschinenfabrik, vorm. Rich. Hartmann", heute Sachsens größtem Industrierwerk. 1837 unterhielt ein schlichter Arbeiter eine kleine Werkstatt und heute bilden die Riesenbauten des Werkes einen Stadtteil für sich. Von den vielen anderen Namen, die für Deutschlands Qualitätsarbeit stehen, seien nur noch die Wandererwerke erwähnt. Düstere Rauchwolken überlagern die rastlose Stadt, deren brausendes Lied der Arbeit Arnold Findeisen in Worte gefaßt hat:

"Schornstein an Schornstein. Und stumpf über Hallen und Höfen
Der träge zerfasernde Atem der Kessel und Öfen,
Klanglos gedehnt. Aber unter ihm wüten die heißen,
Hungrigen Bohrer ins Eisen.
Dampfhämmer zürnen.
Laufkräne stottern. Bessemer Birnen
Schäumen entfesselt, daß fauchende Funken kreisen.
Straßenlang toben daneben die tollen
Treibriemen, Schwungräder, Spindeln und Rollen.
Bahnhöfe dröhnen mit zehnfachen Gleisen.
Straßenlang zetert dann wieder gefoltertes Eisen. -
Friedlos verstrickt, ein rasendes Stimmengewirr,
Aber gebändigt. Und nicht eine Stimme schreit irr!
Alle Stimmen lobpreisen."

Der eigentliche Mittelpunkt des Steinkohlenrevieres, das sich über Lugau und Ölsnitz hin ausdehnt, ist **Zwickau**. Die Kohle gibt dieser Stadt von 80 000 Einwohnern das Gepräge. Schächte und Schutthalden, flammende Koksöfen und ein Wald von Schloten sind ihre Wahrzeichen. Auf den schon im 14. Jahrhundert entdeckten Vorkommen beruht die vielseitige Industrie der Stadt, die Eisenwerke, Dampfmühlen, Ziegeleien, Webereien, Spinnereien und Seilfabriken. Am bekanntesten aber sind wohl die Werke der Auto-Union. Der Silbersegen des Gebirges hatte auch diese Stadt reich gemacht. Der Ratsschatz kündigt noch davon wie der steile Backsteingiebel des Gewandhauses daneben, und in der Marienkirche stehen auf Goldgrund die Tafelbilder des großen Altarwerkes so leuchtend, als hätte erst gestern der Nürnberger Meister und Lehrer Dürers, Michael Wohlgemut, die Farben dazu gemischt. In der geschnitzten Beweinung Christi sammelt sich noch einmal kurz vor der Reformation die ganze Innigkeit des alten Glaubens zu einem Bildwerk höchsten Adels. Aber schon war in Wittenberg das Wort gesprochen und Thomas Münzer, der Prediger an St. Katharinen, gab es so leidenschaftlich aufreizend weiter, daß Luther selbst herüberkam, um die aufgeregten Tuchmachergesellen zu beruhigen. Von der Lateinschule, der die erste Griechische im Reich angegliedert war, ist viel Bildung ausgegangen, besonders unter ihrem berühmtesten Rektor Georg Agricola, der die Gesteine durchforschte und seine grundlegenden Erkenntnisse in einem Lehrbuch der Berg- und Hüttenkunde niederlegte. Aber auch die deutsche Musik hat von hier aus eine neue Anregung bekommen. Am Hauptmarkt steht das Geburtshaus Robert Schumanns.

Die drei eben betrachteten Städte bilden die Hauptausgangspunkte für den Besuch des **Erzgebirges**. Von der Schnellzuglinie Dresden - Hof steigen zwölf Stichbahnen bis zum Kamm empor und erschließen so die schöne Waldlandschaft mit den vielen Kurorten und Sommerfrischen dem ständig wachsenden Zustrom der Fremden. Dreimal so lang wie das Riesengebirge dehnen sich seine Bergzüge in einer Breite von etwa 40 Kilometer auf 150 Kilometer vom Elbsandsteingebirge aus südwestlich bis zum Quellgebiet der Weißen Elster. Das schon im 10. Jahrhundert "Grenzwald" und später "Böhmerwald" genannte Gebirge ist, geologisch gesprochen, sehr alt. Daher sind seine Bergformen bis auf wenige Ausnahmen nicht jäh aufgereckt und ungestüm zerrissen, sondern mit

weitausholenden, beruhigten Umrissen ziehen die vorwiegend aus Gneis und Granit bestehenden Höhenrücken nebeneinander her, von langen, wasserreichen Tälern begleitet oder durchkreuzt. Vom Norden her als eine gewaltige, schräggestellte Tafel nach Süden gemächlich ansteigend erscheint das eigentliche Gebirge als eine weite, leichtgewellte Hochfläche, deren Durchschnittshöhe von 900 Meter kaum ins Bewußtsein kommt. So kann man es schon "ein Gebirge ohne Berge" nennen, da seine höchsten Erhebungen - im Quellgebiet der Zschopau - der Keilberg (1245 Meter) und der Fichtelberg (1215 Meter) die Umgebung nur um 250 Meter überragen. Von den Gipfeln aus umfängt der Blick, ganz im Gegensatz zur romantisch-pathetischen Bergwelt des Elbsandsteingebirges, hier ein Landschaftsbild großer und einfacher Formen. Blau stehen die dunklen Fichtenwälder darüber, unterbrochen vom hellen Grün der Wiesen. Weiß leuchten die Dörfer herauf, umgeben von den streifigen Breiten der Äcker. Wie anders aber ist das Bild von der böhmischen Niederung des Egertales aus. Hier zeigt sich das Erzgebirge wirklich als Gebirge und versperrt den Blick mit seinem südlichen Steilhang, der sich mauerartig bis zu 700 Meter von der Talsohle aus aufbaut. Hier unten im Schutze der Steilhänge eine warme, lachende und fruchtbare Landschaft und oben auf der deutschen Seite eine schwermütig-einförmige Hochebene mit kargem Boden und rauhem Klima unter wolken schwerem Himmel, dessen überreiche Niederschläge zur Bildung ausgedehnter Hochmoore geführt haben. Lang hält sich der Winter dort oben und mit ihm der berühmte Wintersport, dem die von weither Zureisenden noch nachgehen können, wenn überall sonst schon Frühling ist. Das einst undurchdringlich dichte Waldkleid des Gebirges hat der Ackerbau und mehr noch der Berg- und Hüttenbau stark gelichtet. Aber um den früher so emsig pochenden und schürfenden Bergbetrieb nach Silber, Kupfer und Zinn ist es still geworden und nur die mächtigen, hier "Bingen" genannten Einbruchsfelder über den zusammengestürzten Stollen und Schächten zeugen noch von der unterirdischen Tätigkeit. Auf den abgeholzten Blößen hat sich die Heide angesiedelt und dazwischen liegen die Ortschaften. Auf der Kammhöhe sind es Streusiedlungen mit meist einstöckigen, weißgetünchten Häusern, deren Wetterseite oft durch Schiefer- oder Schindelbelag in schönen Ziermustern geschützt ist. Der Stolz des Hauses sind die mächtigen Kachelöfen in den Wohnstuben, die, von Ofenbänken umgeben, im langen Winter den Mittelpunkt des Familienlebens und der dörflichen Geselligkeit bilden.

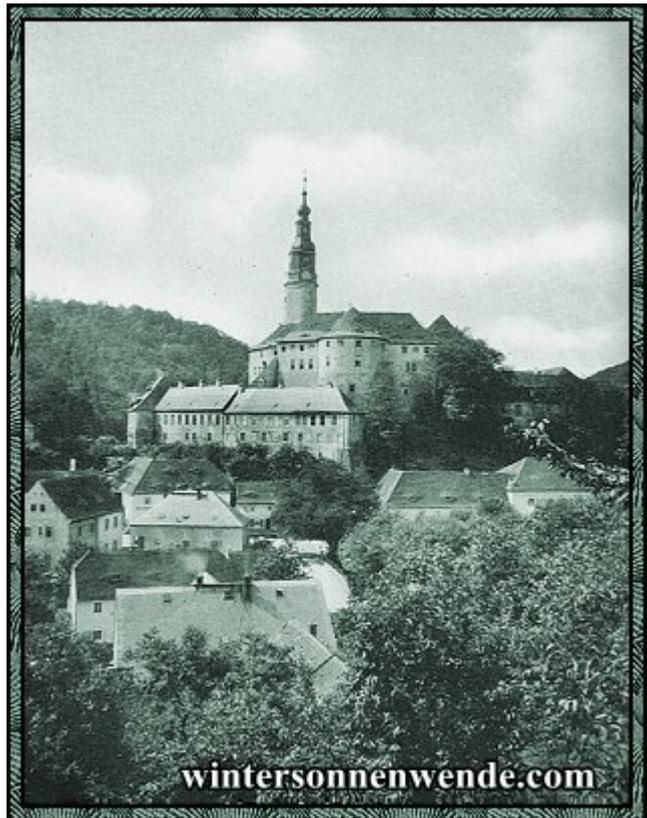
Wenn man hört, daß z. B. am Fichtelberg die mittlere Jahrestemperatur nur 2,6 Grad Celsius bei 183 Frosttagen und 1132 Millimeter Niederschlag beträgt (im Gegensatz zu den Dresdener klimatischen Zahlen von 9,1 Grad, 81 Tagen und 628 Millimeter), so ist man erstaunt, daß auf Fluren über 800 und 900 Meter Höhe überhaupt noch Landwirtschaft getrieben wird. Freilich geht der Ackerbau kaum über Hafer und Roggen hinaus und oft genug gerät im Kammgebiet das noch nicht gereifte Getreide unter den frühen Schnee. Dann bleibt nur noch die Kartoffel, die mit Kuh und Ziege nicht selten die Hauptnahrungsquelle der Familie ausmacht. Das Heu muß von den hochgelegenen Wiesen im Winter mit dem Schlitten herabgeholt werden, da die steilen Wege für die Wagen nicht befahrbar sind. So ist das Leben für den Gebirgler ein hartes Ringen mit dem Boden.

Wenn das Erzgebirge trotzdem das dichtest bevölkerte Gebirgsland Europas geworden ist, das in seinen westlichen Teilen 250 Menschen auf den Quadratkilometer aufweist, und noch in Höhenlagen über 1000 Meter Mecklenburg-Schwerin übertrifft, so erklärt sich das nur aus dem Erzreichtum, der seit 1200 vorzugsweise fränkische Siedler herbeilockte und sie in dem unwirtlichen Waldgebiet ihre Reihendörfer gründen ließ. Schon im 16. Jahrhundert drängten sich hier so viele Menschen zusammen, daß der Siedelboden für ihren Lebensbedarf nicht ausreichte. Als dann nach dem 30jährigen Kriege die Gruben ausgebeutet waren, trat nun nicht etwa - was zu erwarten gewesen wäre -, eine Abwanderung aus diesem Gebiete ein, sondern die heimattreue Bevölkerung stellte sich auf die Holzwirtschaft und die Herstellung von Glas um, wozu sich später die Weberei und die Klöppelei gesellte. Unter den ungünstigsten Verhältnissen wurden hier damals die Grundlagen der sächsischen Industrie geschaffen, die zu einem großen Teile noch heute auf Heimarbeit beruht und den oft stundenweit die Täler sich hinaufziehenden Walddörfern ihr eigenartiges Gepräge gibt. Wenn das Wort "Humor ist, wenn man trotzdem lacht" irgendwo

Berechtigung hat, so bestimmt hier, wo die Menschen ihrem schweren und langen Arbeitstag, der ihnen oft kaum das Nötigste zum Leben gibt, noch so viel Frohsinn entgegensetzen, wo hinter einer rauhen Schale zartes Gemüt sich versteckt und inmitten vieler Armut ein reicher Schatz an Volksliedern sich bewahrt hat. Obenan der "Vuglbärbaum", die Nationalhymne des Erzgebirglers. Der Vogelbeerbaum, die Eberesche, steht hier überall, wo man sonst in milderen Gegenden Obstbäume anzutreffen gewohnt ist. Die Häuser bergen sich unter seinem Schutz, von Ort zu Ort begleitet er die Landstraßen in stattlichen Reihen und bis zum höchsten Kamm hinauf tragen die grauen, sturmgewohnten Stämme im dunklen Grün der zartgefiederten Blätter die brennendrote Last ihrer üppigen Beerendolden. Der einzige frohe Klang vor dem düsteren Schweigen des Hochwaldes.

Wo im Osten das Erzgebirge an das Elbsandsteingebiet anschließt, thront über dem tiefeingeschnittenen romantischen Tale der Müglitz unweit von Pirna auf steilem Felsen eins der schönsten sächsischen Schlösser: der **Weesenstein**. Von König Heinrich I. gegründet, ist die mächtige, gebäudereiche Anlage, dem Felsen folgend, in acht Stockwerken übereinander um einen kühn überragenden Turm herumgewachsen und zeigt in der Schloßkirche eine prunkhafte Ausstattung des 18. Jahrhunderts. Für die Gegenwart aber bekannt durch ihre Präzisionsarbeit ist **Glashütte** über längst verlassenen Stollen die Stadt der Taschenuhren geworden. **Altenberg**, schon in 700 Meter Höhe gelegen, mit eng ineinander geschachtelten Häuserreihen, hat im Mittelalter viel Zinn geliefert. Die alte Schmelzhütte mit ihrem tief heruntergezogenen Schindeldach und die stattlichen Bürgerhäuser mit den steilen Schieferdächern erinnern an die Blütezeit des Bergbaus im 17. Jahrhundert. Auch der Name **Seiffen** für das Städtchen in den dichten Wäldern des Schwarzenberggebietes nahe der Grenze weist auf den alten Seifenbergbau, die

Zinnwäschen, zurück. Als der Ertrag nachließ, wandten sich die Bergleute der Holzbearbeitung zu, aus der sich dann im 18. Jahrhundert die Herstellung von Spielwaren entwickelt hat. Als damals die ersten holzgeschnitzten Erzeugnisse auf der Leipziger Messe ausgestellt wurden, hat sogar Nürnberg, die Stadt des "Tandes", sie anerkannt und eingeführt. Was das erzgebirgische Spielzeug vor dem der anderen Waldgebiete auszeichnet, ist sein Ursprung aus dem tiefreligiösen Empfinden des Bergmannes. So ist es nicht zufällig, daß der allergrößte Teil der Arbeiten weihnachtlich bestimmt ist. Eine echte Volkskunst, wie sie lichterseliger und kindhaftgläubiger nirgend anders gefunden werden kann. Sie wird noch vielfach als Heimindustrie ausgeübt, und dann ist wirklich die ganze Familie mit der Herstellung einer Arche Noah von Tieren, Menschen und phantastischen Gestalten beschäftigt. Das schönste aber sind die figurenreichen Paradiesgärten, Krippen und Weihnachtspyramiden. Sie sind der Stolz jeder Familie, werden von Generation zu Generation weiter vererbt und jede fügt neue Gestalten hinzu. Zur Weihnachtszeit werden diese Kunstwerke in den Dörfern dann öffentlich ausgestellt, um den Bastlern wiederum neue Anregungen zu geben. Wer da durch die tiefverschneiten Dörfer dort oben geht, sieht überall hinter den Fenstern im Schein von vielen Kerzen die Pyramiden strahlen, die durch einen die Lichterwärme sinnreich ausnutzenden Mechanismus den Zug der frommen Gestalten feierlich sich bewegen lassen. Seiffen



Schloß Weesenstein (Sachsen).

als Mittelpunkt dieses Handwerks hat eine besondere Fachschule für Spielwaren-Industrie, der ein vielbesuchtes Museum angegliedert ist, das einen lückenlosen Überblick über die in der Gegend angefertigte Kleinkunst bietet. Die Herstellung selbst ist merkwürdig genug. Sie geht vom sogenannten Spaltreifen aus, dem der Drechsler an der Drehbank das für den jeweils beabsichtigten Gegenstand erforderliche Profil gibt. Durch Abspalten erhält man dann z. B. eine ganze Herde völlig gleichartiger, scheibenförmiger Tiere, die dann erst vom Schnitzer weiterverarbeitet werden. Dieser technische Hergang unterscheidet das erzgebirgische wesentlich vom alpenländischen Spielzeug, das lediglich aus der Hand des Bildschnitzers hervorgeht.

Der eigentliche Mittelpunkt des Erzgebirges ist die zu Füßen des Pohlberges gelegene alte Silberstadt **Annaberg**, die von 600 Metern bis auf 800 Meter zur windumsausten Hochfläche hinaufklettert. 1496 durch Harzer Bergleute gegründet, ist sie heute das Zentrum einer aus der mittelalterlichen Bortenwirkerei entstandenen vielseitigen Posamentenindustrie, deren kunstvolle Erzeugnisse sich den Weltmarkt

erobert haben. Für das auf dem glänzenden Aufschwung des Silber- und Zinn-Bergbaus beruhende schnelle Wachstum der Bergstädte ist gerade diese Stadt ein bezeichnendes Beispiel. Schon drei Jahre nach ihrer Gründung wird mit dem Bau der Annenkirche begonnen und 1520 steht der wuchtige breitgelagerte Dom fertig da. Mit drei gleichbreiten und gleichhohen mächtigen Schiffen ist dieser weite, lichtdurchflutete saalartige Innenraum die vollkommenste Schöpfung aus dem neuen Raumgefühl und Schönheitsempfinden der deutschen Spätgotik. Das Äußere ist bewusst schlicht, fast ärmlich gehalten, um den Formenreichtum des Inneren nur noch wirkungsvoller erscheinen zu lassen. Überaus schlank sind die Pfeiler, die in zwei Reihen mit leichten Schritten den luftigen Raum durchmessen und aus ihren Schäften drehen sich in schraubenförmiger Windung die Gewölberippen heraus, um sich in einem wirbelnden Hin und Her zu einem steinernen Gespinst phantastischer Sternfiguren zu finden. Der Pracht dieses Gewölbes steht die übrige Ausstattung mit der von Engeln umrauschten "schönen Tür" den reichen Altären und dem köstlichen Taufstein nicht nach. Chr. Walter, Sachsens großer Bildhauer der frühen Renaissance, hat hier sein Bestes gegeben.



Erzgebirge. Weihnachtspyramiden.



Annaberg (Erzgebirge).

Aber die andere, unfromme Seite des so schnell erworbenen märchenhaften Reichtums war ein Luxusaufwand und Sittenverfall, von dem die Chronisten mit gestäubter Feder nur, aber ausführlich berichten. "Wir Deutschen schmausen uns arm, schmausen uns krank, schmausen uns in die Hölle" klagte Melanchthon. Luther jammerte über den "Saufteufel der Deutschen" und Hutten stellte fest, daß "die Sachsen die allerschlimmsten Trinker" seien.

Erst die Not mußte kommen, die Arbeitslosigkeit durch den sinkenden Ertrag der Gruben. Da war es Barbara Uttmann, die Tochter eines reichen Silberherren, die in den notleidenden Gebieten des Gebirges 1561 das Klöppeln einführte und damit neue Arbeit, neues Brot brachte. Sie war die Unternehmerin, Verlegerin, und in ihrem Auftrage arbeiteten bald 900 "Bortenwirkerinnen" die duftigen, von der damaligen Mode so begehrten Spitzengewebe.

In den engen, verwinkelten, oft von Schwibbogen überspannten Gäßchen der Altstadt träumt noch viel Vergangenheit, aber wenige Schritte davon kommen und gehen die großen Wagen der Kraftomnibuslinien, die über das Obererzgebirge ein dichtes Verkehrsnetz gelegt haben, dessen Hauptknotenpunkt Annaberg ist.

Unweit der Stadt in einem malerisch über das hügelige Gelände verstreuten Dörfchen erinnert der "Frohauer Hammer" aus dem Jahre 1736 mit seinen Frischöfen an den einstigen emsigen Bergbaubetrieb hier oben. Er ist das einzige der vielen Eisenhammerwerke, das im ursprünglichen Zustande völlig erhalten geblieben und noch betriebsfähig ist. Auch bei **Geyer**, der alten Zinnstadt, sind die ausgebeuteten Schächte längst verlassen. Einstürzend haben sie das darüber lastende Erdreich nachgezogen und so die Bildung der riesigen trichterförmigen "Bingen" veranlaßt, die an vielen Stellen des Gebirges wie klaffende Wunden in die Landschaft geschlagen sind.

Eine besondere Gabe der Erde bietet das Gebirge dem Heilung suchenden Menschen in dem nahe bei Schneeberg gelegenen Bad **Oberschlema**, das die beiden stärksten Radiumquellen der Welt besitzt. **Schneeberg** selbst kann sich rühmen, 1470 das reichste Silbervorkommen angebrochen zu haben. Die Gewinnung stieg hier so schnell an, daß schon nach drei Jahren nicht mehr alles ausgebrachte Silber vermünzt werden konnte und in Barren verteilt wurde. In der reichsten Grube St. Georg konnte damals ein sächsischer Herzog sein Frühstück auf einer 400 Ztr. schweren Stufe gediegenen Silbers einnehmen. Als unvergängliches Sinnbild frommen Dankes für den Bergseggen überragt die riesige Hallenkirche von St. Marien (1515-1526) die breit sich dehnende Stadt, wo an der staatlichen Spitzenklöppelmusterschule die Musterzeichner ihre Ausbildung erhalten.

Weiter hinauf führt das Tal zum Gipfelgebiet des Gebirges, wo von dichten, endlosen Nadelwäldern umhüllt, die wuchtigen, breit gewölbten Gneis- und Schieferrücken des Auersberges, Fichtelberges

und Keilberges ungehinderte Fernblicke über die Bergeinsamkeit hinweg bis tief nach Sachsen und Böhmen hinein bieten. Hier ist das schweigende Reich der Hochmoore.

Trockenlegung und Torfabbau haben diese Zeugen der Eiszeit bis auf spärliche Reste beseitigt, von denen die eigenartige Urwelt-Schönheit des

Kranichseemoores (930 Meter) bei Carlsfeld unter Naturschutz steht. Unter schwankenden Binsenbündeln und vielfarbig



Erzgebirge. Hochmoor um den Kranichsee.

leuchtendem Moospolster steht der Torf hier bis zu 15 Meter Mächtigkeit an.

Unmittelbar an der Grenze bilden **Johann-Georgenstadt** und **Oberwiesenthal** den langen, schneereichen Winter über und bis weit in den Frühling hinein, wenn unten schon die Krokusse blühen, das ersehnte Ziel Zehntausender von Wintersportlern. Mit 922 Meter Seehöhe nimmt Oberwiesenthal den Ruhm in Anspruch, Deutschlands höchstgelegene Stadt zu sein, während dicht gegenüber auf tschechischem Staatsboden Gottesgab mit 1018 Metern sogar die höchste Stadt Europas ist.



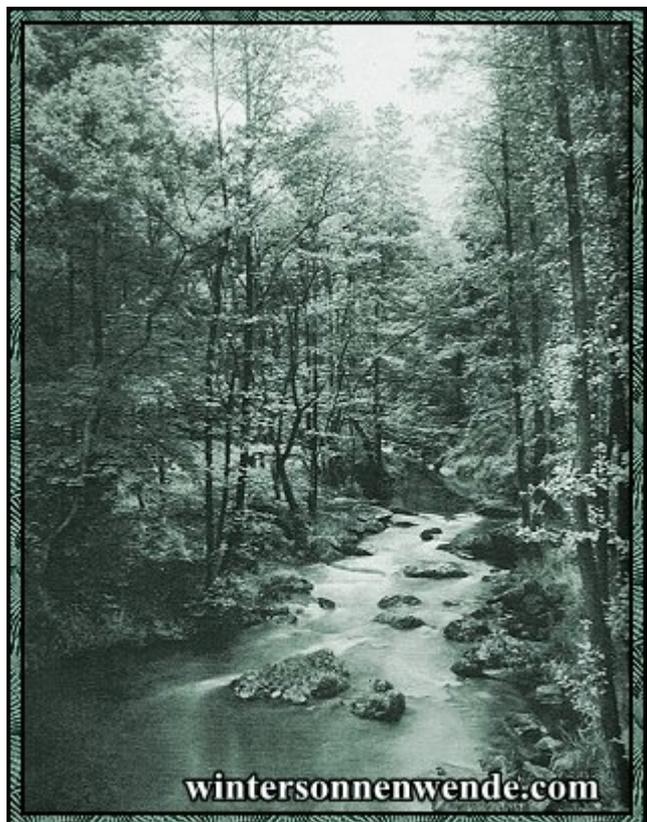
Oberwiesenthal (Erzgebirge). Deutschlands höchste Stadt.

Auf dem Kamm des Gebirges verläuft in 120 Kilometer Luftlinie die Reichsgrenze, meist noch in Gestalt eines breiten Waldsaumes, wie ihn die "Egerer Richtung" schon 1459 großzügig festgelegt hatte. Wenn auch damals die Hoheitsgebiete vielfach beiderseits über die Kammlinie hinübergriffen, so wirkte sich das auf das alltägliche Leben nicht weiter hinderlich aus, denn schließlich gehörten die vielteiligen Gebiete diesseits und jenseits des Gebirges doch alle dem Deutschen Reiche an. Später, dem österreichischen Bruderstaat gegenüber, war die Linie wenig mehr als eine Zollgrenze. Im Volksbewußtsein bestand die Grenze eigentlich nur dem Namen nach. Die kulturelle und wirtschaftliche Verbundenheit beider Teile des von Menschen gleichen Stammes besiedelten Raumes hatte das Gebirge mit seinem sächsischen und böhmischen Vorland zu einem organischen Gebilde volkhafter, überstaatlicher Einheit zusammengefaßt. Als wirkliche Grenze wurde vielmehr tief im Innern Böhmens die Linie empfunden, wo sich die deutsche Sprache gegen die tschechische abhob und sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts der Gegensatz in heftigen Nationalitätenkämpfen auszuwirken begann. Der **Pakt von Versailles** hat mit brutaler Willkür äußerlich einen Schlußstrich darunter gezogen, indem er drei und eine halbe Million Deutscher (von denen allein zwei und eine halbe Million an der sächsischen Grenze in geschlossener Siedlung wohnen) der 1919 gegründeten tschechoslowakischen Republik ohne Volksabstimmung auf Gnade und Ungnade überantwortete. Viele für ihr Deutschtum offen Eintretende haben damals dieses friedliche Bekenntnis mit dem Tode besiegeln müssen. So ist über Nacht die politische Grenze zu einer strategischen geworden und dadurch Sachsen wieder zur gefährdeten Grenzmark des Reiches wie im Mittelalter. Nur mit dem Unterschied, daß die Lage gegen damals noch bedrohlicher geworden ist, wenn man bedenkt, daß Dresden, Chemnitz, Zwickau, Plauen mit dem gesamten Grenzland - also eins der wichtigsten deutschen Wirtschaftsgebiete - im Feuerbereich weittragender Geschütze liegen und innerhalb einer Viertelstunde von tschechischen Kampf- und Bombenfliegern angefliegen werden können. (Von der Grenze aus ist Dresden in sieben Minuten durch ein Flugzeug erreichbar.) So ragt die Tschechoslowakei wie eine "gepanzerterte Faust des Slawentums in der Stoßrichtung auf Sachsen" in das Reichsgebiet hinein. Seit der übersteigerte Nationalismus des tschechischen Volkes **keine Maßnahme unterläßt und keine noch so hohen Kosten scheut, um den volksdeutschen Raum innerhalb seines Hoheitsgebietes zu entdeutschen**, unsere sudetendeutschen Brüder aber nie ihr durch lange Jahrhunderte bewahrtes Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Muttervolk aufgeben werden, ist ihre Not durch die neugeschaffene politische Lage aufs Äußerste gestiegen. Für das aller Tradition und den verbürgten Rechten der nationalen Minderheiten hohnsprechende Vorgehen war der Raub der Insignien der Prager Universität das bezeichnendste Symbol. Denn Prag war die erste deutsche Universität überhaupt, von der aus die Kultur des gesamten böhmischen Raumes

entscheidend beeinflusst worden ist. Der zähe Gewerbefleiß der deutschen Kolonisten, die im Mittelalter die Schätze des Landes aufschlossen, war von den böhmischen Herrschern nicht nur geduldet, sondern sogar begehrt und in höchsten Schutz genommen. Herzog Sobieslaus (1173-1178) versichert in einer denkwürdigen Urkunde "allen Gegenwärtigen und Zukünftigen, daß ich in meine Gnade und in meinen Schutz aufnehme alle die Deutschen, die im Prager Suburbium leben,.... Ich gewähre daher diesen Deutschen, zu leben nach dem Gesetz und der Gerechtigkeit der Deutschen, die sie seit den Zeiten meines Großvaters, des Königs Wratisslaus (1061-1092) innegehabt haben." Dieser großzügige Freibrief der Deutschen ist von den Nachfolgern bis auf Karl IV. bestätigt und erweitert worden. "So sitzen denn die Deutschen kraft dreifachen Rechts in den Sudetenländern: durch das des germanischen Vorbesitzes, durch das des königlichen Freibriefes und durch das ihrer erfolgsegneten Arbeit. Das letzte aber ist das größte und nicht verjährbar." (Nadler) In welcher Breite deutsche Kultur im Raume der neugeschaffenen Republik beteiligt gewesen ist, dafür gibt ihr erster Präsident Masaryk selbst das freimütigste Bekenntnis in seiner Tschechischen Nationalphilosophie: "Alle unsere Erwecker schöpften ihre Bildung aus deutscher Kultur: Deutsch haben sie geschrieben, deutsch gesprochen, waren eigentlich deutsche Schriftsteller, und nur mühselig sind sie nationale Lehrmeister ihres Volkes geworden."

Wer einmal die südlichen Steilhänge des Gebirges hinabgestiegen ist, das schöne Egerland durchwandert hat und überall Zeuge sein konnte von der friedlichen Arbeit unserer Stammesbrüder, die auf vorgeschobenem Posten für deutsches Wesen kämpfen, und - allen Anfeindungen trotzend - nicht am Glauben an Deutschland verzweifeln, der spürt eindringlich die starke Verpflichtung, die das Reich dem deutschen Außenvolkstum und dem Grenzland überhaupt gegenüber hat. Ob diesseits oder jenseits der Grenze, es ist deutsches Schicksal, um das es geht, das uns alle betrifft.

Den westlichen Abschluß des Grenzlandes im Winkel zwischen Erzgebirge, Fichtelgebirge und Frankenwald bildet das Vogtland, eine landschaftlich überaus reizvolle, durchschnittlich 500 Meter hohe flachwellige Hochfläche, die von den tiefen Tälern der oberen Weißen Elster, Göltzsch, Trieb, Zwota und Zwickauer Mulde durchschnitten wird. Im Süden überragt das Gebiet der Granitstock des Elstergebirges, dessen steile Hänge zum Egerland hinunterführen, während es nach Norden mit flachen Schieferkuppen ins Erzgebirgsbecken übergeht. Eine Landschaft, in der die treibenden Kräfte der Erdrinde sich noch nicht beruhigt haben, wo der Erdbebenmesser in Plauen oft genug Beben in unmittelbarer Nähe anzeigt. Unabsehbar sich dehnende Fichtenwälder (die in manchen Bezirken bis zu 60 Prozent der Fläche einnehmen) mit schweigenden Hochmooren dazwischen geben der Landschaft ein ernstes, zuweilen düsteres Gepräge. Seine noch heute verkehrswichtige Lage als Durchgangsgebiet der Hauptstraßen von Wien und Prag über Eger nach Leipzig und von Bayern über Hof, Plauen, Dresden nach dem Osten haben das "Reichsland" im Mittelalter zum Sitz kaiserlicher Vögte bestimmt, die auf festen Burgen die Gebirgsübergänge bewachten. Von diesen Vögten ist ihm der Name geblieben. Das im 12. Jahrhundert im wesentlichen von thüringischen und ostfränkischen Bauern kolonisierte Land mit seinen Waldhufendörfern ist vorwiegend bäuerlich geblieben. Da aber das dichte Waldkleid die Felderwirtschaft stark einengt und



Bei Plauen im Vogtland.

die langen Winter nur den Anbau von Sommergetreide zulassen, hat der Vogtländer die üppigen Talwiesen und kräuterduftenden Triften der Berghänge zur Viehzucht ausgenutzt, deren Rinderrasse einen beachtlichen Ruf genießt. Ochsenausfuhr und Gerberei bilden daher einen wichtigen Teil vogtländischer Wirtschaft. Auch der Beerenreichtum der Fichtenwälder ist eine nicht unerhebliche Einnahmequelle für die Bergdörfer, und selbst die Unwirtlichkeit der Moore wird durch den Torfstich ausgenutzt. Mehr freilich hört man von der durch die nahe Zwickauer Steinkohle begünstigten Weißwaren-Industrie der Städte, in der ein Drittel der Bevölkerung beschäftigt ist und ihre Dichte immerhin bis zu 275 auf den Quadratkilometer gesteigert hat.



Plauen (Vogtland).

Der Mittelpunkt des Gebietes in jeder Beziehung ist **Plauen** im Elstertale. Von hier aus begann schon im frühen 12. Jahrhundert unter dem Naumburger Bischof die Germanisierung und Christianisierung des Gebietes, später unterstützt von den Deutschrittern, deren Komturei zur Ballei Thüringen gehörte. Die Meißener Markgrafen, die Thüringer Landgrafen, wie die böhmischen Könige, sie alle möchten das wichtige Durchgangsgebiet für sich haben, bis es schließlich die reußischen Vögte von Weida als böhmisches Lehen bekommen, das dann an die Wettiner fällt. Das Aussehen einer stark befestigten Stadt hat Plauen längst verloren. Mauern und Tore sind gefallen, auf und ab klettern die Straßen, greifen weit in die schöne Hügellandschaft hinein und außer der Johanniskirche trägt nur noch das bürgerstolze Rathaus das Gesicht des Mittelalters. Ihren Wohlstand verdankt die Stadt der im 16. Jahrhundert aus Cypern eingeführten Baumwolle, die zu Schleierstoffen verarbeitet wurde und besonders im 18. Jahrhundert die "Plauener Schleierherren" reich und mächtig gemacht hat. Kattun- und Musselinweberei halfen mit, den Ruf der Stadt in die Welt zu tragen, bis um 1800 der englische Maschinenbetrieb einen jähen Preissturz brachte und die Not den Reichtum ablöste. Auch hier war es eine Frau, die durch Einführung der Handstickerei einen Ausweg fand. Ein Plauener schuf dann die technischen Wunderwerke zur maschinellen Herstellung der kostbar zarten "Luftspitzen", deren Umsatz 1911 über 130 Millionen betrug. Als verwandte Industriezweige gesellten sich die Gardinen- und Tüllweberei usw. hinzu. Über den wirtschaftlichen Aufschwung gibt die Einwohnerzahl den besten Aufschluß, die von 6800 (1815) auf 128 000 (1912) gestiegen war. Die Kunstschule für Textilindustrie mit der angegliederten

Vorbildersammlung kostbarster Spitzen aller Zeiten sorgt dafür, daß die schmückenden Gewebe auf dem Weltmarkt bestehen können.

Das Tal hinauf liegt **Ölsnitz**, ein Vorort besonders der Teppichweberei, und wollene Tücher aus Treuen, Reichenbach und Elsterberg sind weit in der Welt zu finden. Im Göltzschtal sind Auerbach und Falkenstein zu einer langen Industriesiedlung zusammengewachsen und überall, wo die Reihen der Schloten ihre düsterfarbenen Rauchfahnen aufgezogen haben, künden sie vom rastlosen Fleiß sächsischer Textilindustrie. In der sanften und verträumten Landschaft des oberen Elstertales, wo der Fluß still unter Erlen dahinzieht, werden in seinem klaren Wasser Perlenmuscheln gefunden, die zusammen mit ausländischen in **Adorf** verarbeitet werden.

Wo aber die lediglich in den Städten beheimatete Industrie nicht mehr hinreicht, wo der starke Harzduft der Wälder rein und kräftigend durch die Täler weht, liegt zu Füßen des Elstergebirges gegen die rauhen Winde geschützt das sächsische **Staatsbad Elster** mit seinen Moor-, Stahl-, Kohlensäure- und Radiumbädern. Auch das benachbarte Bad **Brambach** zeichnet sich durch starke Radiumquellen aus. Westlich davon um **Asch** herum greift das tschechische Staatsgebiet mit einem schmalen Zipfel tief in deutsches Land hinein und unweit, die südlichen Hänge hinab, steht die Barbarossapfalz über der einstigen freien Reichsstadt Eger als Symbol kultureller Verbundenheit der Gebiete diesseits und jenseits der Grenze. Aber auch das Vogtland selbst hat seine Kaiserpfalz, von Karl IV. auf steilem Felsen über **Mylau** bei Reichenbach gegründet. Als der schwarze Tod 1348 in deutschen Landen seine Sense schwang, flüchtete der Kaiser von seinem Prager Hradschin hierher in die reine Luft der Wälder und blieb unangefochten. Zum Danke hat er den Reichenbachern für alle Zeiten das Recht der freien Jagd verliehen, das erst 1849 aufgehoben wurde.

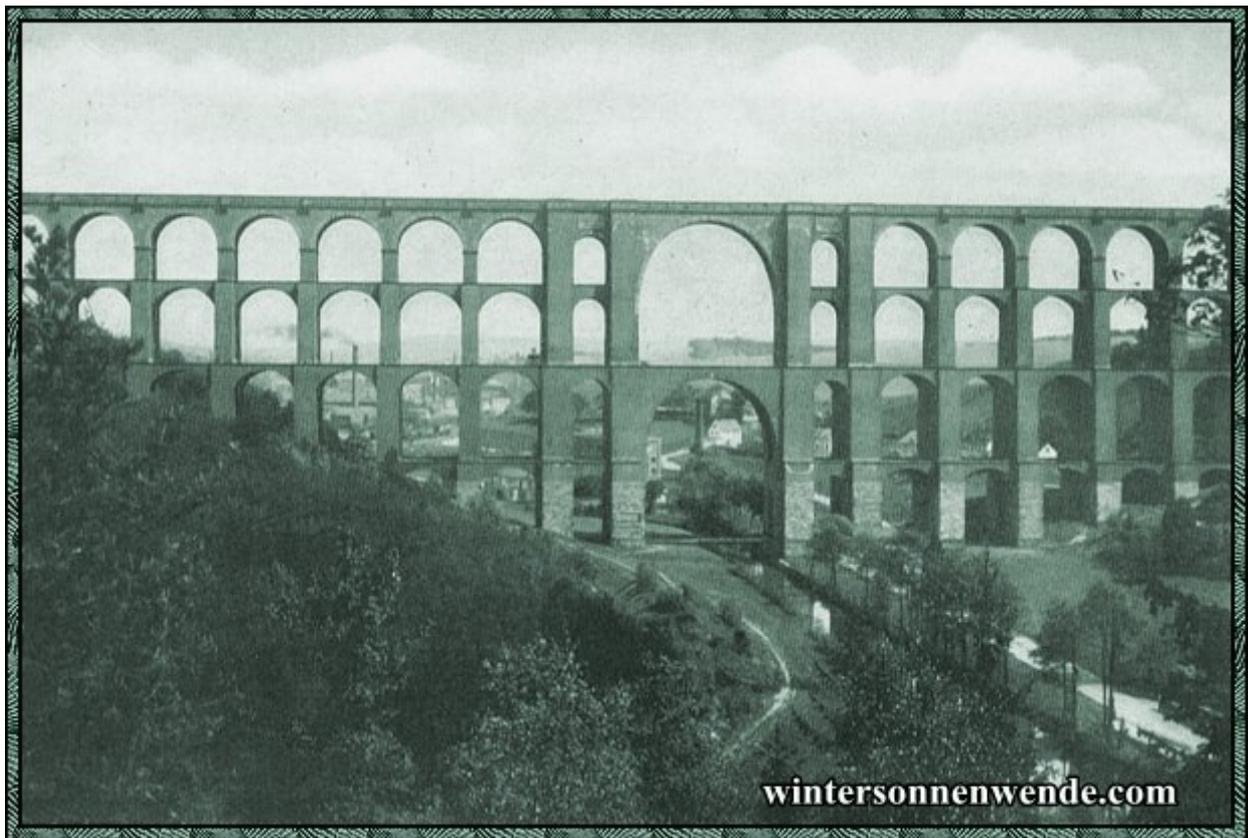
Historischen Rang hat nun inzwischen auch die 1845 - 1851 in unmittelbarer Nähe der Pfalz errichtete Eisenbahnbrücke erhalten, die das **Göltzschtal** in 80 Meter Höhe und fast 600 Meter Länge überquert. Aus Granitquadern und Ziegelsteinen aufgeführt sind luftige Bogenstellungen in vier gewaltigen Stockwerken aufeinandergetürmt, deren oberstes in schwindelnder Höhe die Fahrbahn trägt. Das an römische Aquädukte erinnernde Bauwerk mit dem strengen Rhythmus seiner stolz von Berg zu Berg schreitenden Bögen ist das kühnste Denkmal, das sich der fortschrittliche sächsische Eisenbahnbau und damit die deutsche damalige Technik überhaupt gesetzt hat. Auch der tiefe Einschnitt des Elstertales wird auf der Strecke nach Plauen von einer gleichen imponierenden Konstruktion überbrückt.

Eines abgeschiedenen Winkels hoch oben hart an der Grenze im Aschberggebiet ist noch zu gedenken, der dennoch durch die Namen **Klingenthal** und **Markneukirchen** Weltruf erlangt hat.

Böhmische Exulanten haben hier 1717 den Bau von Musikinstrumenten eingeführt, und was seitdem in Gestalt von Geigen, Gitarren, Mandolinen, Zithern und allen Arten von Blasinstrumenten die Menschheit aller Erdteile erfreut, stammte wenigstens vor dem Weltkriege fast ausnahmslos aus jenen "klingenden Tälern". Es ist sicher kein Zufall, daß sich das Gewerbe, das zum größten Teil in Heimarbeit ausgeführt wird, gerade hier angesiedelt hat, denn



Bad Elster. Kurhaus.



Göltzschtalbrücke im Vogtland (erbaut 1846-1851).

keines paßt besser zur sangesfreudigen und durchaus musikalischen Natur des Vogtländers, der sich seine Volkslieder und Volkspoese bis heute wirklich lebendig erhalten hat. Das Bezeichnendste davon sind seine Rundas oder Schlumperliedl, (die im Egerland "Stückla" heißen) und nichts anderes sind, als die süddeutschen Schnadahüpfel. Spottlustige, übermütige und zuweilen auch - wie könnte es bei lebensnaher Volkskunst anders sein - rührselige Vierzeiler, die zu Tausenden im Schwange sind und oft genug aus dem Stegreif ergänzt werden. Ein Beispiel nur:

Mei schatz is ka zucker
drum bin ich froh
sunst hätt ich'n längst gessen
sue ho ich ne no.

Es gibt auch sehr derbe darunter, in denen sich aber die Handfestigkeit und Geradheit des unverfälschten Vogtländers am urkräftigsten ausspricht und gut zusammengeht mit der spröden, dem Fränkischen verwandten Mundart. Querköpfe sind es, untersetzten Wuchses, lärmendem Tanz und kräftigem Schluck nach der Mühsal des Werktages gern hingegen. Freilich sind sie nur noch zu finden droben in den Bergen und rauh wie ihr Klima, aber von unverwüstlichem Humor, der alles bald versöhnt.



Frankenwald und Saaleland

Zwischen zwei Großlandschaften - dem Erzgebirge mit seinem nördlichen Vorland und dem Thüringer Wald - bildet der **Frankenwald** das Bindeglied. Ähnlich wie das Erzgebirge entstanden, ist auch er eine Pultscholle mit einem bis 300 Meter hohen Steilabfall am Bruchrand nach Franken hinab. Seine breite, hauptsächlich aus Tonschiefer bestehende und deshalb auch Ostthüringisches Schiefergebirge genannte Hochebene neigt sich allmählich nach Norden, dem Muschelkalkplateau der mittleren Saale zu. Als seine westliche Grenze können die Täler der Loquitz und Haßlach

gelten, wo sich aus den Hügelwellen der Horst des Thüringer Waldes scharf und bestimmt heraushebt. Flache Kuppen wie der Döbraberg und Wetzstein überragen mit 800 Meter ihre Umgebung nur wenig. In das abgeschiedene und wegen der kargen Bodenerträge recht dünn besiedelte Gebiet bringen nur die dem Main und der Saale zufließenden Bergwasser mit ihren oft tief eingeschnittenen Tälern - so z. B. das wilde Höllental bei Bad Steben - stärkere Reize. In den endlosen Fichtenwäldern, über windumsauste Matten, wo auf den Kammhöhen nur die Ebereschensbäume noch trotzen, ist ein schwermütiges, einsames Wandern. Wenn anderswo die Dörfer mit dem Ziegelrot ihrer Dächer heiter heraufgrüßen, so hebt sich hier die dunkle Beschieferung mit heimischem Werkstoff kaum vom Blaugrün der Wälder ab und vermag den Ernst der Landschaft nicht aufzuheitern. Nur wenn nach einem Regenguß die Sonne durch die Wolken bricht, dann funkeln und gleißen die Dächer wie Spiegel.

Gibt der Schiefer als Bedachung und Wandverkleidung den Siedlungen ihr Gepräge, so bildet der Schieferbergbau auch die Lebensgrundlage für den Gebirgler. Mit Ausnahme des Loquitztales, wo man ihn im "Hohlbau" fördert, wird er fast nur im Tagebau gewonnen. Da 90 Prozent des gesprengten Steines unverwendbar sind, so türmen sich in der Nähe der Brüche riesige Abraumhalden, die besonders die Strecke Probstzella - Ludwigstadt begleiten. Die Schiefergewinnung reicht bis ins 13. Jahrhundert zurück, und der älteste, heute staatliche Bruch in **Lehesten** ist noch immer in Betrieb - als größter des Kontinents. In die Schiefertafelfabriken von **Probstzella** und **Ludwigstadt** gehen nur die reinsten und schwärzesten Platten. Der hellere Stein wird zur Dachdeckung verwandt und es ist nur natürlich, daß die durch Jahrhunderte gepflegte Kunst gerade der Lehestener Schieferdecker für Deutschland vorbildlich geworden ist. Aus den "Griffelbrüchen" aber kommen die Schreibstifte, an deren Herstellung in Heimarbeit auch die Frauen und Kinder beteiligt sind.

Unweit von Lehesten ragt hoch überm Loquitztale der stolze **Lauenstein**. Aus entwürdigendem Verfall durch die Tat eines Einzelnen gerettet, bieten die schönen Säle aus der Gotik und Renaissance mit reichem Urväterhausrat und dem Blick über schweigende Wälder aus allen Fenstern dem Wanderer hier Frieden und Erholung. Am Südrand des Gebirges, seine Übergänge bewachend, schaut die einst den Bischöfen von Bamberg gehörige mächtige Veste Rosenberg weit in fränkisches Land. In ihrem Schutze, über rauschenden Wehren, drängt sich das Porzellanstädtchen **Kronach** zusammen, von dem der hier geborene Maler der Reformation, Lukas Cranach, seinen Namen bekam.

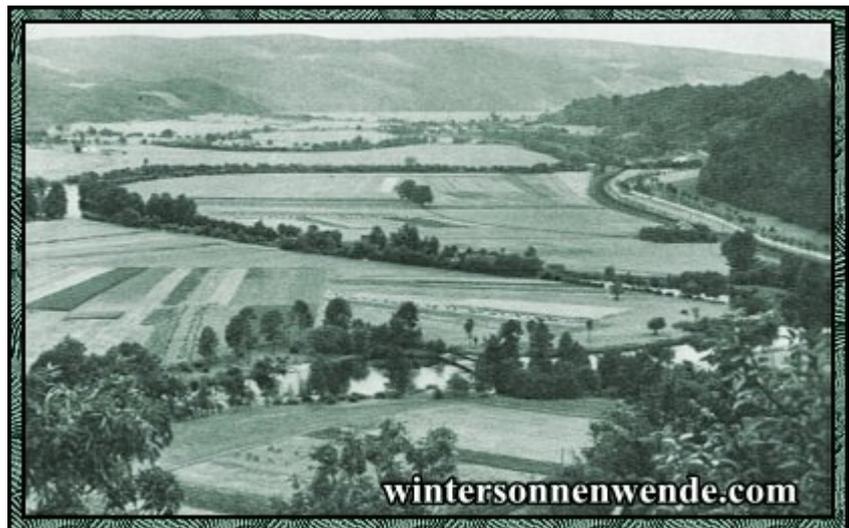
Der Fluß der Schieferberge, die Sammelader all der eiligen und geschwätigen Bäche, ist die **Saale**. Ihre granitene Quellkammer liegt hoch oben im Fichtelgebirge, im Trümmerfeld unterm Waldstein. Selten läßt sich die zähe zersägende Arbeit des Wassers so gut beobachten wie am tiefeingeschnittenen Bette ihres vielfältig und umständlich gewundenen Oberlaufes, der oft klammartig von sperrenden Felsschroffen bedrängt wird. Die Bahnlinie von Hof nach Saalfeld meidet deshalb diese unwegsame Strecke und wählt dafür die Seitentäler der Selbitz und Sorbitz, dabei den mühevollen Anstieg über den Kamm in Kauf nehmend. Auf andere Weise hat aber die Technik auch dieses drachenhaft gewundene Stück des Saaletales in ihren Dienst gezwungen. Durch eine in ihren Ausmaßen bisher nicht erreichte Großleistung ist in den letzten Jahren die riesige **Talsperre** an den Bleilöchern bei **Saalburg** fertiggestellt worden, die den Fluß zu einem See von 27 Kilometer Länge und 2 Kilometer Breite mit einem Fassungsvermögen von 215 Millionen Kubikmeter staut. Doch nicht genug damit, ist bereits 40 Kilometer weiter abwärts bei **Hohenwarte** eine zweite Sperre im Bau. Beide zusammen werden 340 Millionen Kubikmeter nutzbaren Speicherraum enthalten und dienen neben dem Hochwasserschutz und der Gewinnung bedeutender Mengen elektrischer Energie vor allem der Abgabe von Zuschußwasser an Saale und Elbe bei Trockenzeiten.

Hat dieser kühne Eingriff der Technik, der die Umsiedlung von Hunderten von Menschen

notwendig machte, auch die früher als Wanderziel berühmte Wildromantik der Klüfte von den Wassermassen überfluten lassen, so hat er das Gebiet dafür um den in Mitteldeutschland bisher nicht vorhandenen landschaftlichen Reiz eines klaren Bergsees mit vielerlei erholsamen Möglichkeiten für Segler, Paddler, Schwimmer und Angler (Ansiedlung der Bodensee-Felchen) bereichert. Denn stehende Gewässer, dafür aber gleich hunderte von Teichen und darunter beachtlich große, gab es in Ost-Thüringen bisher nur in der Umgebung des benachbarten Schleiz bei **Plotzen**. Umrundet von Wiesen und Wäldern liegen ihre blitzenden Spiegel in fruchtbarer Ebene ausgebreitet und bilden zur Sommerszeit ein Paradies für ferienselige Zeltwanderer. Viele Teiche sind im 15. und 16. Jahrhundert terrassenförmig von Mönchen angelegt und gehören noch heute zu den ergiebigsten Karpfenhegereien Deutschlands.

Im Mittelpunkt des vom Oberlauf der Saale umschriebenen großen Vierecks liegt **Pößneck**, das sich trotz mancherlei Industrie durch das schöne spätgotische Rathaus und viele Bürgerbauten ein Stück Mittelalter gerettet hat. Die zahlreichen Burgen und Schlösser gerade dieser landschaftlich überaus reizvollen Gegend, - wie Orlamünde, Saalfeld, Burgk, Saalburg, Hirschberg, Ziegerück, Ranis und Oppurg, die alle auf eine über tausendjährige Vergangenheit zurückblicken können, reden eindringlich davon, wie sehr es Karl dem Großen darauf ankam, seine Thüringer Mark durch diese später von König Heinrich und Kaiser Otto I weiter ausgebauten Grenzfeste zu schützen.

Weithin das Vorland beherrschend thront das trutzige Schloß **Ranis** über dem Städtchen auf steilem Felsenriff. An der Mauersohle der Burg befindet sich die in jüngster Zeit so oft genannte **Ilsehöhle**. Dunkel raunt die Sage von der schönen Druidin Ilse, die, ins Zwergenreich verzaubert, dort goldene Schafe hüten muß. Sage ist verhüllte Kunde von einstigem Wissen, und der Spaten der Halleschen Vorgeschichtsforscher hat ihren lang verschütteten Wahrheitskern 1934 ans Licht gehoben. Die Funde menschlicher Knochenreste in den untersten Schichten haben den Beweis erbracht, daß es in



Das Saaletal bei Orlamünde.

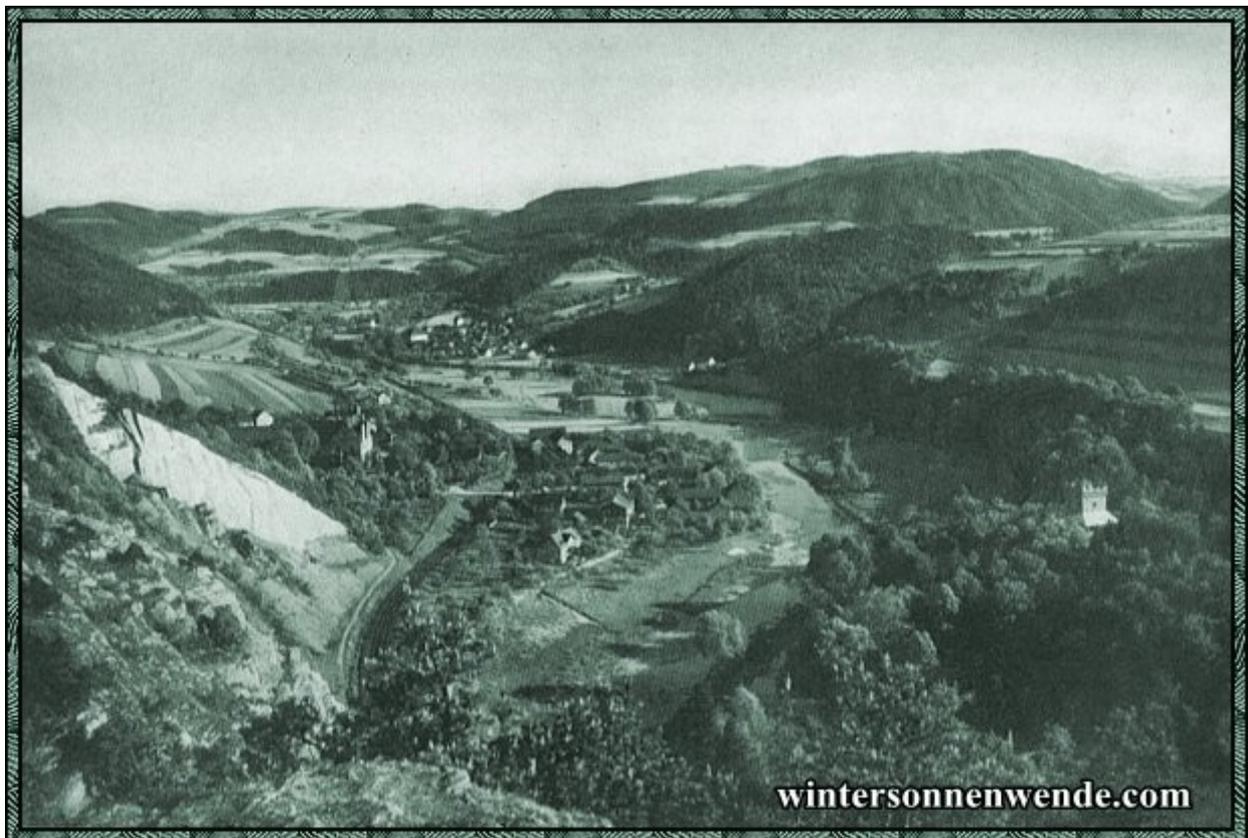
Mitteldeutschland schon am Ende der Eiszeit (also vor 100 000 Jahren) Menschen, - neandertalrassige -, gegeben hat. Denn die Gletscher, die damals weite Gebiete Norddeutschlands bedeckten, drangen nicht bis in unser Gebiet vor, sondern verwandelten nur ihr Vorland zur trostlosen Steppe. In ihr lebte der Urmensch der Ilsehöhle als Bärenjäger, und die ausgegrabenen vollendet schön gearbeiteten flachen, blattförmigen Lanzenspitzen aus Feuerstein zeugen von der Kulturhöhe der älteren Steinzeit.

Bis zur Mündung hinauf ist der hartumkämpfte Grenzgraben des Saaletales ein echter Burgenfluß und die landschaftliche Schönheit des tief eingeschnittenen Bettes mit den zahlreichen Nebenflüssen bis zum Eintritt in die Ebene bei Naumburg ist nur mit Lahn und Mosel zu vergleichen. Wo der Fluß den Frankenwald verläßt, um sich ein fruchtbares breiteres Tal zu schaffen, liegt unter den zackigen Schroffen der Ruine des Hohen Schwarmes inmitten hoher Waldberge **Saalfeld**. Silber- und Kupfergruben, die erst im 19. Jahrhundert stillgelegt wurden, haben im Mittelalter den Wohlstand der Stadt begründet, dem sie die vielen schönen Bürgerbauten mit der mächtigen gotischen Johanneskirche verdankt. Im 15. Jahrhundert hat hier eine berühmte

Schnitzerschule gewirkt, die ganz Thüringen mit prächtigen Altären versorgte.
Der Dreißigjährige Krieg hat der Stadt übel mitgespielt und 1806 Napoleon nicht minder, als
Preußens Verhängnis mit dem Reitertod des Prinzen Louis Ferdinand dort anhub.



Schloß Ranis (Thüringen).



Das Saaleetal oberhalb Saalfeld.

Die ehemals fürstliche Residenz **Rudolstadt**, unter der riesigen, fensterreichen Front der Heidecksburg wie aus einer Spielzeugschachtel ausgebreitet, läßt sich auch durch die Porzellan- und Steinbaukästenfabriken nicht aus ihrer idyllischen Ruhe aufscheuchen. Droben weht der Lindenduft ums Schloß und drinnen erzählen schöne Rokoko-Prunkräume von den Tagen Thüringer Vielstaaterei.



Der Napoleonstein bei Jena. Von hier aus leitete Napoleon die Schlacht bei Jena 1806.

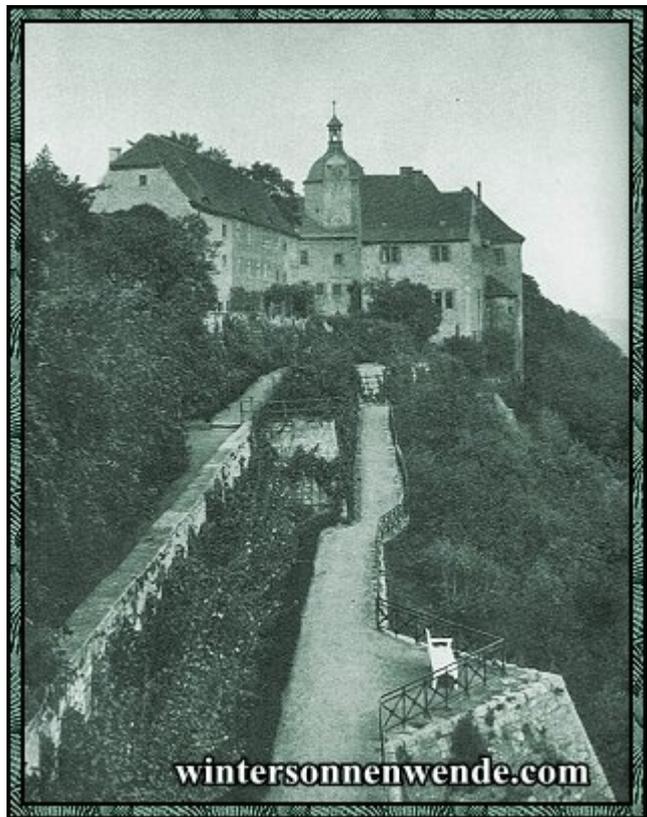
Weithin sichtbar und nach jeder rundblickenden Höhe hinübergrüßend, lockt über der Porzellanstadt **Kahla** die **Leuchtenburg** mit ihrem mächtigen romanischen Bergfried. Östlich, abseits vom Saaletal, in **Bürgel**, ist die Bauerntöpferei noch bodenständiges thüringer Gewerbe. Dank der Anregungen der Weimarer Kunstschule, besonders van de Veldes, ist das Handwerk hier der Technik nicht erlegen und überall auf den Jahrmärkten bildet das bunte Geschirr mit seinen lustigen Mustern eine willkommene Ware. Genau so wie die leuchtendweißen Holzgeräte für alle Bedürfnisse der Hauswirtschaft, die aus dem "**Holzlande**" um Hermsdorf - Klosterlausnitz auf hochbepackten Leiterwagen hinausgeschickt werden, früher bis zum Rhein und nach Ungarn hinein.

Wer von einem der vielen, oft recht schroffen Kalksteinfelsen **Jena** unter sich ausgebreitet sieht mit dem altersgrauen ragenden Turm der mächtigen Stadtkirche und den riesigen Würfeln der Zeißwerke inmitten regellosen Straßengewirrs, das sich im Grün von Parks verliert und wie eine ständig wachsende Flut bald alle Buchten des engen Kessels



Die Leuchtenburg in Thüringen.

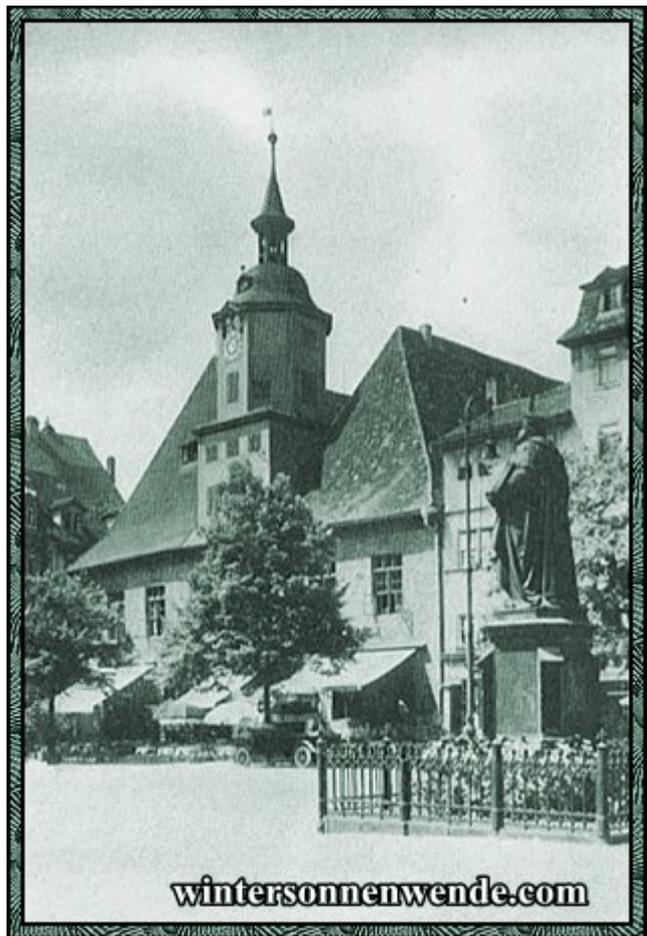
ausgefüllt hat, wer das Silberband der Saale bis hinauf zur Leuchtenburg und hinab zu **Dornburgs** Schlössern in seinen Blick aufgenommen hat, der muß diese freundliche Stadt lieben, auch wenn er nichts von all dem wüßte, was sie für Deutschland bedeutet, auch wenn er nicht das Glück gehabt hat, in ihr Student gewesen zu sein. Am verträumten Prinzessinnengarten zerstreut sich eben eine vom Erlebnis des Sternenhimmels noch staunend ergriffene Menge. Zeiß-Planetarium. Wie hier stehen die Kuppeln mit dem Wunderwerk optischer Präzision nicht nur in allen Hauptstädten Europas, sondern des ganzen Erdkreises und künden vom deutschen Erfindergeist, der sich friedlich die Welt erobert hat. Aus den bescheidenen Anfängen des Universitätsmechanikers Zeiß ist eine Werk-Stadt geworden, hinter deren Namen sich einer der Großen des Volkes, der Physiker Ernst Abbe bescheiden der Nachwelt verbirgt. Die soziale Entwicklung unserer Tage weit vorausschauend setzte er bereits 1885 den Gedanken des Sozialismus dadurch in die Tat um, daß er unter Beigabe seines riesigen Vermögens das gesamte Werk zur Stiftung erhob, um damit alle seine Mitarbeiter an den Einkünften teilnehmen zu lassen. Mit dem Werk durch seinen eigentlichen Begründer als Dozenten untrennbar verbunden ist die Universität. Seit 1558 haben unzählige Generationen wissens- und bierdurstiger Musensöhne sich hier um bedeutende Lehrer geschaart. Die Namen erlauchter Geister tauchen auf und eröffnen Ausblicke in weite Provinzen deutschen Geisteslebens: Fichte, Schelling, Ritter, Humboldt, Tieck, die Gebrüder Schlegel, Oken, Fries, Luden, Haeckel, Eucken und natürlich Schiller, der hier 1789 seine Antrittsvorlesung über das große Thema hielt: "Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" Drüben steht das Gartenhaus, wo er von 1797-1801 wohnte und an seinen geschichtlichen Dramen schrieb. Auch der alte Steintisch steht noch, an dem er oft mit Goethe saß und die beiden "manches gute und große Wort miteinander wechselten". Goethe war hier "immer ein glücklicher Mensch, weil er keinem Raume so viele produktive Momente verdankte". Er wohnte dann im Botanischen Garten, in seiner "Klausur auf dem Blumen- und Pflanzenberge". All die Jahrhunderte hindurch seit der Reformation hat sich von allen ehrwürdigen Hohen Schulen des Reiches in Jena das Studentenleben am buntesten abgespielt. Sind auch die Zeiten längst vorüber, wo den Renommierern und Raufbolden der Hieber locker an der Seite hing und an den Kanonenstiefeln die Sporen übers Pflaster klirrten, so liegt von jenen Tagen her die Romantik wie ein farbiger Schleier über der Stadt als ihr geheimster Reiz - trotz der Hochhäuser von Zeiß und der gewaltigen Schlotte von Schott -, und heute wie einst werden auf dem Markt vorm Ratskeller und der Göhre die Tische zusammengerückt zu frohem Umtrunk. Daß diese überschäumende Jugend aber ihren Mann nicht nur auf den Fechtböden und bei den Mensuren draußen auf den Bierdörfern zu stehen wußte, das hat sie schon vor dem Weltkriege bewiesen, als der Major von Lützow 1813 zur großen Erhebung aus der auf den Schlachtfeldern droben besiegelten tiefsten Erniedrigung Preußens aufrief. In der Universität am Ehrenplatz hängt das herrliche große Bild, das Hodler dazu gemalt hat, und 1815 wurde im Burgkeller die Burschenschaft gegründet. Unvergessen soll auch bleiben das Leben des Romantikerkreises um die Schlegels herum und ihr hoher Beitrag für das deutsche Geistesleben. Wo hätten sie sich anders zusammenfinden sollen als gerade hier in dieser gesegneten Landschaft, die keiner besser beschrieben hat als Dorothea Schlegel: "Der lebhaft rauschende Fluß wie ein



Dornburg (Saale). Das alte Schloß.

Der lebhaft rauschende Fluß wie ein

Spiegel hell; die Luft warm vom Morgen bis wieder zum Morgen, eine Luft, die sich weich, lau und blau um einen her lagert und auf den Bergen wie eine Decke ruht - so sieht der Frühling in Jena aus." Wärmer als sonst in Mitteldeutschland ist hier das Klima, und wenn auch die früher weithin sich dehrenden Weinberge verschwunden sind, so ist die an den Süden erinnernde weichlinige und zartgetönte Anmut der Landschaft geblieben, die Karl V. hier "Toskana in Germanien" finden ließ. Im Tale brausen die FD-Züge von Berlin nach München, aber oben von hohem Felsenborde über **Dorndorf** blicken drei Schlösser beschaulich wie einst zu Goethes Tagen zum Fluß hinab. Wer über die endlosen Treppen hinaufsteigt, findet in den schlichten Räumen alles noch an seinem Platz, so wie es der alte einsame Herr aus Weimar damals verlassen hat. Wenn dann der milde Schimmer des vollen Mondes über den rosenduftenden Terrassen liegt, dann raunt es geheimnisvoll aus den Schattentiefen der mächtigen Parkbäume und weckt die Lieder zu ewig-jungem Leben auf, die seine große Seele schmerzlich-glücklich sang. "Freudig trete herein und froh entferne dich wieder, ziehst du als Wanderer vorbei, segne die Pfade dir Gott!" Das ist der Reisesegen über der Tür, von ihm für jeden gesprochen, der seine Sphäre hier betrat.



Jena. Marktplatz.



Saaleck und Rudelsburg.

Umgeben vom Kranze der vielbesungenen Burgen Saaleck, Rudelsburg, Schönburg und Schloß Goseck liegt inmitten fruchtbarer Auen **Naumburg**, die alte mächtige Bischofsstadt. Heute das Ziel von Hunderttausenden, die in ihrem Dom ehrfürchtig den geweihtesten Bezirk deutscher Kunst betreten, weil in den Stifterfiguren des Westchores der Meißel des großen unbekanntem Meisters die Steine zu Urbildern deutschen Wesens erweckt hat. Wer ihre stumme Sprache je gehört, der nimmt von ihnen Maß und Haltung mit fürs ganze Leben.

Die vornehm-ruhige Stadt mit dem gotischen Wehrbau ihres Marientores und den vielen prächtigen Renaissancehäusern an den winkligen Straßen ist nur der würdige Vorhof zu diesem Heiligtum. Nur schwer vermag man sich vom Markt zu trennen, der überwuchert wird von der maßwerküberspannenen spätgotischen Wenzelskirche mit einer der besten Orgeln des 18. Jahrhunderts. Hildebrand, der nicht geringere Schüler des großen Silbermann, hat das riesige Werk geschaffen, und Bach wurde aus Leipzig herbeigerufen, es abzunehmen.



*Naumburg (Saale).
Stifterfiguren (um 1250) - Ekkehard und Uta im Dom.*



*Naumburg (Saale).
Stifterfiguren - Hermann und Reglindis - im Dom.*

Die Fruchtbarkeit des Talstückes an der Unstrutmündung bis nach dem Solbad Kösen, der Heimat der Käthe-Kruse-Puppen, hinauf geht auf die kultivierende Arbeit der Zisterziensermönche vom ehemaligen Kloster Pforte zurück, die im frühen Mittelalter hier riesigen Landbesitz erwarben, den Acker- und Obstbau förderten und die weiten Sumpfstrecken an den Flüssen urbar machten. Schon 1144 legten sie an der Saale mit Reben aus Burgund den ersten Weinberg an. Nach der Reformation wurde das Kloster zur meißnischen Fürstenschule **Schulpforta**, in der bis in die neueste Zeit eine lange Reihe großer Deutscher vorbildliche Schulung auf humanistischer Grundlage empfangen haben. Klopstock entwarf hier den Plan für seinen *Messias*, Fichte, Ranke und der Philologe v. Wilamowitz-Möllendorf sind von hier ausgegangen, und Nietzsches unbändiger Freiheitsdrang erhielt in dem stillen Bezirk "eine harte Disziplin zur rechten Zeit". Heute pflegt eine nationalpolitische Erziehungsanstalt die alte Tradition. Wer Sommers hier vorüberkommt und die schöne frühgotische Kirche mit dem Juwel der

Abtskapelle besucht, der kann sich an der gesunden Jugend der Schülergruppen freuen, die, unter uralten Bäumen des Parkes gelagert, ihren Lehrern lauschen oder Sport treiben.

An der Thüringischen Pforte, wo die Saale die mitteldeutsche Gebirgsschwelle verläßt, um in die Tieflandsbucht einzugehen, liegt **Weißenfels**, dessen Marktplatz mit den riesigen Fronten des barocken Schlosses darüber zu den eindrucksvollsten deutschen Städtebildern gerechnet werden darf. Daß nach seinem Sieg über Wallenstein bei Lützen die Leiche Gustav Adolfs in der Marienkirche aufgebahrt wurde, ist fast vergessen. Verklungen ist der Waffenlärm von Friedrichs herrlichem Sieg über die Franzosen bei Roßbach und ihres Rückzuges nach der Tragödie von Leipzig. Friedlichen Zeiten der Herzöge einer wettinischen Linie verdankt das Schloß mit der vielbewunderten barocken Kirche seine Entstehung. Heinrich Schütz stammt von hier, wo während des Rokoko eine hochstehende Hausmusik gepflegt wurde, wo Händel als Knabe zum ersten Male auftrat, wo Louise v. François ihre feinsinnigen Erzählungen schrieb und Novalis, der frühverstorbene Hymnensänger, seine letzte Ruhestätte fand. Was der Stadt aber in der jüngsten Zeit ihren Ruf gibt und sie wohlhabend gemacht hat, sind ihre vielen Schuhfabriken und die Nähe des Braunkohlengebietes, die Reichweite Leunas macht sich bemerkbar durch die beiden großen Kerzenfabriken in Webau, die das aus dem Schwelverfahren gewonnene Paraffin zu einer Produktion verarbeiten, die über 75 Prozent des gesamtdeutschen Weihnachtsverbrauches deckt.

Den Fluß weiter hinab bis zu seiner Mündung stehen wunderlich gemischt - und verwirrend freilich für den flüchtig Durchreisenden - Stätten erlauchter Kultur neben riesigen Industriezentren, die vorwiegend den reichen Braunkohlenvorkommen ihren heißen Atem verdanken. Das eindrucksvollste Beispiel dafür ist die unmittelbare Nachbarschaft von Leuna und Merseburg. Die landschaftlichen Schönheiten sind in diesem Gebiet sparsamer verstreut als im oberen Saaleland und unmittelbar am Fluß aufgereiht, besonders dort, wo er wie im Abschnitt Halle - Alsleben eine Porphyrshranke durchsägen mußte. Aber die Bezeichnung Burgenfluß besteht weiter zu Recht.

Nicht nur wegen seiner reichen Geschichte, sondern auch als selten schönes Stadtbild verdient **Merseburg** hervorgehoben zu werden. Stärker noch als von der Bahn ist seine Wirkung von der wasserreichen, verschwiegen-reizvollen Elsteraue aus. Dann steigt unmittelbar über der Saale und weithin sichtbar die türmereiche Baugruppe von Dom und Schloß auf, an die sich nach der Bahnseite die Stadt in terrassenförmigem Aufbau anlehnt. Aus einer fränkischen Grenzfeste hervorgegangen, wurde Merseburg später Bischofssitz mit dem besonderen Auftrage der Heidenbekehrung im Kolonisationsland. Seit Heinrich I. ist die Stadt bis auf Wilhelm von Holland Lieblingssitz der ottonischen und salischen Kaiser gewesen. Zahlreiche in ihren Mauern abgehaltene Reichstage und ausgefertigte Urkunden sprechen davon. Während des großen Glaubenskrieges ritten alle gefürchteten Feldherren durch ihre Tore, und im benachbarten Breitenfeld sind zwei entscheidende Schlachten geschlagen worden. Auch die späteren Kriege haben die Stadt, nun Residenz einer sächsischen Seitenlinie, hart mitgenommen, bis sie 1813 an Preußen kam und als Sitz wichtiger Behörden einen neuen Aufstieg nahm.

Der spätgotische Dom mit seiner in edelsten Formen aufgeführten ottonischen Krypta und das mächtige in drei Flügeln um einen weiten Hof gelagerte Renaissanceschloß bilden zusammen mit den anschließenden Klostergebäuden und Kurien der Domherren eine Einheit von solcher Geschlossenheit, wie sie anderswo nur selten anzutreffen ist. 1015 hat Bischof Thietmar, der Geschichtsschreiber der sächsischen Kaiserzeit, den Dom gegründet. Von seiner überaus reichen künstlerischen Ausstattung kann hier nur die Bronzeplatte über dem Grabe des 1080 bei Hohenmölsen gefallenen Gegenkönigs Rudolf von Schwaben genannt werden. Zum ersten Male in der deutschen Kunst wird auf ihr das Bildnis des Verstorbenen dargestellt - in feierlichem Ornat mit den Insignien. Eine in jedem Sinne ungewöhnliche Leistung für die Zeit, die selbst Heinrich IV., den Gegner dieses unglücklichen Parteigängers des Papstes, zu dem doppelsinnigen Wunsche nötigte, "daß doch alle seine Feinde so herrlich begraben liegen möchten". An kulturgeschichtlicher



Merseburg. Der Dom und das Schloß an der Saale.

Bedeutung wird dieses Denkmal noch übertroffen von einem schlichten Pergamentblatt in der Bibliothek des Domkapitels. Auf ihm stehen, zwischen kirchliche Texte gestreut, die berühmten Merseburger Zaubersprüche in fast verlöschender Schrift. Der feierliche Rhythmus der dunkel beschwörenden Worte in der volltönenden althochdeutschen Sprechweise dieser Gegend weckt die Erinnerung an die gleiche Klangschönheit des hohen Liedes vom "Heliand", dessen Sänger ebenfalls im Merseburger Land beheimatet gewesen ist.

Daß wir hier auf uraltem Kulturboden stehen, beweist nicht zuletzt der große Gräberfund von **Rössen** am linken Steilufer der Saale, nach dem eine Epoche der Jungsteinzeit ihren Namen erhalten hat. Unter der den 80 Hockergräbern beigegebenen Keramik erregen die Bewunderung besonders die großen Prachtamphoren mit ihrer wundervollen Tiefstichornamentik. Sie kennzeichnet die Fundstücke als Zeugnisse einer indogermanischen, vorwiegend nordisch bestimmten Hochkultur, deren weitausstrahlendes Zentrum hier im Saalegebiet gelegen hat.

In unvorstellbare Fernen der Erdgeschichte aber führen Funde zurück, die das in Merseburg mündende **Geiseltal** in allerjüngster Zeit über Nacht zu einer Weltberühmtheit gemacht haben. Aus den dortigen bis 100 Meter Mächtigkeit anstehenden Braunkohlenlagern wurden 7000 Wirbeltierfunde einer 30 Millionen Jahre alten alttertiären subtropischen Lebewelt geborgen, die nun im Museum für mitteldeutsche Erdgeschichte einen internationalen Anziehungspunkt der Stadt Halle bilden. Bis auf mikroskopische Einzelheiten erstaunlich gut erhaltene Krokodile, Eidechsen, Vögel, Insekten, Halbaffen, Urfpferdchen und vielerlei Pflanzen bebildern aufs Anschaulichste ein Kapitel der Entstehung heimatlichen Bodens, das sich nur mit tiefer Ergriffenheit nachlesen läßt.

Die Förderung der zu Braunkohle verwandelten tropischen Wälder des Geiseltales und des Zeit-Weißenfelder Revieres geht hinüber nach **Leuna**, dem aus der Not des Krieges entstandenen Industriegiganten Mitteldeutschlands. In drohenden Gliedern ausgerichtet, stehen die 14 über 100 Meter hohen Schornsteine unmittelbar an der Bahnlinie und lassen ihre Rauchfahnen nie rastender unerbittlicher Arbeit über das 8 Quadratkilometer große Gelände mit seinen 900 Werksgebäuden wehen. Weithin schon sichtbar, verkünden sie mit mahndem Ernst dem von Bayern, vom Rhein,

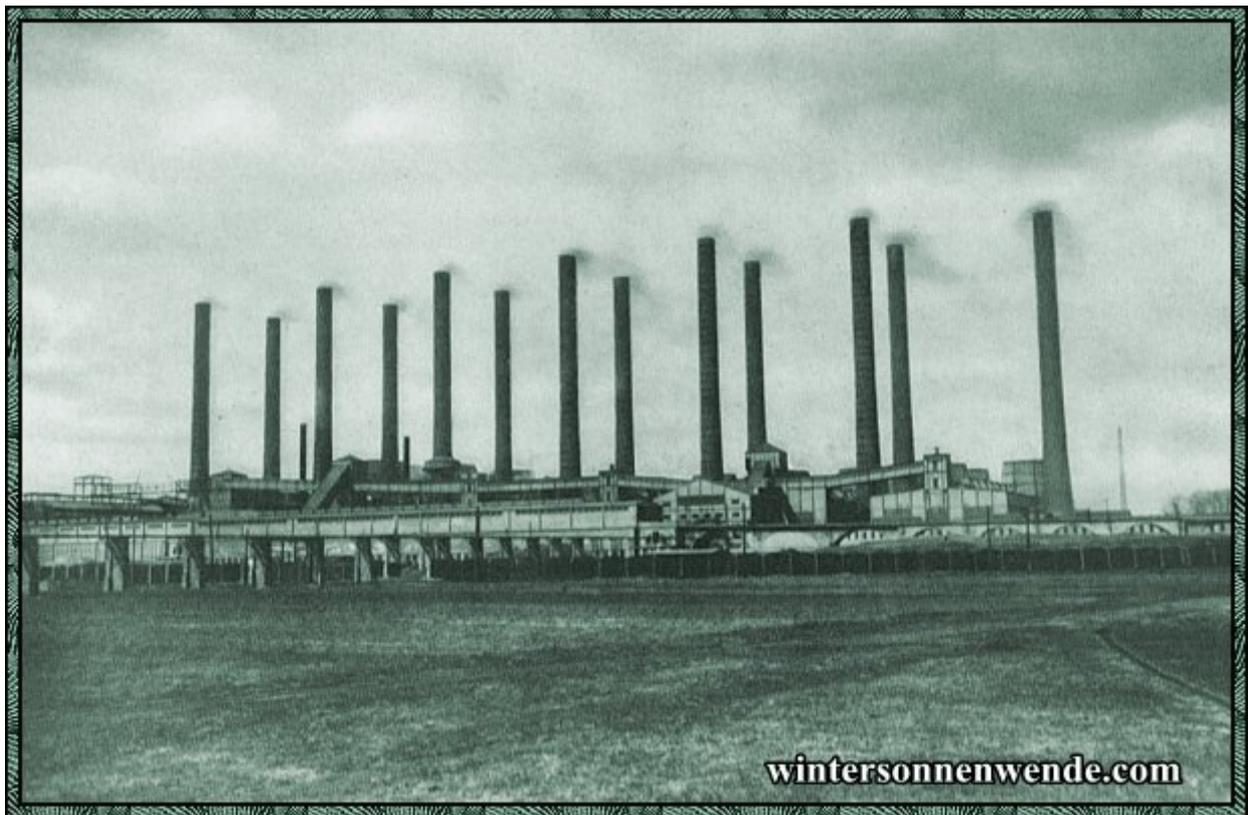
von den Gestaden südlicher Schönheit Heraufkommenden, daß er an dieser Stelle das Laboratorium Deutschlands, die Herzkammer seiner chemischen Industrie betritt. Am überwältigendsten ist das nächtliche Bild, wenn die 180 Kilometer Gleisanlagen mit bunten Lichtern übersät sind, die Essen Flammen speien und das unentwirrbare Gegeritter von Trägern, Masten, Leitern, Röhren und Ketten durch Scheinwerfer aus der Nacht herausgerissen wird. Wie ein böses Gestrüpp wehrt es den Zugang zu den einfachen stereometrischen Formen der Bauten dahinter mit ihren Würfeln, Prismen und Zylindern. Ein verwünschtes, heulendes, tobendes und stinkendes Chaos für den Laien - ein klar durchdachtes Präzisionswerk für den Ingenieur und Chemiker, für das Heer der 20 000 Arbeiter, die hier auf die Minute ihren vorgeschriebenen Platz zum genauest berechneten dienenden Handgriff einnehmen, um durch einen komplizierten Veredlungsvorgang der Kohle die für Deutschland lebensnotwendigen Stoffe abzugewinnen.

Die Braunkohle, die durch gewaltige Bagger im Tagebau gewonnen wird, während bis 400 Meter lange Förderbrücken täglich je an 40 000 Kubikmeter Abraum bewegen, geht zu zwei Fünftel als Rohkohle an Kraft- und chemische Werke, sowie die Kali-, Zucker- und Papierindustrie. Die Hälfte wird zur Brikettherstellung versandt, während sich zur Verschmelzung nur die bituminösen, hoch teerhaltigen Kohlen des Weißenfelser, Oberröblinger und Halleschen Revieres eignen. Sie geben das Paraffin und Montanwachs her für Bohnermasse, Schmier- und Lederfette. Leuna wurde zunächst als größtes deutsches **Stickstoffwerk** gegründet, das mit Piesteritz bei Wittenberg zusammen 1933 mit 250 000 Tonnen reinem Stickstoff die Hälfte der deutschen Erzeugung stellte. Neben seiner Verwendung als Grundsubstanz für alle Schieß- und Sprengstoffe wird es vor allem zu Düngesalz verarbeitet und macht Deutschland dadurch von der bis dahin notwendigen Einfuhr des Guano und Chilesalpeters unabhängig. Gewaltige Summen an Volksvermögen bleiben so dem Reich erhalten.

Die Abschnürung Deutschlands vom Weltmarkt und sein ständig wachsender, aus den geringen natürlichen Vorkommen aber nicht zu deckender Treibstoffverbrauch stellte die Chemie vor die Aufgabe, das fehlende Erdöl künstlich zu erzeugen. 1926 gelang deutschem Erfindergeist die Befreiung vom Auslandsbezug durch das I. G.-Farben-Hochdruck-Hydrierverfahren der Verflüssigung bituminöser Kohle zu Leunabenzin und Solaröl. Längst aus dem Stadium der Unrentabilität heraus, werden die Anlagen jetzt für eine Jahresproduktion von 300 000 Tonnen erweitert, mit der ein Fünftel des gesamten deutschen Bedarfes gedeckt werden kann.

Die nichtbituminöse Braunkohle rollt Zug auf Zug zur Stromerzeugung in die großen Kraftwerke. **Zschornowitz**, nahe der Bitterfeld - Wittenberger Hauptstrecke, hat allein einen täglichen Rohkohlenverbrauch von 11 000 Tonnen. Von der Bahn aus sieht man über den weiten Kiefernwäldern der Dübener Heide die mächtigen 15 Schornsteine des 1915 errichteten Großkraftwerkes aufragen. Wer den neugeprägten Begriff der stählernen Romantik einmal erleben will, der kann es hier tun, wo die mächtigen rauchwehenden Säulen an trüben Tagen den Himmel zu tragen scheinen und zu ihren Füßen in den weiten Hallen der schönen klargegliederten Zweckbauten mit den breiten Fensterbändern unter 100 riesigen Kesseln die ewigen Feuer lodern, um das Wasser für die sausenden Turbinen zu verdampfen. Massige Betonkühler wie Stümpfe babylonischer Türme hocken daneben, in denen der Dampf wieder zu Wasser wird, um zu neuem Kreislauf getrieben zu werden. Im Umspannwerk wird die tägliche Produktion von 5 Millionen Kilowattstunden - von keinem europäischen Werk sonst erreicht - auf todbringenden funkelnden Kupferdrähten in die zwanzig 100 000-Volt-Hochspannungsleitungen überführt, um auf den schwingenden Kabeln der Überlandmasten weit ins Reich hinaus - bis nach Berlin - geschickt zu werden.

Bitterfeld am Rande des Muldetales war einst ein friedliches Ackerbürgerstädtchen mit regem Tuchmacher- und Töpfergewerbe. Als 1839 die erste Braunkohlengrube eröffnet wurde, brach die neue Zeit an und verwandelte die blühende Landschaft allmählich zur Trostlosigkeit von



Großkraftwerk Golpa-Zschornewitz.

Trichterfeldern und Abraumhalden, zwischen denen endlose Schienenstränge ihren Weg suchen, Bagger und Förderbrücken ihre kreischende Arbeit verrichten. Aus den Kühltürmen steigt der Wasserdampf in weißen Wolken, und aus den Bündeln zahlloser Schlote regnet es Flugasche und Kohlenstaub über den zerwühlten Boden. Hier hat die I. G. Farben das Hauptquartier für die Chlorkali-Elektrolyse Deutschlands aufgeschlagen, an deren Werke sich Teerfarben- und Kunstseidefabriken anschließen. Was aber selbst diesem "bitteren Feld" noch etwas vom Glanz des Märchens gibt, das ist die Herstellung von vielfarbig funkelnden synthetischen Edelsteinen, die hier unter höchsten Hitzegraden des Knallgasgebläses aus Tonerde geschmolzen werden. In **Wolfen**, dicht dabei, liefert die Agfa-Filmfabrik mit 7000 Arbeitern und einem Stab von Wissenschaftlern fast ein Drittel des Weltbedarfes an Filmen, Platten und fotochemischen Mitteln. Bis zu welchem Grade diese Betriebe alle spezialisiert sind, beweist die Skala von 5000 Farbstoffen, die in den dortigen Werken aus Kohlentee gewonnen werden.

Der wichtigste Grundstoff bei der Herstellung der lichtempfindlichen Emulsion für Filme und Platten ist Silbernitrat, und ihr Bedarf daran macht die Agfa zu Deutschlands größtem Silberverbraucher. Die Heimat des begehrten Metalles ist die als **Mansfelder Platte** bezeichnete Landschaft im östlichen Harzvorland, eine wellige vielformige Buntsandsteintafel mit Muschelkalkaufsätzen über dem Zechstein-Grundgebirge. Seine unteren Schichten führen neben gewaltigen Salz- und Kalilagern ein Kupferschieferflöz, das sich über ganz Mittel- und Norddeutschland ausbreitet. Zu lohnendem Bergbau kam es aber nur in der Mulde zwischen Eisleben und Hettstedt, wenn auch die Lagerstätte - in 800 Meter Tiefe - meist nur 20-40 Zentimeter mächtig ist. Die bereits um 1200 beginnende Ausbeutung hat die Gegend zum klassischen Bergbauggebiet Deutschlands werden lassen, in dem sich unter den mächtigen, vielbenedigten Mansfelder Grafen ein wechselvolles Stück mittelalterlicher Wirtschaftsgeschichte abgespielt hat. Seine zweite Blütezeit nach harten Krisenjahren erlebt der für Deutschlands Rohstoffversorgung wichtige Bezirk in der Gegenwart. Die wirtschaftliche Herrschaft darüber führt die Mansfeld A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb, deren vielverzweigte Werke mit den mannigfaltigsten Weiterverarbeitungsbetrieben in Eisleben, Helbra, Mansfeld und Hettstedt eine Gefolgschaft von 22 000 Mann beschäftigen. Mit 20 000 Tonnen jährlicher Ausbeute beherrscht Mansfeld die deutsche

Kupfererzeugung zu 98 Prozent. Neben Blei, Zink und 20 Prozent des deutschen Goldes enthält das Flöz vor allem Silber. 1935 wurden hier durch Elektrolyse 150 000 Kilogramm gewonnen, das sind 75 Prozent der inländischen Ausbeute. Wie der Bergbau durch jahrhundertelange Tradition dem rauhen und wortkargen Mansfelder Kumpel das Gesicht gab, so verleiht er auch der Landschaft ihr eindrucksvolles Gepräge. Zwischen Eisleben und Mansfeld sind es um die Fördertürme der Schächte herum die bergehohen sargförmigen Abraumhalden, auf denen geschäftige Bähnchen immer neues taubes Gestein heranführen. Unter Viadukten gehen die Straßen hindurch, und immer ist es das gleiche Bild: Schächte, Kühltürme, Halden zwischen gut bebauten Äckern auf fruchtbarem Lößboden.

Aber wie überall in Mitteldeutschland die Gegensätze dicht nebeneinander stehen, so redet hier die Geistesgeschichte nicht weniger eindringlich als der ungestüme Vormarsch moderner Industrie. Hier sammeln sich die Erinnerungen um Martin Luther, den Bergmannssohn, der die Neuzeit eröffnete und schicksalsvoll bestimmte. Ehrfürchtig hütet **Eisleben** die Stätten seiner Geburt und seines Todes. In der Petrikirche ist er auf den Namen des streitbaren Heiligen getauft worden, und in der Andreaskirche hielt er seine letzten erschütternden Predigten. Immer wieder hat es ihn aus der großen Welt von Wittenberg in seine stillere Heimat gezogen. Immer helfend, sei es nun, um Händel zwischen den Mansfelder Grafen zu schlichten oder die von Münzer aufgewiegelten Bergleute wieder zu beruhigen.

Wer Eisleben durchstreift, wird sich über das von der Industrie unberührte mittelalterliche Stadtbild freuen, dessen von steilen Giebeln und Türmen eingehogter, ansteigender Marktplatz den schönsten in Mitteldeutschland zuzurechnen ist. Überhaupt tut man dem Mansfelder Seekreis und Gebirgskreis unrecht, wenn über der Industrie die landschaftlichen Schönheiten vergessen werden, die abseits der großen Straßen in ungeahnter Fülle ausgebreitet liegen. Der mit reichem Obstbau und Weinbergen gesegnete Seekreis führt seinen Namen nach dem langgestreckten Süßen See. Durch Auslaugung unter ihm anstehender Salzlager entstanden, zaubert sein blauer Spiegel ein Stück Bodenseelandschaft hierher. Auch die Uferburg fehlt nicht: Schloß Seeburg, steil aufgetürmt mit reicher Geschichte. Am hellsten klingt der Name Wichmann, Barbarossas kluger und schöner Berater, Erzbischof von Magdeburg. Neben Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären ist dieser Graf von Seeburg vor allem Führer der deutschen Ostkolonisation gewesen in Krieg und Frieden. Ein guter Patron der heute in seiner Burg untergebrachten Gauführerschule.

Nach Westen, im Gebirgskreis, dem Harze zu, mehren sich die Schönheiten mit Bergen, weiten Laubwäldern und tiefeingeschnittenen Tälern mit Burgen darüber. Herrliches Wandern über die Höhenstraßen mit lockenden Fernblicken zum behäbig sich aufbauenden Harz. Drunten im Wippertal nach Hettstedt zu liegt ein parkumgebenes Schloß. Hier in **Oberwiederstedt** wurde Novalis geboren, und das Familienarchiv der Hardenbergs bewahrt die "Hymnen an die Nacht" in seiner steilen und klaren Schrift.

Die rechte Einstellung zum Gau des Kupfers und der braunen Erde wird nur finden, wer diese Landschaft - abgesehen von den vielen verschwiegenen Reizen - vor allem volkswirtschaftlich betrachtet und sie dann als lebenswichtigen Teil im großen Organismus des Reiches sieht. Nach der geschichtlichen Leistung der Ostkolonisation im frühen Mittelalter erfüllt sich ihr eigentliches Schicksal erst in der Gegenwart unter der besonderen Aufgabenstellung, aus einem bisher vorwiegend landwirtschaftlich genutzten Gebiet eine Industrieprovinz zu werden, weil Deutschland leben muß! So steht dieser Gau im Verzweiflungskampf ums Dasein des ganzen Volkes mit in der vordersten Front. Damit in anderen Gauen die Felder reicher tragen, holt hier das Leunawerk den Stickstoff aus der Luft. Damit die Weihnachtskerzen in jedem Hause festlichen Glanz ausstrahlen können, müssen riesige Bagger hier Felderbreiten zerwühlen, müssen die Schwelöfen hier ihren beizenden Qualm verbreiten. An Stelle einer langen Reihe nur diese beiden Beispiele für die unerbittliche Notwendigkeit der Zusammenballung so vielartiger Industrien hier im Mittellande, die

weiter davon abhängt, daß die Braunkohle 50 Prozent Wasser enthält und also weiten Versand nicht lohnt. So müssen die 100 Millionen Tonnen jährlicher Förderung (zwei Drittel der gesamtdeutschen!) an Ort und Stelle zu Kraft verwandelt und veredelt werden. Der Wasserreichtum des Gebietes begünstigt vor allem die chemische Industrie. Aber auch das nährende Umland für die von den Werken herbeigerufenen Menschenmassen fehlt nicht. Denn die Industriestädte liegen inmitten der unterm Regenschatten des Harzes ausgebreiteten, seit Urzeiten unbewaldeten Kultursteppe mit der höchstentwickelten Landwirtschaft Deutschlands, und das "bittere" Feld ist nur eine wenig wohlmeinende Umdeutung des Namens Better-Feld, den die flämischen Kolonisatoren im 12. Jahrhundert dem hier vorgefundenen besseren Ackerland gaben. "Daer isser een betere stêe" heißt es im berühmten Ostlandlied der niederfränkischen Siedler.

Wenn weiter von den seit altersher durch günstigeres Schicksal in ihren ursprünglichen Wohnsitzen belassenen Altstämmen oft recht geringschätzig auf die "gesichtslose" Bevölkerung dieses Gebietes herabgesehen wird, in dem die Gesichter aller deutschen Landschaften zu finden seien, so hat das Kohlenland vielen Arbeitslosen eben jener Gaue eine neue Heimat gegeben und ist dadurch zum zweiten Male in der Geschichte zum "Neusiedelland" geworden. Großzügiger Siedlungsbau ist hier überall im Gange. In nächster Nachbarschaft der Werke auf eingeebneten Bruchfeldern und Abraumhalden entstehen schmucke Dörfer, wo sich in gartenumhegten Häuschen gesünder leben läßt als in den Mietskasernen der Großstädte. Gerade Leuna mit seinen vorbildlichen sozialen Einrichtungen ist ein Beispiel für viele. Nicht mehr steht es als "Zwingburg des Kapitalismus", von tragischem Brudermord verdüstert, sondern die wuchtigen Fronten seiner Schlotte sind Symbol für das heroische Trotzdem einer unbesiegteten Nation, die **mitten im größten Kriege aller Zeiten** sich dieses Werk geschaffen, und wenn die Rauchschwaden im Morgenrot grau über die Ebenen ziehen, so sind das die stolzesten Farben, die ein Volk in seinem Daseinskampfe hissen kann - die Fahnen der Arbeit.

Der Mittelpunkt dieses zwischen Eisleben, Bitterfeld und Weißenfels ausgespannten Kraftfeldes ist in jedem Sinne **Halle**. Wenn irgendwo die Bezeichnung "uralte" recht hat, so bei dieser Stadt, die wie ihr Umland leichtfertigem Vorurteil den Ruf der Häßlichkeit verdankt. Aber welche Großstadt hat keine Erinnerungen an die Trostlosigkeit der raffenden Gründerzeit, der kulturlose Emporkömmlinge ihre hohle Fassade vorsetzten? Wer aber - unbeirrbar den echten Kern suchend - bis zum Marktplatz vordringt, wird unvermutet einem mittelalterlichen Stadtbild gegenüberstehen, dessen steingewordener Bürgerstolz den Vergleich mit dem ehrwürdigen Prag sehr nahelegt. Aus seiner Mitte, frei nach allen Seiten, strebt der riesige spätgotische Campanile des vielzackigen "Roten Turmes" dem Himmel entgegen, reiner Inbegriff von Macht, Stolz und Reichtum der einstigen Hansestadt, und das kraftvolle Rolandsbild zu seinem Fuße kündigt vom Recht des Rates über Leben und Tod. Zusammen mit den vier Türmen daneben von Unserer lieben Frauen, der weiten Hallenkirche des 16. Jahrhunderts, bildet er jene berühmte Fünf-Türme-Gruppe als unvergleichliches Wahrzeichen der Stadt. Gegenüber ist von der ehrwürdigen Behäbigkeit des Rathauses der Wandel der Baugesinnung von der Gotik zur Renaissance abzulesen, und unweit davon birgt die Moritzkirche, eine erlesene Köstlichkeit im Stile des frühen 15. Jahrhunderts, jene Reihe steinerner Bildwerke des Konrad von Einbeck, der nach dem Naumburger Meister die eigenwilligste Persönlichkeit des mitteldeutsch-sächsischen Kunstkreises darstellt.

Nur wenige Straßen weiter künden die verzückten Gestalten der Apostel an den Pfeilern der Domkirche von der unbegrenzten Prachtliebe des Kardinals Albrecht von Brandenburg, der Grünewald an seinen glänzenden Hof zog und mit vielen Neubauten den Glanz der Renaissance über die Stadt brachte. Die Totenmaske seines größten Widersachers, des Wittenberger Mönches, hütet die Marienkirche als ergreifendstes Zeugnis der Reformation. Am weitesten bekannt ist Halle freilich als Salzstadt der Halloren, jener Mitglieder der ehrwürdigen "Salzwirker-Brüderschaft im Tal zu Halle", deren aus langer Tradition entwickeltes Brauchtum bis heute lebendig geblieben ist, deren buntfeierliche Tracht mit Dreispitz, langem Leibrock und Schnallenschuhen sich fremdartig



Halle (Saale). Die Moritzburg.

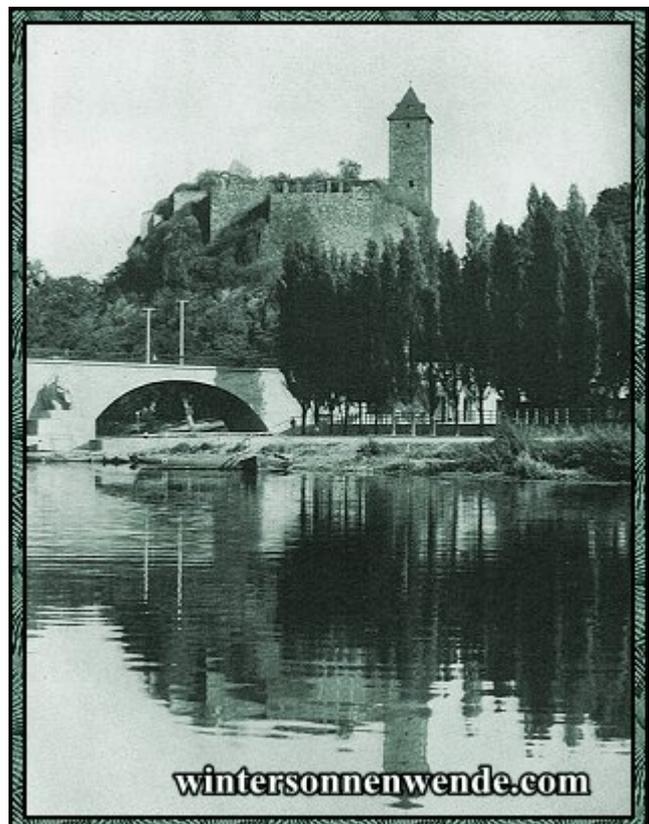
genug vom modernen Straßenbild abhebt. Neben der günstigen Hügellage am Saaletal haben besonders die Salzquellen hier zur Siedlung eingeladen, und seit der Jungsteinzeit breitet sich Kulturschicht über Kulturschicht. Fast alle Ausschachtungen für Neubauten im Stadtgebiet und seiner Umgebung fördern aus vorgeschichtlichen Gräberfeldern reiche Funde (besonders an Schnurkeramik) zutage. Die Salzquellen, hartumkämpft schon in der Vorzeit, sind bis zur Aufschließung der Braunkohlenfelder der Lebensnerv der Stadt gewesen, und auf ihm beruht der rege Marktverkehr, der bereits im Mittelalter hier einen Knotenpunkt von 14 Straßen entstehen ließ. Sechs Hauptstrecken der Bahn und zwei sich hier vereinigende Linien der Reichsautobahn zeigen deutlich genug für die Gegenwart die Verkehrswichtigkeit dieses Platzes neben der benachbarten Messestadt, mit der er den bedeutenden Flughafen Schkeuditz teilt. Als Sitz der Riebeck-Montan-Werke, des größten Tiefbauunternehmens im deutschen Braunkohlenbergbau, und einem der fünf preußischen Oberbergämter (für Sachsen, Brandenburg und Pommern) ist die Stadt zum Zentrum des mitteldeutschen Bergbaues geworden. Vom heute ausgebeuteten Steinkohlenrevier der Löbejüner Flur nahm der preußische Bergbau, vom Großen Kurfürsten gefördert, überhaupt seinen Ausgang, und in dem kleinen Städtchen jenseits des Petersberges steht als einzigartiges Denkmal der Arbeit der Zylinder der ersten 1795 in Deutschland zum Auspumpen des Grundwassers aufgestellten Dampfmaschine. Daß der Mittelpunkt dieses Industriegebietes selbst eine vielseitige Industrie aufweist, ist begreiflich. An der Spitze der Maschinenfabriken steht Weise Söhne, die über 100 000 Kreiselpumpen in die entlegensten Länder des Erdkreises geliefert hat. Die Zuckerrübenkultur des Umlandes fordert Fabriken zur Weiterverarbeitung, von denen sich die Firma Most durch ihre Schokoladenerzeugnisse den klangvollsten Namen gesichert hat.

Nicht minder vielseitig und weit zurückreichend ist Halles Bedeutung für das deutsche Geistesleben, die sich am getreusten in seiner Universität widerspiegelt. Als einzige Hochschule des Lutherlandes hat sie nach der Vereinigung mit der Wittenberger deren Tradition übernommen und trägt heute den verpflichtenden Namen des Reformators. Als Zeugnis deutscher Selbstbehauptung wurde sie nach den demütigenden französischen Verheerungen in der Pfalz 1694 ins Leben gerufen und blieb bis zur Gründung der Berliner die wichtigste Universität in Preußen. Gleich am Anfang

stehen ihre drei größten Lehrer: A. H. Francke (1663-1727), der durch die tätige Liebe seines Christentums den Pietismus gegen die protestantische Scholastik zum Siege führte, Chr. Thomasius, der als damals unerhörter Revolutionär gegen die hergebrachte Latinität für eine selbständige deutsche Kultur kämpfte und Persönlichkeiten an Stelle von Vielwissern erziehen wollte, und schließlich gleichzeitig, aber in wunderlichem Gegensatz zu den beiden der erfolgreichste Philosoph der Aufklärung, Chr. Wolff. Diese drei die Jugend begeisternden Persönlichkeiten verhalfen der jungen Universität zu einem Rufe, der alle übrigen deutschen Hochschulen weit hinter sich ließ. Ein Jahrhundert später begründet Fr. A. Wolf hier die moderne Altertumswissenschaft und Philologie im klassisch-humanistischen Geiste, und viele Namen wären neben der Theologie für die Chemie und Physik zu nennen. Überhaupt nehmen die Naturwissenschaften gerade hier am Standort bedeutender Industrien einen höheren Rang ein als anderswo und tragen dazu bei, daß die Universität unmittelbar fördernden Anteil am Daseinskampf der Nation nimmt. Für die naturwissenschaftliche Ausrichtung der Universität gibt es aber kein tieferes Symbol, als daß nach langem Umherwandern im Reich die älteste naturforschende Gesellschaft der Welt, die Kaiserl. Leopoldisch-Carolinisch deutsche Akademie der Naturforscher hier ihre endgültige Heimat fand, deren selten verliehene Cothenius-Medaille nur den führenden Forschern der Nationen vorbehalten ist.

Neben der Universität nimmt Halle durch die Schulstadt der Franckeschen Stiftungen einen besonderen Rang in der Geschichte des deutschen Bildungswesens ein. Wer heute durch die endlosen Gebäudereihen der "Stiftungen" geht und in ihnen das überdauernde Werk eines einzelnen Mannes sieht, das mit einer Gabe von 7 Gulden begonnen wurde, der kann hier des Wunders inne werden, daß der Glaube Berge zu versetzen vermag. Dabei war der fromme Waisenvater aber auch nüchtern genug, sein Werk durch Angliederung erwerbender Anstalten für die Zukunft zu sichern: die heute noch bestehende Buchhandlung, Buchdruckerei und Apotheke. Um aber auch dem Ärmsten eine Bibel geben zu können, deren Erwerb ja damals noch eine kostspielige Sache war, wurde 1710 die nach ihrem freiherrlichen Stifter benannte von Cansteinsche Bibelanstalt als erste der Welt gegründet. Mit der Pflege der Heidenmission verbunden hat sie seither über acht Millionen Bibeln verbreitet.

Die besondere musikalische Begabung des mitteldeutschen Menschen hat Halles größten Sohn, Händel, unsterblich gemacht. Aber auch vor und nach ihm stehen klingende Namen, die zur Stadt in engerer Beziehung gestanden haben. Liedersänger sind es vor allem, wie Robert Franz. Als bester Vertoner Goethescher Gedichte galt Friedr. Reichardt, der Herbergsvater der Romantiker, die sich in seinem gastlichen Hause am Giebichenstein um ihn und seine schöne Frau mit den geistvollen Töchtern sammelten. Nie wieder hat die Ruine der alten Reichsburg auf dem schroffen Felsen über der Saale so selig durchschwärmte Nächte gesehen wie in jenen Jahren um 1800, wo Tieck, Wackenroder, Novalis, Fr. Schlegel, Arnim, Brentano, Bettina, Eichendorff, W. Grimm, Steffens und Schleiermacher dort ein und aus gingen. Wie sie die Landschaft geliebt haben, muß man in ihren Briefen und Tagebüchern nachlesen, und unvergeßlich prägen sich Eichendorffs Verse ein:



Halle (Saale). Der Giebichenstein.

"Da steht eine Burg überm Tale
Und schaut in den Strom hinein,
Das ist die fröhliche Saale,
Das ist der Giebichenstein.
Da hab ich oft gestanden,
Es blühten Täler und Höhn,
Und seitdem in allen Landen
Sah ich nimmer die Welt so schön."

Oft war Goethe hier, von **Lauchstädt** herüberkommend, wo er im Sommertheater strenge Regie führte. Am besten hat Eichendorff auch hier wieder das Wort: "War ein Stück von Goethe oder Schiller angekündigt, so begann sofort eine wahre Völkerwanderung zu Pferde, zu Fuß oder in einspännigen Kabrioletts...., niemand wollte zurückbleiben, die Reicheren griffen den Unbemittelten mit Entree und sonstiger Ausrüstung willig unter die Arme, denn die Sache wurde ganz richtig als eine Nationalangelegenheit betrachtet." Das im 18. Jahrhundert so berühmte kursächsische Modebad, in dem sich bei den Brunnenkuren der Dresdner Hofadel *à la nature* vergnügte, ist längst wieder zu einem Landstädtchen eingeschlafen und zehrt von Erinnerungen, die in den Rokoko-Pavillons und unter den hohen Bäumen des Parkes wach werden, wenn zur Festspielzeit mit Goethe an der Spitze die Klassiker über die alte gemütvolle Bühne gehen. Dann herrscht hier für ein paar verklärte Sommertage ein buntes, hochgestimmtes Leben.

Sind auch die Waldhornklänge der Romantiker längst verweht, so hat das Saaleufer von der inmitten der Großstadt drohenden Moritzburg bis hin zum Giebichenstein sich seinen berückenden Reiz von einst bewahrt. Hier muß man die Stadt lieben und sich nach ihr immer wieder zurücksehnen. Und wenn dann zum Laternenfest auf Hunderten von Booten die bunten Lichter gaukeln und überm Giebichenstein die riesigen Wunderblumen des Feuerwerks in den Himmel wachsen, dann erleben auch die Hunderttausend hier wieder den Zauber des Märchens.

Wo nach Norden hin die Hügellandschaft des östlichen Harzvorlandes in immer flacheren Wellen verebht, um dann in die weiten Ebenen des Elbtales einzugehen, baut sich als natürliche Warte das Porphyrmassiv des sagenumwobenen Petersberges (250 Meter) auf. Sein Gipfel mit einer romanischen Peterskirche auf germanischer Kultstätte bietet die umfassendste Übersicht. Ein herrlich buntes Schachbrett fruchtbarer Felderbreiten, dazwischengestreut friedliche Siedlungen um ehrwürdige Dorfkirchen geschart. Uraltes Bauernland, soweit der Blick reicht, und nur die Nadeln der Schornsteine am Rund des Horizontes künden davon, daß mit der Industrie eine neue Zeit angebrochen ist.



Die Anhaltischen Lande und Magdeburg

Vom Unterharz über die Elbe hinweg bis zum Fläming reichend, breiten sich um die letzten Talstrecken der Saale und Mulde die **Anhaltischen Lande** aus als Übergangsgebiet zwischen Obersachsen und Niedersachsen mit der Mark. Laubwälder der Harzberge, Romantik des steilwandigen Saaletales um Bernburg herum, ausgedehnte Auen mit uralten Eichenbeständen im Überschwemmungsgebiet des Elbstromes, Kultursteppe auf dem fetten Boden schwarzerdiger Lössschicht und weite Kiefernheide auf kargem märkischen Sand - so vielfältig auch das Gesicht der einzelnen Landschaften ist, sind sie doch durch die fast 1000jährige Geschichte des Hauses Askanien miteinander verbunden, dessen Glieder bis in die jüngste Vergangenheit hier regiert haben. Ursprünglich rein niederdeutsches Sprachgebiet, wird es seit dem 14. Jahrhundert allmählich von der obersächsisch-thüringischen Mundart erobert und die Sprachgrenze mit dem zurückweichenden niedersächsischen Bauernhaus immer weiter nach Norden hinauf verlegt. Damit

wird auch jene bis in die Vorgeschichte zurückreichende Stammesgrenze verwischt, die mit dem Vorkommen der auf schwedischen Granitfindlingen beruhenden Megalithkultur der großen Steingräber zugleich den Südrand der Eiszeitausdehnung bezeichnet. Seit der Jungsteinzeit ist der fruchtbare und schon immer waldfreie Boden besiedelt gewesen und hat durch die reiche Hinterlassenschaft der aufeinanderfolgenden und hier sich oft genug kämpferisch begegnenden Kulturen besonders das Bernburger Gebiet zu einem wichtigen Revier der Vorgeschichte gemacht, dessen bedeutendste Fundorte (Bernburg, Latdorf, Walternienburg) zu Leitnamen geworden sind. Ging es in diesen Zeiten frühester Kulturen der Illyrer, Kelten und Germanen vor allem um die Auseinandersetzung zwischen Norden und Süden, so wendet sich seit der Völkerwanderungszeit die Front nach Osten hin, wo die den fortziehenden Germanen nachdrängenden Slawen sich inzwischen bis zur Elb-Saale-Linie festgesetzt hatten. Nach der karolingischen Gründung der Sorbischen Mark wird die Offensive jenseits der Ströme vorgetragen. Aus den Heervölkern dieser größten Kolonisationskriege deutscher Geschichte ragt drohend und gewaltig die Gestalt des Markgrafen Gero hervor, dessen starker Hand Kaiser Otto I. die gesamte Ostmark unterstellte. Zwischen Saale und Bode begütert, steht er am Beginn der Geschichte des Landes. Seine Nachfolgerschaft tritt das Haus Askanien an, das mit Albrecht dem Bären die Höhe seiner Macht erreichte und im 13. Jahrhundert Anhalt die bis heute bewahrte Ausdehnung gab.

Die von Westen nach Osten vordringende Erweiterung des Landes läßt sich deutlich genug am Alter der Siedlungen und der Art ihrer Gründung ablesen. Drei monumentale Bauwerke als Stiftungen des sächsischen Hochadels sind aus der Kaiserzeit des frühen Mittelalters erhalten. Nah beieinander im Westen sind sie gelegen, und nur eins erreicht die Saalelinie. Am Anfang steht in **Gernrode** (Geronisroth) am Harzrand im Schutze des Ramberges über einem lieblichen Waldtal die Cyriakuskirche als ehrwürdige Stiftung des Markgrafen Gero. In diesem stolzen Bau, dessen abweisend ernste Außenseite den Formenreichtum im Innern verbirgt und wie kaum ein anderer den machtvollen Geist der Ottonenzeit zum Ausdruck bringt, wurde der große Heerführer 965 nach seinem Willen beigesetzt. Unweit davon hat **Ballenstedt** den Ruhm, Geburts- und Begräbnisstätte Albrechts des Bären zu sein, der hier nach der Germanisierung der Mark Brandenburg 1170 sein tatenreiches Leben beschloß. Am Zusammenfluß von Saale und Bode steht in **Nienburg** als Rest der gegen die Jahrtausendwende gegründeten Benediktinerabtei eine weite Hallenkirche aus dem Ende des 13. Jahrhunderts. Das Kloster war als Lieblingsstiftung der Sachsenkaiser mit riesigem Grundbesitz im Wendenlande ausgestattet und hat hervorragenden Anteil an der Christianisierung dieses Gebietes gehabt. Die hohe lichte Kirche, eins der vollendetsten Werke reifer Gotik auf deutschem Boden, bot dem sächsischen Hochadel die letzte Ruhestätte. Im benachbarten **Hecklingen** aber steht mit die schönste und am besten erhaltene romanische Basilika des ganzen Harzgebietes. An ihren Pfeilern und Säulen entfaltet die Schmuckfreudigkeit des 12. Jahrhunderts ihren ganzen Reichtum, der seine Krönung in dem feierlichen Reigen der flügelumrauschten Engelsfiguren mit den Seligpreisungen an den Mittelschiffwänden erhält.

Als nach der Wiedereroberung die deutsche Macht im Slawenlande endgültig gesichert war, setzte während des 13. Jahrhunderts - hauptsächlich mit flämischen Kolonisten - die planmäßige Gründung von Städten ein, die auch heute noch in Anhalt die bedeutendsten sind. Unter ihnen hat sich **Zerbst** am treuesten sein mittelalterliches Gesicht bewahrt in einer hierzulande seltenen Geschlossenheit von Türmen und Toren, Mauern und Wehrgängen, die den Beinamen des anhaltischen Rothenburg schon rechtfertigen. Imponierend der Marktplatz mit dem Rathaus, dessen überreich geschmückte spätgotische Backsteingiebel daran erinnern, daß wir hier an der Schwelle Brandenburgs, Niederdeutschlands stehen. Davor ein mächtiger Roland und dahinter Türme und steiles Dach der weiträumigen, lichtdurchfluteten Hallenkirche St. Nikolai, die mit der älteren Schwester St. Bartholomäi über ein herrlich buntes Gewürfel altertümlicher Giebelhäuser blickt. Anders wird das Bild, wo die heiteren Rokokofronten der Kavaliershäuser auf die Schloßfreiheit schauen, die zu dem parkumhegten Prunkbau des fürstlichen Residenzschlosses der Anhalt-Zerbst-Linie führt. Als nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges sich Anhalt mit dem Großen

Kurfürsten verband, Georg II. sein General und Statthalter der Mark wurde, führte er auf dessen Wunsch auch eine Oranierin nach Dessau heim. Mit ihr kamen die holländischen Künstler ins Land, die dem Anhalter Barock das Gesicht gaben. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde der Neubau des Schlosses und der protestantischen Trinitatiskirche großzügig mit prunkvoller Ausstattung aufgeführt. Aber das glänzende Hofleben ist erloschen, und das ohnehin abseitig gelegene Städtchen hat in seinem Dornröschenschlaf den Anschluß an die neue Zeit - zu seinem Besten möchte man hier sagen - verpaßt. Nur einmal hat die kleine Residenz die Blicke Europas auf sich gezogen, als [eine junge Prinzessin von hier aus ihren Schicksalsweg antrat, um Katharina II., Kaiserin von Rußland zu werden.](#)

Ungleich rühriger und von fernher durch die Reihen seiner Schornsteine, besonders der Solvay-Werke, sich als Industriestadt ankündigend ist **Bernburg**. Um so angenehmer überrascht die Nähe mit dem ungemein eindrucksvollen Stadtbild, wo von der Saale aus die Straßenzüge einen steilen Berg hinanklimmen, auf dessen felsiger Höhe das herzogliche Schloß thront. Eine ausgedehnte malerische Anlage bedeutender Baulichkeiten aus dem 12. - 18. Jahrhundert um einen weiten Hof mit gewaltigem runden Bergfried gruppiert. Eulenspiegel soll sich hier oben als Türmer manch Schelmenstücklein geleistet haben, und im Zwinger wird nach alter Tradition eine Bärenfamilie gehalten, das anhaltische Wappentier. Vom Altan des Schlosses bietet sich auf den breiten Fluß und die Unterstadt mit den beiden schönen gotischen Kirchen ein Blick, wie man ihn sonst nur im oberen Saaletal anzutreffen gewohnt ist. Mächtig im Aufbruch begriffen aus biedermeierlicher Beschaulichkeit ist auch **Köthen** inmitten unabsehbarer Zuckerrübenfelder auf fettem Bördeboden. Wäre nicht die im Verhältnis zum bescheidenen Formate der Stadt gewaltige Jakobskirche, eine wundervoll weiträumige spätgotische Hallenanlage, so würde sich dem ersten Blick sonst nichts Beachtliches weiter einprägen. Aber dann steht man unvermutet vor der in ein Gassengewirr gezwängten katholischen Marienkirche und kann nirgends den rechten Abstand gewinnen zu der überaus modern anmutenden Großheit der schlichten und strengen giebelgekrönten Pfeilerstellungen an den Schauseiten. Diese monumentale Wirkung aber wird noch weit überboten vom Innenraum mit seiner mächtigen, mühelos gespannten Tonnendecke auf wuchtigen dorischen Säulen und Pfeilern. Seine unpathetisch feierliche Großartigkeit macht diesen Bau zu einem der reifsten Werke des deutschen Klassizismus überhaupt. Bandhauer, aus Roßlau gebürtig, hat ihn 1826 für den letzten Anhalt-Köthener Herzog errichtet, der - sehr zum Unwillen seiner urprotestantischen Landeskindern - unter dem Einfluß romantischer Ideen zum Katholizismus übergetreten war. Sonst freilich empfanden die drüben im gräbenumzogenen Schloß residierenden Herren kerndeutsch, wofür die vom Fürsten Ludwig im 17. Jahrhundert gegründete "Fruchtbringende Gesellschaft" zur Reinigung der deutschen Sprache von der überwuchernden Fremdtümelei der beste Beweis ist, und für ihren protestantischen Geist wie ihre Kunstfreudigkeit spricht es, daß Johann Sebastian Bach von 1717 - 1723 hier Hofkapellmeister gewesen ist.

Wenn Köthen über Nacht durch eine kürzlich gegründete große Zweigniederlassung der Junkerswerke wesentlich am Aufbau deutscher Luftfahrt beteiligt worden ist, so hat kaum einer anderen Stadt die Flugzeugindustrie ein so entscheidendes Gepräge gegeben wie Deutschlands jüngster Großstadt **Dessau**. Wie bedeutend auch die standortgebundene Zuckerindustrie, die Maschinenfabrikation, die Askania-Werke oder die Holzindustrie im Vorort Alten für die Stadt sein mögen - der Name Junkers steht über allem. Seit ihm 1915 die Erfindung des Ganzmetallflugzeuges gelang, ist aus dem kleinen Betriebe von 1892 eine riesige Werks-Stadt mit unübersehbaren Montagehallen um das Hochhaus der Verwaltung entstanden. Nicht eine der vielbewunderten Verbesserungen und Neuschöpfungen, die nicht aus diesen von Grünflächen und Blumenbeeten umgebenen lichten Konstruktionsbüros ihren Ausgang genommen hätte. Der Ruhm des Werkes und seines Gründers kreist mit den gewaltigen Verkehrsmaschinen um den Erdball. Serienweise stehen die eben fertig gewordenen Maschinen auf dem Flugplatz, um dann über der Stadt die schön geschriebenen Kurven ihrer Probeflüge zu ziehen. Das Singen und Knattern der Motoren ist die Begleitmusik der Gegenwart dieser Stadt, und die stolzen metallenen Vögel sind hier vom Bild

des Himmels so wenig wegzudenken wie nächstens die Gestirne.

Aber noch ein anderes Bild steigt bei dem Namen dieser Stadt auf. Das ist die stille Gegenwart alles dessen, was die musenfreundlichen Fürsten einst zur Mehrung deutschen Kulturgutes beigetragen haben, wenn die große Geschichte auch außer dem "Alten Dessauer" sonst keinen aus der langen Reihe der Fürsten verzeichnen mag, die hier seit 1341 residierten. Freilich ist es 1626 unter Wallenstein und 1806 unter Napoleon an der Elbbrücke heiß genug hergegangen, und als Schill hier seinen flammenden Aufruf "An meine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder" drucken ließ, war die Erregung groß. Aber einmal nur tritt aus dem Schatten der Geschichte eine überragende Persönlichkeit hervor und macht die unbedeutende Residenz neben Weimar zum künstlerischen und geistigen Mittelpunkt Deutschlands. War es in Weimar Karl August mit Goethe, so hier der Herzog Leopold Friedrich Franz mit Erdmannsdorff, der die künstlerischen Pläne seines Freundes und Bauherrn verwirklichte. Als "Vater Franz" geht noch heute der Name des 1817 gestorbenen Fürsten von Mund zu Mund.

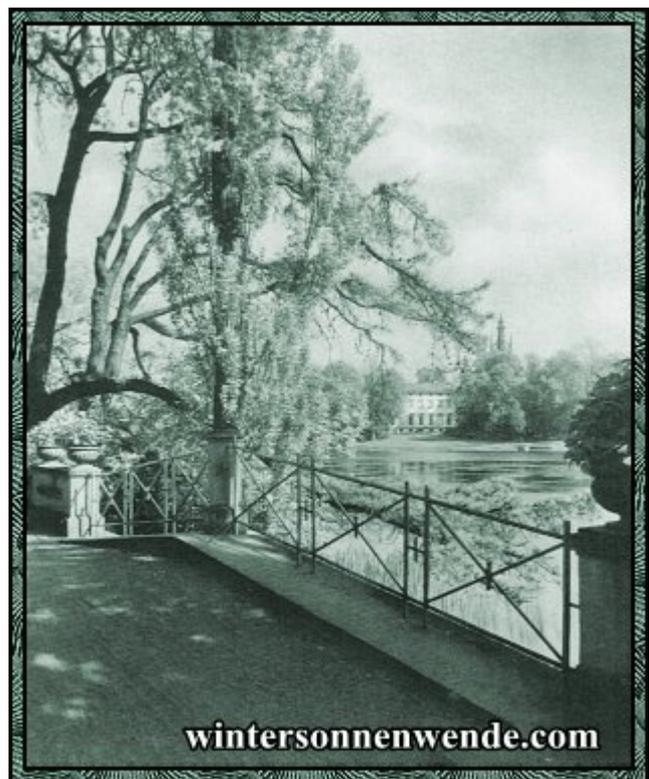
Aus der mittelalterlichen Epoche der damals - im Gegensatz zu Zerbst - sehr kleinen Stadt hat sich Nennenswertes kaum erhalten, und die spätgotische Hallenkirche von St. Marien stammt erst aus dem 16. Jahrhundert. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts bestimmen Barock und Rokoko das Stadtbild, besonders in der weiträumigen Anlage des Großen Marktes vor dem Schlosse. Das schöne Dessau mit seinen weitläufigen Parks und den Schlössern darin ist erst die Schöpfung des Fürsten Franz. Aber nicht nur die Stadt allein, sondern auch ihre nähere Umgebung und alles übertreffend - **Wörlitz**. Wenn Reisende an ihm bewunderten, daß er das ganze Land zu einem Garten umgewandelt habe, so konnte sich der Fürst damit nicht besser verstanden wissen. Wie kein anderer neben ihm hat er, dem Geist der Zeit entsprechend, Rousseaus revolutionäre Forderung "Zurück zur Natur" zu verwirklichen versucht. Nichts konnte daher seinem Wesen mehr zuwider sein als die Tändelei und Verantwortungslosigkeit des Rokoko. Wenn er seine Gärten aus der Landschaft entstehen ließ, sich ihr fügte, so war das keine fürstliche Laune oder Willkür, sondern das Bestreben, den Menschen und sein Haus wieder in unmittelbare Fühlung mit der Natur zu bringen und ihn dadurch auf sich selbst zu stellen, ihn frei und - gut zu machen. Als echtem Fürsten



Dessau. Die Marienkirche.

der Aufklärung standen ihm die landesväterlichen Pflichten obenan, in jedem Sinne und vor allem in der Kunst. So durfte im Wörlitzer Garten, von ernst ragenden Pappeln bestanden, eine Rousseau-Insel nicht fehlen. Die Inschrift auf dem Monument ist nicht nur das Programm für die Gartengestaltung, sondern der Leitsatz für den Fürsten selbst: "Dem Andenken J. J. Rousseaus...., der die Witzlinge zum gesunden Verstande, die Wollüstlinge zum wahren Genusse, die irrende Kunst zur Einfalt der Natur... zurückverwies." Wie modern klingt das! Wenig weiter begegnet der Kahn der "Herder-Insel" als Denkmal für den deutschen Vorkämpfer für freies Menschtum. Die Vorbilder zu seinen Landschaftsgärten hat der Fürst in England, dem damals modernsten Land Europas, gesehen, und in Wörlitz ist der erste Englische Garten in Deutschland entstanden, bestimmend auch für Weimar. Nicht weniger entscheidend für den Fürsten war ein längerer Aufenthalt in Italien, wo Winckelmann selbst die tiefe Begeisterung an der Antike in ihm weckte. Nur von hier aus ist es zu verstehen, wenn die Landschaft seiner ausgedehnten Gärten nun überall mit Erinnerungsmälern an das gefeierte klassische Land ausgestattet wird. Das weiße Schloß mit der großen Säulenhalle im Grün des Wörlitzer Parkes ist die meisterlichste Leistung Erdmannsdorffs und 1773 der erste rein klassizistische Bau auf deutschem Boden.

Gleichwertig neben der Verehrung der Antike steht aber die Hinneigung zum deutschen Mittelalter mit der Wiedergeburt der Gotik aus dem Geiste der Romantik. Auch hierfür fand der Fürst die Vorbilder in England. So entstehen gleichzeitig neben klassizistischen Werken in der Umgebung nicht nur neugotische Kirchen, sondern wie in der Oberförsterei Haideburg auch profane Bauten, bei denen sich die Nutzbarkeit in gotische Stilformen hüllt und mit der Ruinenschwärmerei der "empfindsamen Zeit" seltsam verbindet. Das beste Beispiel hierfür bleibt immer das "Gotische Haus" von 1786 mit seinen reichen Kunstschatzen am See vor der Koniferenwiese aus botanischen Seltenheiten. Klassik und Romantik, die stärksten Strömungen der Zeit, die sich in Goethe unversöhnlich befehdeten, hier in Wörlitz in wunderlicher Harmonie vereint zu sehen, gehört mit zu den stärksten Bildungserlebnissen, die Deutschland zu bieten vermag. Wie billig ist demgegenüber alle geistreichende Witzelei über das freilich oft gedrängte Vielerlei von künstlichen Felsen, Grotten und Brückchen, von Obeliskten, Rotunden, Tempeln und Einsiedeleien, von Urnen, Altären und Grabmälern mit der heute nur schwer nachfühlbaren Symbolik ihrer empfindsamen Sprüche und tiefsinnigen Ermahnungen. Gewiß ist das alles zeitgebunden, aber unvergänglich bleibt mit schilfumflüsterten Seen und Teichen, mit heimlichen Buchten und Kanälen unter tiefhängenden Zweigen, mit blumenüberschütteten Wiesen zwischen heiteren Wäldchen und riesigen vielfarbigen Baumgruppen, mit den beglückenden Durchblicken auf anmutige Tempel und schimmernde Schließchen das Märchen vom Garten zu Wörlitz.



Wörlitz. Partie im Park.

Wie ernst es der Fürst mit seinen landesväterlichen Pflichten wirklich nahm, beweist u. a. die Aufmerksamkeit, die er besonders dem Erziehungswesen widmete. Der viel umhergehetzte Basedow, der "Rousseau der Teutschen", schien ihm die geeignete Persönlichkeit zur Schulreform in seinem Lande. Unter Leitung dieses revolutionären Pädagogen wurde hier 1774 das berühmte und auch vom Ausland besuchte "Philanthropin" gegründet. Nach Stoffwahl und Art des

Unterrichtet, durch das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, wie überhaupt den frischen Geist, der alles beseelte, glich es unseren Landerziehungsheimen und nahm damit Gedanken vorweg, die erst heute in der Breite verwirklicht werden. Zusammenfassend kann das Lebenswerk dieses großen Fürsten eines kleinen Landes nicht besser gewürdigt werden, als es die Zeit selbst getan hat, die unter seine Büste im "Monument" zu Wörlitz die Inschrift setzte: "Gott erbaute er Kirchen. Der Armut Hütten. Den Künsten und Wissenschaften würdige Tempel. Alles Schönen Freund und Kenner. Alles Guten Förderer. Seines Volkes Vater. Seines Landes zweiter Schöpfer. Dieses Gartens Gründer."

Seine Zeit ist dahin. Aus der Stadt an der Mulde ist durch die Gründung von Wallwitzhafen und Eingemeindung von Roßlau die Stadt an der Elbe mit lebhaftem Schiffsverkehr geworden - und draußen in Wörlitz parken sonntags Hunderte von Berliner Wagen, die eine Welle sprudelnden Lebens auf die gemessenen Pfade der Empfindsamkeit werfen.

Trotz Junkers, Kali und Braunkohle ist das Gebiet aber auch heute noch ein echtes Bauernland geblieben, wo der stämmige Nordthüringer mit starkem niedersächsischen Einschlag den fruchtbaren Bördeboden bestellt. Seitdem von Schlesien her die Zuckerrübe eingeführt ist, hat sich die Provinz Sachsen - mit einem Drittel der deutschen Produktion - zum Hauptzuckerversorger des Reiches emporgearbeitet. Die langen Kolonnen der Rübenwagen, die ihre Ernte zu den Zuckerfabriken fahren, während die Dampfpflüge die endlosen Felderbreiten neu in schwarzglänzende Schollen legen und Fasanenvölker in die spärlichen Gehölze flüchten lassen - sind das gewohnte herbstliche Bild. Dazu gesellen sich überall eingestreute Braunkohlenschächte und Tagebaue, die die Weiterverarbeitung der Rüben an Ort und Stelle begünstigen. Auch Mommsens Wort, daß "das Schaf der Rübe nachzieht", bewahrheitet sich hier wieder. Denn tatsächlich weist Sachsen-Anhalt die stärkste Schafhaltung Deutschlands auf und bringt bei der Rohstoffknappheit das Gebiet auch als Wollversorger an führende Stelle. Schließlich reicht es im Westen in das zwischen Magdeburg und Hannover bis zum Harzrand sich ausbreitende Revier der "Salzlinien" des versunkenen Zechsteingebirges hinein, wo das erst 1856 gegründete **Leopoldshall** zusammen mit **Staßfurt** den Mittelpunkt der deutschen Kaliindustrie bildet. Ursprünglich wurden nur die gewaltigen in vielen Hunderten von Metern Mächtigkeit anstehenden Steinsalzlager ausgebeutet - die Hälfte des deutschen Salzes kommt von hier - und das darüber "hangende" Kali als Abraum auf die Halden gestürzt. Seit 1861 die erste Chlorkaliumfabrik gegründet wurde, entstand damit eine chemische Industrie, deren vielfältige Erzeugnisse heute kein technischer Betrieb mehr entbehren kann. Auch um **Aschersleben** herum, an den Ausläufern des Harzes, ist es das gleiche Bild: Fördertürme mit surrenden Seilscheiben, Schloten der Salzverarbeitenden chemischen Werke und weißleuchtende, salzausblühende Halden, die von jedem Pflanzenwuchs gemieden werden. Die lebhafteste Industriestadt mit Maschinen- und Papierfabriken war schon im Mittelalter ein wichtiger Ort als Dingstätte des Schwabengaus, und als Zeugen großer Vergangenheit blicken die Reste einer Burg auf die geräuschvolle Gegenwart - die Stammburg der Askanier.

Das natürliche Zentrum des Harzvorlandes im weitesten Sinne und des Gebietes der mittleren Elbe ist **Magdeburg**, mit 300 000 Einwohnern die Hauptstadt der Provinz Sachsen und Mitteldeutschlands größter Binnenschiffahrtshafen. Eine königliche Stadt, wenn sie auch nie Residenz eines regierenden Hauses gewesen ist. Königlich durch den sieghaften Aufstieg aus einem rauchenden Trümmerhaufen, in den Tillys und Pappenheims Soldateska die heldenhaft verteidigte Hochburg der Evangelischen verwandelte. Symbolhaft für Deutschlands Aufstieg aus vielen Untergängen steht der Zackenkranz der doppeltürmigen Kirchen, stehen die zahllosen Schornsteine der hämmernden Werke über dem längs des Stromes in der grünen Ebene ausgebreiteten unübersehbaren Häusermeer. So ist der Blick, wenn man von Westen, von den reichen Dörfern der Bördehöhe auf die Stadt zukommt. Hier, wo der gewachsene Felsen unmittelbar in den Strom taucht und der Besiedlung immer eine hochwasserfreie Stätte bot, wo schon seit frühesten Zeiten die

Straßen des West-Ost-Verkehrs an der Elbfurt einen günstigen Übergang fanden, sicherte auch eine Burganlage Karls des Großen die östlichste Grenze des fränkischen Reiches.

Damit hebt die 1100jährige Geschichte der Stadt an, deren Wichtigkeit für die Wiederdeutschwerdung des ostelbischen Landes sie zum Lieblingskind Ottos des Großen machte. War es seinem Vater Heinrich I. gelungen, die siegreichen deutschen Waffen weit ins Slawenland hineinzutragen, so setzte nun unter dem ersten deutschen Kaiser jene großzügige und weitschauende Missionspolitik ein, die dem Kolonialgebiet mit dem Christentum die deutsche Kultur brachte. Der Ausgangspunkt hierfür war die Gründung des Moritzklosters, dessen Kirche, zum glänzenden ottonischen Dom verwandelt, 968 zur Kathedrale des Köln und Mainz im Range gleichen neuen Erzstiftes erhoben wird. Wenn auch der heutige Bau, mit 114 Metern Länge der größte Dom Mitteldeutschlands, nach dem Brande von 1207 im wesentlichen ein Werk erst des 13. Jahrhunderts ist, so bleibt er doch auf ewig dem Andenken des großen Kaisers geweiht, der hier mit seiner ersten Gemahlin Edgitha bestattet liegt.

Im feierlichen Rhythmus schreiten die gewaltigen, das turmhohe Mittelschiff tragenden Pfeiler hin zum Chor, der sich mit dem umgürtenden Kapellenkranz und der wuchtigen Empore des Bischofsganges darüber, mit der bis in die Gewölbe hinaufreichenden Zone der vielen Fenster zu einer riesigen Krone für den toten Kaiser aufbaut. Bei allem Reichtum der Formen im einzelnen - des Bilderbuches der Kapitelle und der vielfigurigen Versammlung der heiligen Gestalten -, bei aller Weiträumigkeit steht der Gesamteindruck des Baues unter einem tiefen wuchtenden Ernst, der auszugehen scheint von der langen Reihe der Grabmäler all der geistlichen und weltlichen Herren, die für die Geschicke der Stadt mitbestimmend gewesen sind. Da stehen als älteste die berühmten Erzplatten der heimischen Gießhütte des 12. Jahrhunderts mit den Bildern der Bischöfe Friedrich von Wettin und Wichmann, von denen die glänzendste Epoche des Magdeburger Kirchenstaates eingeleitet wird. Wichmann, der Gegenspieler Heinrichs des Löwen, aber wie er Bezwiner der Wenden mit gefürchtetem Schwert. Da steht Mauritius selbst, der ritterliche Heilige der Stadt, da stehen in der Vorhalle die klugen und törichten Jungfrauen betörenden Wuchses, deren Freude und

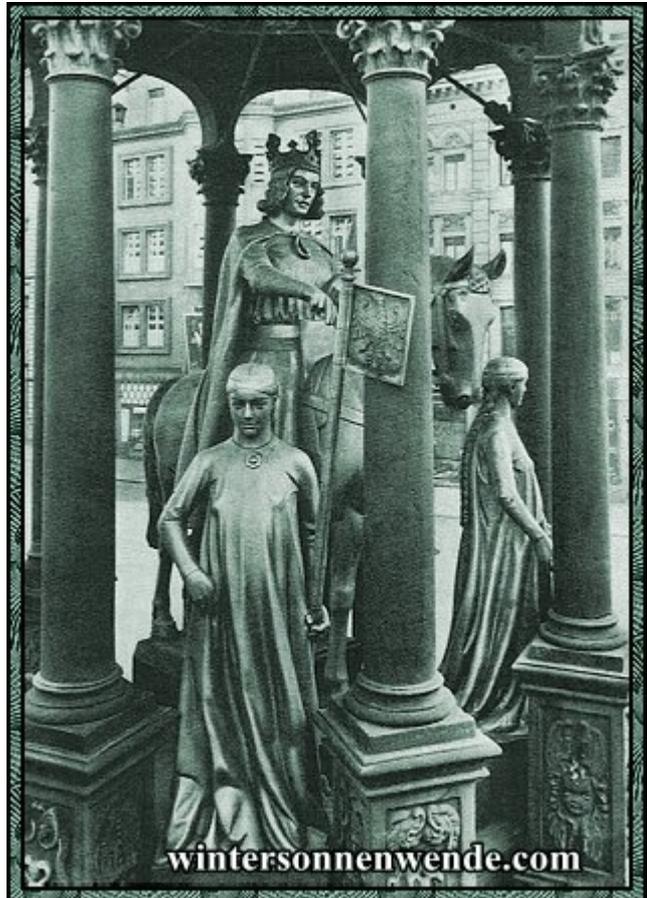


Magdeburg. Der Dom.

Verzweiflung nie wieder so hinreißend dem Stein entronnen wurde. So häufen sich aus allen großen Zeiten deutscher Kunst die Beispiele bis hin zu den ruhmredigen Grabmälern des Barock und Rokoko. Dem Ernst des Inneren entspricht die Wucht des Äußeren, dessen burgähnliche Trotzigkeit von der Grenzwacht im Osten redet und ihren zwingendsten Ausdruck in der ehernen Großartigkeit der doppeltürmigen Westfront findet, die durch das Brusttuch ihres Maßwerkschleiers eher erhöht als gemildert wird. Daß man den ganzen Bau mit einem Blick und im rechten Abstand in sich aufnehmen kann, ist dem "Alten Dessauer" zu danken, der den herrlich weiten Domplatz mit den breiten Fronten der darumgelagerten Barockpaläste entstehen ließ.

Still ist es im luftigen Kreuzgang des Domes, stiller noch im Kloster Unserer lieben Frauen, dem ältesten Bauwerk Magdeburgs. Hoch steilt sich mit zwei Rundtürmen das Westwerk seiner Marienkirche über dem andrängenden Gassengewirr auf. Adlig abweisend und doch seltsam anziehend, wenn das Grauwackengestein warm unter der Sonne aufleuchtet. Im kühlgrünen romanischen Kreuzhof mit dem Rundtempel seines Brunnenhauses unter alten Bäumen scheint die Zeit stillezustehen und läßt den Geist des mächtigen ehrgeizig-fanatischen Bischofs Norbert spüren, dessen Prämonstratenser um 1200 mit diesem Kloster an der Spitze ihre missionierende und kirchenbauende Tätigkeit bis nach Riga hinauf ausdehnten.

Ein Gewinkel von Gassen, Steigen und Treppen mit traulich-bilderreichen Namen wie Nadelöhr, Katzensprung, Fettehenne, Dreienbretzel, Krummer Ellenbogen, Zeisigbauer, Schilderschlippe usw. führt zum Alten Markt hinüber, wo vor dem Rathaus, im Angesicht reichgeschmückter Barockfassaden, als Rechtssymbol das Reiterstandbild eines Kaisers sich erhebt - dem Bamberger Reiter nach Art und Zeit sehr nahe. Diesen wundervoll geschlossenen Bezirk überragt das stolze Türmepaar der Johanniskirche mit ihrem riesigen steilen Dach. Am eindrucksvollsten und wohl ihrer mittelalterlichen Ansicht am nächsten zeigt sich das Bild der bürgerstolzen Stadt, die in der Hansezeit mit dem Erzbischof erbittert um ihre Rechte kämpfte, von der Stromseite aus, wo über dem Steilufer aus den Häuserzeilen die Türme der vielen Kirchen gegen den Himmel stehen. Als mächtigstes Gemeinwesen im Mittelalter am Eingang zum Kolonialgebiet war sein Stadtrecht für die meisten Neugründungen des Ostens (sogar Krakau und Lemberg) noch bis zum Dreißigjährigen Kriege vorbildlich. Daß sich die Stadt in ihrem Freiheitsdrange und echtem niederdeutschen Selbstbewußtsein als erste der norddeutschen Städte der Reformation angeschlossen hatte und gegen das vom Kaiser erlassene Interim mit einer Vielzahl von Streitschriften anging, hat ihr zwar den Ehrennamen "unseres Herrgotts Kanzlei" eingetragen, sie aber auch schließlich den schwärzesten Tag ihrer Geschichte erleben lassen, jenen 10. Mai 1631, aus dessen Verwüstung tatsächlich nur der Dom unversehrt hervorging. Aber das gleiche Schicksal, das sie der unausdenkbaren Rache der Katholischen auslieferte, schenkte ihr in Otto von Guericke, der als Sohn der Stadt ihre grenzenlose Zerstörung miterlebt hatte, auch den Mann, der das Werk des Wiederaufbaues in seine Hände nehmen konnte. Aber nicht nur als Magdeburgs größter Bürgermeister ist er berühmt geworden,



*Magdeburg.
Das Reiterdenkmal (1250) auf dem alten Markt.*

sondern auch als großer Physiker, der die von ihm erfundene Luftpumpe und das Experiment mit den Halbkugeln 1653 auf dem Reichstag zu Regensburg dem Kaiser vorführte. Von entscheidender Bedeutung für das Stadtbild wurde jedoch erst Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der von 1702-1747 Gouverneur der bereits unter dem Großen Kurfürsten gegründeten Festung war. Seiner Anregung sind die Bauten am Domplatz, die Gestaltung des Elbufers und nicht zuletzt des Breiten Weges zu verdanken. Jene repräsentativste Straße, die, dem Stromlauf sich angleichend, dem Stadtplan seine klare Ausrichtung und leichte Überschaubarkeit gibt.

Die eigentliche Hauptstraße Magdeburgs ist aber die Elbe selbst, ihr Lebensstrom seit alters her. Denn hier, wo unmittelbar unter dem Domfelsen am gefürchteten "Binger Loch" die langen Schleppzüge mit Überseegut von Hamburg unter schwarzen Rauchfahnen bergwärts keuchen und den von Böhmen und Sachsen herabkommenden begegnen, zeigt sich mit seinen großen Umschlageplätzen am Hafen Magdeburg am augenfälligsten als die mitteldeutsche Handelsstadt. Allerdings hat trotz ihrer günstigen Lage und der Unterstützung noch durch das fruchtbare, kohlen- und salzreiche Umland die 200jährige Einschließung durch Festungsmauern die Entwicklung ihrer Kräfte stark gehemmt, wozu noch der Nachteil kommt, daß die Hauptstrecke Berlin - Hannover - Köln weit nördlich über Stendal vorbeigeführt wurde. Doch die Gegenwart ist bemüht, diesen Fehler der Wirtschaftsplanung auszugleichen. Der Mittellandkanal, als fehlender Abschnitt der großen Ost-West-Wasserstraße quer durch Deutschland, berührt Magdeburg bei Rothensee. An dieser Stelle, wo der Kanal zur Elbe absteigt, überwindet das Schiffshebewerk - eine ähnliche technische Großleistung wie das von Niederfinow - den Gefälleunterschied von zehn Metern. Durch den "Südflügel" wird mit dem Schlußglied des Elster-Saale-Kanals auch Leipzig noch diesem Wasserstraßennetz angeschlossen. Schon jetzt ist am Schnittpunkt bei Rothensee, in dessen Nähe sich außerdem zwei Strecken der Reichsautobahn kreuzen, Magdeburgs neuestes Industriezentrum im Entstehen, dem im Süden die Werks-Stadt von Krupp-Gruson mit den anderen bedeutenden Firmen der Schwerindustrie entspricht.

Der Rummangel der schnell anwachsenden Bevölkerung erforderte die Anlage ausgedehnter Wohnbauten. Draußen in der Großsiedlung Wilhelmsstadt, wo die vielen lichten Zeilen durchsonnter Häuserreihen, zu klaren geometrischen Figuren vereint, ins frische Grün der Rasenflächen gezeichnet sind, spricht sich der Bauwille der Gegenwart am selbstverständlichsten aus. Im Reichspostgebäude und der Stadthalle im Rotehornpark erhebt er sich zu monumentaler Größe, die neuen Erfordernissen sich fügend, dem Wahrzeichen der Stadt, dem 700jährigen Dom, dennoch zeitlos verwandt ist.



Der Harz

Sieht man von den in geringerer Höhe streichenden Zügen des Weserberglandes ab, dann stößt die mitteldeutsche Gebirgsschwelle mit dem Harz am weitesten gegen die Tiefebene vor, die sich fast unmittelbar unter ihm auszubreiten beginnt. Diese vorgeschobene Bastion des "Burghofes" Thüringen erreicht am Nordrande im Brocken mit 1142 Metern die höchste Erhebung zugleich für das gesamte mitteldeutsche Gebiet. Sein Gipfel, der einzige beherrschende des Gebirges, bildet mit dem mächtigen breitgelagerten Massiv seiner Umgebung den großartigen Hintergrund für das nördliche Vorland. Wo es auch sei bis zur Aller und Ohre hinauf, ist sein bläulicher Schatten an klaren Tagen noch am südlichen Horizont zu entdecken. Während von dort aus das Gebirge über der welligen Landschaft als drohende Mauer fast unüberschreitbar erscheint, wandelt sich dieser heroische Zug unterm Blick von der südlich vorgelagerten Hochebene aus zur Anmut thüringischer Lieblichkeit und wird zur Gleichförmigkeit, wo es nach Südosten mit kaum merklichen Abstufungen über die Mansfelder Platte zur Saale hinuntersteigt. Im Tertiär wurde dieser hauptsächlich aus Granit, Porphyr und Quarzit bestehende Block als Horst herausgehoben und ist, -

was immer wieder erstaunt -, in seinen inneren Bezirken einförmiger, als man es nach den wilden Zerklüftungen erwartet, mit der die Kraft der schäumenden Wasser von Bode, Holtemme, Ilse, Oker und Innerste seinen Nordrand zersägt haben. Einförmig sind die in der durchschnittlich 600 Meter hohen Hochfläche des Oberharzes zusammengefaßten welligen Ebenheiten mit der Unwegsamkeit ihrer Hochmoore, über denen der kahle granitene Gipfel des Brockens und der Quarzitrücken des Acker-Bruchberges (über 900 Meter) erst als wirkliches Gebirge erscheinen. Besonders der Brocken hält die von Westen heranziehenden Wolkengeschwader auf, und was er dem Gebiet bis nach Halle hin vorenthält, stürzt hier in fast täglichen Regengüssen herab. Die einsame Endlosigkeit schweigender Rottannenwälder, zwischen denen sich plötzlich ein enges steilwandiges Tal mit dem Getöse über Felsentrümmer sich werfender Wasser auftut, gibt diesem nördlichen Teil des Gebirges einen ernsten, schwermütigen Charakter, der sich an vielen Stellen bis zu bedrückender Düsterteit steigert. Verglichen damit ist der anmutigere Unterharz, das im Mittel etwa 400 Meter hohe Gebiet jenseits des Zorge- und Bodetales, heiter zu nennen und in jedem Sinne aufgeschlossener und zugänglicher. Milderes Klima hat hier lichte Laubwälder besonders mit ausgedehnten Buchenbeständen über die Hügelflächen gebreitet, auf zahlreich eingestreuten Fluren auskömmlichen Ackerbau ermöglicht und die dichter gelegenen Siedlungen fast alle zu bekannten heilklimatischen Kurorten werden lassen.

Wenn die großen Bahnstrecken das Gebirge umgehen und nur zwei Nebenlinien hineinschicken, so ist das auch heute noch ein deutliches Zeichen für seine einstige Unwegsamkeit, die erst spät eine Besiedelung erlaubt hat. Sein Name, aus dem mittelhochdeutschen *hart* (Bergwald) entstanden, weist darauf hin, daß er nur als Waldgebirge angesehen wurde, und bis ins 13. Jahrhundert war der riesige Urwald der Bannforst des Kaisers, worin nur er das Jagdrecht besaß. Mit der Gründung der Pfalz Heinrichs I. in Goslar 920 und weiter dann unter den Ottonen und Staufern, in der glänzendsten Zeit für das Harzland, wird jener Ring von Pfalzen und Burgen um das Gebirge gelegt, wie er in solcher Dichte sonst nirgends in Deutschland wieder anzutreffen ist. Nur die wichtigsten, die heute noch z. T. als Städte bestehen, seien genannt: Seesen, Ilsenburg, Quedlinburg, Frose, Walbeck, Allstedt, Tilleda, Wallhausen, Nordhausen und Pöhlde. Von ihnen aus wurde auch den Wäldern, besonders im Unterharz, allmählich Siedelboden abgewonnen. Die vielen Namen auf



Harzquerbahn.

rode künden hier von zähe geleisteter Arbeit. Nicht minder wichtig für die Aufschließung des Gebirges war 935 die Entdeckung der Silbererzlager im Rammelsberg bei Goslar, die hauptsächlich von fränkischen Bergleuten aus dem Fichtelgebirge ausgebeutet wurden. Mit ihnen kommt in das ursprünglich rein niederdeutsch-sächsische Sprachgebiet des Oberharzes jener fränkische Einschlag, der dort noch allenthalben spürbar ist. Der Bergbau hat die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung bewirkt. Besonders als im 16. Jahrhundert auch bei Klausthal-Zellerfeld, Wildemann und St. Andreasberg silberhaltige Gänge erschürft wurden und, durch die vielversprechenden "Bergfreiheiten" angelockt, viele "meißnische Berggesellen" aus den erzgebirgischen Silberstädten herbeikamen, deren Blütezeit damals im Vergehen war.

Die wichtigste der sieben Bergstädte und damit des Oberharzes ist der Doppelort **Klausthal-Zellerfeld**, wo schon um 1204 Goslarer Benediktinermönche den Bergbau begründeten, bis ihn 1347 die Pest zum Erliegen brachte und das ganze Gebiet völlig entvölkerte. Die Grubenbauten des "Alten Mannes" aus dieser Zeit sind noch zu sehen und die Sagen vom Bergmönch erinnern noch an ihre Gründer. Nach der Neubesiedlung des inzwischen wieder zur Wildnis gewordenen Bezirkes gab es bei der Doppelstadt um 1600 bereits wieder 55 Gruben, deren Erträge in den bis 1849 bestehenden Münzen der beiden Städte zu den schönen Ausbeutetalern mit dem Wilden Mann darauf geschlagen wurden. Neben geringeren Mengen Silbers wird in dem bis Wildemann, Lautenthal, Grund und Altenau sich ausdehnenden Revier heute vor allem Blei und Kupfer gewonnen. Die kleine Stadt von 13 000 Einwohnern ist Sitz der einzigen preußischen Bergakademie und eines Oberbergamtes. Als schönes Wahrzeichen harzischen Holzreichtumes steht hier Deutschlands größte Holzkirche aus dem 17. Jahrhundert mit ihrer mächtigen Halle in Weiß und Gold. Durch drei ihrer Söhne hat die Stadt das deutsche Geistesleben bereichert. Robert Koch, der Begründer der Bakteriologie, hat hier an den Kuhherden seine frühesten bahnbrechenden Beobachtungen gesammelt. Paul Ernst, der erst heute zu spätem Dichterruhm Gekommene, hat von hier aus seinen tapferen Lebensweg angetreten genau so wie der lebenswürdige Spötter O. E. Hartleben, der drüben in Stolberg zwischen gemütlichen Käuzen eine fröhliche Referendarzeit verbrachte.

Der Hauptreiz der von Wald umsäumten Wiesenfläche, deren Kargheit nur den glockenläutenden Rinderherden der kräftigen rot- und hellbraunen Harzrasse Weide gibt, sind die zahllosen oft beträchtlich großen Teiche, die gleich Scherben eines riesigen Spiegels überall im Grün aufblitzen. Als Sammelbecken der Tagewasser für den Grubenbetrieb verdanken auch sie dem Bergbau ihre Entstehung, genau so wie der Oderteich mitten in den düsteren Tannenwäldern am Brockenfuß. Weitab schon kündigt sich das Bergbaugesbiet mitten in den dichten Wäldern durch schnurgerade Gräben an, die das Wasser zur Versorgung der Teiche sogar von den Hochmooren des Brockenfeldes heranzuführen.

Nach Andreasberg hinüber durch das wilde, urwaldähnliche Gebiet des Bruchberges zeigt das Gebirge noch viel unberührte Reize, wo über Felsenrümern die riesigen zerzausten Tannen mit ihren langen grauen Flechtenbärten stehen, wo das Wollgras über den schwankenden Moorboden seinen Flockenschnee schüttet, die Farne ihre Wedel entfalten und die Hänge überglüht sind von der lohenden Pracht des Fingerhutes. Hat man Glück, trägt einem der Wind dann wohl den würzigen Brandgeruch eines Meilers zu, wo der Köhler seinem nun fast zur Sage gewordenen Beruf nachgeht. Ehe die Steinkohle eingeführt wurde, war die Holzkohle der unentbehrliche Brennstoff für die Verhüttung der Erze und in den blühenden Zeiten des Bergbaues sind ganze Wälder in die Meiler gewandert. Die kahlen Halden um die Bergstädte herum sagen deutlich genug, wie groß der Verbrauch gewesen ist.

Andreasberg, mit abenteuerlich steilen Straßen an schroffen Berghängen war im 18. Jahrhundert eine reiche Stadt. Als dann der Segen aufhörte, besann man sich aufs Vogelstellen, jener uralten Leidenschaft des Wäldlers, der auch Herr Heinrich frohgemut nachging als er am Vogelherd - um dessen geschichtliche Stätte sich die Harzorte streiten wie die griechischen Städte um den

Geburtsort Homers -, zum ersten deutschen König ausgerufen wurde. Die Liebe zum Lied der Vögel, wie überhaupt zu Gesang und Musik, hat in Andreasberg die berühmten Kanarienzüchtereien entstehen lassen, deren Harzer Roller den Namen des Gebirges in die ganze Welt tragen. Ihren liebenswürdigsten Ausdruck aber hat die Freude am Vogelsang in **Benneckenstein** gefunden, wo beim Volksfest des alljährlichen "Finkenmanövers" ein großer Wettkampf der gefiederten heimischen Sänger veranstaltet wird.



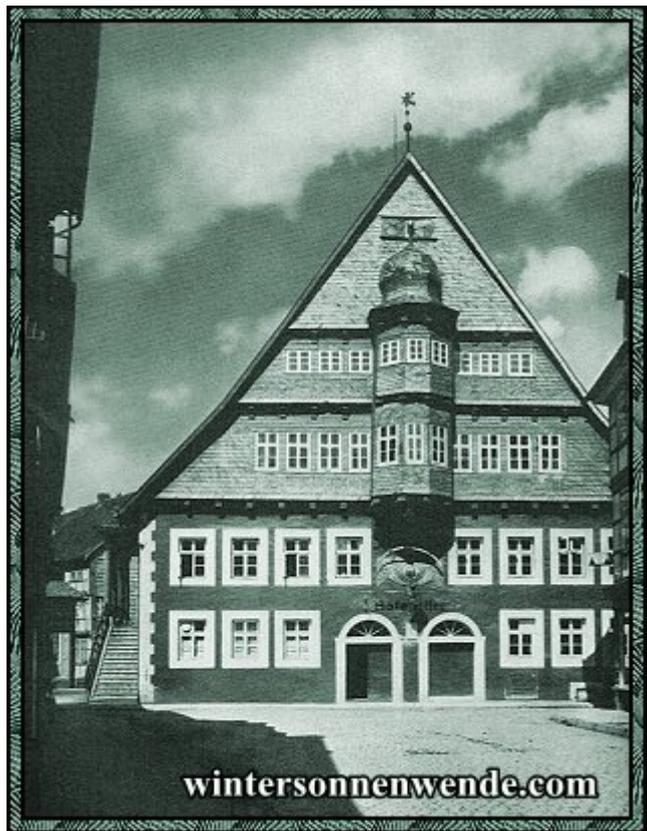
St. Andreasberg (Harz).

Die Stätten alter Kultur sind nur am Rande des Gebirges zu finden. Am Südwestabhang bei der Sösetalsperre, die durch eine 200 Kilometer lange Leitung Hannover und sogar Bremen mit Trinkwasser versorgt, liegt die einstige Hansestadt **Osterode**. Aus den schweren Schicksalsstürmen des Dreißigjährigen Krieges hat sie mit Mauern, Kirchen und reichen Fachwerkhäusern viel Mittelalter bewahrt und der deutschen Kunst in Tilman Riemenschneider einen der größten Meister geschenkt. In **Gandersheim**, unweit der Leine, lebte im 10. Jahrhundert die Nonne Hroswitha, die als die gebildetste Persönlichkeit der ottonischen Zeit gerühmt wird und als Verfasserin lateinisch geschriebener Dramen Deutschlands erste Dichterin war. Am Eingang des anmutigsten und lieblichsten aller Harztäler blickt *Ilseburg* auf eine 1100jährige Vergangenheit zurück. Wo sich die Kaiserpfalz Elsinaburg zur bedeutenden mittelalterlichen Bildungsstätte eines reichbegüterten Benediktinerklosters verwandelte, gründeten die unternehmenden Stolberger Grafen 1540 ihre Hüttenwerke, deren Tradition in der lebhaften Eisenindustrie des Städtchens fortwirkt. Von dem schon im 9. Jahrhundert gegründeten Nonnenkloster **Drübeck** steht noch eine schöne romanische Kirche, deren kostbarster Besitz, eine Leinendecke mit Bildstickereien, vom Kunstsinn und der Nadelfertigkeit sächsischer Adelstöchter aus dem 13. Jahrhundert zeugt. Von allen Orten der gefeiertste aber ist **Wernigerode**, "die bunte Stadt am Harz". In unvergleichlich schöner Lage zu Füßen des Brockens unter einem türmereichen stattlichen Schloß, umgeben von Gärten und Parks, hat der berühmte mittelalterliche Fachwerkbau des Gebietes mit dem quellenden Reichtum seiner Schnitzereien hier die schönsten Stücke zur Schau gestellt, die im Rathaus ihre Krönung finden.

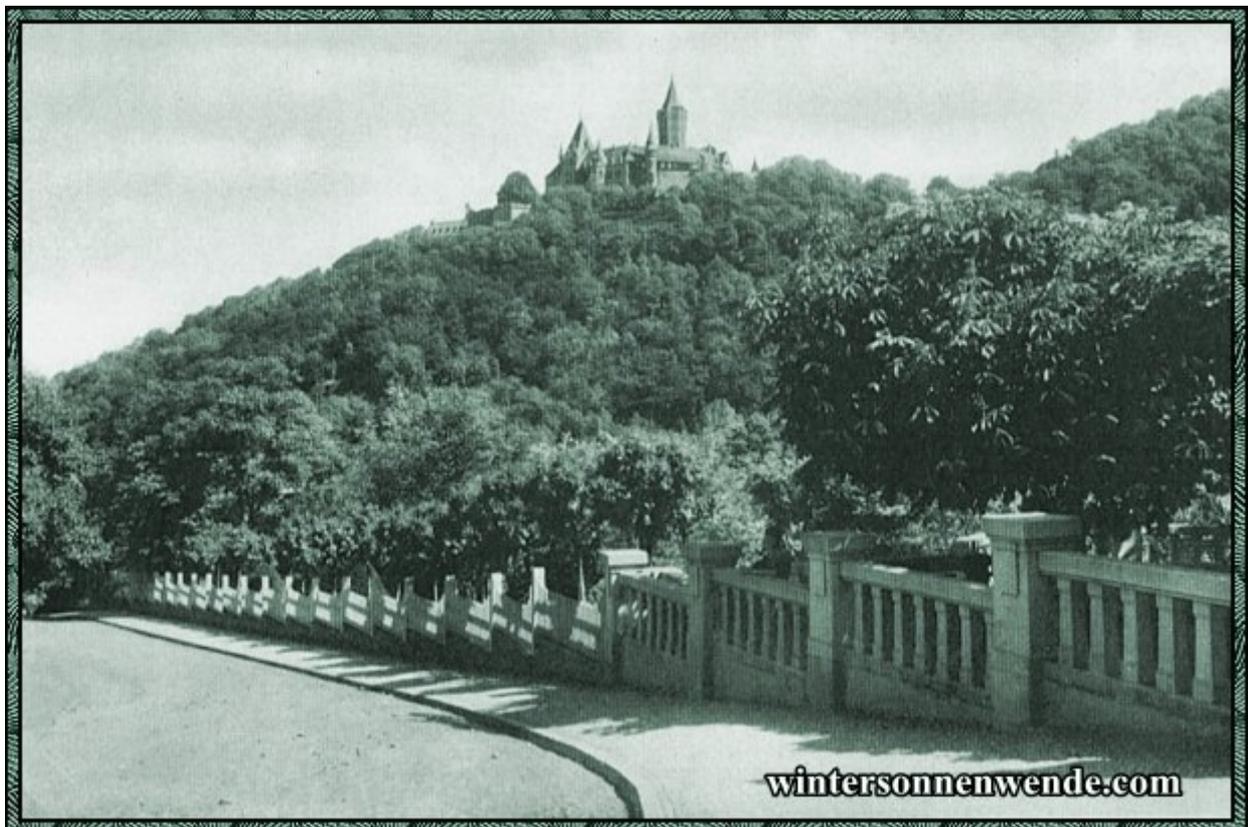
Alles aber, was Menschenhand gestaltet hat, vergißt sich bald vor der gewaltigen Natur des Brockengebietes, zu der die "Steinerne Renne" im Holtemmetal mit ihrer düsteren, von

schäumenden Wassern durchtosten Waldschlucht der rechte Vorklang ist. Hinter Schierke - der letzten Stätte der Menschen hier oben, möchte man sagen - beginnt die bis in die neuere Zeit gern gemiedene Einöde der Wildnis. Der zunächst dichte Hochwald lichtet sich, je mehr die Moore um sich greifen, die im Brockenfeld, der Wasservorratskammer für den ganzen Harz, ihre breiteste Ausdehnung gewinnen. Über moosbewachsene Granittrümmer stürzen zahllose Wasser zu Tal und in den Wipfeln der Fichten saust unaufhörlich der Wind. In 1000 Meter Höhe beginnt die Baumgrenze, über der nur noch hier und da wunderlich zerzauste niedrige Tannen und Birken an Felsenblöcken sich festkrallen und gespenstisch aus flatterndem Nebel auftauchen. "Kahler Berg, feuchtes Tal, das ist die ganze Szene". Gewiß sind die paar seltenen Sonnentage hier oben besonders köstlich, aber die rechte Stimmung für den uralten Zauberberg sind sie nicht. Von allen, die seit dem 16. Jahrhundert "des gefürchteten Gipfels schneebehangenen Scheitel" erklommen, hat nur einer über das aufwühlende

Sturmerlebnis gültig berichtet: Goethe, der in der Doppelgestalt Faust-Mephistopheles den Hexensabbath der Walpurgisnacht hier oben beschwört. 1774 - im Dezember! - ist er zum ersten Male heraufgestiegen. Wenn auch die Zahl der Einsamkeit-bewahrenden Gipfel in unserer Heimat immer kleiner wird, so ist doch wenigstens der Kampf der Elemente mit ihnen seit Urzeiten der gleiche geblieben. Stürme umtosen hier die Klippen, die oft nur ein Kriechen noch erlauben, und



Osterode (Harz). Das Rathaus.



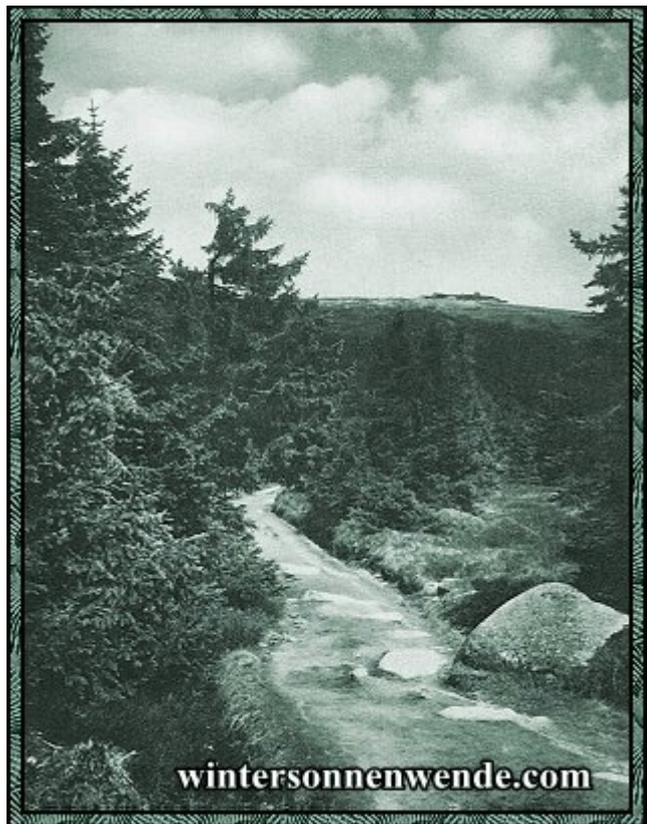
Schloß Wernigerode.

von der Niederschlagsmenge von 164 Zentimeter bekommt man nur ein rechtes Bild, wenn man sich die herabgeschütteten Schneemassen in neun Meter Höhe vorstellt, die hier schon gemessen worden sind. An schönen Tagen aber, wie sie der Herbst zuweilen in goldner Klarheit schenkt, breitet sich mit einem Durchmesser von 250 Kilometer ein an Schönheit und Reichweite unübertroffener Rundblick aus.

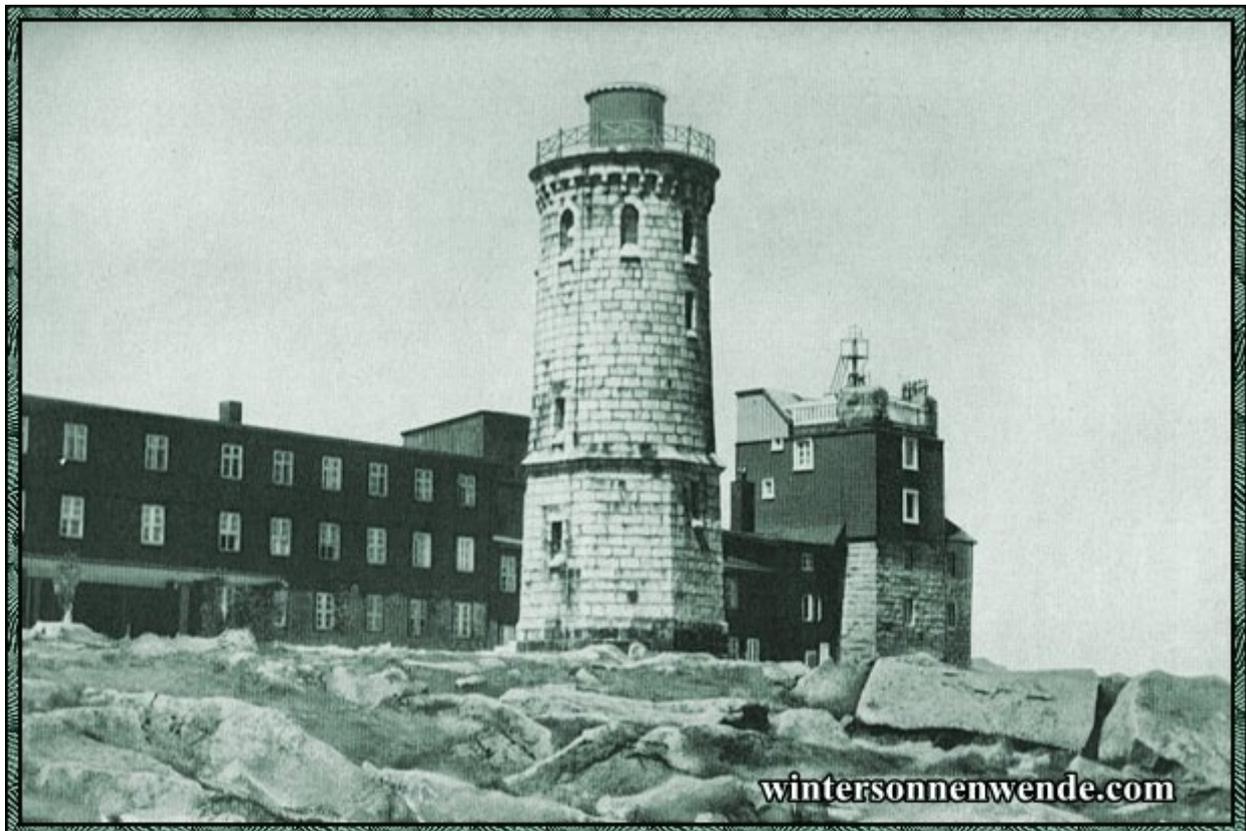
Der Großheit der Brockennatur ist nur das Bodetal zur Seite zu stellen. Hier hat der Fluß in vielfachen Mäandern sich durch die Felsen genagt, um den Ausgang in die Ebene bei Thale zu erzwingen. Nur im Hochgebirge noch findet sich ein Schauspiel ähnlich düsterer Großartigkeit. Von Treseburg abwärts rücken die braunen Felsen immer enger zusammen, bis sie schließlich keinem Pfad am Ufer mehr Raum geben und nur die über glattgeschliffene Blöcke schäumende Flut mit ihrem Brandungstosen die Schlucht erfüllt. Über 200 Meter geht von den granitnen Pfeilern und Säulen der Blick fast senkrecht in die tobende Tiefe und umfaßt von

der Roßtrappe und dem Hexentanzplatz aus eine zahlreiche Versammlung sich drängender Klippen, Türme und Zinnen, die über lichtgrüne Laubwälder hinweg den Brocken grüßen. Siebenfach ist das Echo hier oben, so vielfach gewinkelt stoßen die Wände aufeinander.

Das Tal hinauf rühmt sich **Rübeland** der unterirdischen Wunder seiner Tropfsteinhöhlen, die hier in



Harz. Blick auf den Brocken.



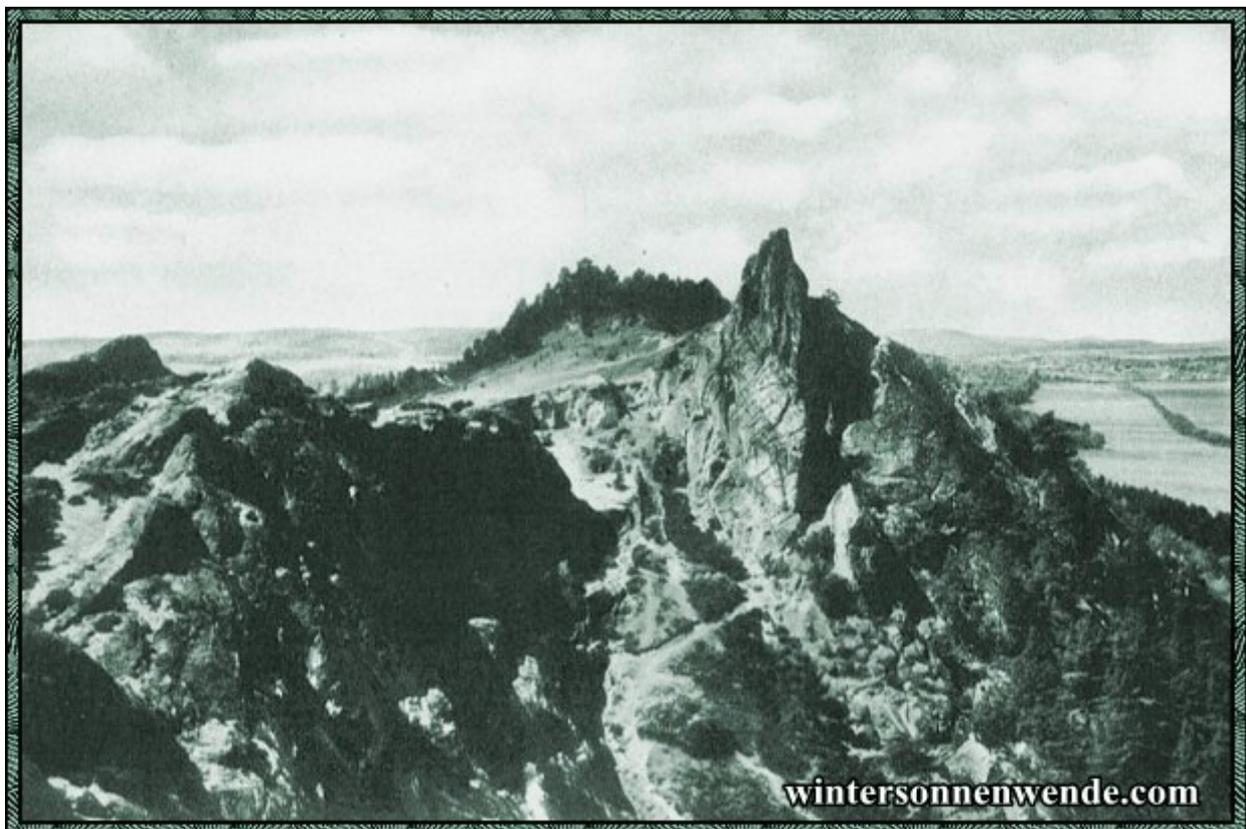
Der Brocken.

den Kalkbergen durch Auswaschung - an der auch die Bode beteiligt ist -, entstanden sind. In drei Stockwerken stehen die schimmernden Säle der Hermannshöhle übereinander mit ihren zahlreichen durch Ablagerung des Kalkgehaltes im Tropfwasser gebildeten vielfigurigen Zapfen- und Säulenformen, deren größte auf ein Wachstumsalter von über 10 000 Jahren geschätzt werden. Bewohnt sind diese Höhlen auch in vorgeschichtlicher Zeit nicht gewesen, doch fanden sich in ihnen viele Knochenreste von Höhlenbären. Als einziges Leben rudern die bleichen Grottenolme durch das kristallklare kalte Wasser der Teiche. Von den übrigen zahlreichen Höhlenbildungen des Harzes ist außer der Einhornhöhle bei **Scharzfeld** mit vielen eiszeitlichen Tierknochenfunden die schon im 14. Jahrhundert bekannte Gipshöhle der Heimkehle bei **Uftrungen** durch ihre Größe (2000 Meter lang) besonders beachtlich. In ihren über zwölf Teichen bis zu 30 Meter Höhe sich wölbenden Räumen wurden auch Stein- und Bronzegegenstände vorgeschichtlicher Bewohner gefunden.

Von **Thale** am Bodetor, wo sich aus einem Hüttenwerk des 17. Jahrhunderts eine bedeutende Eisen-Industrie mit Blechwarenfabriken und Emallierwerken entwickelt hat, begleitet die Bahnlinie nach Blankenburg hinüber ein schroffes vielzackiges Felsenriff aus Quadersandstein: die in der offenen Landschaft vor dem Gebirge weithin sichtbare **Teufelsmauer**.

Aus gleichem Gestein - einer geologischen Erinnerung an die jüngere Kreidezeit und in der Form den "Steinen" des Elbsandsteingebirges sehr ähnlich -, wuchtet sich der riesige Block des **Regensteins** unmittelbar aus der Ebene 110 Meter hoch auf. Das "Harzer Gibraltar", ursprünglich mit einer meist in den Felsen gehauenen Burg eines mächtigen Grafengeschlechtes besetzt, wurde vom Großen Kurfürsten zur Festung ausgebaut, die aber Friedrich der Große wieder schleifen ließ, nachdem die Franzosen sie während des Siebenjährigen Krieges zweimal erobert hatten. Vor ihr liegt das Gebirge in seiner ganzen Schönheit ausgebreitet.

Unmittelbar gegenüber **Blankenburg**, dessen Häuserreihen terrassenförmig den Schloßberg hinansteigen, von dem der stattliche Blankenstein der Herzöge von Braunschweig herüberleuchtet. Die Stadt selbst, mit manchem schönen alten Bauwerk, betreibt eine lebhaftere Industrie (besonders Eisengießerei) und Sandsteinbrüche. Im verträumten Selketal, der Grenze des Unterharzes gegen



Der Harz. Die Teufelsmauer bei Thale.

das östliche Hügelvorland, hat ihre versteckte und uneinnehmbare Lage die Burg Falkenstein unverändert in ihrer mittelalterlichen Gestalt erhalten. Im Schutze des riesigen romanischen Bergfriedes schrieb Eike von Repgow im Anfang des 13. Jahrhunderts als wichtigstes niederdeutsches Sprachdenkmal das erste deutsche Rechtsbuch, den Sachsenspiegel.



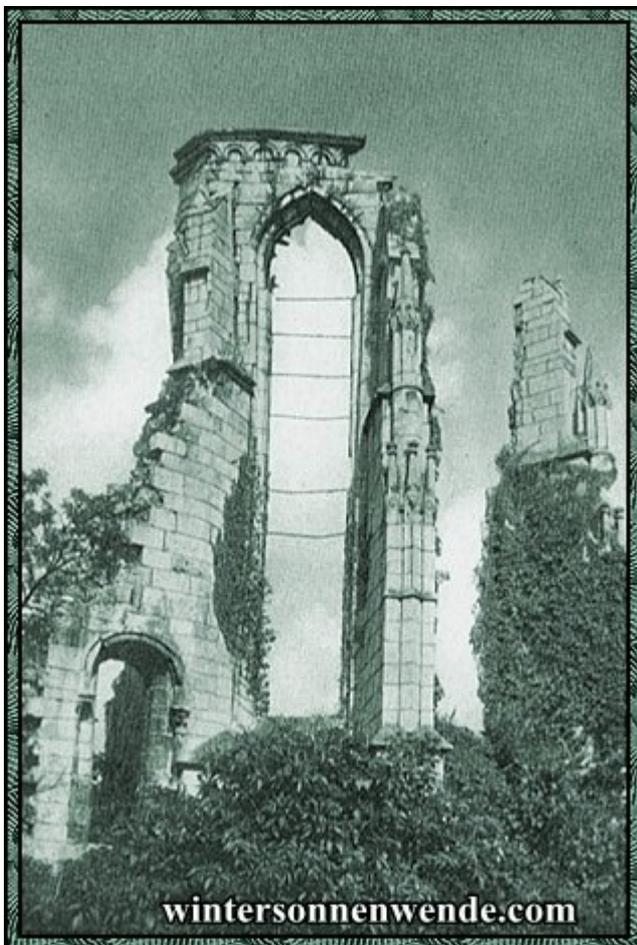
Burgruine Regenstein bei Blankenburg (Harz).

Der wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt des Südharzes an der Hauptstrecke Halle - Kassel ist die einstige freie Reichsstadt Nordhausen mit 38 000 Einwohnern. Ihr türmereiches mittelalterliches Stadtbild mit der fast völlig erhaltenen Einfriedung des über der Neustadt auf dem Steilufer der Zorge sich erhebenden Altstadt-kernes stellt sie würdig neben die berühmteren Schwestern des Nordharzes. Und wo gibt es noch so viele Treppen und Stiegen, die unter den Mauern, unter den Häusern hindurch in hallenden Tunneln die Unter- mit der Oberstadt verbinden? Tausend Jahre waren es 1927 her, seit Heinrich I. seiner Gemahlin Mathilde die Burg Nordhausen als Morgengabe verschrieb. Zu diesem Gedächtnis hat die Stadt einen schönen Taler schlagen lassen. Die fromme Königin hat hier ein Kloster gegründet, aus dem später das Stift mit dem weiträumigen spätgotischen Hallenbau des heutigen Domes hervorging. Brüderlich einander sich zuneigend, überragen die schiefen Türme der Blasienkirche das hügelauflauf und abkletternde Gewirr der krummen Altstadtgassen mit ihren vielen schönen Fachwerkhäusern. Ein buntes Bilderbuch. Wenn auch Heinrich der Löwe die Stadt einst völlig zerstörte, so erstand sie bald darauf nur um so mächtiger und trutziger im Schutz von 48 Wehrtürmen. Ein großer Teil von ihnen ist im Mauerzuge noch erhalten, und von ihren Kronen ist es ein herrlicher Blick über die Unterstadt hinweg in die Kornkammer der goldenen Aue und zu den lockenden Hügelketten des Harzes. Mitten im Kaligebiet gelegen, hat die Stadt tüchtigen Anteil am Wirtschaftsleben der Gegenwart. Ihr bedeutender Getreidehandel geht seit alter Zeit mit der Branntweinbrennerei Hand in Hand. Schon um 1500 wird vom "Bornewyns-Zins" berichtet. Wenn auch durch das Monopol die frühere Höchstproduktion von 500 000 Hektolitern heute auf eine Jahresmenge von 100 000 gesunken ist, der gute Ruf des "Nordhäuser Korn" ist deshalb nicht zurückgegangen und verbindet sich für den Liebhaber mit der Vorstellung vom "Nordhäuser Priem", der anderen Spezialität der guten alten Stadt.

Die Schnellzüge nach Kassel jagen an **Walkenried** vorüber. Aber wer sich vielleicht in **Hohegeiß** nachdenklich die turmhohen Säulen der "Dicken Tannen" betrachtet hat und das Waldtal hinabsteigt, empfindet die ihn dann empfangende prächtige Allee alter Eichen als Vorklang zu etwas Großem, das mehr sein muß als die lustigen sauberen Fachwerkhäuser des Ortes alle zusammen. Und da ragt dann plötzlich hoch über Wipfel und Giebel als ergreifendes Denkmal einstiger Pracht die Ruine eines der mächtigsten Klöster Mitteldeutschlands, der Zisterzienser-Abtei Walkenried. In stummer Anklage, daß eine törichte Zeit sie als Steinbruch ausräubern konnte, steht vom makellos gefügten Mauerwerk, von edlen Pfeilern und Bögen noch immer genug, um die einstige Großartigkeit des frühmittelalterlichen Bauwerkes ahnen zu lassen. Aber nicht nur zu bauen verstanden die Mönche. In allen Tälern der Umgegend hatten sie ihre Hüttenwerke, vor allen Dingen aber wußten sie im zwölften Jahrhundert mit Hilfe der Flamen und der ansässigen thüringischen und altsächsischen Bauern das Sumpfland des Helmetales zu entwässern und so fruchtbar zu



Nordhausen. Untere Kirche.



Walkenried (Harz). Klosterruinen.

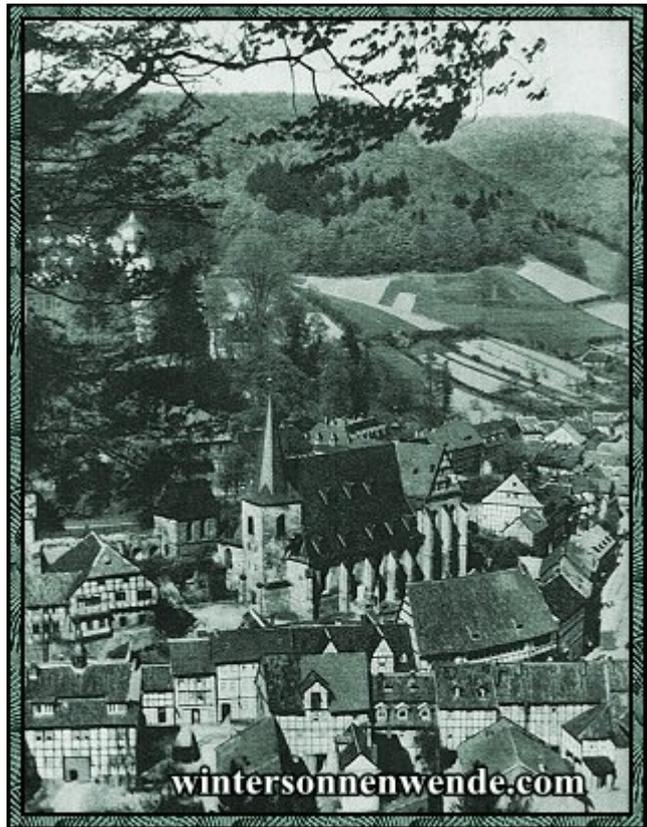
machen, daß es nun die Goldene Aue heißt. In Schulpforta, ihrer Tochtergründung, haben sie es genau so gemacht. Im 15. Jahrhundert war die Glanzzeit des Klosters mit einem so riesigen Besitz, daß man sagte, sein Abt könne auf der Reise nach Rom jede Nacht im eigenen Hause schlafen. Der Bauernkrieg machte dann freilich die ganze Herrlichkeit zunichte und Thomas Münzer ließ die tobende Horde die geweihte Stätte zerstören, in der er selbst des geistlichen Amtes gewaltet hatte. Aber lange sollten es die Aufständischen nicht mehr weiter treiben. Als Münzer drüben bei **Frankenhausen** sich stark genug fühlte, um zum entscheidenden Schlag auf mansfeldisches Gebiet auszuholen, wurde er am 15. 5. 1525 vom Heere des Grafen und seiner Verbündeten völlig geschlagen. Von den aufgewiegelten Bauern entkam nicht einer und Münzers Haupt fiel in Mühlhausen unter dem Beil des Henkers.

Glühend im Sonnenbrand liegen die glitzernden Gipshänge des Schlachtfeldes am Fuße des **Kyffhäusers**, jenem Zwerggebirge mit dem der Harz über die Goldene Aue hinweg am weitesten

nach Süden vorstößt. Als steiler Horst mit herrlichen Buchenwäldern bis zu 500 Meter unmittelbar aus den Felderbreiten aufragend, zieht er in weitem Umkreise die Blicke auf sich. Seine einst durch Sümpfe noch stärker gesicherte Lage hat die Franken - der Name der Salzstadt Frankenhäusen erinnert noch daran - frühzeitig dort oben eine gegen die Sachsen gerichtete Burg anlegen lassen. Vorläufer der Reichsfeste Kyffhusen, in deren Schutz dann unten die Kaiserpfalz **Tilleda** entstand.

Jüngst hat der Arbeitsdienst am östlichsten Vorsprung des Berges in großem Umfange Turmreste, Mauerzüge und Gewölbe freigelegt, die auf die riesige Anlage dreier stufenförmig angeordneter Burgen schließen lassen. An ihrer Stelle erhebt sich seit 1896 das Nationaldenkmal der deutschen Kriegervereine, wo unter dem Reiterbild Kaiser Wilhelms I. aus dem Felsen herausgehauen die Gestalt Barbarossas von den Raben umschwärmt wird. So wie er "im unterirdischen Schlosse sich verzaubert hält", in den schimmernden Alabastersälen der

Barbarossahöhle unten bei Rottleben. Sehnsucht nach des Reiches Herrlichkeit und sagenferne Erinnerungen an Wotansdienst, dem hier eine uralte Kultstätte geweiht war, spinnen, seltsam durcheinanderwebend, den Faden bis zur Gegenwart und machen eines der schönsten Reiseziele im Herzen Deutschlands zugleich zur ehrwürdigen Stätte nationaler Besinnung.



Stolberg (Harz).



Das Kyffhäuser Denkmal mit der ausgegrabenen Reichsburg Kyffhausen.

Lebendig erhalten bis in unsere Tage hat sich altgermanisches Frühjahrsbrauchtum jenseits der Helme drüben in **Questenberg**, wo über dem malerisch gelegenen Ort auf dem Gipfelsel - einer Vorzeitsiedelstätte aus dem ersten vorchristlichen Jahrtausend -, alljährlich zu Pfingsten am weithin sichtbaren Eichenstamm das Radkreuz feierlich erneuert wird.

Die Lieblichkeit des Südharzes ist nicht minder rühmenswert als der vom Fremdenverkehr stärker bevorzugte Hochharz. Am buntesten sind seine Reize in dem kleinen Fürstenstädtchen **Stolberg** zusammengedrängt, das in drei Waldtäler unter einem wachsamem Schloß die Zeilen seiner prächtigen Fachwerkhäuser zwingt, in deren einem der unglückliche Münzer seinen wirren Lebensweg begann. Wer hier einmal am engen Markt dem Rathaus gegenüber gesessen hat und das viele Mittelalter um sich herum mit lebendiger Gegenwart erfüllt sah, der nimmt den schönsten Abschied vom grünen Harz und seinen bunten Städten.



Thüringen

Vom Kyffhäuser aus ist an klaren Tagen fern am südlichen Horizont als höchster Punkt der Ketten des Thüringer Waldes der blaue Schatten des Inselberges zu erkennen. Dazwischen liegt - deutlich begrenzt vom Tale der unteren Unstrut, der oberen Saale und der Werra -, das **Thüringer Land**. Beim Klange seines Namens wacht Reises Sehnsucht auf nach einem der anmutigsten Gaue unseres Vaterlandes, nach seinem Herzland. Wo die Wälder heimlicher rauschen und die Wiesen lieblicher duften, wo die Bäche munterer von den Bergen springen und die Lerchen jubelnder über den wogenden Feldern hängen. Wo die vielen Burgen über den stillen Tälern stehen und alle überragt werden vom Stolz der Wartburg. Klänge kommen herübergeweht vom Frühling des Minnesanges, von treu bewahrten Volksweisen auf abendlichen Dorfstraßen unter blühenden Linden. Aufjubelt die sorglose Fröhlichkeit ländlicher Feste am blumigen Anger und in den Kirchen brausen die Orgeln zu den weltfrohen Lobgesängen Bachscher Kantaten. Städte unvergeßlicher mittelalterlicher Pracht sammeln sich um ragende Dome, und die Sitze der Fürsten sind geweiht durch den Adel hoher Geisteskultur, - alle überstrahlt vom Musenhof zu Weimar. Und wo sind die Menschen freundlicher, wo fühlt man sich schneller heimisch als hier? Ein klingender Zauber ist um dieses bunte Ländchen der Versöhnung und des Ausgleiches zwischen dem Norden und dem Süden, zwischen Osten und Westen des Reiches, wo noch der Hastigste dem Locken zum Verweilen nachgibt, ehe er den großartigeren und ausgeprägteren Schönheiten der anderen Landschaften zustrebt. Durchgangsland und daher Fremdenland in vielerlei Bedeutung, hat es sich dennoch die friedvolle Geborgenheit des Binnenraumes bewahrt wie kaum ein anderer Gau.

Die Fruchtbarkeit des von der Inlandvereisung nicht berührten Bodens - besonders des mittelthüringischen Keuperbeckens um Erfurt herum -, hat hier schon in früher vorgeschichtlicher Zeit Ackerbau und Viehzucht begünstigt. Ein alter Stabreim preist seinen Segen an Wiesen und Weiden, Wässern und Wäldern, Waid und Wein, Wolle und Weizen. Zur Römerzeit war die Pferdezucht des Landes berühmt. Der Name des Hørselgaves (Horsa-Gau), geprägt von den hier aussässigen Angeln, weist darauf hin und in den noch heute gepflegten ländlichen Reiterfesten hat sich die Erinnerung daran wach gehalten. Uraltes Siedelland ist es, im Schein der Morgenröte der Menschheit, von der die Feuersteingeräte und Schädelknochen von Ilm-Neandertaler-Leuten der Altsteinzeit aus den Steinbrüchen von **Taubach-Ehringsdorf** bei Weimar berichten.

Die Kämpfe um den natürlichen "Burghof" Thüringen, hinter dessen Bergmauern sich so gut hausen ließ, sind seit grauer Vorzeit nie abgebrochen. Am stärksten und schon in geschichtliche Zeit hineinragend hebt sich das Ringen zwischen den von Südwesten durch das Werrator und über die Pässe des Thüringer Waldes einströmenden Kelten und den von Norden her durch das Mittelbtor zwischen Harz und Fläming vordrängenden Germanen ab. Noch um 500 v. Chr. stehen die

Germanen vor den mit keltischen Gipfelburgen (Monra- und Hasenburg) bewehrten Höhenzügen der Hainleite, Schmücke und Finne, die ihnen den Zugang zum inneren Thüringen versperren und legen auf dem Questenberg eine Wallburg an. 200 Jahre später erst sind die Germanen die Herren des lockenden Landes und die Kelten ziehen sich über den Thüringer Wald nach Franken, - wo die Steinsburg bei Römhild ihre gewaltigste Festung aus der Eisenzeit ist -, und zur Rhön zurück. Das Tor nach Süden ist für die Germanen aufgestoßen. Aber die Germanisierung des Landes ist nicht die Leistung eines einzigen Stammes gewesen. Den Hauptanteil daran haben freilich die suebischen Hermunduren, von denen die Duren, die Thüringer, schließlich den Namen bekamen. Zu ihnen stießen von der Weser her den Harz umgreifend die Cherusker, zu denen als wichtigster rassischer Bestandteil im zweiten nachchristlichen Jahrhundert von Schleswig-Holstein her sich die Angeln und Warnen gesellen. Am deutlichsten läßt sich die Zuwanderung der Angeln verfolgen, deren Weg von Hadersleben durch die Lüneburger Heide und Magdeburger Börde an den vielen Ortsnamen auf -leben bis zum Thüringer Wald gekennzeichnet ist. Auf bestem Boden um Erfurt und Gotha herum sind diese Namen am häufigsten zu finden. Das in karolingischer Zeit aufgezeichnete Volksrecht der Thüringer heißt "Das Recht der Angeln und Warnen, d. h. der Thüringer" und bewahrt damit die Erinnerung an die stammliche Mischung. Ihr im 3. Jahrhundert gebildetes blühendes Reich ist 531 dem Ansturm der Franken und Niedersachsen erlegen.

Mit den Franken, deren zahlreiche meist in günstiger Verkehrslage befindlichen Ortsgründungen an der Endung auf -hausen zu erkennen sind, kommen auch die Friesen und Flamen ins Land. Haben sich die Franken besonders um die Rodung der Waldgebiete verdient gemacht, so ist den Flamen die Entsumpfung der Flußtäler und die Pflege der Landwirtschaft mit dem hochentwickelten berühmten Thüringer Gemüsebau zu danken. In dies schon ohnehin bunte stammliche Bild bringen die seit der Völkerwanderungszeit andrängenden Slawen den Fremdklang. Konnte auch die Saalelinie im großen und ganzen gegen sie als Grenze gehalten werden, so sind doch auf friedlichem Wege große Scharen von ihnen als Kolonisten und Hörige von den Grundherren ins linkssaalische Land geholt worden. Wenn sie auch zunächst meist von den Deutschen gesondert saßen - ihre Siedlungen sind an den mit den Vorsilben Klein-, Wenigen- und Windisch- zusammengesetzten Namen zu erkennen -, so war für die Dauer eine Blutmischung natürlich kaum zu vermeiden. Übertreibend zwar, aber doch den Kern der Frage treffend, hat man die jeder klaren Bestimmung sich entziehende Vieldeutigkeit im Charakterbild des Thüringers auf das "Blutchaos" bei der Stammesbildung zurückgeführt, wenn dann überhaupt noch von Stamm geredet werden darf. Lebendigkeit und äußeren Einflüssen schnell erliegende Reizbarkeit sind die am stärksten hervortretenden Züge. Nietzsche, an der Grenze der Landschaft geboren und ihr in vieler Beziehung zugehörend, nennt Thüringen und Sachsen "die gefährlichste Gegend in Deutschland, nirgends gibt es mehr geistige Rührigkeit und Menschenkenntnis nebst Freigeisterei", und wenn sein sächsischer Landsmann, der große Historiker Treitschke, von "friedlichen Anarchisten" spricht, so meint er schließlich dasselbe. Ihre Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit, ihre bis zum Bekenntnis sich steigernde Offenheit und Vertrauensseligkeit sind sprichwörtlich geworden. Sie tragen wirklich ihr Herz auf den Lippen, und nirgends ist deshalb die Geselligkeit so ausgebildet wie hier im "Lande der Vereinsmeierei". Von seiner liebenswertesten Seite aber lernt man den Thüringer beim Festefeiern kennen, die so oft sie fallen, mit Hingabe und Aufwand bis zur Neige ausgekostet werden. Sei es nun zur Kirmes, zu den Märkten oder zum "Vogelschießen". Die dabei oft über die Stränge schlagende unbändige Lebenslust und die innige Freude am handfesten Schmausen und Zechen, "Fettlebe", wie man hier dazu sagt, wird gern dem Tropfen slawischen Blutes zugeschrieben, wenn freilich auch der Norddeutsche und Oberdeutsche diesen erquicklichen Dingen kaum weniger zugeneigt ist. Auch die hohe musikalische Begabung des Thüringers, die mit der Freude am Tanz und lyrischer Gestaltungsfähigkeit Hand in Hand geht, wird damit in Zusammenhang gebracht. Kurz gesagt, das Gemüt geht hier vor dem Verstand. Freude und Schmerz wird hier vom Herzen gesungen, wo das Volkslied wirklich noch im Volke lebt, unterstützt von den vielen Gesangsvereinen, Kirchenchören und Kurrenten. Was Wunder, daß Bach hier zum Vater aller Kantoren geboren wurde und Luther so gern und schön zur Laute sang. Von hier aus ist auch die

Liebe zum Vogellied verständlich. Besonders "auf dem Walde" trifft man überall in den kleinen Stübchen der Heimarbeiter die zärtlich gepflegten gefiederten Sängern, und sommers hängen die Käfige oft reihenweise vor den Fenstern.

Daß aber die oft als kindlich belächelte Daseinsfreude kein tatenloses Genießen ist, sondern, den harten Arbeitstag verschönend, arteigene Lebenskunst darstellt, das erfährt jeder, der einmal auf dem Walde bei den Glasbläsern und Spielzeugmachern oder den Forstarbeitern eingekehrt ist. Die Arbeit ist schwer, der Verdienst schmal, und der hungrigen Mäuler sind viele. Aber wie selten begegnet man da einem verdrossenen und zersorgten Gesicht. Heiter sind sie am Schaffen, um einen treffenden Witz nie verlegen und von einer Gastlichkeit, die meist im umgekehrten Verhältnis zum spärlichen Einkommen steht. Die Kargheit des Bodens im Gebirge gibt ja meist kaum mehr als Kartoffeln her. Was und wo wäre der Wäldler ohne sie, die oft das teure Brot ersetzen muß und zu jeder Mahlzeit als anderes Gericht erscheint. Berühmt sind die rohen Klöße, die "Hütes". Groß wie Kindsköpfe müssen sie sein, weiß wie Schnee und locker wie Wolle. Wo aber, wie um Gotha, Arnstadt, Erfurt, Apolda und Weimar, die Gegend eine reiche Viehhaltung erlaubt, da beruht auf der Schweinemästerei die Fabrikation der berühmten Thüringer Wurstwaren, die in den duftenden, kastanienbraunen, von Fett triefenden Rostbratwürsten einen nicht nur für den Eingeborenen unübertreffbaren Genuß bilden. Darüber freilich zu reden, ist das Hochdeutsch nicht die geeignete Sprache. Das gehört in die Atmosphäre der nicht leicht zu verstehenden, dafür aber oft von Stadt zu Stadt wechselnden, sprachschöpferisch so sehr erfindungsreichen Dialekte, die sich am besten an Markttagen und auf den Hinterhöfen entthronter Patrizierhäuser belauschen lassen. Otto Kürstens Erfurter "Schmerzchen und Schnozeln" und Anton Sommers Rudolstädter Gedichte sind dafür sehr aufschlußreich. Doch wer von Würsten spricht, darf die Kuchen nicht verschweigen. Denn Thüringen ist nun einmal das Land der Kuchen. Alle Arten von Obst- und Beerenkuchen, das sind die "nassen" und dann die übrigen vom "Bienenstich" abwärts, das sind die "trockenen", gehören hier sozusagen zum täglichen Brot. An Kirmestagen werden sie bergeweise verspeist. Dickbäuchige, unerschöpfliche braune irdene Kannen spenden den unentbehrlichen Kaffee dazu, dessen Bliemchencharakter freilich oft an die Nähe Sachsens denken läßt. Kuchenfresser hießen die thüringischen Regimenter im Weltkriege. Sie haben aber außerdem ihre Pflicht so gut und gern getan wie die anderen.

Die "geistige Rührigkeit" des Thüringers, die ihn dem freilich noch beweglicheren Obersachsen so naherückt und ihn so leicht und schnell mit der Zeit gehen läßt, seine Fortschrittlichkeit hat allerdings auch ihre Nachteile. Sie hat ihn am zähen Festhalten überlieferten Gutes gehindert. Der Thüringer ist ganz und gar nicht konservativ. Das hebt ihn grundsätzlich von seinem westlichen Stammesnachbarn, dem Hessen, ab. Am aufschlußreichsten für diesen Charakterzug ist das Verhältnis zur Tracht. Aus Büchern und Museen weiß man von vielgestaltigen bunten und reichen thüringischen Trachten. Aber ihre Zeit ist längst vorbei, und verwundert schaut man den Frauen nach, die als einziges Überbleibsel davon - selten genug noch - ihr Kind im weiten bunten Radmantel tragen. Nur dem "Heidlappen", einem haubenartig gebundenen Kopftuch, begegnet man noch häufiger. Da ist es kein Wunder, daß auch das Brauchtum fast ganz erloschen ist. Freilich wird noch zuweilen die erste Garbe "für die Engel" hinter das Scheunentor gelegt, und aus der gleichen Erinnerung an uralten Opferdienst bleibt die letzte Garbe als "Alte" oder "Muhme" auf den Feldern stehen. Wenn sich auch die Eisenacher ihr lärmendes Frühlings-Volksfest des "Todaustreibens" und "Sommergewinns" bewahrt haben, so wird wohl bald zum letzten Male nach dem Tode des Hausherrn den Tieren im Stalle zugerufen werden: "Laß es dir gesagt sein, der Herr ist gestorben." Was sich der Thüringer aber in alle Zukunft erhalten wird als lebenswürdigste Eigenschaft, das ist seine Liebe zu den Blumen, die schließlich Erfurt mit seinen riesigen Gärtnereien zur Blumenstadt des Reiches gemacht hat. In den Haufendörfern auf dem Lande, die sich zwanglos meist um Anger und Teich ordnen, gibt es wohl kein Haus, das nicht nach der Straße hin seinen kleinen umzäunten "Straußgarten" hätte, worin es bunt und wuchernd blüht und wo an der weißgetünchten Sonnenwand der Weinstock sich ums Spalier rankt. Selbst das Mauerwerk über der Torfahrt ist noch

mit leuchteudem Steinbrech und Zwerglilien besetzt, und wie herrlich bunt blüht es gar auf dem "Gottesacker" um die Kirche herum. Die Dorfkirchen haben oft wehrhaften Charakter und sind, besonders wenn sie auf einem Hügel stehen, mit Wällen umgeben. Überhaupt fällt in Thüringen die Häufigkeit befestigter Dorfanlagen auf, vor allem in der Erfurter und Weimarer Gegend.

Der Hauptfluß des Thüringer Beckens, der seinen nördlichen Teil in weitgeschwungener Mäanderlinie durchzieht, ist die **Unstrut**. Außer der Hörsel, die am Gebirge entlang sich der Werra zuwendet und der Ilm, die von der Schranke des Ettersberges zur Saale hingewiesen wird, nimmt die Unstrut alle Wasser auf, die von den Randhöhen durch viele Täler in die flachgehöhlte Mulde hinabfließen. Dieses engmaschige Netz von Wasseradern auf fruchtbarem Keuperboden hat zwischen Erfurt und der Sachsenburg, im tiefsten Teil der Mulde, eine hochentwickelte Landwirtschaft mit Hauptanbau von Roggen, Gerste, Weizen und Gemüse entstehen lassen. Weite Felderfluren und üppige Wiesen, in denen der Lauf der Flüsse schon von weitem durch Erlen- und Weidenreihen erkennbar ist, mit wohlhabenden Dörfern und beschaulichen Landstädten darin, geben ein Bild friedlicher Geborgenheit, das umrahmt wird von den flachen Hügelwellen der oft mit schönem Buchenwald bestandenen unfruchtbaren Muschelkalkplatten, die ihren Bewohnern nur ein karges Leben gewähren. Durch die mit den beiden Sachsenburgen gesicherte enge thüringische Pforte zwischen Hainleite und Schmücke zwingt sich die Unstrut, vorbei an Heldrungen, der einst so mächtigen mansfeldischen Festung, wo Münzer gefangen saß, zur Goldenen Aue durch, um ihren nordgewandten Lauf bei Artern nach Osten, der Saale zu, abzubiegen.

Wer vom Harz heruntersteigt, kann keinen bezeichnenderen Zugang nach Thüringen finden als durch Deutschlands schönsten und größten Rosengarten in **Sangerhausen** am Ostrande der Goldenen Aue. Aus der Liebe zu den Blumen ist die einzigartige Schöpfung entstanden, und für diesen besonderen Wesenszug des thüringischen Menschen sollte die Rose in seinem Wappen stehen. Die Rose aber ist der Sängers Preis, und auch für ihre hohe Kunst zu singen und zu sagen, was zutiefst bewegt, die seit den Wartburgtagen Thüringen vor anderen Gauen ausgezeichnet hat, ist in der Nähe am Harzrande eine geweihte Stätte. Von dort, wo die Burg seines Namens steht, ist Heinrich von Morungen ausgegangen, der leidenschaftlichste und zugleich zarteste der Minnesänger, der an Schönheit der Sprache selbst seinen Zeitgenossen Walther von der Vogelweide übertrifft. So bringen Blumen und Dichter den Willkomm der Landschaft, die Deutschlands geistige Mitte ist.

Freilich mußte der Boden dafür auch hier mit dem Schwert bereitet werden. Erst in den jüngsten Tagen ist das abseits vom thüringischen Hauptverkehrsweg gelegene Unstruttal, das bisher fast zum "unbekannten Deutschland" gehörte, durch die Gedenkfeiern für Heinrich I. wieder in die Ehrenstellung gerückt worden, die ihm nach seiner großen geschichtlichen Vergangenheit gebührt. Denn nicht immer ist es hier so still und friedlich gewesen wie heute. Zur Zeit der Sachsenkaiser, die um den Harz herum und besonders an der unteren Unstrut großen Familienbesitz hatten, ist das Reich von hier aus regiert worden. Das erste Deutsche Reich, das König Heinrich durch Einigung der Stämme zur Nation gegründet hatte. Aus dieser Einheit kam die Kraft zum Widerstand gegen den Reichsfeind, kam die Stärke, das schmachvolle Ungarnjoch abzuschütteln und die gefürchteten Reiterheere, die raubend und mordend schon bis nach Bremen vorgestoßen waren, aus dem Lande zu jagen. Als Heinrich ihnen statt des schuldigen Tributes einen rüudigen Hund schickte, da kam es 933 hier irgendwo in den friedlichen Gefilden zur Schlacht bei Riade, in der die Ungarn so vernichtend geschlagen wurden, daß sie das Wiederkommen für immer vergaßen. Im Schutze des **Wendelsteins**, der als heute verwitterter Burgklotz auf senkrecht zum Fluß abstürzendem Felsen in die lyrische Strophe des Tales einen fremden und harten Klang bringt, liegt die Kaiserpfalz **Memleben**. Ein ungefügter Torbau mit einer Mauerstärke von 5 Metern ist das einzige, was von der eigentlichen Pfalz übriggeblieben ist. Hier starb der Vogler nach seinem letzten in Erfurt abgehaltenen Reichstag und wurde in Quedlinburg begraben. Hier starb Otto der Große und wurde nach Magdeburg in seinen Dom überführt. Aber sein Herz blieb hier in der Krypta der zur Ruine

gewordenen stattlichen Kirche, die Otto II. zum Andenken seines Vaters in Memleben erbauen ließ und die heute wunderbar vereinsamt in dem dörflichen Winkel steht. Aber unter den kraftvollen Bögen ist es noch feierlich genug, und im kühlen Dämmer der säulengetragenen romanischen Krypta steht ehrfürchtiges Schweigen über dem Herzen des mächtigen Kaisers.



Memleben. Ehemalige Kaiserpfalz.

Ist es wohl mehr als ein freundlicher Zufall, wenn in dem von den weiten Schritten großer Geschichte durchmessenen Tal auch einer der größten deutschen Geschichtsschreiber geboren wurde? Drüben an den waldigen Hängen der Schrecke im kleinen Städtchen **Wiehe** mit der alten Reichsburg darüber steht das Vaterhaus Leopold von Ranke, dessen neunzigjährigem Leben wir unter einer Reihe anderer umfangreicher Werke die zwölf Bände Preussische Geschichte verdanken.

Hinter Memleben rücken die Rotsandsteinhöhen bis zu dem malerischen Bergstädtchen **Nebra** zusammen und geben nur noch schmalen Wiesenstreifen Raum. Fast über jedem Ort dieses Tales thront eine Burg, und dahinter auf der Hochfläche dehnen sich weite Laubwälder. Der schönste weit herum ist wohl der Ziegelrodaer Forst, durch den ein Abstecher nach **Querfurt** auf der rübentragenden Hochebene lohnt. Fast unbekannt ist das imponierende mittelalterliche Stadtbild der einst zum Schutze der Goldenen Aue gegen die Sorben angelegten Abwehrstellung, deren Kern und Krone die Burg mit den uralten klotzigen Türmen ist. Von ihr aus nahm Brun, der Freund Ottos III., seinen Weg zu den heidnischen Preußen und besiegelte das Missionswerk mit dem Märtyrertod in Litauen. Der Wiesenmarkt zu seinen Ehren hält die Erinnerung an den kühnen Bekehrer bis heute wach. Noch weiter zurückdenken muß man beim Anblick von **Burgscheidungen**, wo auf der beherrschenden Höhe mitten im Tal der Unstrut die strahlende Burg der thüringischen Könige gestanden haben soll und wo in blutigem Ringen mit den Sachsen und Franken 531 das einzige Großreich Mitteldeutschlands zerschlagen wurde. Heute grüßt vom Berge herab über breite Parkterrassen ein prächtiges Barockschloß mit festlichen Fronten, das der sardinische Generalfeldzeugmeister von der Schulenburg erbauen ließ. Der jüngsten Gegenwart aber gehören die Steilhänge bei **Laucha**, deren günstige Startverhältnisse für Segelflugzeuge dort oben ein großes Fliegerlager entstehen ließen. Junges Leben ist auch auf der **Neuenburg** über Freyburg eingezogen, seit sich die Gauführerinnenschule des BDM. dort eingerichtet hat. Die Burg, deren

riesiger romanischer Rundturm das weithin sichtbare Wahrzeichen für das ganze Tal ist, bildete mit der Wartburg den wichtigsten Stützpunkt thüringischer Landgrafenmacht, wo Ludwig der Eiserne auf dem Edelacker seine übermütigen Vasallen vor den Pflug spannte und für seinen kaiserlichen Schwager, den Rotbart, die "lebende Mauer" gewappneter Ritter Mann neben Mann um die Burg stellen ließ. Von der Pracht ihrer einstigen Ausstattung redet die romanische Doppelkapelle, die zu dem Schönsten gehört, was die Kunst der Stauferzeit auf deutschem Boden hinterlassen hat. In **Freyburg** selbst mahnt die prachtvolle romanische Kirche an die Nähe von Naumburg, so getreu sind ihre Bauformen dem Dome dort drüben abgeschrieben. Auf dem Marktplatz der mit steilen Straßen den Berg hinansteigenden sehr altertümlichen und malerischen Stadt haben sich die Bürger für 20 Taler das Reiterdenkmal ihres Landesvaters aus der Barockzeit aufgestellt, das sich der auf seinen Nachruhm sehr bedachte Herr schon zu Lebzeiten auf der Neuenburg setzen ließ und Serenissimus, über den Neid hinwegreitend, darstellt. Bescheidener war der Turnvater Jahn, der die letzten Jahre des ihm aufgezwungenen Ruhestandes hier verbrachte. Deshalb erfüllte sich auch an ihm sein Wort: "Die Nachwelt setzt jeden in sein Ehrenrecht!" Heute steht es über der Gedächtnishalle für den großen Vorkämpfer nationaler Erneuerung.

Mit Freyburg ist aber auch der Name Kloß und Förster verbunden, deren Sektellereien zu einem großen Teil an der deutschen Schaumweinerzeugung beteiligt sind. Weinbau in Thüringen. Winzerfest in Freyburg! Es klingt rheinisch, und beim Anblick der Rebengärten, die bis zum Fluß



Freyburg (Unstrut) mit der Neuenburg.

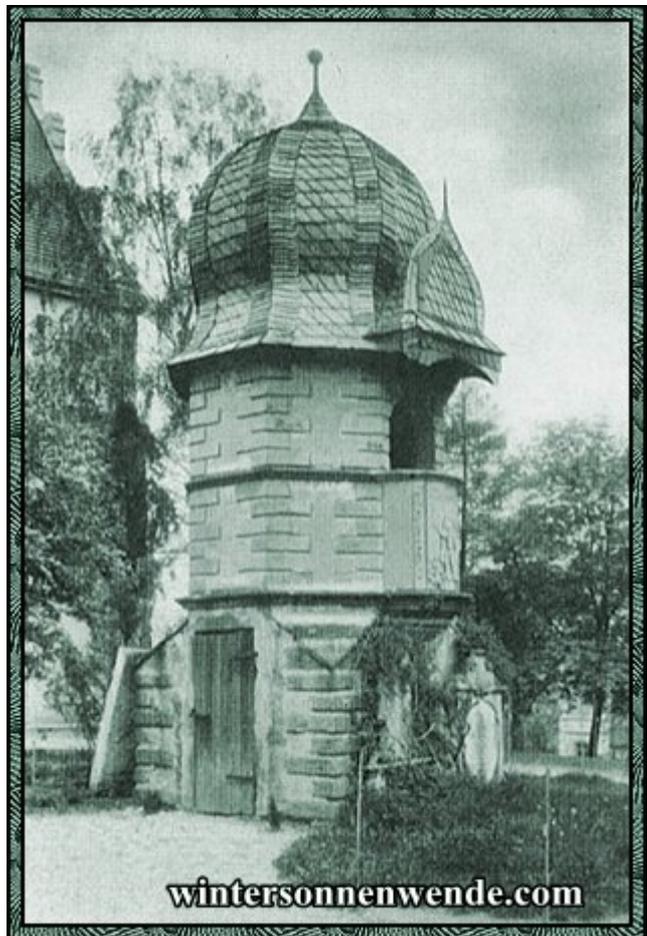
hinab die besonnten Hänge der Kalksteinhöhen am linken Ufer bedecken, glaubt man in einem der berühmten Seitentäler des Rheins oder der Mosel zu sein. Rebstock an Rebstock, Terrasse über Terrasse mit steilen Treppchen dazwischen, Weinberghäuser - oft in den schönen Formen des Barock und Klassizismus -, burgenübertagt und im blitzenden Fluß schlanke Paddelboote mit fröhlichen Menschen darin. Die Rebkultur in Thüringen, mit der Einführung des Christentums in unserem Gebiet zusammengehend, reicht tatsächlich bis ins 10. Jahrhundert zurück, und verwundert liest man, daß es im 16. Jahrhundert hier weit über 400 Weinorte gab. Noch im Zeitalter des Barock gehörte es für die begüterten Familien zum guten Ton, hier in den Weinbergen ein ländliches Refugium zu besitzen. Als aber dann günstigere Verkehrsverhältnisse die Weinzufuhr aus dem

Westen steigerten, kam der Niedergang der hiesigen Kulturen, und die Reblaus gab ihnen schließlich den Rest. Erst in den letzten Jahren ist die Freyburger Weinbau-Lehr- und Versuchsanstalt mit großem Erfolg an den Wiederaufbau herangegangen, so daß sich neben den vorzüglichen Speisetrauben und Süßmosten die gutgepflegten Sorten aus den thüringischen "Wärmeinseln" wachsenden Zuspruchs erfreuen.

Die thüringischen Hauptorte Weißenfels, Naumburg, Apolda, Weimar, Erfurt, Gotha und Eisenach sind alle an dem Lebensnerv des Landes, der Berlin–Frankfurter Hauptstrecke aufgereiht und so bekannt in ihrer Eigenart, daß jeder mit ihren Namen sofort eine bestimmte und unverrückbare Vorstellung verbindet. **Apolda** ist die Stadt der Wirkwaren, vor allem der Strümpfe und gehört wirtschaftsgeographisch in Verbindung mit den ostthüringischen Webstädten Gera, Weida, Zeulenroda, Pößneck, Ronneburg und Greiz als dessen westlichster Vorort noch zum obersächsischen Textilgebiet. Im 16. Jahrhundert wurde die Kunst des Strümpfestrickens - wahrscheinlich aus dem Elsaß - nach Apolda gebracht, wo die Bauern der Umgegend die Wolle der damals reichen Schafbestände selbst verwerten konnten und ihnen die Mode der langen Strümpfe für die männliche Kleidung entgegenkam. Sehr bald schon arbeiteten sie über den eigenen Bedarf hinaus und beschickten die Leipziger Messe. In steter Entwicklung und zum größten Teile auf die Heimarbeit in weitem Umkreise gestützt hat es die Stadt bei 27 000 Einwohnern (1932) auf rund 800 Wirkerei-Kleinbetriebe und 150 Wollwarenfabriken gebracht. Nicht minder bekannt sind die Glockengießereien von Ulrich und Schilling. Allein die Firma Schilling goß seit 1826 mehr als 12 000 Bronzeglocken, die auch in außereuropäischen Ländern einen "guten Klang" haben. In der Ulrichschen Gießerei hat Schiller die Studien für sein Glockenlied gesammelt, und vom Kölner Dom kündet die "Deutsche Glocke am Rhein" mit ihrem dröhnenden Ruf von der meisterlichen Kunst Apoldaer Glockengießer.

Unter den vielen seit 1485 durch Erbteilungen innerhalb des Ernestinischen Wettinerhauses entstandenen Fürstentümern, die die Wirrnis der einstigen politischen Grenzen im Lande Thüringen bestimmten, verdankt die kleine Residenzstadt **Weimar** ihren unvergänglichen hohen Rang in der Weltgeschichte des menschlichen Geistes zunächst der tatkräftigen Umsicht einer Frau, der ebenso klugen wie kunstsinnigen Herzogin-Witwe Anna Amalia.

Weil sie es war, die von der Erfurter Universität den Professor der Philosophie Wieland zum Erzieher für den jungen Herzog Carl August herüberholte und damit den Boden bereitete für die Ankunft Goethes. Denn er ist die eigentliche Mitte Thüringens, von dem alle Straßen des Landes reden und zu dessen breitbehäbigem Haus am Frauenplan die Pilgerströme aus der ganzen Welt ziehen. In der Gestalt dieses Einmaligen und Unvergleichbaren suchen und finden sie den Begriff deutscher Universalität am reinsten verkörpert und zum Symbol unvergänglichen deutschen Wesens überhaupt erhoben, dem nur noch - freilich in anderem Sinne - der einsame Kämpfer von Sanssouci zur Seite gestellt werden kann. Doch Potsdam ist Preußen, aber Weimar ist Deutschland. Nicht als Staat, sondern als das Heiligste, das der Staat zu



Weida (Thüringen).

Predigerkanzel auf einem Friedhof.

schützen hat: den Genius des Volkes, verkörpert im überragenden Einzelnen und seinem Werk für die Allgemeinheit. Dieses Werk aber des unermüdlich Schaffenden und Strebenden ist so riesengroß, unabsehbar und allgemeingültig, daß es der ganzen Welt gehört - und deshalb ist Weimar das Herz Deutschlands. Nirgends sonst hört man seinen Schlag so ruhig und rein wie hier.

So konnte es auch kein tieferes Mißverstehen geistiger Ordnungen geben, als 1919 die Nationalversammlung hier einzuberufen. Damals standen im Wittumspalais der Herzogin Anna Amalia, in den heiteren Räumen ihrer geistvollen Tischgesellschaften die Maschinengewehre der Reichswehr, um im Nationaltheater gegenüber die Abgeordneten zu schützen. Wie ein Spuk ist das alles fortgeweht, Weimar ist es erspart geblieben Reichshauptstadt zu werden, und der Geist der Großen lenkt die Schritte der Besucher wieder durch die friedliche Stille der vielen geweihten Bezirke. Wenn man aus dem Ansturm der Gefühle beim Durchwandern der mit gediegener Wohlhabenheit ausgestatteten Räume des Goethe-Hauses angesichts der verwirrenden Fülle der Sammlungen die Erkenntnis mitnimmt, daß ein einziger Mensch dies alles unablässig forschend durchdrang, daneben noch Staatsmann und Dichter war, das gesamte Bildungsgut seiner Zeit beherrschte und einen weiten Umkreis ergiebiger Freundschaften pflegte, dann ist das Begreifen der Möglichkeit, das einzelne Leben zum Ganzen ausrunden, es wirklich gestalten zu können, das Tröstlichste, was der Herr des Hauses als Gastgeschenk mitzugeben vermag. So geräuschvoll es auch bei den Führungen zugeht, sehr still wird es im bescheidenen Arbeitszimmer, der innersten Zelle des weiträumigen Hauses, wo vom Tasso bis zur letzten Zeile seiner Hand das riesige Werk aufgebaut wurde. Alles steht hier unberührt am gleichen Ort, so wie er es verließ, um nebenan in der engen Kammer auf immer sich von aller Tätigkeit zu lösen. Auf dem Tisch steht bedeutungsvoll noch der Teller mit Erde, den er kurz vor seinem Tode untersuchte.

Mit der gleichen Ehrfurcht betritt man das Haus seines größten und ebenbürtigsten Freundes, den der Tod zu früh aus einem Leben stolzen Kampfes und glühender Begeisterung riß. In Schillers Sterbezimmer scheinen noch die Schemen der geplanten Werke wie unerlöste Seelen gestaltlos den schmalen Schreibtisch zu umdrängen, von dem er mitten im Ringen um seinen "Demetrius" in die Unsterblichkeit abgerufen wurde.

Dort an der Schloßkirche war Bach neun Jahre lang Organist, in der Stadtkirche mit dem riesigen steilen Dach hat Herder als Generalsuperintendent gepredigt, und an der Jakobskirche ruht beim Grabmal Lukas Cranachs Christiane Goethe, geborene Vulpius, neben Musäus, dem wir *Die Volksmärchen der Deutschen* verdanken. Goethe wurde, wie



Weimar. Goethes Wohnhaus am Frauenplan.



Weimar. Im Garten von Goethes Wohnhaus am Frauenplan.



Weimar. Musikzimmer der Maria Pawlowna im Schloß.

schließlich auch Schiller, durch Beisetzung in der Fürstengruft geehrt, und die darauf bezügliche Bemerkung der Fürstin "Die Ehre ist für uns viel größer als für ihn" soll hier nicht verschwiegen werden.

Im weiten sorgsam gepflegten Park über die eilige Ilm hinweg führen viele besinnliche Umwege vom Haus der Frau von Stein mit den kugeligen Orangenbäumen davor zu Goethes Gartenhaus an der großen lichten Wiese, wo er die ersten sechs glücklichen Weimarer Jahre verbrachte. Und nun die Sommerschlösser draußen vor der Stadt. Alle sehr einfach, ohne den Prunk, den reichere Fürsten wohl daran verschwendet hätten, aber alle noch im warmen Glanz des großen Leuchters, das immer über den Lebensbezirken bedeutender Menschen liegt. Ilmabwärts **Tiefurt**, das zarte Märchen aus Wiesen und rauschendem Wasser am Bergeshang, wo sich um Anna Amalia der vertrauteste Freundeskreis zwanglos zusammenfand und Goethes "Fischerin" draußen unter den Uferbäumen die erste und schönste Aufführung erlebte. **Ettersburg**, das wohnliche Jagdschloß des Herzogs über dem Berge nach Norden, inmitten der golddurchzitterten Dämmerung herrlicher Buchengründe, war der andere Schauplatz der fürstlichen Liebhaberaufführungen. Wo Goethe selbst den Orest seiner Iphigenie spielte, war die ganze



Weimar. Haus der Frau von Stein.

Hofgesellschaft höchst aktiv mitbeteiligt, am lebhaftesten aber die Herzogin. Wenn das geniale Treiben des Musenhofes von den Zeitgenossen nicht immer wohlmeinend beurteilt wurde, so schreibt die Fürstin in ihrer scharmanten Art: "Sie wissen, (an Merk) daß die Schloß-Ettersburger Nation nicht in dem besten Gerücht ist; und um sich kein *dementi* zu geben, so fahren wir in unserm Lebensplan fort. Alles, was hier auf den Berg kommt, muß sich einer Probe unterwerfen.... ich selbst habe mich produziert; doch sind wir ziemlich mit Ehren davon gekommen.... und wir spielten zum großen Gaudium aller Anwesenden." Der schönste Park aber breitet sich um das fröhliche Rokokoschlößchen des **Belvedere** mit den pagodenähnlichen Kavaliershäusern und dem festlichen brunnendurchplätscherten Gartenhof der Orangerie, wo man hinter den Hecken des Naturtheaters noch das Kichern der gepuderten Schönen zu hören vermeint, die vor einem kecken Kavalier trippelnd über den knirschenden Kies flüchten.



Weimar. Goethes Gartenhaus im Park.

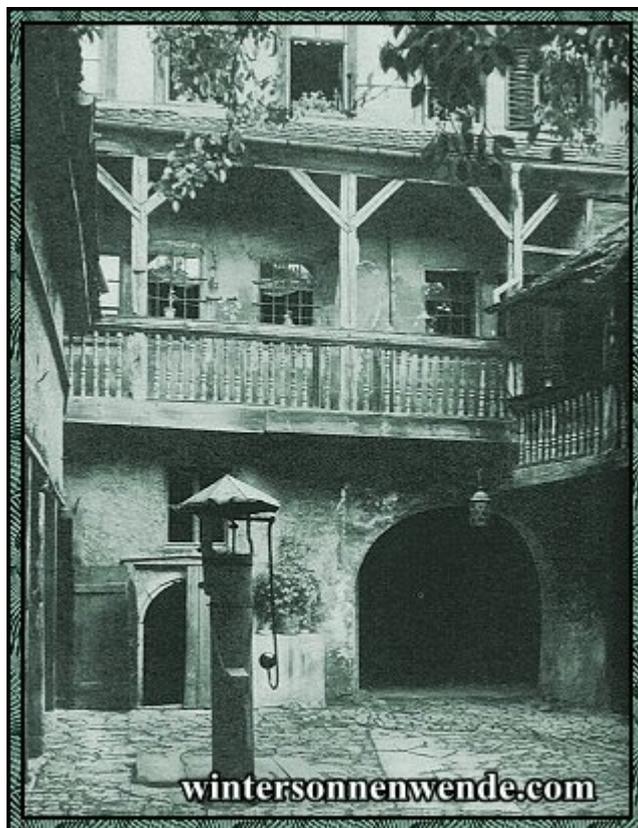
Jenseits der mit viel Bedacht und glücklicher Hand der Landschaft eingefügten Parke um die nie genug gerühmte lebhaft freundliche Stadt (die durchaus nicht auf den Lorbeerkränzen ihrer Großen eingeschlafen ist und nicht nur mit Klassikerandenken handelt) bleibt das ganze Weimarer Ländchen nach Süden hin selbst ein einziger großer Park, ein lachender Gottesgarten mit der stillen Musik seiner Hügel, um die das Wogen der Felder streicht, mit den schmucken Dörfern, wohl



Weimar. Das Lustschloß Belvedere.

geborgen unter geschieferten Zwiebeltürmen, mit den singenden Bächen zwischen veilchenduftenden Ufern und den Verschwiegenheiten primelüberschütteter Triften in stundenweit gedehnten Buchenforsten. "Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle, führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied", so singt der Fluß dieser Landschaft, die Ilm. Von Belvedere aus muß man ihrem Lauf nachgehen, in **Buchfart** über die uralte überdachte Holzbrücke schreiten und dann als Ziel des mühelosen Wanderns - alles ist ja hier ein Spazierengehen zu immer neuen Schönheiten - das anmutige **Bad Berka** haben oder **Kranichfeld** mit seinen beiden stolzen Schlössern. Den weitesten und schönsten Blick über das ganze Gebiet hat man von seinem höchsten Punkt (510 Meter), dem Riechheimer Berge aus. Vor ihm breitet sich der blaue Zug des Thüringer Waldes in ganzer Länge aus mit seinen kulissenartig zusammengeschobenen Ketten und den breitruhenden Kuppen der Gipfel darüber.

Nach Norden hinter den weiten Wäldern tief im Tale liegt **Erfurt**, der geographische und wirtschaftliche Mittelpunkt Thüringens, seine einzige Großstadt und eigentliche Hauptstadt, wenn auch freilich auf einem inselartig eingesprengten preußischen Gebietsteil. Unter dem Schicksal der politischen Zerrissenheit des seiner natürlichen Beschaffenheit nach so rund geschlossenen thüringischen Raumes hat Erfurt am schwersten dadurch zu leiden gehabt, daß es - ein König ohne Land - das Kraftzentrum eines Gebietes war, das ihm nicht gehörte. Das silberne Rad im roten Felde seines Wappens kennzeichnet seine kirchliche Zugehörigkeit zum Erzbistum Mainz, das mit den thüringischen Landgrafen als Schutzherren oft genug um die politischen Hoheitsrechte über den wichtigen Platz im Streite lag. Daß es trotz dieser schwierigen Zwischenstellung die mächtigste Stadt im weiten Umkreise wurde, verdankt es seiner günstigen Lage an der "Hohen Straße", dem Haupthandelsweg Deutschlands im Mittelalter von Osten nach Westen. Der Handel hatte die älteste Stadt nördlich des Mains so wohlhabend gemacht, daß sie 1392 aus eigenen Mitteln eine Universität gründen konnte, die als erste in Europa alle vier Fakultäten in sich vereinigte. Während des Humanismus war sie die führende Hochschule Deutschlands "gegen die alle andern für kleine Schützenschulen angesehen wurden", wie Luther es bezeugt. Mit Melanchthon und Hutten in ihren Mauern wurde sie zur Hochburg des unwiderstehlich durchbrechenden Geistes der Neuzeit. Und schließlich ist hier die Reformation geboren worden, wo Luther während der langen Jahre seines Mönchtums im Augustinerkloster die Grundlagen zur Erneuerung des Glaubenslebens fand.



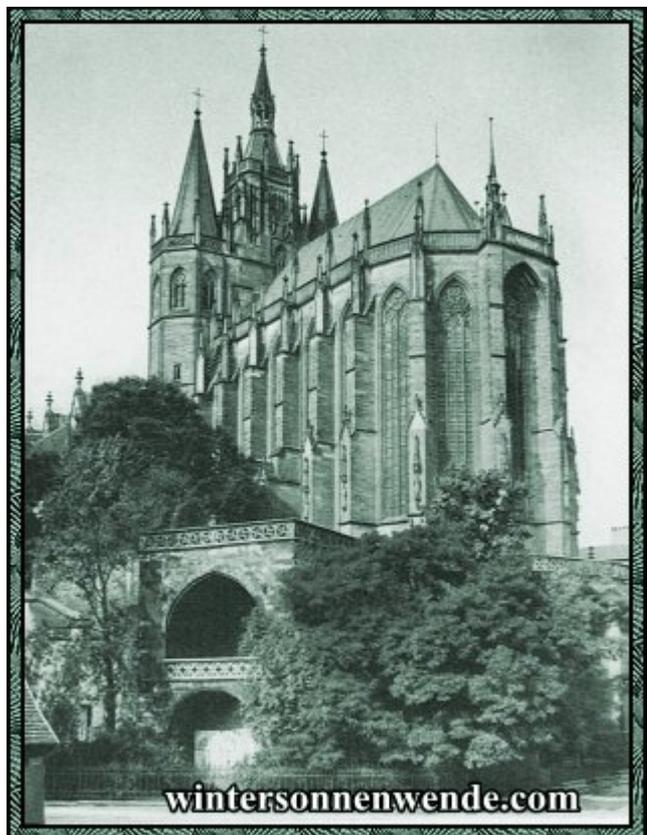
Weimar. Hof des Kirms-Krackow-Hauses.

Von einer der Höhen aus sollte man die in fruchtbarer Mulde sicher geborgene Stadt zum ersten Male erblicken, um zu erfahren, daß sie die schönste in Thüringen, neben Köln aber die türmereichste Stadt Deutschlands überhaupt ist. Die "Schmalzgrube", wie sie Luther auf gut deutsch nannte, von der sich nach dem Chronisten "ganz Thüringen nährte und wärmte", war zugleich eine der volkreichsten Städte, und der Reichtum ihrer Patrizier, der manchem Fürsten aus der Verlegenheit half, war sprichwörtlich. Seine ergiebigste Quelle, die "fürnembste Nahrung" nicht nur der Stadt, sondern ganz Thüringens war der Waid, jene Farbpflanze, die bis zur Einführung des Indigo den begehrten Blaustoff lieferte. Erfurt war der Hauptstapelplatz dafür, und noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts betrug der Umsatz drei Tonnen Goldes, eine Million Mark. Von der Prachtliebe

der Waidjunker reden die Renaissancepaläste in der Altstadt deutlich genug. Freilich hatte die Herrlichkeit ein jähes Ende, als in Holland 1631 die ersten sieben Schiffe mit ostindischem Indigo landeten. Da mußten dann die Waidmühlen stillestehen, und nur die zahnradähnlichen Mühlsteine in manchen Dörfern erinnern mit den Namen von Plätzen und Straßen noch an das blühende Gewerbe. Aber schon gegen Ende des Mittelalters war die Blütezeit Erfurts vorüber. Das "tolle Jahr" 1509, als die unzufriedenen Massen in hellem Aufstande das übermütige Patriziat stürzten, hätte die Stadt noch überwinden können, wenn nicht die Leipziger Messen gewesen wären, die, vom Kaiser privilegiert, den Handel mehr und mehr vom thüringischen Zentrum ablenkten. Nach dem Dreißigjährigen Kriege war es schließlich zu einer kleinen Landstadt herabgesunken, wo auch die Universität, die längst ihren Ruhm an Wittenberg abgetreten hatte, nur noch ein Schattendasein führte.

Die Kräfte zu neuem Wohlstande hat die Stadt aus der Erde selbst genommen, aus dem fetten Boden des Geratales, wo schon die ersten Benediktinermönche vom Peterskloster auf dem Berge die Grundlagen für Erfurts Land- und Gartenbau geschaffen hatten. Wenn die Stadt auch bereits im Mittelalter "des heiligen römischen Reiches Gärtner" genannt wurde, so setzt die berühmte Gemüsekultur doch erst im 18. Jahrhundert unter dem Ratsmeister Reichart ein, der durch geschickte Bewässerung das riesige Dreienbrunnenfeld in einen einzigen Mustergarten verwandelte. Der aus Cypern eingeführte Blumenkohl und die - dank der warmen Quellen auch im Winter geerntete - Brunnenkresse werden über ganz Deutschland verschickt. Zum Weltruhm aber haben Erfurts Namen seine Blumenzüchtereien verholfen, deren Blumenfelder sich draußen vor der Stadt in allen erdenklichen Farbenabstufungen, soweit der Blick reicht, ausbreiten wie ein vom Himmel gefallener Regenbogen. So sehr daneben für die besonders in letzter Zeit mächtig aufstrebende Stadt ihre Maschinenindustrie und die vielen Schuhfabriken maßgeblich sind, der Fremde wird in ihr vor allem die Kunststadt suchen und betroffen sein von dem alle Erwartungen weit übersteigenden Reichtum an mittelalterlicher Kunst. Nur Köln und Nürnberg lassen sich damit vergleichen.

Die riesige Baugruppe vom Dom und der Severikirche aber, die sich über der verschwenderisch breiten Flucht von 70 Stufen wie ein Gebirge aufbaut, gibt es nur einmal. Den drei nadelschlanken, patinagrünen Spitzen der fünfschiffigen Hallenkirche von St. Severi antworten die drei mächtigeren steinernen des Domes mit der ungeheuren Gloriosa-Glocke, deren orgelgleiches Dröhnen an den höchsten Feiertagen weit übers Land hallt. Für den Bau des Domchores mußte durch kühn angelegte Bogenstellungen künstliches Fundament geschaffen werden. Sein turmhoher Innenraum birgt die bedeutendste Leistung thüringischer Kunst neben den Naumburger Stifterfiguren: den Zyklus der riesigen Glasbilder, die wie aus funkelnden Edelsteinen gewirkte Teppiche zwischen die schlanken Pfeiler gespannt sind. Unmöglich aber ist es, die Gestaltenfülle der bildhauerischen Werke in Stein, Holz und Bronze auch nur einer der vielen Kirchen hier flüchtig zu beschreiben. Selbst die berühmtesten bloß zu nennen, bereitet schon Verlegenheit. Sei es nun die bronzene lebensgroße Leuchterfigur des



Erfurt. Der Dom.

"Wolfram" aus romanischer Zeit, der Inbegriff grausigen Schmerzes in der Pieta der Ursulinerinnen oder der prunkvolle Hochaltar mit den Grünewald sehr nahestehenden Gemälden in der Reglerkirche. Wo die ganze Stadt ein einziges riesiges Kunstwerk ist, braucht der Kunstfreund lange Tage intensivsten Schauens, um sich nur einen ungefähren Überblick der Einzelheiten zu verschaffen. Im Mittelalter nannte man Erfurt das Rom Thüringens, und wenn man in der Altstadt sieht, wie jede Straße auf eine Kirche zuführt und jeder Blick von steilen Türmen in die Höhe gerissen wird, so spürt man, daß dieser Vergleich vielleicht doch nicht zu hoch gegriffen ist. Außer am Domhügel drängen sich die Kunstwerke am dichtesten in den beiden straßenlangen Predigtkirchen der Franziskaner und Dominikaner zusammen, die - ohne Türme - wie riesige mastenlose Schiffsleiber inmitten des Gewirrs der Gassen festgemacht haben. Diese beiden basilikalen Räume in ihrer nüchtern-strengen Einfachheit mit den feierlichen Fluchten von Pfeilern und Bögen sind neben dem Wunder der strahlendlichten Halle von St. Severi mit ihrem Pfeilerwald die edelsten Werke gotischer Baukunst in Erfurt.

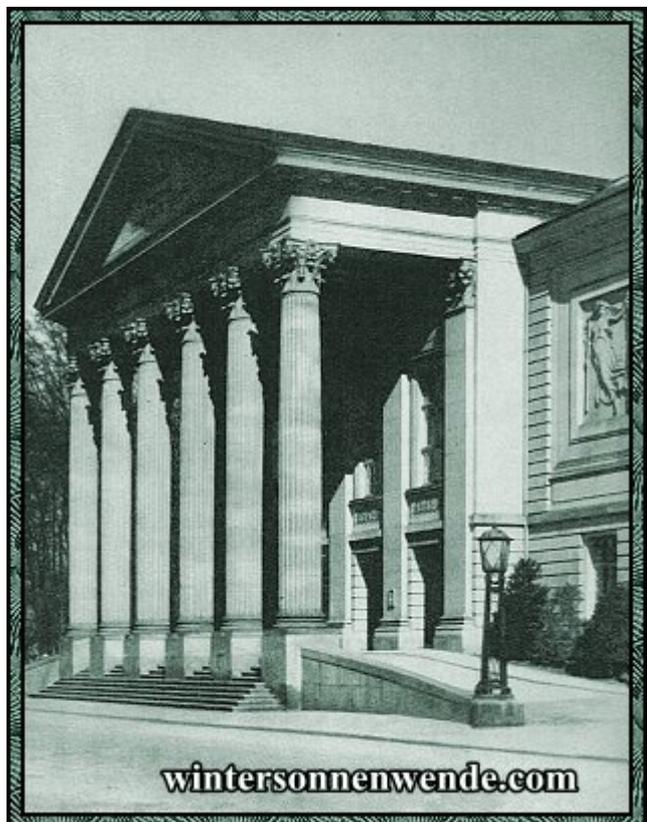
Der Reiz des mittelalterlichen Stadtbildes im innersten Bezirk um das *Collegium maius* der alten Universität herum wird durch das Netz verschiedener Flußarme erhöht, in die sich hier die Gera aufteilt. Breit fließt sie dahin am Junkersand, stürzt sich über Wehre, um strudelnd unter den mächtigen Bögen der Krämerbrücke zu verschwinden, deren Wölbung einen ganzen Straßenzug eng ineinander geschachtelter Häuser über das Wasser führt. Treppchen steigen hinunter zum "Venedig", wie man den von vielen Kanälen durchzogenen Stadtteil bezeichnenderweise genannt hat, wo an den Waschbrettern hinter den Häusern die Boote liegen und Angler auf Forellen warten. Oder Brückchen und Stege geleiten zu Inseln, wo ragende Pappeln einen lichtgrünen Raum um sich bauen. Eben noch in friedvollen Winkeln, wo sich das häusliche Leben auf grasübergrüntem holprigen Vorplätzen abspielt, findet man sich wie im Märchen plötzlich auf dem Anger, der Hauptstraße mit hastendem Großstadtverkehr, wo einst die Waidjunker die kostbare Fracht Hunderter von Wagen verhandelten. Wie ein Palast fürstlicher Herren steht dort die überreich geschmückte Barockfront des alten Packhofes mit den erlesenen Kunstsammlungen der Stadt. Gewiß ist Erfurt Großstadt mit all den Vorzügen, die man dabei erwarten kann, aber das Liebenswerte, ihr eigentlicher Vorzug ist, daß die große und kunstreiche Vergangenheit sich so freundlich mit der Gegenwart versöhnt hat. Immer auf der Brücke zwischen gestern und heute findet man gut den Maßstab für beides, worauf das Gefühl ruhiger Sicherheit sich gründet. Seinen beredtesten Ausdruck wird es im bewahrten Brauchtum finden. Gemeint ist hier weniger der siebentägige Jahrmakelstrubel des Vogelschießens draußen vor der Stadt, als vielmehr das Martinsfest der Lutherstadt, wo der Kirchenheilige mit dem Reformator zugleich und von beiden Konfessionen einträchtiglich miteinander gefeiert wird. Alt und Jung wandert dann abends mit Stocklaternen zum Dom, wo das riesige Geviert des Marktes davor und die Freitreppe hinauf bis zum letzten Fleckchen mit einer vieltausendköpfigen frohen Menschenmenge sich füllt, die geduldig in der Novemberkälte wartet, bis droben auf der Galerie die Choräle aufklingen und dann alle Stimmen sich einen zum brausenden Lied der Reformation, das über die bunten Monde der Lampions hinaufsteigt zum besternten Himmel.

Mühlhausens Brunnenfeste dagegen sind so alt, daß ihr Ursprung völlig im Dunkel liegt. Die Stadt, deren Name ja schon ihre Abhängigkeit vom Wasser verrät, sah besonders in ihm das nährende Element, und so ist es natürlich, daß die Quellen durch kultische Verehrung ausgezeichnet wurden. Sommerfeste sind es, an denen die ganze Einwohnerschaft zur Popperoder und Breitsülzenquelle hinauszieht, wo die Jugend unter feierlichen Liedern ihr Blumenopfer bringt und die bunten Sträuße in die kristallklare Tiefe der blaugrün leuchtenden Gewässer versenkt. Die größte Quelle aber Europas ist der **Rhumesprung** bei Duderstadt, dessen Wasserreichtum (45 Hektoliter in der Sekunde) stark genug ist, um unmittelbar nach Verlassen des Quellteiches die Treibkraft für eine große Fabrikanlage abzugeben. Auf andere quellende Schätze, die gerade heute besondere Beachtung verdienen, ist man durch große Gasausbrüche in den Kalischächten von **Volkenroda** bei Mühlhausen aufmerksam gemacht worden. Bei Bohrungen wurden dort in großer Tiefe

Erdölvorkommen angeschnitten, die gegenwärtig eine Ausbeute von täglich 30 Tonnen gewährleisten. Sollten die auch an anderen Stellen veranstalteten Bohrungen erfolgreich sein, so könnte die Treibstoffversorgung Deutschlands zum großen Teile von Thüringen bestritten werden. **Mühlhausen** selbst, im oberen Unstruttale an den sanften Waldhängen des Hainich, hat durch seine abseitige Lage von den heutigen Hauptverkehrswegen viel von der Bedeutung der einstigen freien Reichsstadt eingebüßt. Als man im Mittelalter einen doppelten Mauergürtel um die Stadt legte, von dem außer dem trutzigen Frauentor noch bedeutende Teile erhalten sind und die beiden mächtigen Kirchen von St. Marien und St. Blasius aufführte, da gingen die Tuche und Laken der Hansestadt weit hinaus und waren besonders beliebt auf den russischen Märkten. Wenn auch von der früher blühenden Schafzucht nur wenig übriggeblieben ist, so hat sich doch die Wollweberei erhalten, die zusammen mit einer bedeutenden Fahrradindustrie und Tabakverarbeitung das Wirtschaftsleben der Stadt bestimmt.

Von den thüringischen Residenzen zeichnet sich keine durch besondere Pracht aus. Dazu waren die Ländchen der kleinen Fürsten zu arm. Was sie sich aber alle durch gewandelte Zeitläufte bewahrt haben, das ist ihre vornehm-stille Beschaulichkeit. Wie könnte auch auf gewundenen Parkwegen um empfindsame Tempelchen und verträumte Teiche mit der silbernen Spur von Schwänen die Hast aufkommen! Gediegene Kultur ist der Vorzug der im bestimmten Sinne zeitlosen Städtchen, an denen der ungestüme Fortschritt meist vorübergeeilt ist. Es bleibt dann auch gleichgültig, von welcher Art Handel und Gewerbe sich die Bewohner nähren. Nur die Atmosphäre, in der sich ihr Leben vollzieht, ist wichtig als das einzige, was sich dem Besucher mitteilt. **Sondershausen** mit 10 000 Einwohnern, im engen Tal der Wipper zwischen den Höhenzügen der vom Kyffhäuser herüberstreichenden Windleite und der Hainleite, mit dem mächtigen Renaissanceschloß auf breitgeschwungener Terrasse verdankt den guten Klang seines Namens weniger der Kaliindustrie der Gegend, als vielmehr seiner Musikpflege, die im Konservatorium und den berühmten Lohkonzerten ihren Ausdruck findet. Mit einem Hoftheater, vielen Anekdoten von schrulligen und freigebigen Landesherren und einem Jagdschloß auf dem Possen inmitten der tiefen Wälder der steilen Hainleite ist es eine eng umfriedete Welt für sich.

Was Weimar für das deutsche Theater in der Klassikerzeit gewesen ist, das bedeutet **Meiningen** am Ende des 19. Jahrhunderts für den Naturalismus in der Schauspielkunst, als der Herzog Georg II. seine Stücke bis zum letzten Gamaschenknopf historisch getreu inszenierte und eine auch noch die kleinste Geste beseelende **Gesamtleistung** aller Kräfte auf die Bühne stellte, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte. Ihr beispielloser Erfolg in Deutschland begleitete die "Meininger" auch bei ihren Gastspielreisen durch alle Hauptstädte Europas bis nach Rußland hinein, und für den Ruf seines Orchesters - unter Hans von Bülow, Richard Strauß und Max Reger - gibt es keinen besseren Beweis, als daß Wagner es sich zur Erstaufführung seines Nibelungenringes nach Bayreuth erbat. Auch die schönen Parkanlagen um das Hoftheater und das Schloß (mit der reichen Gemäldesammlung), die der Stadt an der Werra zwischen Thüringer Wald und Rhön so viel Anmut verleihen, verdanken ihre Gestalt dem gütigen alten Herrn, der als ein rechter Landesvater die Fürstengruft



Meiningen. Das Hoftheater.

verschmähte, um auch im Tode noch unter seinen Bürgern zu sein, denen seine Kunstpflege als ein großartiger und geglückter Versuch der Erziehung zur Kunst schließlich doch allein galt.

Auch **Gotha**, auf halbem Wege zwischen Erfurt und Eisenach, hat sich durchaus den Charakter der ehemaligen Residenzstadt bewahrt. Sehr zu Unrecht eilt der Fremdenstrom meist an ihr vorüber der Wartburg oder Weimar zu. Denn das von ausgedehnten Parkanlagen umgebene riesige Geviert des Schlosses, das in der Stadtmitte von beherrschender Höhe aus die Regelmäßigkeit des Straßennetzes bestimmt, gehört mit dem Wahrzeichen der beiden klotzigen würfelförmigen Türme auch in Thüringen zu den einmaligen Eindrücken imponierender Größe. An Stelle der Landgrafenburg Grimmenstein erbaute Herzog Ernst der Fromme gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges hier seinen Friedenstein und legte damit in Deutschlands traurigster Zeit den Grund zu neuem Aufstieg. Unter dem Einfluß des großen thüringischen Pädagogen Ratichius entstand damals ein Schulwesen, das nach zeitgenössischem Urteil die Bauern so klug machte wie anderswo die Edelleute. Der heiteren Seite des Lebens huldigte man unten im Schloß Friedrichstal, das die geistvolle Herzogin Luise Dorothea im 18. Jahrhundert zu einer Pflegstätte französischer Bildung machte. Dort und im nahen Sommerschloß Friedrichswerth spielte sich unter der Devise "*Vive la joie*" der Mummenschanz des Eremitenlebens der Hofgesellschaft ab. Auch nach **Molsdorf**, dem Landsitz des verschwenderischen Grafen Gotter im Geratal bei Erfurt, zogen die Brüder und Schwestern des fröhlichen Ordens mit Pilgerstab und Schäferhut hinüber. Der herrliche Park, als kühle Oase eigensinnig inmitten sonniger Felder angelegt, ist längst verwildert, und die ausgelassene Pracht des Rokokoschlößchens verstaubt hinter geschlossenen Fensterläden.

Was aber den Wandel der Zeiten überdauert hat und heute allein schon den Besuch Gothas lohnt, das ist sein Museum, in dessen weiträumigen Sälen die Kunstschatze der Ernestiner untergebracht sind und wo alle heimischen und fremden Werke von einem mittelalterlichen Tafelbild übertroffen werden - vom Liebespaar des deutschen Hausbuchmeisters. Sonst ist Gotha vor allem die Stadt der Atlanten und Landkarten, wo Perthes seit 1785 Deutschlands größte und älteste geographische Anstalt unterhält, und gleich am Bahnhof erinnern die Paläste der Feuer- und Lebensversicherungsbank an Arnoldi, der hier vor über 100 Jahren den Grundstein zum deutschen Versicherungswesen legte. Den Weg nach Arnstadt sollte man zu Fuß über die steil aufgerichtete Sandsteinklippe des Seeberges und über die in deutschen Landen unvergleichliche Burgengruppe der **Drei Gleichen** nehmen. Wo Gustav Freytag die trotzige Mühlburg zum "Nest der Zaunkönige" machte, wo auf Schloß Gleichen die schöne Sage vom Grafen mit den beiden Frauen lebendig ist und wo die tausendjährige Wachsenburg mit ihren reichen historischen Sammlungen auf steilem Kegel einen bezaubernden Rundblick über die bunte Hügelanmut des innersten Thüringen bietet. **Arnstadt** im Geratal am Eingang zum Thüringer Wald faßt, auf engem Raum gedrängt, noch einmal die städtebaulichen Schönheiten des Landes zusammen. Die Türme und Tore des einstigen Mauergürtels erinnern an Mühlhausen, in dem edlen Bauwerk der Liebfrauenkirche aus dem 13. Jahrhundert spürt man die Welt des Naumburger Domes, der Marktplatz mit dem offenen Laubengang und dem schönen Renaissance-Rathaus könnte in Gotha oder Jena sein, und die Fröhlichkeit der Rokokoräume im Schloß läßt an Molsdorf und Friedrichswerth oder irgendeine andere der graziösen Residenzen zurückdenken. Der junge Bach fand hier seine erste Anstellung und wurde drüben im nahen Dornheim mit seiner Base Maria Barbara getraut. Die Marlitt schrieb hier ihre gefühlvollen Romane, von denen das *Geheimnis der alten Mamsell* das schöne Patrizierhaus zum Güldenen Greifen umwebt. Hügelanmut und ab laufen die Straßen, kriechen unter den Spitzbögen wappengeschmückter, schroffer Tortürme hindurch, münden auf Plätze mit plätschernden Brunnen, verweilen neugierig am Marktbetrieb mit seinen bunten Blumen- und Gemüseständen und führen schließlich zum Schloßgarten mit seiner herrlichen Allee uralter Linden, wo der riesige Rundturm der Neidecksburg die Wache über das lebenswürdige Städtchen hält. Wenn sich mit dem Reichtum gotischer Kunstwerke in der Liebfrauenkirche Arnstadt auch nur gleichwertig den anderen thüringischen Städten einreihet, so hat es doch in der in den Sälen des Schlosses aufgestellten Puppenstadt *Mon plaisir* ein einmaliges Schaustück, das an Fülle und

künstlerischer Qualität der Figuren von keiner ähnlichen Schöpfung wieder erreicht wird. In dieser graziösen Spielerei der Fürstin Augusta Dorothea, einer Kulturgeschichte des Rokoko in lebenden Bildern, findet die echt thüringische Freude am Bunten und Kleinen und die erstaunliche Geschicklichkeit der erfinderischen Hand, gepaart mit der scharfen Beobachtungsgabe des lebenslustigen Stammes, ihren liebenswürdigsten Ausdruck. Was hier eine anmutige Fürstenlaune hervorgebracht hat, das wurde droben in der Spielwarenprovinz des Gebirges zur Lebensgrundlage für Städte und Dörfer.

Die Fülle der über das Herzland des Reiches ausgestreuten landschaftlichen Schönheiten findet im **Thüringer Wald** ihre Krönung. Gleich dem Harz, der gegen den Andrang der Ebenen nach Norden vorgeschobenen Bastion, ist auch "der Wald" - wie das Gebirge hier überall genannt wird - eine echte Horstbildung mit Steilabfällen nach beiden Seiten der von SO nach NW ausgerichteten etwa 120 Kilometer langen Kette, die sich in der Breite nur bis 30 Kilometer ausdehnt. Mit einer mittleren Höhe von über 700 Metern überragt er das fränkische und thüringische Hochebenen-Vorland etwa um 500 Meter und bildet damit eine mauerartig trennende Schranke, auf deren Kammlinie der uralte Grenzweg des Rennstieges die Stammesgrenze zwischen Franken und Thüringen, zwischen Mittel- und Süddeutschland bezeichnet. Nach SO zu geht das Gebirge weit ausladend mit breitgelagerten Tonschieferrücken unmerklich in den Frankenwald über. Sonst aber laufen die Nebenkette dicht am Hauptzuge hin und geben dem Gebirge jenes kraftvoll zusammengefaßte klare Profil, das bei jedem Rundblick von den bis 1000 Meter ansteigenden Hauptgipfeln (Beerberg, Inselsberg, Schneekopf und Finsterberg) immer wieder überrascht. Nur ihre aus hartem Rotliegenden, Granit und Porphyrgemauerten Massive bringen in die sonst berückend liebliche Anmut der in langen geologischen Zeiträumen durch Abtragungen sanft gerundeten Vielformigkeit des Berglandes einen Zug ernster Größe.

Die für den Ackerbau ungünstigen kühlen Sommer und langen Winter haben das Gebirge lange unbesiedelt gelassen. Erst im 14. Jahrhundert hat der Mensch, durch das Vorkommen von Eisen, Kupfer und Silber angelockt, seine Scheu vor der urwaldähnlichen Bergwildnis überwunden und den Wald aber zugleich so durch Raubbau verwüstet, daß schon die mittelalterlichen Herren des Gebietes um seinen Weiterbestand ernstlich besorgt waren. Rücksichtslos wurden die Wälder abgeholzt und vermeilert, um dadurch die für den Hüttenbetrieb notwendigen Kohlen zu gewinnen. Wird doch aus dem 16. Jahrhundert berichtet, daß eine Hütte bei Tabarz mit 14 Bergwerken jahrelang stilliegen mußte, weil die völlig abgekohlte Umgegend kein Holz mehr liefern konnte! Wütende, vielbejammerte Waldbrände kamen dazu, und nur der im 18. Jahrhundert aufkommenden planmäßigen Forstwirtschaft ist es zu danken, daß der Wald sich wieder erholt hat. Sein Wildbestand war so ungeheuer, daß die waidfrohen Herren ihn nur mit Mühe ausrotten konnten und sich kein Käufer mehr für das Überangebot an Wildpret fand. Bezeichnend für die späte Besiedlung ist das Vorkommen von Wolfsrudeln und Bären als Standwild noch durch das ganze 18. Jahrhundert. Wie ein Märchen klingt das alles aus der Ferne herüber, wo heute aus den üppigen Wiesentälern zwischen tiefen Waldungen die Siedlungen fast überall bis zum Kamm hinaufsteigen (Oberhof 825 Meter, Schmücke 911 Meter), wo der einst blühende Bergbau längst einer vielseitigen, meist auf Heimarbeit gegründeten Industrie gewichen ist und die den Kamm bei Oberhof im Brandleite-Tunnel überschreitende Hauptstrecke sommers und winters einen nie abreißen Fremdenstrom nach den berühmten Kur- und Sportplätzen des Gebirges bringt.

Der alte Rennstieg ist noch immer der unübertroffene Wanderweg durchs Gebirge. Sein 171 Kilometer langes Bergauf und Bergab von Blankenstein a. d. Sa. im Frankenwald bis nach Hörschel an der Werra hinüber führt bald als kaum erkennbarer Pfad durch dichtes Heidelbeergestrüpp menschenleerer Einsamkeiten, bald über die gepflegten Autostraßen der Fremdenbezirke, über versteckte Unterkunftshütten und vorbei an den breiten Fronten der großen Hotels. Von dieser Längsverbinding zweigen die vielen Quertäler ab, worin die klaren Wasser der Schwarza, Ilm, Gera usw. ins Thüringer Land hinuntereilen, oder als Steinach, Itz, Werra, Schleuse, Hasel ins Land der

Franken führen. Wer vom Frankenwald über den Wetzstein herüberkommt, gerät in Neuhaus, Ernstthal und **Lauscha** bis nach Steinach hinab ins Reich der Glasmacher, in die Werkstatt des Christkinds. Seit im 16. Jahrhundert böhmische Exulanten die Kunst des Glasmachens dort eingeführt haben, ist sie von Generation zu Generation weitervererbt worden und hat sich zu einem blühenden Zweig erfindungsreicher Volkskunst entwickelt. Was alles von den bunten und glitzernden Herrlichkeiten der Kugeln, Sterne, Vögel und Schmetterlinge an unseren Weihnachtsbäumen Jung und Alt dann lichterselig macht, das kommt aus den tiefverschneiten Dörfern am Rennstieg, wo in den Schieferhäusern fast überall "der Gas rauscht" und die ganze Familie am Blastisch beschäftigt ist. Wirkliche Künstler z. B. sind die "Hirschlebläser", unter deren geschickten Händen über der Gasflamme aus einer einfachen Glasröhre die wundervollen Gruppen kämpfender Hirsche hervorgehen. An Fertigkeit übertroffen werden sie nur noch von den Herstellern künstlicher Augen. Eine wahre Wunderkammer ist das Museum für Glaskunst in Lauscha mit seiner bunten Musterschau heimischer Erzeugnisse. Aber auch die kompliziertesten Glasapparate entstehen hier, wo neben Glühlampen Glaswolle, Glastapeten und die neuartigen Isolationsstoffe aus Glas hergestellt werden. Da ist es nicht weiter verwunderlich, daß in Neuhaus der Erfinder der Geißlerschen Röhren geboren wurde. Durch den Verlust des Auslandsmarktes ist die Not auch hier groß geworden und so sind denn weit im Reich herum hausierende Glasbläser anzutreffen, die sich mühen, wenigstens den Inlandsabsatz für ihre bunten und so billigen Herrlichkeiten zu erhöhen. Daß aber dem Wäldler bei seinem harten Kampf ums Dasein die Freude an Sang und Klang nicht verloren gegangen ist, davon zeugen die Lauschaer Musikfeste, die sich einen weithin bekannten Namen erworben haben.

Das Paradies der Kinder ist die Spielwarenprovinz am Fuße des Gebirges um **Sonneberg** herum, wo sich aus der Herstellung vielartiger Holzgeräte zunächst nach Vorbildern Nürnberger Tands das liebenswürdige Gewerbe so entfaltet, daß es Nürnberg bald überflügelte und schon 1729 an 12 000 Zentner Ware verfrachten konnte. Die humorvollen Sonneberger Erzeugnisse des Schnitzmessers und der Drehbank haben sich die Welt erobert und die kürzlich veranstaltete Märchenschau und die Schätze des deutschen Spielzeugmuseums zeigen den Erfindungsgeist der Gebirgler auf bisher nicht erreichter Höhe. Beruht die Herstellung in diesem Revier zumeist auf Heimarbeit, so geschieht die Anfertigung der Puppen in **Waltershausen** rein fabrikmäßig. **Ilmenau** liefert hauptsächlich Wollspielwaren, **Ohrdruf** Schaukelpferde und Kinderfahrzeuge, während **Manebach** und **Crawinkel** sich das Monopol für Masken und die unzähligen Karnevalsartikel gesichert haben. Am Nordhang des Gebirges im tiefen Lichtetal dagegen ist eine künstlerisch hochwertige Porzellanindustrie zu Hause, deren Tradition - wie die lange Reihe der vielen anderen Thüringer Manufakturen, in denen fast die Hälfte des gesamten deutschen Porzellans hergestellt wird, - bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückreicht. Damals erfanden der junge Theologe Macheleid in Sitzendorf und der Glasmeister Greiner im Limbach unabhängig voneinander das Porzellan und hüteten ihre Rezepte genau so sorgsam wie in Meißen.

Unter den zahllosen von kristallklaren und forellenreichen Wassern durcheilten Tälern des Gebirges ist das **Schwarzatal** unbestritten das schönste. Besonders der Abschnitt zwischen Schwarzburg und Blankenburg, wo die breitgelagerten Waldberge bis dicht an den über blankgewaschene Felstrümmer schäumenden Fluß herantreten. Unvergleichlich ist der Blick vom Trippstein herab auf **Schwarzburg** mit der stolzen Krone seines Schlosses, in dessen Hof an Sommernächten die Serenaden aufklingen. Umhegt von Wäldern und Gärten ist **Blankenburg** unter der mächtigen Ruine des Greifensteines vor allem die Stadt der Villen und beschaulicher Erholung. Hier eröffnete der im nahen Oberweißbach geborene Pädagoge Friedrich Fröbel 1837 den ersten Kindergarten und leitete damit unter seinem Wahlsprüche "Laßt uns unsern Kindern leben" ein neues Zeitalter der Erziehung überhaupt ein.

Unweit davon birgt der stille Waldgrund des Rottenbachtals ein erlesenes Werk romanischer Baukunst aus dem 12. Jahrhundert - die Klosterruine **Paulinzella**. Kommt man durch Wiesen heran,



Schwarzburg (Thüringen).

sieht man den grauen Turm über Wipfeln ragen und steht verwundert vor der Wucht eines gewaltigen Portales, das Zutritt gewährt zu einem Bezirk, der längst seiner kultischen Bestimmung entzogen ist, aber unvergängliche Weihe durch die edle Harmonie seiner Maßverhältnisse und durch die strenge Formenschönheit seiner Bauglieder erhält.

Ilmenau ist zunächst als Mittelpunkt der Thermometerindustrie, durch seine Porzellanfabriken und sein Technikum bekannt. Was aber dem "anmutigen Tal" die besondere Weihe gibt, sind seine Goethe-Erinnerungen. Der einst hier blühende Bergbau auf silberhaltigen Kupferschiefer war durch Wassereinbruch zum Erliegen gekommen. Goethe mit seinem nüchternen Sinn fürs Praktische sah da eine willkommene Möglichkeit durch Wiederbelebung der Anlagen dem Ländchen seines fürstlichen Freundes eine Einnahmequelle zu erschließen und eröffnete 1784 die Arbeiten, denen allerdings durch mancherlei Ungunst der erhoffte Erfolg versagt blieb. Aber immer wieder ist er gern hier eingekehrt, um schließlich im "Löwen" auch seinen letzten Geburtstag in aller Stille mit seinen Enkeln zu feiern. Da ist der alte Mann auch noch einmal zum Kickelhahn hinaufgestiegen und hat am Borkenhäuschen das Bleistiftgekritzeln "rekognosziert", mit dem er 50 Jahre früher den Frieden eines Septemberabends in unvergängliche Worte faßte:

"Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Nun, unter scheidendem Blick, mit dem er die geliebte Landschaft umfing, war die Mahnung bedeutsamer. Da mag sein Auge unten im Tal Manebach gesucht haben, wo aus "Kantors Gärtchen"

so mancher Zettel zur geliebten Frau nach Weimar hinüberflatterte, die nun auch schon tot war. Und drüben ragte der Schwalbenstein, wo er an einem glücklichen Märzentage 1799 den vierten Akt seiner Iphigenie schrieb. Die alten Linden stehen noch, die er unten im Städtchen in der Hauptstraße anpflanzen ließ, und ihr Duft weht zum Friedhof, wo Corona Schröter begraben liegt.

Im Ilmtal steigt die alte Erfurter Straße über Stützerbach zum Rennstieg hinauf. Wo heute der kleine Bahnhof steht, überquerten einst während der Glaubenskriege und unter dem Alten Fritz die Heere das Gebirge. Hier ist auch das Gipfelgebiet, wo der **Finsterberg**, **Beerberg** und **Schneekopf** dicht nebeneinander liegen und an die 1000 Meter-Grenze reichen. Endlose Fichtenwälder, Bergwiesen übersät von den goldenen Sternen der Arnika, Hänge der Kahlschläge in Erdbeeren- und Himbeerduft, überloht von den Purpurflammen manns hoher Fingerhutstauden und weite Rundblicke von stillen Höhen aus. Von der Plattform des Schneekopfturmes, dem höchsten Punkt des Thüringer Landes, reicht der Blick bis zum Brocken hinüber. In der kühlgrünen Dämmerung des Schneetiegels nach **Gehlberg** hinab, wo die großen Wedel üppiger Farne den übermütigen Lauf der vielen Bäche bezeichnen, die aus den felsigen Flanken sprudeln, wird das Suchen im Porphyrgeröll oft mit dem Funde einer Schneekopfskugel belohnt, die sich beim Aufschlagen als ein Schatzkästlein von Amethysten und Bergkristallen erweist. In der Mitte dieses Hochrevieres zieht die schönste Bleibe des Gebirges, die **Schmücke**, von weither Wanderer und Fahrer zusammen und **Oberhof** nahebei ist im Winter noch stärker besucht als im Sommer. Zug auf Zug führt dann von allen Seiten die Sportbegeisterten herauf in die glitzernde Märchenpracht, die hier oben noch lange anhält, wenn unten schon der Frühling sich vorbereitet.

Talwärts am Südhang berührt die Stuttgarter Hauptstrecke mit **Zella-Mehlis** und **Suhl** die alte Waffenschmiede des Reiches. Abgesehen von der Herstellung von Schreibmaschinen, Fahrrädern und Autos, sowie einer bedeutenden Kleineisen- und Porzellanindustrie ist der ganze Bezirk seiner weit zurückgreifenden Tradition treugeblieben und auch heute noch der Mittelpunkt der deutschen Feuerwaffenindustrie. Begünstigt durch das Vorkommen eines besonders guten Eisens hatten im Mittelalter die Waffenschmiede hier ihre weithin berühmten Werkstätten aufgeschlagen, die vor allem die süddeutsche Ritterschaft versorgten und Suhl zum "deutschen Damaskus" machten. Mit dem Aufkommen der Feuerwaffen im 16. Jahrhundert stellten sie sich auf diese neue Nachfrage um und erzielten durch eine schon damals weitgehende Arbeitsteilung eine Qualitätsware, die sie - besonders nach der Nürnberger Erfindung des Radschlösses - zum Waffenlieferanten aller kriegführenden Staaten Europas werden ließ. Mit den Heeresaufträgen für Mausergewehre setzte später eine neue Blütezeit für die Fabrikation ein, die über den Inlandbedarf hinaus auch das Ausland in hohem Maße mit Jagd- und Luxuswaffen beliefert. Wenn auch freilich die Industrie das Gesicht der zwischen Bergen bevorzugt gelegenen Stadt bestimmt, so hat sie doch neben einer Reihe alter Bürgerbauten zwei stattliche Barockkirchen und ein mittelalterliches Schloß aufzuweisen und vom Reichtum der damaligen Waffenherren bekommt man durch den ins Erfurter Museum überführten Saal des Palais Spangenberg (des Suhler Krupp) mit seiner fürstlichen Rokoko-Ausstattung eine gute Vorstellung.

Auf uralten Bergbau geht auch die bedeutende Kleineisen- und Stahlwarenindustrie **Schmalkaldens** zurück, das vom Inselsberg beherrscht, am Rande des Gebirges im Grabfeldgau sich ausbreitet. Aber hier hat die Industrie den durchaus mittelalterlichen Charakter des Stadtbildes nicht beeinträchtigt. So umschließt der fast ganz erhaltene doppelte Mauerzug die Stadt, in deren Herrschaft die hessischen Landgrafen mit den Hennebergern sich teilten. Für die protestantische Welt hat sie durch die in ihr abgehaltenen Konvente des Schmalkaldischen Bundes einen Namen von hohem Klang. Damals traten unter Führung des Landgrafen von Hessen und der Reformatoren die Großen des Reiches und ausländische Fürsten hier zusammen, um den evangelischen Glauben gegen Kaiser Karl V. zu verteidigen. So hütet die schöne doppeltürmige spätgotische Hallenkirche von St. Georg, das stattliche Renaissanceschloß der Wilhelmsburg mit den reichen Sammlungen alter Volkskultur und die vielen alten Bürgerbauten einen Schatz großer Erinnerungen an die Zeit

des Glaubenskampfes. Im Bannkreis der Wartburg aber steht mit seinen Wandbildern der Iweinsage aus dem 13. Jahrhundert der Hessenhof, wo Landgraf Ludwig von der heiligen Elisabeth Abschied nahm, als er zum Kreuzzug aufbrach, um nicht wiederzukehren.

Als ältestes Bad Thüringens kann sich **Liebenstein** rühmen, das sich inmitten einer wundervollen Parklandschaft im Angesicht der Rhön ausbreitet. Schon im 16. Jahrhundert war die Heilkraft seiner kohlenensäurehaltigen Eisenquellen bekannt, und die Meininger Herzöge haben im 19. Jahrhundert in großzügiger Weise dem klimatisch hervorragend gelegenen Ort seinen vornehmen Charakter gegeben, der es zum beliebtesten thüringischen Heilbad überhaupt werden ließ. Dicht dabei hat die Romantikerzeit um das Sommerschloß **Altenstein** die abwechslungsreiche Waldlandschaft mit ihren Felsen und Klippen darin zu einem herrlich weiten Park mit immer neuen Überraschungen für das Auge umgeschaffen.

Breit und mächtig aufgebaut, alle Berge in weitem Umkreis überschauend, lockt das Massiv des **Inselberges** zu jeder Jahreszeit den Wanderer herbei. Kein anderer Punkt des mit berückenden Landschaftsbildern so reich gesegneten Gebirges bietet eine gleiche umfassende Aussicht über das in Fruchtbarkeit prangende Thüringer Becken. Wer nach Franken oder Hessen weiter will, der sollte immer hier oben von der Fülle des in Thüringen Geschauten Abschied nehmen, denn nirgends wird es ihm schwerer werden als hier, wo er mit einem Blick alles umfängt. In seinem Schutze an der Nordseite sind **Friedrichroda** und **Tabarz** die besuchtesten Kurorte, deren Glanzpunkt Schloß **Reinhardtsbrunn** bildet. An seiner Stelle stand einst das von Ludwig dem Springer im elften Jahrhundert gegründete mächtige Benediktinerkloster, in dessen Frieden die thüringer Landgrafen ihre letzte Ruhe fanden. Als 1827 das Schloß erbaut wurde, schuf man hier um die alten waldumgebenen Klosterteiche herum unter kluger Ausnutzung des prächtigen Baumbestandes die lächelnde Anmut eines berühmten Parkes. Die Grabsteine in der Schloßkirche mit den Bildern der Wartburgherren sind das einzige, was die Wut der Bauern 1525 übrig ließ, als sie das Kloster in Schutt und Asche legten genau so wie drüben in **Georgenthal** das Zisterzienserkloster, dessen Prachtbau sich aus den letzten kostbaren Trümmern noch erahnen läßt und an Thüringens glänzendste Zeit erinnert.

Für die Lebenstüchtigkeit des Thüringers, die sich besonders in seiner schnellen Anpassungsfähigkeit gewandelten Verhältnissen gegenüber äußert, ist das lehrreichste Beispiel die Entwicklung des Städtchens **Ruhla**, das sich um ein ursprüngliches Straßendorf von stundenlanger Ausdehnung in einem engen Tal unterm Schutze der Wartburg ausbreitet. Zur Landgrafenzeit saßen hier in "der Ruhla" berühmte Waffenschmiede, von denen einer der Sage nach seinen zu gutmütigen und darum von der Ritterschaft verhöhnten Landesherren so hart schmiedete, daß man den also Gewandelten dann den "Eisernen" nannte. Seit dem 15. Jahrhundert wurden hier an Stelle der Waffen die Messer für ganz Deutschland geschmiedet. Als aber die Messerschmiede 1747 nach Eberswalde zu Friedrich dem Großen auswanderten - der, um seine eigene Industrie aufzubauen, die Einfuhr Ruhlaer Erzeugnisse verbot -, machte man sich an die Herstellung von Pfeifendeckeln, -ringen und -kettchen. Hieraus hat sich dann eine Tabakpfeifen- und Zigarrenspitzen-Industrie entwickelt, mit deren Erzeugnissen die ganze Welt beliefert wird und für die der Meerschaum aus Kleinasien, die Zedern vom Libanon, die Birken aus Schweden, das Brujèreholz aus den Pyrenäen, das Weichselholz aus dem Wienerwald und der Bernstein von der Ostsee kommt. Nicht minder bekannt ist daneben seine Uhrenindustrie, die seiner Zeit in Massenfabrikation die erste billige Taschenuhr herausbrachte. Auf dem Zifferblatt zeigte sie den im Takte des Werkes hämmernden Ruhlaer Schmied und war für drei Mark in aller Herren Länder der konkurrenzlose Schlager.

Von der lebhaften Textil- und Fahrzeug-Industrie, die auch Eisenach außer dem ungeheuren Fremdenstrom beherbergt, ist nicht viel zu sehen. Die ist weiter draußen untergebracht und stört nicht das anmutige Bild der gemütlichen Stadt, die sich mit Villen und Gärten, Kuranlagen und Hotels in die Täler des Wartburgberges schmiegt. Wenn auch gleich am Bahnhof das romanische

Nikolaitor und die Kirche daneben sich zu einer kraftvollen Baugruppe vereinigen, so ist außer ein paar Wehrtürmen im Stadtbild weniger vom Mittelalter zu spüren, als man nach diesem Auftakt erwarten sollte. Und doch lebt es noch überall in der Stadt, ungreifbar als Abglanz und Ahnung der ragenden Veste darüber. Es gehört nun einmal dazu genau so wie der würzige Duft der über Holzkohlenglut auf dem Rost gebratenen Würste.

Diese Stadt an der Hörsel, die an günstiger Marktlage im Schutze der Burg im zwölften Jahrhundert entstand, ist geweiht durch die Erinnerung an zwei große Männer, in denen thüringische Stammesart sich zur Weltgeltung aufgerichtet hat: Luther und Bach. Der Reformator hat hier im Hause der Frau von Cotta als Lateinschüler wohlbehütete Jugendjahre verbracht und als er im schwarzen Mäntelchen der Kurrendesänger durch die Gassen zog, ahnte er noch nicht, daß er es einst mit einer Mönchskutte vertauschen würde oder gar mit einem ritterlichen Wams, das dann droben auf der Burg für den geheimnisvollen Junker Jörg bereit lag. Am Frauenplan steht ein schlichtes Bürgerhaus, in dem am 21. März 1685 Johann Sebastian Bach als achttes Kind seiner Eltern geboren wurde. Wenn Beethoven von ihm sagte, daß er nicht Bach, sondern Meer hätte heißen müssen, so ist diese bewundernde Äußerung nicht bloß ein liebenswürdiges Wortspiel. Das Geschlecht der Bache war zahlreich im Thüringischen und seit dem 16. Jahrhundert ist die besondere Musikalität seiner Sprossen nachweisbar. Aus Dorfmusikanten wurden sie Stadtpfeifer, und da es meist Bache waren, die hier im Gau dieses Amt versahen, wurde - wie z. B. in Erfurt - ihr Familienname zur Berufsbezeichnung. Zweihundert Jahre lang gaben Väter den Söhnen das immer mehr angereicherte Erbe der Begabung weiter, bis es schließlich gesammelt an ihn kam, der durch das Zusammenfließen der vielen Bäche nun wirklich zum Meere werden sollte. Keiner wieder hat von der Orgelbank aus im Brausen des königlichsten aller Instrumente das Evangelium so machtvoll und weltfreudig verkündet wie er, den Söderblom darum den fünften Evangelisten nannte und unübertrefflich in seiner allgemeinen Gültigkeit steht ein Ausspruch Goethes aus seinen letzten Lebensjahren: "Mir ist es bei Bach, als ob die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich etwa in Gottes Busen kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben." Sein Lebenswerk, für das Arnstadt, Mühlhausen, Weimar, Köthen und Leipzig die Stationen sind, ist selbst für die Barockzeit gewaltig. Sind doch außer den großen Chor- und Orchestermusiken, außer den vielen Klavierwerken allein 300 Kantaten auf uns gekommen, in denen thüringische Sangesfreudigkeit "zu Gottes Ehre und zur Rekreation des Gemüts" sich ihr unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

Als Stätte festlichen Singens und Klingens, wundersam bekränzt von Sage und Geschichte, ragt die schimmernde Veste der **Wartburg** weitschauend über die rauschenden Wälder, über die prangenden Fluren der Ebene. Wer an Fritz Reuters heller Villa, vorüber durch die moosgrünen tropfenden Felsenwände der düsteren Drachenschlucht, zwischen den silbergrauen Säulen der lichten Buchenhallen hinangestiegen ist und nun von den Zinnen des Bergfrieds das beglückte Auge auf dem Wipfelmeer der Waldgründe sich ausruhen läßt, der hat das Schönste vorweggenommen, was die Burg an bleibenden Eindrücken zu verschenken hat. Es ist das Erlebnis der ewigen Landschaft, an dem Goethe hier oben von Krankheit genas, als er an Frau Charlotte nach Weimar schrieb: "Wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet, aufzustehen vom Stuhl, hinübersegnen könnte. In dem grauen linden Dämmer des Mondes die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabhänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßberges und Schlosses unten alles finster hält und drüben an lichten Wänden sich noch anfaßt, wie die nackten Felsensspitzen im Monde röten und die lieblichen Auen und Täler ferner hinunter und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt..... denn die Natur ist zuweit herrlich hier auf jeden Blick hinaus!"

Die Gründer der Burg freilich, wie jener Ludwig der Springer im zwölften Jahrhundert, sahen nur die hervorragend strategische Lage des Berges, der seinen Besitzer zum natürlichen Herrn von Thüringen und Hessen zugleich vorbestimmte. Als der Thüringer Landgraf 1180 nun wirklich auch Hessen noch in seine Hand bekommt, hebt die eigentliche Glanzzeit der Wartburg an, die den älteren Stützpunkten thüringischer Macht, der Neuenburg a. U. und der Eckartsburg den Vorrang



Die Wartburg von Osten.

abnimmt. Der Adel des Reiches, von Art und Haltung der Naumburger Stifterfiguren, hat damals die Hallen hier oben mit leidenschaftlichem und herrischem Leben erfüllt. Ob sich das prunkende Schauspiel des Sängerkrieges nun wirklich vollzogen hat oder nicht, ist gleichgültig gegenüber der höheren Wirklichkeit von Sage und Märchen, die als Wunschbild einen der tiefsten Wesenszüge thüringischen Stammestumes verklären, - seine Musikalität. Die alten langvergessenen Liederhandschriften mit ihren bunten Miniaturen, die Dichtungen Walthers und Wolframs und der vielen anderen Sänger und das namenlose Märchengut des Volkes dazu, aus dem die Zeit der Romantik die Kraft zur völkischen Wiedergeburt holte und mit der Fremdherrschaft den Fremdgeist vertrieb, - sie sind nun alle durch die Wandbilder Schwinds, durch Wagners Tannhäuser und Scheffels Dichtung hier oben beheimatet worden. Weil die deutsche Seele hier am wundersamsten sich selbst nachlauschen kann, ist die Wartburg über alle anderen Burgen des Reiches erhoben worden und selbst wer sie noch nie betrat, weiß von ihr seit frühesten Kindheitstagen, als er in dem Raunen der Sagen das Ahnen weiter und großer Herkunft zu spüren begann.

Deshalb war es auch eine wahrhaft nationale Tat, als der Großherzog Carl Alexander die dem sicheren Verfall preisgegebene Stammburg seines Geschlechts in der Mitte des 19. Jahrhunderts neu erstehen ließ. Die Vorburg mit ihren - wie oft gemalten - bunten Fachwerkgiebeln und Galerien steht im Zeichen des Reformators, der auf dem Rückwege vom Wormser Reichstag im Auftrage Friedrichs des Weisen nach der damals fast vergessenen Waldburg entführt wurde, um dadurch den Nachstellungen seiner Feinde entzogen zu sein. Zehn Monate hat er hier als Junker Jörg gehaust, der die Burg nicht eher verlassen durfte, bis ihm die Tonsur wieder zugewachsen war. Landsknechtsmäßig umwirren Bart und Haupthaar das knochige Gesicht, aus dem seltsam forschend und bekümmert, die klugen schräggestellten Augen schauen. So hat ihn der Freund Lukas Cranach auf einem seiner schönsten Holzschnitte festgehalten. Die unfreiwillige Muße auf "Patmos", in der "Region der Vögel", - wie seine Briefe das Exil geheimnisvoll nennen, nutzte er zur Übersetzung des Neuen Testaments aus, und als der Teufel ihn dabei stören kam, warf er gewaltig nach ihm mit dem Tintenfaß.

Weltlicher ging es drüben im Palas zu, wo die vielgerühmte "milte" des Landgrafen Hermann die Fahrenden aus aller Herren Länder herbeilockte. Wer in den Ohren siech sei, der meide Thüringens Hof, so ging ein zeitgenössischer Spruch, und Herr Walther berichtet, daß dort oben eines Ritters Becher nie leer stünde, auch wenn das Fuder Weines tausend Pfund koste. Die Dichter aber sahen im Landgrafen vor allem den verständnisvollen Förderer ihrer Kunst. Was der Weimarerische Musenhof für die Goethezeit bedeutete, das war die Wartburg unter Hermann für die Landgrafenzeit, als Walther von der Vogelweide sang: "Der andern Lob verwelket wie der Klee, Thüringens Blume leuchtet durch den Schnee."

Aber dann blühte unterm Schutze ihres Gemahls Ludwig, den man den Heiligen nannte, eine zartere Blume hier oben. Das war die ungarische Königstochter Elisabeth, in deren Händen sich die Brotspende für die Armen im tiefsten Winter zu duftenden Rosen verwandelte. Zugleich verehrt und verspottet wegen ihrer streng geübten franziskanischen Tugenden mied sie die Lautheit der Feste und lebte im Dienst für die Armen und Kranken ein stilles opfervolles Leben. Als ihr Gemahl auf dem Kreuzzuge starb, wurde die nun Schutzlose mit ihren jungen Kindern in Eis und Schnee grausam von der Burg verstoßen, so wie es Schwind auf seinem Wandbilde gemalt hat. Bald ist sie dann gestorben und die im Leben all ihren fürstlichen Schmuck verschenkt hatte, empfing dafür schon kurz nach ihrem Tode die Krone der Heiligen, und über dem goldenen Schrein mit ihren wunderwirkenden Gebeinen erhob sich der stolze Bau von St. Elisabeth zu Marburg.

Glanzzeiten sind kurze Zeiten. Mit dem Ende des 13. Jahrhunderts erlosch auch der Stern der Wartburg. Nur einmal noch nach langen Jahrhunderten ging von der verödeten Veste ein großes Strahlen der Verheißung übers ganze deutsche Land. Das waren 1817 die Fackeln und Flammenstöße der Burschenschaftler aus allen Gauen des Reiches, die ihre Waffenbrüderschaft von 1813 zur Feier der 300jährigen Wiederkehr der Reformation erneuerten. Von der Universität Jena ging dieser herrliche Frühling begeisterter Jugend aus, deren Hoffnung auf ein einiges Vaterland durch die bald darauf einsetzende Reaktion so schmachlich getäuscht werden sollte. Aber unvergessen und wohl von keiner Zeit besser verstanden als der unsrigen, bleiben die flammenden Reden, die mit der Lohe des Feuers zu den Sternen stiegen und die Fürsten mahnten, das versprochene "einige Vaterland der Gerechtigkeit" zu schaffen. Denn "nur ein Fürst hat fürstlich sein Wort gelöst, allen anderen ein Vorbild, allen Deutschen ein wahrhaft deutscher Mann", unter dessen Schutz sie zusammengekommen waren, "um auf dem freiesten deutschen Boden ein freies deutsches Wort zu wechseln." Dieser Fürst aber, den die Trinksprüche beim Festmahl im Minnesängersaal feierten, war Carl August von Weimar, der seinem Land als erster deutscher Fürst 1816 eine Verfassung gab. So ist die Burg seiner Väter, die Krone überm Lande Thüringen, zum Symbol für die Ströme geistzeugenden Lebens geworden, die von der Herzkammer aus je und je das Reich durchpulsten, und für alle Zukunft die Stätte wehevoller Begehung.



Hessenland und Rhön

Der Name Hessenland ist hier wörtlich genommen für das Land der Hessen und meint also nicht das heute überholte politische Gebilde, dessen Grenzen den ursprünglichen Siedelraum dieses Stammes weit überschreiten. Als breites, vielfach durch Einzelkuppen und Höhenzüge unterbrochenes Senkungsfeld liegt es zwischen dem nördlichen Teil des Rheinischen Schiefergebirges (Westerwald und Rothaargebirge) und dem Thüringer Wald mit Rhön und Eichsfeld. Durch zahlreiche Flußtäler ist das zunächst so unübersichtlich erscheinende Gebiet doch eindeutig von SW nach NO ausgerichtet. Vom mächtigen Stock des Vogelsberges, der Brunnenkammer vieler Flüsse, geht die Wasserscheide quer durch das Land hindurch, hinüber nach den Gipfeln des Rothaargebirges, von denen Eder und Lahn ihren Ausgang nehmen. Alles was nach Süden fließt, wird von Main und Rhein aufgenommen, die dort eine klare Grenze bilden, und was

nach Norden hin seinen Weg antritt, kommt zur Weser.

Vom Süden her als natürliche Fortsetzung der Mittelrhenebene bietet die fruchtbare Wetterau bequemen Zugang. Sie ist das Anfangsglied der seit Vorzeiten so wichtigen Hessischen Senke, die zunächst über einen schmalen Landrücken nach Gießen ins Lahntal führt, um dann von Marburg aus zwischen Kellerwald und Knüll über Treysa nach Kassel der Fulda zu folgen, den gleichen Weg, den die Hauptstrecke Frankfurt–Bremen nimmt. Der Weg nach Osten geht das Kinzigtal hinauf zwischen Spessart und Vogelsberg, durchbricht den Landrücken in Deutschlands größter Untertunnelung, dem Diestelrasentunnel zwischen Schlüchtern und Flieden, und erreicht so über Fulda, Hersfeld den bedeutenden Knotenpunkt Bebra. Lahn, Eder, Fulda mit ihren zahlreichen Zuflüssen bilden ein natürliches Straßennetz und die Werra-Weserlinie bis Karlshafen die Grenze gegen NO. Von diesem nördlichsten Punkte unseres Gebietes folgt die Grenze nach NW dem Tal der Diemel.

Die Hessische Senke vor allem hat das darumliegende waldreiche Gebiet zum Durchgangsland von Norden nach Süden gemacht. Vom Süden kommend, haben es die Römer und später die Franken besetzt, und nach dem Süden von der norddeutschen Tiefebene her drängten die Germanen. So mußte es gerade hier zu entscheidenden Auseinandersetzungen kommen, zu einem "wildem Ringen um den Raum". Funde aus der älteren Steinzeit im Lahntal (Wildscheuer Felsenhöhle), aus der Jungsteinzeit in der Wetterau und aus der Bronzezeit am Vogelsberg sind die Zeugnisse vorgeschichtlicher Besiedlung, und seit der frühen Eisenzeit lassen sich immer deutlicher Spuren germanischer Bevölkerung nachweisen. Ihrem starken Südwärtsdrängen setzten die Kelten (Gallier), die im Siegerland die begehrten Eisengruben ausbeuteten, einen Kranz mächtiger Ringwälle entgegen. So im Quellgebiet der Lahn und Dill und bei Gießen. Doch mußte dieser Festungsgürtel schließlich fallen. Bereits um 400 ist das Lahntal im Besitz der Germanen, und bis zum Anfang unserer Zeitrechnung ist die Eroberung des gesamten rechtsrheinischen Schiefergebirges und des Taunusgebietes durch die nordische Rasse abgeschlossen. Im Hessenland treten die siegreichen Eroberer als Katten zur Zeit des Tacitus ins Licht der Geschichte. [Er schildert sie](#) als "einen abgehärteten Menschenschlag mit gedrungenem Gliederbau, trotzigem Blick und großer Tatkraft, für Germanen reich an Besonnenheit und Überlegenheit". Ihre Wohnsitze reichten von der Eder bis zur Rhön, von der Werra bis zum Vogelsberg und hinüber bis zum Westerwald. An der unteren Eder sind ihre Haupttorte zu suchen.

Die unter Kaiser Augustus beginnenden Vorstöße der Römer ins innere Germanien vom Rhein her begegneten besonders dem zähen Widerstand der Katten. Auf seinem Zuge nach Norden zerstört Germanikus im Jahre 15 ihre Stammesfeste Mattium. Aber schon 69 dringen sie bis gegen den Rhein vor und befestigen den Taunus und die Wetterau mit starken Ringwällen. Da trifft um 83 der Kaiser Domitian selbst an der Front ein, und unter dem Ansturm seiner Legionen sinken die Ringwälle in Schutt. Um für immer gegen den gefürchteten Stamm gesichert zu sein, legt er [den Limes](#) an, jenen ausgedehnten Grenzwall, der als "gewaltigste aller von den Römern errichteten Sperren auf rund 200 Jahre hinaus zum Schicksal für Raum und Rasse der Germanen geworden ist". In unserem Gebiet verläuft der heute noch an vielen Stellen sichtbare "Pfahlgraben" vom Rhein her über den südlichen Westerwald nach Ems, durch den Taunus (nördlich von Schwalbach), Saalburg, Butzbach bis in die Nähe von Gießen und, die Wetterau umschließend, nach Süden zum Main. Aber nach 250 kann auch diese nördlichste Grenze des römischen Weltreiches das Raumbegehren der Germanen nicht mehr aufhalten, dem bis zum Beginn der Völkerwanderung der Rhein eine vorläufige Schranke setzt. Nach dieser Zeit der Kämpfe mit den Römern gibt die Geschichte keine Kunde mehr vom Schicksal der Katten. Gewiß ist nur, daß auch während der Völkerwanderung wenigstens der Hauptstamm auf seinen alten Wohnsitzen blieb. Als 720 der verwandelte Name Hassi für die Niederhessen erstmalig auftaucht, gehören seine Träger schon zum Frankenreich. Das Land besiedelt sich rasch und reich, nicht nur an den fruchtbaren Ebenen der Hauptflüsse, sondern auch die Nebentäler bis zu den Bergen hinauf. Aber auch im Reiche Karls des Großen steht das nun

in fünf Gaue eingeteilte nördliche Grenzland wieder im Zeichen des Kampfes als Aufmarschgebiet für seine Sachsenkriege.

Mitten in diese kriegerische Zeit hinein kommt die erste Botschaft des Christentumes, verkündet durch den Iren Winfried. Zugleich mit dem Auftrag, Hessen und Thüringen für die Heilslehre zu gewinnen, verleiht Gregor II. dem Apostel der Deutschen den Namen Bonifatius. Das war 719, und nun beginnt die für unser Volk so schicksalsvolle Auseinandersetzung zwischen dem überlieferten germanischen Götterglauben und der neuen, siegesgewissen Lehre, der die Zukunft gehören sollte. 722 sah das Edertal die erste Massentaufe, und ein Jahr später stürzt sinnbildhaft überzeugend die riesige Donareiche unter den wuchtigen Axthieben des kühnen Bekenner. Friedenstätte heißt die danach gegründete Mönchssiedlung - das heutige Fritzlar. Kloster Amöneburg in Oberhessen, Stift und Bistum Büraburg entstehen und bereits 744 das Benediktinerkloster Fulda im tiefen Waldlande Buchonien. Sein Gründer Sturm, der Schüler des heiligen Bonifatius, berichtet darüber an den Papst: "Mitten zwischen den Völkern, denen wir predigen, liegt ein waldiger Ort in weiter, verlassener Einöde. Dort haben wir ein Kloster gegründet. Diesen Ort habe ich vom Frankenfürsten Karlmann erworben; hier möchte ich zuweilen mit Erlaubnis Eurer Heiligkeit meinen durch das Alter erschöpften Körper ausruhen und nach dem Tod beerdigt sein."

Die hartnäckigsten Gegner der Bekehrung waren die Sachsen. Immer wieder fielen sie plündernd ins Hessenland ein und zerstörten 774 sogar Fritzlar. In dreißigjährigem Ringen sind sie aber schließlich doch dem Frankenkaiser unterlegen, der dann Tausende von ihnen in fränkischen Gebieten ansiedelte. Namen wie Reichensachsen, Harmuthsachsen usw. weisen auf diese Zwangsmaßnahme zurück, die noch heute im Rassenbild der dortigen Bewohner erkennbar ist.

Erst nach dem Untergang der Hohenstaufen gelingt es den Landgrafen unter schweren Kämpfen gegen den Erzbischof von Mainz und nach Niederringung des aufsässigen Adels Hessen selbständig zu machen. Die vielen Burgen auf den Höhen, die ja alle irgendeine Straße sichern oder einen Zugang abriegeln sollen, sind so letzten Endes gegeneinander gewandt und geben ein anschauliches Bild der Unentwirrbarkeit der damaligen politischen Verhältnisse.

Zu einer bis in die Gegenwart hineinragenden Bedeutung hat es erst Philipp der Großmütige (1509-1567) gebracht. Nachdem er im eigenen Lande die aufständischen Bauern niedergeschlagen hatte, ist besonders seinem entschlossenen Eingreifen der Sieg über das Bauernheer bei Frankenhäusen zu verdanken. Als Augenzeuge von Luthers kühnem Auftreten auf dem Reichstag zu Worms hat er bald die Sache der Evangelischen zu seiner eigenen gemacht und die Reformation in Hessen eingeführt. "Ich will lieber Leib und Leben, Land und Leute lassen, als von Gottes Wort weichen." So wurde er der katholischen Kaisermacht zum Trotz, die auf dem Reichstag zu Worms 1529 die Ausbreitung der neuen Lehre verbot, der Führer der evangelischen Fürsten. Ihre Niederlage im Schmalkaldischen Krieg hat er durch seine Unterwerfung unter Kaiser Karl V. hart genug bezahlen müssen. Sein Land wurde völlig entwaffnet und er selbst von der Heimat durch langjährige Gefangenschaft getrennt. Als er starb, betrauerte sein Volk einen wahren Landesvater und der Protestantismus seinen entschlossensten Vorkämpfer.

Nach den Bekenntniskriegen kam unter Wilhelm dem Weisen und Moritz dem Gelehrten für das Land eine Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs, der nicht zuletzt mit der Erschließung der Braunkohlengruben im Habichtswald und auf dem Meißner zusammenhing. Aber diese friedliche Entwicklung wurde jäh abgerissen durch den größten Religionskrieg aller Zeiten, dessen Stürme nun dreißig lange Jahre die deutschen Lande durchtoben sollten. Am schrecklichsten wird Hessen von ihm 1637 betroffen, als Isolani und Gallas mit ihren gefürchteten Kroatenhorden das Land brandschatzten. Der Landgraf muß fliehen, und nur die beiden Festungen Kassel und Ziegenhain können standhalten. Die Verheerung ist fast unvorstellbar. 18 Städte, gegen 300 Dörfer und viele Edelsitze sind damals in Flammen aufgegangen. Da der Bauer das Land nicht mehr bestellen

konnte, kam der Hunger und mit ihm die Seuche. Die erlittene Marter des verängstigten Volkes ist namenlos. Die Gequälten flüchteten in die Wälder und ließen doch nicht von ihrem Glauben. Es ging Treue um Treue. Die Pfarrer suchten sie in ihren Verstecken auf, hielten dort Betstunden ab und taufte die in solches Elend hinein Neugeborenen.

Das Zeitalter uneingeschränkter Fürstenmacht findet für Hessen seine stolzeste Darstellung im Landgrafen Karl (1670-1730). Er war ein reger Förderer der Gewerbetätigkeit seines Landes und sah nichts Beschämendes darin, das aus Bauernsöhnen zusammengestellte Söldnerheer im Dienst fremder Staaten auszunutzen. Hessische Truppen kämpfen für Holland, England und Venedig. Sie stehen sogar vor Athen und bringen ihrem Fürsten viel Geld ein, das zur Aufführung der vielbewunderten Prachtbauten besonders in der Residenz Kassel verwendet wird. Am Habichtswald entstehen die Kaskaden und das Oktogon mit dem Herkules. Die Karlsau wird angelegt, und überall müssen die Soldaten neben der zu Spanndiensten verpflichteten Bevölkerung tüchtig mit anpacken. Ein glänzendes Hofleben macht Kassel weithin berühmt. Aber auch für die Armen hat der Fürst ein Herz und hilft wo er kann. Die verzweifelten Hugenotten ruft er aus Frankreich her und gründet ihnen in Kassel die Oberneustadt. Sie bringen eine Woll- und Seidenindustrie mit, von der das Land viel Nutzen hat. Unter Wilhelm VIII., der treu zu dem großen Friedrich hielt, brachte der Siebenjährige Krieg wieder viel Leid übers Land. Viermal waren die Franzosen in Kassel und haben wüst gehaust. Aber zur gleichen Zeit entsteht im stillen Waldgrunde das heitere Rokokoschloßchen Wilhelmstal, und durch Erwerb der berühmten "Niederländer" wird der Grundstock zur großen Kasseler Gemäldegalerie gelegt. Als er starb, sagte Friedrich der Große von ihm: "Deutschland hat seinen würdigsten Fürsten, Hessen einen Vater und ich meinen treuesten Freund verloren."

Mit klugen Mitteln sorglichster Wirtschaftsführung auf allen Gebieten gelang es Friedrich II. die schweren Kriegsschäden wieder auszugleichen und daneben nach französischem Muster eine glänzende Hofhaltung zu gestalten. Rokoko in Hessen! Nach einem Vertrag mit England traten 18 000 hessische Soldaten dort in Sold, um **während der nordamerikanischen Freiheitskriege** die Ruhe in den englischen Kolonialstaaten wiederherzustellen. Unter Wilhelm IX. (1785-1821), dem Erbauer des Schlosses Wilhelmshöhe, lag die französische Fremdherrschaft schwer auf dem Lande. Kassel als Hauptstadt des Königreichs Westfalen von Napoleons Gnaden sah das Schauspiel von Jérômes Faschingskönigtum vor seinen Augen sich abspielen, erlebte den mißglückten Dörnbergschen Aufstand dagegen und mußte es geschehen lassen, daß die ersten Vorkämpfer deutscher Freiheit auf dem Forst von westfälischen Soldaten erschossen wurden. Als dann in den Befreiungskriegen die Hessen unter Blücher kämpften, wurde auch ihr Opfertod gesühnt. 1849 stürmten die Hessen noch unter den ruhmreichen kurhessischen Fahnen die Düppeler Schanzen, und 1866 wurde der nach Österreich hinneigende Kurstaat Preußen angegliedert. Wie die Dinge nun einmal lagen, mußte der letzte Kurfürst das Schloß Wilhelmshöhe als Kriegsgefangener verlassen.

Die wechselvollen Ereignisse der Geschichte haben das Hessenland wohl härter betroffen als andere abgeschlossenerer Gauen unseres Vaterlandes, und man sollte glauben, daß die Bewohner dieses Durchgangsgebietes sich zu leicht zugänglichen, weltläufigen Menschen entwickelt hätten, was für den ähnlichen Schicksalen ausgesetzten Thüringer und Obersachsen doch zweifellos zutrifft. Aber wer das Land durchwandert, wird anders belehrt. Er findet mit Ausnahme der Wetterau und der wenigen größeren Städte eher einen langsamen und bedächtigen Menschenschlag, und für seine zäh am Herkommen hängende Art sprechen die hier dichter als anderswo gesäten Trachtengebiete. Bis zur ersten Verschlossenheit kann sich sein Wesen verdichten. Besonders nach Norden zu im Edergebiet, wo auch schon durch die Dialektfärbung die starke Einmischung niedersächsischen Blutes spürbar wird. Viel nordisches, mehr noch fälisches Blut bestimmt Wesen und Gestalt und äußert sich einmal in Schlankheit, Beweglichkeit, Vielseitigkeit und das andere Mal im breiteren, schwereren Bau mit der entsprechenden Standhaftigkeit. Hessen gehört zu den Gebieten mit dem größten Prozentsatz der Blauäugig-Blonden. Wie ernst sie es mit ihrem Glauben nehmen und dafür



Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel.

einzustehen wissen, hat die Geschichte gezeigt, die ja zum großen Teil eine Geschichte der Glaubenskämpfe ist. Daß sie, wie nur noch die Friesen, der einzige deutsche Stamm sind, der seine ursprünglichen Wohnplätze auch heute noch innehat, ist ihr Schicksal geworden.

Hessen ist vorzugsweise Bauernland geblieben. Wie weit vorhandene Bodenschätze diese



Ein hessisches Dorf mit Blick auf den Heiligenberg.

natürlichste Daseinsform einschränken und abwandeln, wird bei der geologischen Betrachtung des Gebietes beobachtet werden. Als Rodungsinseln den umgebenden Wäldern abgerungen liegen die Siedlungen als stille Haufendörfer mit ihren Felderbreiten oder steigen Straßendörfer die engen Täler hinauf. Bei 40 Prozent Waldbestand ist das Land nicht fruchtbar zu nennen. Die rauen Berggegenden und der arme Buntsandsteinboden geben meist nur Roggen, Hafer und Kartoffeln her, aber das viele Wiesenland hat zu guter Viehzucht geführt. Nur in den fruchtbaren Niederungen wogt schwer der Weizen. Der mittelbäuerliche Betrieb ist vorherrschend. Die Hofanlage ist - wie im gesamten mitteldeutschen Gebiet - mit wenigen Ausnahmen fränkisch. Also im Gegensatz zur niedersächsischen Gewohnheit, die alles unter einem riesigen Dach zusammenfaßt, zeigt sie die Trennung von Wohnhaus und Wirtschaftsgebäuden. Im Laufe langer Entwicklung hat sich

allmählich eine sinnvolle Anordnung der Wirtschaftsgebäude um einen rechteckigen Innenhof herausgebildet. Zugang gewährt eine meist von einem kleinen Schutzdach bekrönte Toranlage, die besonders in Oberhessen oft zu einer Art Torhaus geworden ist. Neben dem zweiflügeligen Tor ist eine kleine Pforte für Fußgänger. Am Balkenwerk finden sich Kerbschnittmuster und Inschriften. Die Gesamtanlage macht so, besonders bei Steinverwendung, einen durchaus wehrhaften Eindruck, der von Wohlhabenheit spricht, die dort zu Hause ist. Das Wohnhaus selbst grenzt meist mit der Giebelseite an die Straße und prägt sich mit seinem für die Waldgebiete eigentümlichen Fachwerk wohl am stärksten der Erinnerung ein. Der Reiz dieser freundlichen, sauberen Häuser, die immer, auch wenn sie noch so groß sein mögen, irgendwie aus einer Spielzeugschachtel zu stammen scheinen, liegt weniger in den oft bunt bemalten Schnitzverzierungen der

einzelnen Hölzer, sondern in dem planvoll lustigen Linienspiel des ganzen Fachwerkgerippes, das wie ein engmaschiges Netz über die Wände gelegt erscheint, die zuweilen als besonderen Schmuck einen Erker tragen. Friesartig umziehen die Brüstungsgefache mit gern verwendeten gebogenen Hölzern als Streben die Geschosse. Aber auch die weiß verputzten Lehmwände zwischen dem Fachwerk geben noch Raum für die Schmuckfreudigkeit hierzulande: in volkstümlicher Unbefangenheit sind Blumen, Bäume, Menschen, Symbole und vielformige Ornamente in den Putz gekratzt. Wo in der Gegend Schiefer gebrochen wird, ist das Fachwerk damit verkleidet. Nach der Straße hinaus blicken nur die Fenster der behaglichen Wohnstube mit dem breiten Kachelofen und der unentbehrlichen Ofenbank. Im bergigen Land, wo der Platz knapp ist, wird die mehrgeschossige Bauweise bevorzugt. Blumen stehen in den Fenstern, und trotz der Enge der Gassen läßt sich doch



Hessische Dorfstraße.



Hessischer Bauernhof.

immer noch Raum finden für ein hübsches, von der Hausfrau sorglich gepflegtes Ziergärtchen.

Der Vorzug der fränkischen Hofanlage an behaglicher Wohnlichkeit hat das niedersächsische Einhaus immer weiter nach dem Norden unseres Gebietes gedrängt, wo es auch nicht häufig mehr zu finden ist. Leider beginnt seit dem 19. Jahrhundert mehr und mehr der Einfluß der Stadt sich bemerkbar zu machen, deren Bauweise nachgeahmt wird, und die unschönen Gebilde wirken dann genau so merkwürdig verloren wie der Sonntagsanzug des Städters auf einem Trachtenfest. Aber noch gibt es genug ungetrübte Urbilder des echten Hessendorfes, die sich an vielen Orten mit bedeutenden Resten alter Befestigungen in bäurischem Trotz gegen die Neuzeit zu wehren scheinen. Dort geht in stetem Wechsel zwischen notwendiger Arbeit und Erholung das Leben seinen gleichen Gang noch wie in Vorvätertagen mit natürlich erhaltener Tracht, Sitte und Brauchtum. Der oft künstlerisch gestaltete alte Brunnen oder die Centlinde an der ehemaligen Gerichtsstätte bildet auch heute noch den Mittelpunkt für die Jugend, die sich dort an den Sommerabenden sammelt zu Spiel und Tanz.



Hessisches Fachwerkhaus.



Hessische Bauernstube.



Wer sich das Hessenland erwandern will und die Karte näher betrachtet, wird über die verwirrende Vielgestaltigkeit dieser Landschaft erstaunt sein und eine Erklärung dafür nur finden können, wenn er die geologische Geschichte befragt, die nicht minder wechselvoll und vielleicht aufregender ist als die von Menschen selbst gestaltete. Steine fangen dann an zu reden, und der Blick weitet sich in unvorstellbare Zeiträume mit astronomischen Zahlen. Sehr alte Schichten des langsam erkaltenden Erdballs stehen noch sichtbar an in den Hängen des Rheinischen Schiefergebirges und des Thüringer Waldes. Für das dazwischenliegende Gebiet bilden sie das unsichtbare Fundament, das einst bei Faltungsvorgängen der Steinkohlenzeit abgesunken ist. Ein Meer ist darübergeflutet und wieder verdunstet. Zurück blieben die Schichten des Zechsteins und darin eingeschlossen in riesigen Lagern der Salzgehalt des Meeres. Die in Hessen so zahlreich hervorsprudelnden Mineralquellen haben in jenen Tiefen ihren Ursprung. Das größte Vorkommen aber bildet der Buntsandstein, der in ganz Mitteleuropa sichtbar anzutreffen ist. Er sagt uns, daß alles von ihm bedeckte Land wahrscheinlich einmal Wüste war mit unterm Winde wandernden Sanddünen. Wo das vielverwendete Gestein abgebrochen wird, da leuchten die Wände weithin rot. Der Boden darauf gibt nicht viel her, und wo es in den Tälern fruchtbar ist, wie in der Schwalm und der Wetterau, da ist später Schwemmland der Flüsse darübergekommen. Aber auch diese Wüste sank wieder ein und wurde von einem Meer überflutet, dessen absterbende Lebewesen sich in Kalksteinschichten absetzten, die besonders im Werratal zutage treten, wo sie der Fluß durchschnitten hat. Wieder hebt sich das Land, das Meer strömt ab, und eine jüngere Sandsteinschicht bildet sich, Keuper genannt. Viele Millionen Jahre hat jede Epoche gebraucht, um diese mächtigen Gesteinsschichten abzulagern, und dann kam, mit ungeheurer Wucht vom innersten Kern her nach oben durchstoßend, das revolutionäre Ereignis der Erdgeschichte: die riesigen Vulkanausbrüche des Tertiärs, jener Zeit, die noch weit vor dem frühest vermuteten Auftreten des Urmenschen liegt. Feuerflüssige Lavamassen quollen empor und erhärteten zu Basalt. Die hochgewirbelten Aschenmengen gingen als Regen nieder, und aus ihren Ablagerungen wurde der Tuff, der oft genug von neuen Lavaströmen überschwemmt wurde. Dieses Kochen und Brodeln, das Zerbersten und Sichwiederschließen der Erdrinde hat dem Hessenland sein zerklüftetes Gesicht gegeben. Der Vogelsberg, Hohe Meißner, Knüll und die Bergkegel der Rhön sind so entstanden, und wo in der Landschaft jäh und schroff ein Kegel sich aufreckt, da steht ein Zeuge dieser gewalttätigen Veränderung, von der her die vielen Kohlensäurequellen dem Lande heute Segen spenden. Wo aber die sumpfigen Wälder in den Senken unter Luftabschluß vermoderten, da baut man heute die vielbegehrte Braunkohle ab. Wenn ihre Gewinnung bei Kassel, Melsungen, Homberg, am Vogelsberg, in der Rhön, Wetterau und Westerwald auch nur den geringsten Prozentsatz in der deutschen Gesamtförderung bildet, so gehören die Eisenerz- und Manganvorkommen an Lahn und Dill neben denen im benachbarten Siegerland zu den wichtigsten Fundstätten des für unsere Industrie so wichtigen Rohstoffes in Deutschland. Der Vogelsberg liefert außerdem noch Bauxit, den Ausgangsstoff für die Aluminiumgewinnung, und mit hessischem Basalt könnten sämtliche Straßen Deutschlands gepflastert werden.

Nicht in der Mitte des Landes, sondern in seinem nördlichsten Zipfel, dort, wo im weiten, fruchtbaren Talbecken der Fulda zwei uralte Handels- und Heerstraßen sich kreuzen - die eine von Thüringen nach Westfalenland und dem Rhein, die andere von der Weser zum Main - auch die Hauptautobahnen treffen sich heute hier -, an die Hänge des Habichtswaldes geschmiegt hat sich **Kassel** zur Hauptstadt des Landes entwickelt. Durch sechs Jahrhunderte war es die Residenz der Landgrafen, und aus dem fränkischen Königshof Chassalla ist eine moderne Großstadt mit 176 000 Einwohnern geworden. Großzügiges Planen kunstsinniger Fürsten hat im Verein mit einer durch Handwerkstüchtigkeit wohlhabenden Bürgerschaft die Gunst der landschaftlichen Lage ausgenutzt und es verstanden, aus Berg und Wald, aus Bauwerken und Parks, aus Steilufer, Auen und Fluß ein Stadtbild zu schaffen, das durch seine festliche Heiterkeit den Besucher zu langem Verweilen überredet. Wer an einem Sommertag am kleinen Tempelchen der "Schönen Aussicht" steht, über die

mächtigen Baumgruppen der tiefgelegenen Karlsaue den Blick ins lachende Land wandern läßt und neben den blauenden Kuppen des Kaufunger Waldes den Hohen Meißner verdämmern sieht, der weiß dann, warum es den Hessen aus allen Fernen der Erde immer wieder in seine Heimat zurückzieht, die doch wahrlich nicht mit Schätzen gesegnet ist. Wie das ganze Land, so ist auch diese Stadt ein einziges Bilderbuch. Jede Seite zeigt ein neues, liebenswertes Gesicht, und am Ende weiß man nicht, welches eigentlich das schönste oder wesentlichste ist. Eben noch im drängenden Verkehr des Königsplatzes, findet man sich wenige Schritte davon in der stillen Abseitigkeit der Altstadt, die sich ohne störende Neubauten eine Geschlossenheit bewahrt hat, deren sich nur ganz wenige deutsche Städte rühmen können. Lächelnd liest man Namen wie Fliegengasse, Entengasse, Pomeranzengasse und Seidenes Strümpfchen. Und wäre es überhaupt anders zu denken, als daß gerade hier, in der Wildemannsgasse, die Brüder Grimm unsere deutschen Märchen aufgeschrieben haben? Das war zur Zeit der Franzosenherrschaft. Fachwerkhäuser, drei und vier Jahrhunderte alt, säumen den leichten Schwung der Straßen, Giebelseite neben Giebelseite und eine immer prächtiger als die andere den Ruhm der heimischen Zimmermannskunst verkündend. Ein selbstbewußtes Bürgertum hat hier seinen Reichtum zur Schau gestellt, und an den hohen Häusern mit oft sechs breitgelagerten Geschossen unterm steilen Giebel mögen drei bis vier Generationen gebaut haben. Über oft kunstvoll ausgestatteten steinernen Portalen kragen auf wuchtigen Quergebälken die oberen Geschosse vor, und die reiche Schnitzerei der Pfosten und Füllbretter leuchtet in bunten Farben. Im Zwehrener Turm richtete sich Wilhelm der Weise die erste moderne Sternwarte ein und empfing den Besuch des berühmten Astronomen Tycho de Brahe. Zu jener Zeit sind die stolzen Renaissancehäuser entstanden und riesige Staatsbauten, wie Zeughaus, Renthof und Marstall. Sein Sohn, Moritz der Gelehrte, schuf im Ottoneum (heute Naturkundemuseum) 1606 das erste feste deutsche Theater und machte die Fulda bis Hersfeld hinauf schiffbar. Damals war die heute so friedlich ausschauende Stadt eine uneinnehmbare trutzige Festung, die selbst Tillys Grimm viermal erfolgreich standhielt.

Wenn an der Altstadt und der sich ihr anschließenden Freiheit Jahrhunderte gebaut haben, so ist die Oberneustadt - hoch über der am jenseitigen Fuldaufer sich ausbreitenden Unterneustadt - eine Schöpfung des Landgrafen Karl, der hier in den klaren Straßenzügen um die kuppelgekrönte



Kassel. Durchbruch durch die Altstadt.

Karlskirche herum den unglücklichen Hugenotten eine neue Heimat schuf. Die streng-vornehme Einfachheit dieser ganzen Anlage geht auf die mit ihnen eingewanderte Baumeisterfamilie du Ry zurück, deren Mitglieder das Stadtbild besonders an der "Schönen Aussicht" um eine Reihe edler Bauten bereichert haben. Sie sind es auch, denen die verschwenderische Weiträumigkeit des Friedrichsplatzes mit den fensterreichen Schauseiten der Staatsgebäude zu verdanken ist. Eine einzige, riesige Front wahrhaft fürstlicher Repräsentation! Elisabethkirche, Museum Fridericianum - heute Landesbibliothek, wo 15 Jahre lang die Brüder Grimm als Bibliothekare wirkten - und das Residenzschloß mit dem Roten und Weißen Palais. Die Inneneinrichtung dieser beiden Schlösser, 1815 - 1830 zum größten Teil von heimischen Handwerkern ausgeführt, weist in der kühlen Pracht des Empiregeschmacks Räume auf, die zu dem Erlesensten gehören, das dieser napoleonische Stil auf deutschem Boden hervorgebracht hat.

Was wäre aber Kassel ohne die andere Schöpfung des Landgrafen, die mit seinem Namen verbundene **Karlsaue**, die sich unten im Tal bis zur Fulda hin in einer Weite ausbreitet, die damals dem Umfang der ganzen Stadt gleichkam. Zwischen langen Alleen und gepflegten Rasenflächen dehnen sich die stillen Spiegel großer Teiche. Die ganze Anlage ist ausgerichtet nach dem breiten Riegel des **Orangerieschlusses**, hinter dem sich die neue Hessenkampfbahn ausbreitet. Von der "Schönen Aussicht" führt ein Gartenhang hinab, dessen mächtige, barocke Treppenanlage den klug gewählten Rahmen für eine Kriegerehrung bildet, wie sie in solcher Monumentalität keine andere deutsche Stadt aufzuweisen hat. Schlichte Tafeln heben für kommende Geschlechter alle Namen der kurhessischen Regimenter auf, die **im Weltkriege** deutschen Raum verteidigten. Die durch die lange Reihe hoher Fenster schöngegliederte und reichverzierte Fassade des Schlosses bildete den Hintergrund für das festliche Gepränge der höfischen Gesellschaft, auf die von den hohen Balustraden der Reigen in lässige Schönheit versunkener antiker Figuren herablächelte. Wenn inmitten des glücklichen Auegartens diese graziöse Szenerie wie die anmutige Strophe eines Schäferliedes aufklingt, dann bedeutet das danebengelegene Marmorbad ein erlesenes Stück Kammermusik. Trotz aller Mittel, die eine Benutzung vortäuschen sollen, ist es nie als Bad gebraucht worden, sondern, bei aller Pracht der edlen Baustoffe, nur ein intimeres Gehäuse für tändelnde Festeslust. Mormot hat es 1728 vollendet, und der prunkliebende Fürst, der wie alle



Kassel. "Schöne Aussicht". (Vornehme Palaisstraße.)

Dynasten dieser Zeit das Ziel seiner Wünsche in einem Versailles auf deutschem Boden sah, gab ihm hier reichlich Gelegenheit, seine glatte Kunstfertigkeit an cararischem Marmor auszuwirken. Aber nicht nur den Fürsten war es vorbehalten, ihre Schönheitsfreude in prächtigen Bauwerken zu verewigen, auch die Untertanenschaft, die sich gern im Glanze ihrer Herrscher sonnte - und auch schließlich an dem Aufwand wohlhabend wurde -, verstand mit sicherem Geschmack, um den man jene Zeit vor allem beneiden kann, gut zu bauen. Diese Häuser - und es sind nicht wenige - brauchen nicht benannt zu werden, da sie sich von selbst dem Blick des Schauenden darbieten. Besonders am Königsplatz die beiden Rokokohäuser des Bildhauers I. A. Nahl und des Hofstukkateurs Brühl. Viel Frohsinn geht von solchen Schauseiten aus, und gerade an ihnen wird klar, was Schmuck bedeutet, wenn er geschmackvoll verwandt wird. Kassel hat viel Kultur! Auch seine Sammlungen beweisen es. Natürlich vor allem die große Gemäldegalerie. Ihr einmaliger Ruhm sind mit Rembrandt an der Spitze die "Niederländer", die Landgraf Wilhelm VIII. aus holländischen Diensten in seine Heimat mitbrachte.

Die günstige Verkehrslage der Stadt hat aber auch Wirtschaft und Verkehr aufblühen lassen. Sein Flugzeugbau und seine Großwebereien sind überall bekannt. Kurhessisches Leinen ging früher in alle Welt, bis nach Amerika hin, und in den Walddörfern konnte man fast in jedem Hause den Webstuhl klappern hören. 1810 gründete Henschel draußen am Möncheberg seine Maschinenfabrik, die sich besonders nach dem siebziger Kriege zur größten Lokomotiven- und Waggonfabrik mit einer Belegschaft von rund 10 000 entwickelte und 1933 ihre 22 000. Maschine ablieferte. Auch eine bedeutende optische Industrie ist hier zu Hause und schließlich befindet sich der Sitz der Kaliindustrie (Wintershall) ebenfalls in der Stadt. Aber von diesem ganzen, rastlos hämmernden Arbeitstag merkt der Besucher eigentlich fast nichts. Das spielt sich draußen am Stadtrande ab, und so hat die Fürstenstadt des 18. Jahrhunderts wie die moderne Fabrikstadt ihren eigenen, unbestrittenen Lebensraum.

Der Reisende, der sich mit der Bahn der Stadt nähert, erblickt auf der Kammlinie des Habichtswaldes eine nadelartige Spitze: die Pyramide mit dem Herkules von **Wilhelmshöhe**, das Wahrzeichen Kassels und damit des Hessenlandes. Was des Landgrafen Karl allmächtiger Wille, in Erinnerung an die Gärten von Rom und Frascati, dort entstehen ließ, findet in Deutschland nirgendwo seinesgleichen. Wenn uns auch heute die wundervolle Einheit von Park und Wald, von Schloß und Wasserkünsten fast als naturgewollt erscheint, so mußte doch einmal ein Mensch in den unberührten Bergwald das alles hineinsehen können - "einen schönen großen Gedanken in Gottes Schöpfung hineinwerfen", wie Klopstock davon sagte. 1701 wurde mit den Arbeiten begonnen, und bereits 1714 springen die Wasser zum erstenmal über die breiten Kaskaden in einer Länge von 250 Metern herab. Ganz oben am Oktogon muß man beginnen, von dessen oberster Plattform sich die ganze zu Füßen ausgebreitete Herrlichkeit mit einem Blick umfassen läßt. Das Riesenhafte der in ihrer Maßlosigkeit echt barocken Planung, die ja die Stadt selbst miteinbezieht, wird hier am deutlichsten. Riesenhaft ist alles hier oben. Die 9 Meter hohe kupferne Figur des Herkules, und gar das Oktogon selbst, eine gebirghaft aufgetürmte Urweltburg, die irgendwie an die römische Porta nigra in Trier erinnert.

Menschenmassen fluten auf und ab, warten, daß die Wasser endlich springen, und dann stürzt es schäumend und spritzend die basaltenen Stufen hinab. Die Erde verschluckt es, und weiter talwärts bricht es in einem künstlich aufgeführten Gebirge als Wasserfall wieder hervor, braust unter der Teufelsbrücke hindurch, verschwindet nur, um sich erneut im Aquädukt zu finden, von dem es in einem einzigen Schwall aus der Wipfelhöhe uralter Tannen hinabstürzt. Über neue Kaskaden eilt es dem Teiche zu, aus dem es sich dann im gesammelten Strahl der Fontäne turmhoch hinaufschleudert. Langsam verlodert unter den Blicken von Tausenden die ungeheure, funkelnde und dampfende Fackel aus Wasser. Der römische Baumeister Guernieri und der deutsche "Wassergott" Steinhöfer teilen sich in den Ruhm für diese gewaltige Anlage, in der noch nicht einmal alles zu Ausführung gelangte, was der Landgraf plante. Seine Nachfolger haben manches



Kassel. Herkules und Wasserfall im Park von Wilhelmshöhe.

abgeändert und hinzugefügt. Erst 1826 wird der "Neue Wasserfall" fertig gestellt.

Wilhelms IX. Schloß, das dem Hochwaldpark den Namen gibt, hat einfachere Bauten als Vorgänger gehabt. Salomon Louis du Ry aus der berühmten hugenottischen Architektenfamilie hat es 1786-1827 gebaut und Deutschland damit neben dem Koblenzer Schloß die bedeutendste bauliche Schöpfung des Klassizismus gegeben. Die weitgespannten Flügel der hufeisenförmigen Anlage scheinen den vor ihr ausgebreiteten Park umfassen und einer Sperrmauer gleich den Schwall der ihr von der Höhe aus entgegenstürzenden Wasser dämmen zu wollen. So schön die Ausstattung der vielen Säle und Gemächer in kostbarem Spätempire auch ist, der Blick sucht doch immer wieder durch die hohen Fenster hinauf zu den Kaskaden oder hinunter über den Teich hinweg zur Stadt. Größte Machtentfaltung und jäher Niedergang des französischen Kaisertums haben sich hier abgespielt. Zur Zeit der Fremdherrschaft durchzogte der leichtsinnige Hofstaat des Königs Jérôme die spiegelnden Säle, 1870 bewohnte es der letzte Napoleon als Gefangener, und von hier aus leitete Hindenburg 1918 die Demobilmachung des deutschen Heeres.

Die Lieblingsschöpfung Wilhelms IX. aber ist die etwas höher am Hange gelegene Löwenburg (1793-1800), das Meisterstück der damals herrschenden romantischen Modeströmung. Denn wie alles in diesem Wunderreiche hier oben - allerdings grandiose - Bühnendekoration ist, so handelt es sich auch bei dieser Burg nicht um ein allmählich zur Ruine gewordenes Bauwerk, sondern von vornherein als Ruine geplant, ist sie mit allen dazugehörigen Requisiten neu aufgeführt und als Dauerwohnsitz recht behaglich eingerichtet worden. Hier konnte sich dann der Landgraf in die Zeiten längst entschwundener Ritterherrlichkeit zurückträumen und nur mit Mühe davon abgehalten werden, auch das Hauptschloß unten mit der gleichen Schrullenhaftigkeit auszustatten. Ja, es lag sogar ein Plan vor, es in chinesischem Stil aufzuführen. Aber ein chinesisches Dörfchen ließ er doch unter den deutschen Eichen aufbauen für die parfümierten Schäferspiele des Rokoko. Der Name "Mulang" und ein entzückendes Pagodentempelchen erinnern noch heute an die so ernst genommenen Spielereien jener sinkenden Zeit.

Durch schöne Mischwälder und Felderfluren, die weite Blicke über Kassel und das Fuldataal bieten, führt der Weg nach **Wilhelmstal**, wo Ferdinand von Braunschweig 1762 den Sieg über 80 000 Franzosen erkämpfte, und sich Wilhelm VIII., der Rembrandtsammler, um die Mitte des 18. Jahrhunderts sein Sommerschloß nach den Plänen des Münchener Baumeisters Cuvillié erbauen ließ. Die riesenhaften Ausmaße des Wilhelmshöher Schlosses muß man hier vergessen, findet dafür aber in einem stillen, vom Lärm der Welt abgeschiedenen Park ein Bauwerk erlesensten Rokokogeschmacks. Nahl und Brühl teilen sich in die Innenausstattung. Ihre Zierkunst der leicht hingestreuten Ornamente in Stuck und Holz an Wänden und Gecken ist an Güte unübertroffen.

Am linken Ufer der jungen Weser zwischen Hannoversch-Münden und Carlshafen breiten sich die großen, an Rotwild reichen Wälder des **Reinhardswaldes** aus. Früher waren dort - wie auch im Kaufunger Wald - bedeutende Glashütten, aus denen die Museen noch manches schöne, bemalte Stück bewahren. Bei dem weinumrankten Jagdschloß Sababurg (ehemals landgräflicher Tiergarten und Gestüt) ist ein urwaldähnliches Gelände mit seinen Baumriesen - darunter Eichen von 6 - 800 Jahren - unter Naturschutz gestellt worden und gibt mit seiner Wildheit eine Vorstellung davon, wie es im Waldland Hessen noch vor wenig Jahrhunderten ausgesehen haben mag.

Carlshafen verdankt seine Gründung dem klugen Landgrafen, der damit das ihm unbequeme Stapelrecht der Stadt **Münden** umgehen wollte und von dem neuen Weserhafen aus eine Kanalverbindung mit Kassel plante. In Münden werden Werra und Fulda, die Stadt umfangend, zur Weser. Wer oben vom Berge die drei Täler und die Stadt der schönen Fachwerkhäuser sieht mit Brücken und Wehren und mächtigem Schloß, der muß dem weitgereisten Humboldt schon recht geben, wenn er sie mit zu den schönsten Städten der Welt rechnet. Besonders das schöne Renaissance-Rathaus spricht von ihrem einstigen Wohlstand, der sich auf das Recht gründete, daß nur ihre Kaufleute die Waren flußabwärts weiterführen durften. Und wer kennt nicht den "weltberühmten und hochehrwürdigen" Dr. Eisenbart? In der Ägidienkirche ist seine Grabschrift zu lesen.

Das Werratal aufwärts, wo der Fluß sich durch die Muschelkalklagen durchnagen mußte und uferlang die kahlen Felswände schroff anstehen, ist **Witzenhausen** durch sein mittelalterliches Stadtbild mit Mauern, Türmen und Kirchen rühmend wert. Die deutsche Kolonialschule hat seinen Namen weit in der Welt herumgebracht. Zur Kirschblüte muß man dort sein und Zeit haben zum Wandern durch diese Landschaft vielfältiger Abwechslung. Über der Enge des Tales bei Werleshausen steht rechtsseitig der **Hanstein**, errichtet als Sicherung für den wichtigen Zugang vom Leinetal her und heute noch das Muster einer mittelalterlichen Burganlage. Auf der anderen Seite steht der **Ludwigstein**, als hessische Grenzwehr gegen ihn und das damals kurmainzische Eichsfeld in einem einzigen Jahre aufgeführt. Heute dient er friedlicheren Zwecken und ist, von den Opfergroßen der deutschen Jungwanderer zur Jugendburg wohnlich ausgebaut, als Ehrenmal den im Weltkrieg gefallenen Wandervögeln geweiht. Wieviel Jugend hat von dieser schönen Mitte aus singend und spielend deutsches Land erwandert und lieben gelernt!

Sooden-Allendorf vereinigt zu beiden Seiten des Flusses zwei alte Salzstädte, die schon im frühen Mittelalter ihre Salinen hatten und eine Pfännerschaft zur Ausbeutung der Sole. Hier wird der Ort vermutet, wo sich zwischen den Chatten und Thüringern die Kämpfe um die Salzquellen abspielten. Vom Salzamt in Sooden steht noch der steinerne Tisch, an dem ehemals der kostbare Stoff ausgewogen wurde. Von weither kommen besonders Rheumatiker und Asthmatiker, um durch die brom- und jodhaltige Sole Heilung und in der waldreichen Umgebung Erholung zu finden. **Eschwege**, das im Dreißigjährigen Kriege in Trümmer gelegt wurde, ist heute ein betriebsamer Ort für Gerberei, Tuchweberei und Tabakverarbeitung. Vom Turm des Landgrafenschlosses kündigt heute wie einst der "Dietemann", eine berühmte Kunstuhr, die Stunde.

Den **Hohen Meißner**, der als höchster Berg des Hessenlandes (753 Meter) die Gegend weithin



Werratal mit Ludwigstein und Hanstein.

beherrscht, muß man vom Werratal aus durch das wilde Höllental besteigen. Die gewaltige Basaltkuppe birgt reiche Braunkohlenlager, mit deren Erschließung schon 1578 begonnen wurde. Hoch überm Tal steht der Bilstein, dessen letzter Burgherr sich der Gefangenschaft durch die Belagernden dadurch entzogen haben soll, daß er mit Weib und Kind im Wagen über die Mauer hinweg in die Tiefe raste und den Tod der Knechtschaft vorzog. Aber noch weiter zurück, in die Zeiten vorchristlichen Germanentums, weisen bezeichnende Namen, denen wir oben begegnen und die den "Wißner", wie ihn die Einheimischen noch nennen, zum Götterberge machen. Der Frauholleiteich verbarg den Eingang zum Schloß der Hulda, und in der Kitzkammer, einer aus liegenden Basaltsäulen gefügten Felsenhöhle, hausten die Katzen, die den Wagen der Fruchtbarkeit spendenden Göttin durchs Land zogen. Die Erinnerung an die Tage Wodans ist noch nicht tot. Drunten in Germerode wird am ersten Mai, seinem Hochzeitstage, die Kirmes gefeiert, für die doch sonst im übrigen Hessen erst der Herbst die Zeit ist. In der Gestalt des buntgeputzten Burschen, der mit flatternden Bändern dem Zug vorausspringt, ist der alte Sturm- und Wettergott noch zu erkennen, und in den umliegenden Dörfern ziehen noch immer am Ostertag die Mädchen und Burschen zum Hollestein, um dort im verborgenen Quell der Kalkhöhle ihre Blumensträuße als Opfer niederzulegen. Heilkräftiges Wasser spendet die Göttin dafür, das in Krügen nach Hause getragen wird. Die Basaltmassen des Meißners bilden seltsame Grotten, Tische und Klippen, von denen das Trümmerfeld der Teufelslöcher und Seesteine die phantastischsten sind. Aus den riesigen Buchenwäldern ist außer den eingestreuten Wiesen und Hüten fürs Vieh sonst nicht viel zu holen. Aber seltene Blumen und Arzneikräuter findet der Botaniker dort oben, und das Schönste, was der Berg zu bieten hat, sind seine Fernblicke über das Wesertal, über Städte und Dörfer in gesegneten Fluren. Vogelsberg und Rhön locken, und an klaren Tagen grüßen sogar Brocken und Inselsberg herüber. Hier auf freier, windumbrauster Höhe fanden sich damals im Oktober 1913 - abseits vom Hurrapatriotismus der den Zukunftswillen der Jugend nicht verstehenden Vätergeneration - zum großen Erinnerungsfeste an die Freiheitskriege die vielen Bünde der deutschen und österreichischen Wandervogelbewegung zum ersten Male einig als "freideutsche Jugend" zusammen. Ihr Versprechen "für höchste Menschheitsaufgaben ein adliges Dasein zu leben und jederzeit bereit zu sein, ihr Blut dem Vaterlande zu weihen", sollte kaum ein Jahr später eingelöst werden, als die Hunderttausende von Kriegsfreiwilligen zu den Fahnen strömten und ihre Regimenter auf



Waldkappel (Hessen). Blick zum Meißner.

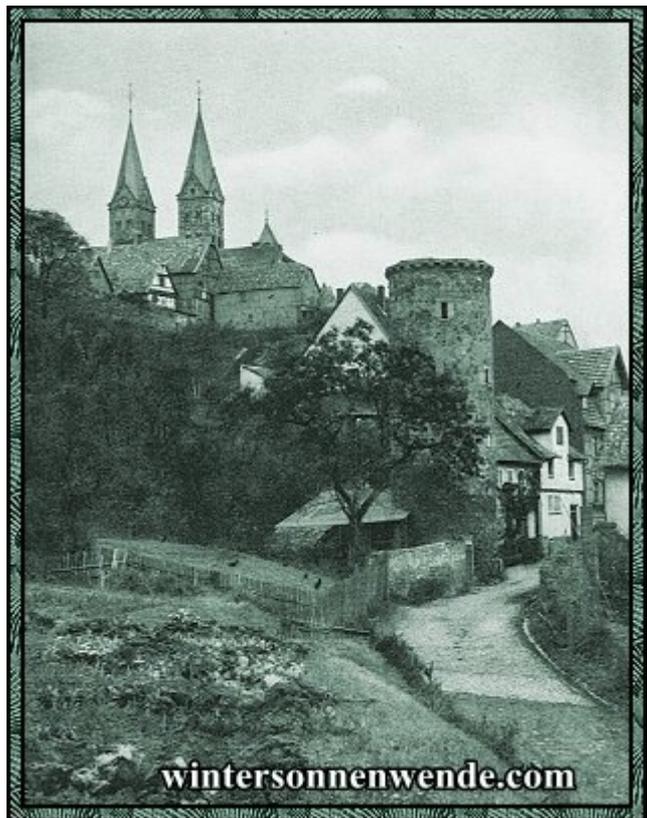
flandrischen Feldern singend in den Tod stürmten.

Im südlich von Eschwege sich ausbreitenden Kalkgebirge des Ringgaues mit seinen weißleuchtenden mauerartigen Randbergen beherrschen die stattlichen Reste der **Boyneburg** (512 Meter) mit dem trutzigen Bergfried weithin diese vom vielgewundenen Lauf der Werra umschlossene Landschaft. Von seiner Pfalz Gelnhausen aus ist Friedrich Barbarossa zur Jagd in den wildreichen Wäldern oft hier eingekehrt und trat von seiner Lieblingsburg auch seine letzte Fahrt an ins Heilige Land.

Von Kassel aus ist es nicht weit nach **Fritzlar** im Edertal, dem seit Bonifatius' Tagen hart umkämpften Hauptort des alten Hessengaus. Die kleine Landstadt hat sich ihr mittelalterliches Gesicht, nur wenig von Neubauten gestört, fast so erhalten, wie es Merians Stich von 1646 zeigt. Von der Eder aus steigt die Stadt den Hügel hinan, noch heute von den Tortürmen der alten Befestigung bewacht und gekrönt von dem stolzen Türmeppaar des Petersdomes. Vom Bau, den Bonifatius 732 selbst weihte, sind nur noch die Grundmauern erhalten, und die mächtige Basilika, die sich heute darüber wölbt, ist ein Werk des frühen 13. Jahrhunderts in den edlen Formen der Wormser Dombauhütte mit vielen Zutaten aus späterer Zeit. Der Domschatz birgt kostbares Kunstgut, besonders aus der romanischen Zeit. Zusammen mit Kreuzgang und Stiftskirche bildet die Kirche eine ungemein malerische Anlage. Das Rathaus hat noch manche schöne romanische Kunstformen und erweist sich damit vielleicht als der älteste deutsche Rathausbau überhaupt.

Am anderen Ufer des Flusses, im Westen, ragt der Buntsandsteinkegel des **Büraberges** auf, wo Bonifatius seinen ersten Bischofssitz gründete, von dem die Bekehrung der heidnischen Katten ausging. Dort oben steht unter mächtigen Linden ein bis in jene fernen Zeiten zurückreichendes Wallfahrtskirchlein, und dicht daneben ist auch der uralte Taufbrunnen aufgefunden worden. Die Gründung eines kirchlichen Mittelpunktes hier oben war aber in den unruhigen Zeiten dauernder Sachseinfälle nur möglich im Schutze bewaffneter Macht. Urkunden berichten denn auch von einer befestigten Stadt Büraburg. Als Fritzlar 774 von den Sachsen zerstört wurde, hielten die Mauern des Büraberges ihrem Angriff stand. Wenn auch die Stadt im Mittelalter wieder verfallen

ist, so geben doch die neuerdings dort ausgegrabenen bedeutenden Reste von Mauern, Gräben und Schanzen ein deutliches Bild dieser riesigen fränkischen Ringwallfestung, deren Anfänge bis ins 6. Jahrhundert zurückreichen. Rund 1100 Meter Mauerwerk sind gemessen worden! Bei den Grabungen innerhalb der Kapelle fanden sich zahlreiche Tierknochen und Scherben der Hallstattzeit, die dafür sprechen, daß hier schon seit vorgeschichtlicher Zeit eine Kultstätte bestanden hat, an die sich dann die christliche Missionstätigkeit anschloß, wie es auch in Fulda und Hersfeld zu beobachten ist. Überhaupt ist die Gegend hier reich an solchen Funden und Erinnerungen an den germanischen Götterkult. Gegenüber bei **Geismar** fällt Bonifatius die Donareiche, und nordöstlich von Fritzlar bei Gudensberg ragt der sagenhafte **Odenberg** steil aus der Landschaft auf, in dem Wodan als Karl Quintes oder Karl der Große verzaubert unter seiner einstigen Hauptverehrungsstätte schlafen soll. Etwas weiter nördlich hinauf liegt bei Niedenstein die **Altenburg**. Hier befand sich die Volksburg der Katten, Mattium von den Römern genannt. Das nahe Dorf Metze hat den alten Namen bewahrt. Die von Natur aus sonst stark gesicherte Höhe der Altenburg weist an der sanfteren östlichen Absenkung Mauerstärken von 4-5 Meter auf, und eine äußere weitere Befestigungslinie gab reichlich Raum für flüchtendes Volk in Notzeiten. Viel Gerät aus der Zeit um Christi Geburt ist hier gefunden worden. Beim Dorfe Maden steht noch der "Mahlstein" (von altdeutsch "mahal", Gerichtsstätte) und kennzeichnet diesen Ort als die Hauptversammlungsstätte der Katten. Die Überlieferung ist lange wachgeblieben, denn bis 1654 wurden auf der Mader Heide die großen Volksversammlungen abgehalten.



Fritzlar (Hessen).

Von Fritzlar die Eder aufwärts an einem ihrer rechten Zuflüsse liegt inmitten ausgedehnter Laubwälder, die von mächtigen Bergen bis tief in die engen Täler hinabsteigen, das schon im Mittelalter berühmte Bad **Wildungen**. Aus einem abseitig verträumten Dorf ist es durch seine Eisen- und Kohlensäurequellen zum Weltkurort für Nierenleidende geworden, wo beim Morgentrunck im Park die Sprachen aller Herren Länder durcheinander schwirren.

Nicht minder besucht wegen ihrer landschaftlichen Schönheit und bekannt als technisches Wunderwerk ist die **Edertalsperre**, die bei Hemfurt das vielgewundene Tal abriegelt, in dem der Fluß das Gebirge durchnagte. Fast 50 Meter hoch steigt die gewaltige Sperrmauer, die bei einer unteren Stärke von 33 Metern rund 300 000 Kubikmeter Mauerwerk umfaßt. Hinter ihr dehnt sich auf 27 Kilometer Länge einer der größten Stauseen Europas. Mit seinen Wassermassen (über 200 Millionen Kubikmeter) wird die Weserschiffahrt reguliert und ein Kraftwerk gespeist.

Von Schloß Waldeck, das sich auf seine alten Tage nun noch im See spiegeln kann, öffnet sich ein weiter Blick über die durch Menschenhand so völlig verwandelte Landschaft. **Arolsen**, die Residenz des ehemaligen Fürstentums Waldeck, träumt in Stille und Vornehmheit entschwundenem Glanz barocken Hoflebens nach. 1719 wurde mit dem Bau der Stadt begonnen, deren Planung einzig nach dem Schloß ausgerichtet ist. Eine wahrhaft fürstliche Allee von sechs Reihen mächtiger Eichen führt zu ihm hin. Der Bildhauer Rauch und der Maler Wilhelm von Kaulbach sind Söhne dieser Stadt.



Edertalsperre mit Schloß Waldeck.

Die Landschaft an der **Schwalm**, das Herz der hessischen Senke, hat man die "hessische Schmalzgrube" genannt. Auf ihrer fruchtbaren Scholle hat sich eine stolze Bauernkultur entwickelt, wie sie leider nicht oft mehr anzutreffen ist. Ihren bildhaftesten Ausdruck hat sie in den Trachten gefunden, die nicht wie anderswo in Museen vor Motten geschützt werden, sondern noch untrennbar zum Fest und Alltag gehören. Um den Hauptort Ziegenhain herum, besonders in Loshausen, Leimbach, Willingshausen und bis nach Neukirchen hinüber wird sie fast ausnahmslos von der gesamten Bevölkerung getragen. Also auch von den Männern, die sie in den anderen Trachtengebieten Hessens schon längst abgelegt haben. Die Tracht ist selbst beim Mann ungemein farbenfreudig, am meisten natürlich die an Festtagen angelegte: eine ziegelrote Weste, darüber eine zweite blaue mit blanken Knöpfen! Dazu weiße Lederhosen in weißen Strümpfen und Schnallenschuhe mit roter Lasche, auf dem Kopf eine pelzverbrämte, goldbetreßte, blaue Samtkappe und über den Westen noch ein langer weißer Drillichrock mit dem großen, buntflatternden Taschentuch. Das ist der Vorreiter des Kammerwagens der Braut beim

Hochzeitszug. Sonst steht zu den langen Überröcken und kurzen Kniehosen gut der altertümliche Dreimaster. Am bekanntesten sind aber wohl die vielen Beiderwandröcke der Schwälmerin, die sie, den längsten zuunterst und bis ans Knie reichend, übereinander trägt. Als besonderes Zeichen der Wohlhabenheit oft bis zu zwanzig! Alle Röcke sind mit Borten verziert und dazu wieder lange weiße Strümpfe in Schnallenschuhen. Aus der



Trachten aus der Schwalm.

drollig aufgeplusterten Fülle der Röcke wächst etwas puppenhaft steif der Oberkörper heraus, drall eingeschnürt durch ein Mieder mit herrlich-buntem Bruststecker, dessen oft kostbare Stickereien wahre Kunstwerke sind. Am lustigsten aber ist das "Betzel", ein kreisrundes seidenes Käppchen - die Farben wechseln je nach dem Alter der Trägerin -, das auf dem Scheitel die im "Schnatz" zusammengefaßte Frisur bedeckt. Wollen sie sich ganz "stolz" machen, dann werden noch die reichgestickten



Trachten aus der Schwalm. Brautzug.

"Kappenbündel" angesteckt, bunte Bänder um die Hüften geschlungen, die gold- und silberbestickten Strumpfbänder nicht vergessen und lange weiße Handschuhe übergestreift. Sogar die Farbensymbolik des Mittelalters ist wachgeblieben, die sich darin äußert, daß jedem Alter eine bestimmte Farbe zu tragen vorgeschrieben ist: rot für die Jugend, grün für die Jungverheirateten, violett für die Mütter und schwarz für die Alten. Daß auch zu verschiedenen Anlässen (Kirchgang, Hochzeit, Begräbnis) die Tracht verschieden zusammengestellt wird, ergibt sich danach von selbst. Die Trachten sind im Schwinden, im Maße wie die Stadt mit ihren modischen Segnungen aufs Land kommt. Denn freilich sind die für einen Sommer berechneten Fähnchen billiger als die gediegenen und zuweilen recht kostbaren Stücke, die dann aber fürs ganze Leben reichen.

Auch körperlich zeichnet sich der Schwälmer Bauer vor den übrigen Hessen durch hohen und schlanken Wuchs mit braunem Auge und Haar aus. So stolzen und herrischen wie aus Holz geschnittenen Gesichtern wie hierzulande begegnet man sonst nur selten noch. Die Dorfgemeinschaften sind eng zusammengeschlossen, und gemeinnützige Arbeiten bedingen gegenseitige Hilfe. Dort gibt es noch Gemeindebackstuben, wo die Reihenfolge der Benutzung durch das Los bestimmt wird.

Angezogen vom starken Eigenleben der Bauernschaft und der Unberührtheit ihrer bunten Fachwerkdörfer hat sich im felderumwogten Willingshausen - ähnlich wie in Worpsswede - eine Malerkolonie gebildet, wo Knaus und Bantzer ihre vielbegehrten Bilder ländlichen Lebens malten. Der "Schwälmertanz" ist hier wirklich noch Volkstanz nach frischen und neckischen Weisen. Einer davon soll sogar dem Yankee Doodle, der amerikanischen Nationalhymne, seine Melodie geliehen haben, ausgewandert mit hessischen Soldaten, die im 18. Jahrhundert für England drüben kämpften.

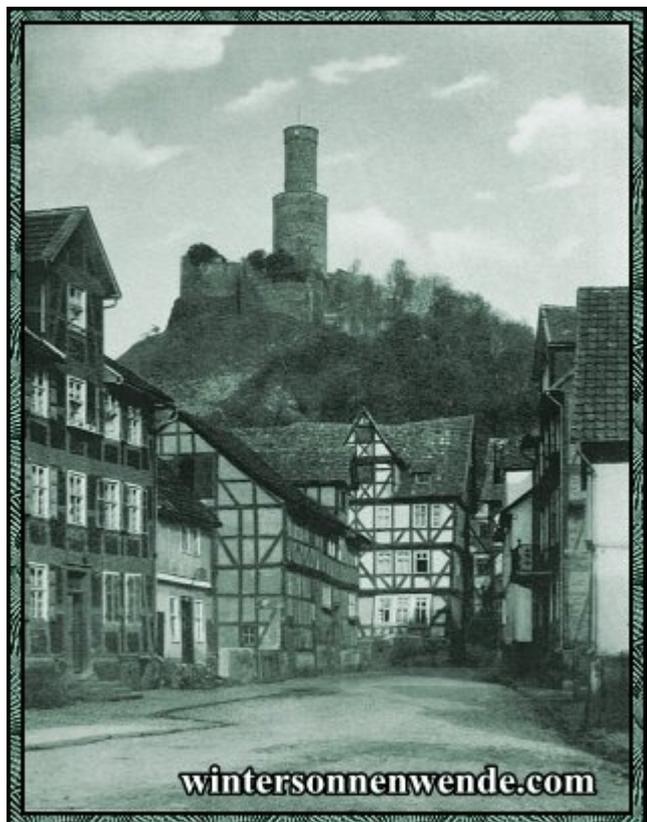
Nach Westen zu begrenzt die Bergkette des **Knüllgebirges** mit sanften Linien den Horizont des Trachtengebietes. Lichte Buchenwälder steigen die Buntsandsteinhänge hinan, die den basaltenen Kernstock des Knüll umlagern. Die kahle Kochfläche mit Wiesen und dürftigen Feldern gewährt nur einen mühseligen Lebensunterhalt. Im südlichen Ausläufer des Gebirges, einem wirren Durcheinander von Kuppen und Kegeln mit engen Tälchen, heißt ein heideähnliches Gebiet mit Tannen- und Birkenwäldern auf sandigem Boden bezeichnenderweise die "Heidelbeerprovinz", im Gegensatz zu den fetten Gründen der Schwalm.

Der gewaltigste Zeuge vulkanischer Tätigkeit in der vorletzten Erdzeit ist der **Vogelsberg**, der Oberhessen zum größten Teile einnimmt. Bis zu einem Umkreis von 25 Kilometer haben sich die Lavaströme über die Buntsandsteinfläche dieses Gebietes ergossen und bilden damit die größte zusammenhängende Basaltmasse Deutschlands. Von dem riesigen Vulkan, dessen Höhe

ursprünglich 3-4000 Meter betragen haben muß, ist nur noch eine Ruine übriggeblieben, die im Taufstein mit 770 Metern ihre höchste Erhebung erreicht. Von allen Seiten her steigt das Gelände mit den Wipfelmassen seiner ausgedehnten Eichen- und Buchenwälder langsam zu einer windumsaunten und niederschlagsreichen Hochfläche an, deren Wiesenhänge und einsame Hochmoore von wildzerklüfteten Basalkuppen und den eigentlichen Gipfeln überragt werden. Mit dem längsten und schneereichsten Winter ist es das rauheste Gebirge des Hessenlandes, von dem der Volkswitz sagt, daß man dort das letzte Feuer einen Tag vor Johanni anzündet und das erste einen Tag nach Johanni. Inmitten solcher Unwirtlichkeit ist das Leben der Bevölkerung hart und arm. Wo die Viehzucht auf den Hochwiesen nicht ausreicht, muß die Hausindustrie nachhelfen mit Weberei, Töpferei und Strohflechten. Aber wer ohne die Sorgen dieses Daseinskampfes hier heraufkommt, der findet eins der schönsten, urwüchsigsten Wandergebiete und im Winter die Lust des Skilaufes auf den weiten, tiefverschneiten Hängen. Außer dem vielverwendeten Basalt gibt das Gebirge noch Eisenerze her, die talwärts, in Hirzenhain in den bekannten Buderuswerken verarbeitet werden, und am Osthang werden bei **Altenschlirf** die Kieselgurlager des Basaltes ausgebeutet. Was die schwammigen Moore auf den Höhen an Niederschlägen aufsaugen, das tritt dann in unzähligen Quellen wieder zutage. Nach allen Richtungen der Windrose haben Bäche und Fließchen den Gebirgsstock zernagt und legen von ihm aus ihr engmaschiges Netz über das umgebende Gebiet.

Der unermeßliche Holzreichtum der riesigen Wälder hat hier einen besonders reichen Fachwerkbau begünstigt, der die Ortschaften so bunt und liebenswert macht. Oft sind sogar die Kirchen in dieser Bauweise aufgeführt. Das Schwalmtal nach Norden hinab ist **Alsfeld** wohl das bunteste Städtchen. Hier begegnet man den Schwälmer Trachten auf Schritt und Tritt. Sein freistehendes Rathaus von 1512 mit den spitzbogigen steinernen Laubengängen im Erdgeschoß gehört zu den bedeutendsten Fachwerkbauten Westdeutschlands. Daneben hat sich die Stadt, deren einstige Wohlhabenheit damit zum Ausdruck kommt, noch ein besonderes Weinhaus und ein Hochzeitshaus geleistet. Sie haben zu leben gewußt, unsere Altvorderen, und jeder Balken noch an den behaglichen Bürgerhäusern bekam durch Schnitzwerk etwas von ihrer Daseinsfreude zu spüren. So gleichen die Dörfer und Städtchen einander mit ihren freundlichen und verrunzelten Gesichtern, **Lauterbach**, **Schotten** und das stark bewehrte **Büdingen**, das mit allem Recht das hessische Rotenburg genannt wird, und **Nidda**, nun schon am Rande der Wetterau gelegen. Am südlichsten Ausläufer des Vogelsberges aber, am Büdinger Wald, hütet **Gelnhausen** im lieblichen Tal der Kinzig Erinnerungen an die Zeit der Staufenkaiser.

Hoch überragt von der Marienkirche - einer türmereichen Basilika des 13. Jahrhunderts mit meisterhafter romanischer Steinmetzkunst an Säulen und Portalen - hat die einstige freie Reichsstadt des ersten deutschen Reiches Herrlichkeit in ihren Mauern gesehen. Denn unten, auf einer Insel des langsam vorüberziehenden Flusses, verkünden die bedeutenden Reste seiner Lieblingspfalz noch heute den Namen Friedrich Barbarossas. Von allen erhaltenen staufischen Palastbauten ist die Gelnhausener die edelste. Beim Betrachten der mächtigen Torhalle mit der darübergelegenen, ihrer Gewölbe beraubten Kapelle, des Pallas und des Bergfrieds kann man sich ein gutes Bild von



Felsberg (Hessen). Dorf und Burg.



Gelnhausen. Alte Kaiserpfalz.

den glänzenden Reichsversammlungen machen, die sich hier abgespielt haben. 1180 wurde hier die Reichsacht über den stolzen Welfenherzog Heinrich den Löwen ausgesprochen, der damit Macht und Gut verlor. Heute rankt der Efeu um die köstlichen Zierformen der Bauglieder, und Tannen halten ihre Zweige über die geborstenen Mauern. Im Dreißigjährigen Krieg haben die Schweden das Schloß verwüstet, und mit der Erinnerung an diese grauenvolle Zeit steigt der Name des Mannes auf, der sie, aus eigenen abenteuerlichen Erlebnissen schöpfend, am wahrhaftigsten in seinem Roman *Simplicissimus* beschrieb. Christoffel von Grimmelshausen ist in dieser Stadt geboren. Aber auch noch ein anderer, ohne dessen technische Leistung wir uns das heutige Leben kaum noch vorstellen können, Philipp Reis, der Erfinder des Telephons.

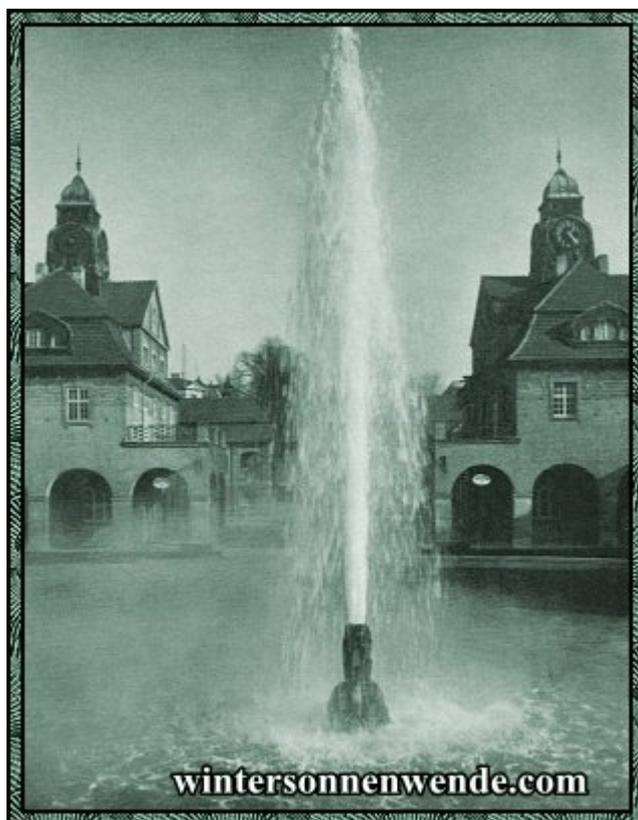
Die unwirtliche und in ihrer Sprödigkeit doch so anziehende Gebirgswoge des Vogelsberges verebbt nach Westen hin in den unerschöpflich fruchtbaren, wasserreichen Gefilden der **Wetterau**. Dieses breiteinladende Anfangsglied der Hessischen Senke, von dessen Bedeutung als Durchgangsstraße nach Norden schon die Rede war, ist deshalb seit jeher dicht besiedelt gewesen. Das bei Eberstadt ausgegrabene bandkeramische Dorf aus der Jungsteinzeit hat wertvolle Aufschlüsse über den damaligen Wohnbau gegeben. Ein selbstbewußtes, weltoffen-heiteres Bauerntum ist hier zu Hause, dem Blond und Blau gut zu Gesicht steht. Umgeben von wogenden Feldern und früchteschweren Obstgärten schließen sich Dörfer und Städte zu einem einzigen lachenden Garten zusammen. **Lich** an der jungen Wetter war die Hauptstadt des alten Solmser Ländchens und zeigt in der Stiftskirche eine stattliche Reihe mittelalterlicher Grabmäler edler Geschlechter, darunter das anmutigste des Kuno von Falkenstein und seiner Gemahlin Anna von Nassau, aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Unweit davon birgt die Waldeinsamkeit die stolze Ruine des 1174 gegründeten Zisterzienserklosters

Arnsburg. Großartig wirken inmitten des Verfalls die überdauernden Zeugen der Werkkunst einer berühmten mittelalterlichen Bauhütte, die als Gewölbe den Himmel selbst tragen, der hoch hereinschaut. Die reichen Herren von **Münzenberg** haben das Kloster gestiftet, aber auch ihre eigene Burg Münzenberg weiter talwärts liegt lange schon in Trümmern. Das "Wetterauer Tintenfaß", wie sie ihrer beiden klobigen Türme wegen genannt wird, ist neben der Wartburg der bedeutendste Burgbau des hohen Mittelalters und wird mit der Pfalz in Gelnhausen zugleich entstanden sein. Die zierlich gekuppelten Fensterreihen der Pallaswände schauen von dem Basalthügel über das in seinem Schutz zusammengedrängte altersgraue Städtchen in die Ferne der walddurchsetzten Auen hinaus, wo auf der anderen Seite des Flusses das malerische **Butzbach** mit Resten des Limes von der Römerzeit erzählt.

Auch **Friedberg**, der Hauptplatz der Wetterau, die spätere freie Reichsstadt, geht auf ein starkes römisches Kastell zurück, das 260 von Katten und Alemannen zerstört wurde. Die mächtige Liebfrauenkirche stellt den für Hessen so bezeichnenden weiträumigen Hallenbau in seiner reinsten Form dar. Die "Burg", ein durch einen tiefen Graben von der übrigen Stadt gesonderter Teil, wird von dem riesigen Adolfsturm beherrscht, der mit doppeltem Zinnenkranz und vorgekragten Erkern das Wahrzeichen der Stadt bildet. Eine kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit ist das Judenbad aus dem 13. Jahrhundert. Für die rituellen Frauenbäder angelegt führt ein düsterer Schacht mit steilen Treppen 25 Meter in die Tiefe.

Von den Thermal- und Solbädern der Wetterau ist **Nauheim** das eleganteste und berühmteste. Die ganze herrlich gelegene Stadt mit 12 000 Einwohnern lebt nur von und für die Herzkranken und Rheumatiker, die aus aller Welt hergereist kommen und Heilung finden. In dem zur Gießener medizinischen Fakultät gehörenden Kerkhoffschen Institut - einzig in seiner Art - wirkt sich deutscher Forschungsgeist auf unerreichter Höhe zum Wohle für die Menschheit aus.

Nauheim liegt schon im Bereich des **Taunus**, der am weitesten nach Osten vorgeschobenen Schranke des Rheinischen Schiefergebirges. Schiefer ist das Hauptgestein der von SW nach NO ziehenden Bergkette, und die silbergrauen Städtchen unten im Rheingau holen von hier ihre Beschieferungen. Das Wort Taunus (Höhe) ist keltischen Ursprungs und erinnert an die vorgermanischen Bewohner dieser Gegend. Die "Höhe" heißt denn auch im Gegensatz zum westlichen Rheingaugebirge der höchste östliche Teil, ein nach Süden, gen Frankfurt hin steil abfallender Quarzitücken. Das Vorkommen dieses aus Quarzsand gebildeten Gesteins auf dem Kamm zeugt davon, wie hoch einst im Erdaltertum das devonische Meer gestanden hat. Nach Norden, dem Lahntal zu, senkt sich das Gebirge langsam herab und bildet mit seinen schönen Beständen an Buchen- und Eichenwäldern eine von vielen Flußtälchen zerteilte Landschaft, deren besonderer Reiz ihre abwechslungsreiche Lebendigkeit ist. Ihre liebliche Verträumtheit hat uns am besten Hans Thoma in seinen Bildern beschrieben. Von der Höhe des Feldberges (800 Meter) eröffnet sich ein Rundblick, wie er in solcher Weite selten anzutreffen ist: Rhön, Thüringer Wald, Meißner, Rothaargebirge, Siebengebirge, Eifel, Hunsrück, Haardt, Spessart und Odenwald grenzen in der



Bad Nauheim.

Ferne den Horizont. Zu den landschaftlichen Schönheiten kommen die Segnungen der heißen und kalten Mineralquellen, die hier Bäder mit Namen höchsten Ranges entstehen ließen: Nauheim und Homburg, Schlangenbad, Niederselters und Soden, Langenschwalbach und Wiesbaden, nicht zu vergessen die Luftkurorte Falkenstein, Königstein und Kronberg am Fuße des Altkönigs, dessen Gipfel mit drei Ringen steinerner Wälle eine keltische Höhenfeste trägt. Wo Schönheiten und Heilkräfte der Natur in so reichem Maße beisammen sind, ist es kein Wunder, wenn der Taunus zu den am reichsten besuchten Gebirgen zählt. Die Nähe der großen Städte und die für den Autoverkehr bequemen Bergstraßen haben es dahin gebracht, daß der Einsamkeit liebende Wanderer nur noch wenige vergessene Winkel für sich findet.

Im Schutze des Feldberges breitet Bad **Homburg v. d. H.** seine vornehmen Kuranlagen aus, die den sprudelnden Segen von acht Quellen mit reichem Kohlensäure- und Eisengehalt auswerten. Die Stadt selbst ist zum größten Teil eine Gründung des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg, des "Prinzen von Homburg", für die in sein Land gerufenen Hugenotten, die sich auch drüben in **Friedrichsdorf** ein anmutiges Städtchen erbauten.

Von den vielen berühmten Gästen Homburgs war Hölderlin der erlauchtete. Sein "Hyperion", "Empedokles" und viele unsterbliche Gedichte sind hier entstanden, wo der glücklich-unglücklich Liebende in verzehrender Sehnsucht nach Susette von Gontard, seiner Diotima, den Tag nicht erwarten konnte, der ihm in Frankfurt ein heimliches Wiedersehen mit der Geliebten brachte. Wo von den Eichenhügeln dieser milden Landschaft aus einer der besten Deutschen das Land der Griechen mit zarter Seele suchte, da dröhnte einst im tiefsten Wald auf der noch heute unversehrten Römerstraße der Schritt schwerbewaffneter Kohorten, die hinüber marschierten zur "**Saalburg**", dem wiederaufgebauten Kastell zum Schutz des Limes, das uns das genaue Bild einer römischen Grenzfeste gibt. Das Museum mit 30 000 Fundstücken spricht eindringlich von dem regen Leben im damaligen Kolonialgebiet. Auch die Römer wußten schon den Wert der hier überall aus dem Boden dampfenden Quellen zu schätzen, und um ihren Besitz zu sichern, wurde der Limes an dieser Stelle so weit nach Norden vorgeschoben. In **Wiesbaden** erbauten sie eine Bäderstadt, deren prächtige Anlagen beim Bau der modernen Hotels wieder in Resten zutage traten. Nach dem Sturz ihrer Herrschaft verfiel dies alles, und erst das 14. Jahrhundert wieder berichtet vom regen Besuch der Bäder. 27 heiße Kochsalzquellen fördern hier täglich an 20 000 Hektoliter des Gicht und Rheuma heilenden Getränkes, davon der berühmte "Kochbrunnen" - mit einer Temperatur von 66°C - allein ein Viertel dieser Menge. Dem Luxus der Einrichtungen des Kurhauses und des Kaiser-Friedrich-Bades kann sich kaum ein anderes Bad der Erde zur Seite stellen.

Von den vielen Burgen, mit denen die Taunushügel gekrönt sind, ist der **Königstein** über dem gleichnamigen Luftkurort die großartigste. Seit dem 12. Jahrhundert war sie der Sitz ruhmreicher Geschlechter, die sie oft umgestalteten, bis sie 1746 von den Franzosen gesprengt wurde. Unweit davon zeichnet sich die Dorfkirche von Kronberg durch ihre schöne alte Ausstattung mit vielen mittelalterlichen Grabsteinen aus. Darunter besonders der Reiffenbacher des großen Mainzer Bildhauers Backofen von 1517. Burg und Schloß sind als Besetzung der Kaiserin Friedrich wiederhergestellt worden.



Die Saalburg.

Von allen Tälern des Hessenlandes verdient das vielgewundene, zwischen Taunus und Westerwald eingebettete **Lahntal** am meisten gerühmt zu werden. Nicht nur wegen der vielfältigen Anmut seiner landschaftlichen Schönheiten oder der bunten Fülle geschichtlicher Ereignisse, die von der steinernen Chronik seiner wie an einer Schnur aufgereihten Städte und Burgen erlauchter Namen abzulesen sind, sondern auch wegen seiner Bodenschätze, die von der Natur hier besonders



Wiesbaden. Partie im Kurpark.

in Gestalt von Eisenerzen und anderen Mineralien zusammengetragen wurden. Einsame, schluchtartige Strecken, die oft genug durch hart an den Fluß sich drängende Sandsteinfelsen und Schieferklippen ausweglos erscheinen, werden im breiter sich dehnenden Tal abgelöst durch Industrielandschaften, auf die, verwundert genug, vom Berge herab eine Burg schaut. So ist die Lahn (mit 142 Kilometer schiffbarer Strecke) wirklich zur Lebensader des Landes geworden, auf der die Flöße den Holzreichtum der Bergwälder zu Tal führen.

Vom Jagdberg, aus den einsamen Waldgründen des Rothaargebirges sich sammelnd, durchquert sie zunächst das abseitige, ernste "Hinterland", wo der Kleinbauer an den Hängen der engen Täler seinem mühevollen Feldbau nachgeht. Der arme Boden reicht nicht zu und treibt die Männer im Frühjahr hinaus in die westfälischen und rheinischen Industriegebiete, die Feldbestellung den dadurch früh alternden Frauen allein überlassend. Im Winter hat sich das Hausiergewerbe als heimischer Beruf entwickelt. Zähle Menschen, zur Verslossenheit neigend, hat solcher Boden hervorgebracht und die "schwarze" Tracht dazu, deren düstere Einfarbigkeit in stärkstem Gegensatz zur heiteren Buntheit der "Hessentracht" des benachbarten Marburger Gebietes steht. In **Biedenkopf**, dem Hauptort des Hinterlandes, hat sich als alter Volksbrauch das alle sieben Jahre gefeierte Grenzgangfest erhalten, in dessen Zeichen dann das ganze Jahr steht. Mit viel Aufwand und drolligen Gedächtnisstützen für die Neulinge wird die Begehung der Grenze hügelauflauf und -ab nach den alten unvergessenen Vorschriften vorgenommen. In den Dörfern hier herum, besonders im Breidenbacher Grund, sind auch die eigentümlichen, in den Kalkputz eingeritzten Kratzmuster zu Hause, und schließlich stammt von hier Friedrich Diel, der Begründer der wissenschaftlichen Obstkunde, dem zu Ehren die beliebte Butterbirne ihren Namen erhielt.

Als schönste Stadt des Lahntals gilt unbestritten **Marburg**. Auf hohem Sandsteinfelsen thront das mächtige Landgrafenschloß, zu dem die Straßen und Gäßchen, oft als Treppen angelegt, hinaufklimmen. Talwärts breitet sich die Stadt mit vielen baulichen Erinnerungen an die große mittelalterliche Zeit zu beiden Seiten des Flusses aus, und der Blick von einer der Höhen auf das friedliche Dächergewirr wird von keinem Fabrikschlot gestört.

Marburg ist seit der Gründung der Universität 1527 die Stadt der Studenten geblieben, die neben den bunten Trachten aus der Umgebung das Straßenbild bestimmen. Wenn droben die gebäudereiche Burg mit ihrem stolzen Saalbau aus dem 13. Jahrhundert unzerstört von einstiger landesherrlicher Macht kündigt, so preist unten im Tal die Elisabethkirche die Liebestätigkeit der fürstlichen Dulderin und Stammesmutter der Landgrafen, die, von der Wartburg kommend, zur Heiligen des Hessenlandes geworden ist. Als sie beigesetzt wurde, half sogar Kaiser Friedrich II. den Sarg mit tragen. Der vergoldete Schrein, der einst ihre wundertätigen Gebeine barg - Landgraf



Marburg (Lahn). Universität und Schloß.

Philipp hat sie während der Reformation aus leicht ersichtlichen Gründen daraus entfernt und außer Landes bringen lassen -, ist ein Prunkstück deutscher Goldschmiedekunst des 13. Jahrhunderts, leider während der französischen Fremdherrschaft seiner kostbarsten Edelsteine beraubt. Die Kirche selbst mit ihrer steil aufstrebenden doppeltürmigen Fassade ist - 1235 von den Deutschordensherren gegründet - eine der frühesten Bauten des rein gotischen Stiles auf deutschem Boden. Im Äußeren fast schmucklos, aber reichgliedert durch klare Strebepfeiler und doppelte Fensterreihen, steht sie wie ein schöngewachsener Kristall als edelster Schmuck der Stadt. Im Landgrafenor ruhen unter hohen Sarkophagen mit ihren lebensgroßen steinernen Bildnissen 22 Hessenfürsten, darunter Hermann von Salza, Hochmeister und Begründer des Deutschordensstaates im Preußenlande. Wie wenig sich seit den Landgrafentagen der Volksschlag hier verändert hat, zeigen die Figuren auf den Grabmälern. Ihren scharfgemeißelten, kühnen Gesichtern begegnet man noch heute auf dem Lande. Und heute wie schon im Mittelalter blüht in den Töpfereien ein bodenständiges Handwerk, dessen Marburger Dipperchen, Volkskunst im besten Sinne, als Krüge, Vasen, Schüsseln und Teller weithin verschickt werden. Der Werkstoff dazu kommt aus den Tonfeldern des Ebsdorfer Grundes.

Auch **Gießen**, die andere Universitätsstadt Hessens, am nördlichen Zugang der Wetterau gelegen, hat sich mit zwei Schlössern und vielen schönen Fachwerkbauten, von denen besonders das Rathaus hervorzuheben ist, ihr altes Gesicht bewahrt. Der große Chemiker Justus von Liebig arbeitete und lehrte hier. Bis nach Wetzlar hinab und nach Butzbach hinüber breitet sich die Trachtenlandschaft des "Hüttenberges" aus, deren Frauen an Festtagen mit bunten, breiten Schürzenbändern, Brustschleifen und einer Vielfältigkeit von Hauben prunken, die über der eigenartigen Haartracht des "Schnatz" getragen werden.

Wetzlar selbst, am Steilufer des Flusses sich aufbauend, zeigt den merkwürdigsten Gegensatz zwischen Mittelalter und Neuzeit. Zwar überragt der mächtige Dom noch immer das malerische Häusergedränge der Altstadt, aber in der Gegend des Bahnhofes steht die Front schlanker Schornsteine, und ihre schwarzen Rauchfahnen wehen über die Förderschächte und Hütten der Röchling- und Buderuswerke, die auf den Erzvorkommen hier ein Zentrum der Montan- und

Schwerindustrie geschaffen haben. Von den Leitz-Werken geht das optische Wunder der kleinen "Leica" in alle Welt. Ja, und dann steht man plötzlich vor dem sorgsam bewahrten Lottehaus und denkt daran, daß es noch gar nicht allzulange her ist, daß der junge Goethe hier einer Liebe Lust und Leid erlebte, der wir die "Leiden des jungen Werther" verdanken. Damals 1772 war er noch Jurist und arbeitete an dem aus Kaiser Maximilians Tagen herübergeretteten Reichskammergericht, wo von den 5000 Einwohnern der Stadt allein 900 tätig waren.

Auf dem Wege nach Weilburg winkt inmitten der Wälder von hohem Basaltkegel **Braunfels**, das stolze, türmereiche solmsische Schloß, mit einer bedeutenden Kunstsammlung. Aber die prächtigste Anlage ist doch das alt-nassauische Residenzschloß **Weilburg**, das den sich aufdrängenden Vergleich mit Heidelberg - auch wegen der umgebenden Landschaft - durchaus verträgt. Im schönsten Teil des Lahntals inselhaft eingebettet lehnt sich die Altstadt an die ausgedehnte Gebäudegruppe des 1000jährigen Schlosses und blickt über den brückenüberspannten Fluß zur Neustadt hinunter. Ein weitgereister Feldmarschall hat im Anfang des 18. Jahrhunderts das vierflügelige Schloß seiner Väter neu ausgebaut, mit stukkerten Prunkräumen ausgestattet und vor allem die Bergfläche durch Terrassen, großzügige Treppenanlagen und Orangeriegebäude zu einem barocken Lustgarten umgestaltet. Geländer, Gitter und Öfen sind schöne Zeugnisse hessischen Kunstfleißes, die aus der alten Eisengießerei Audenschmiede im Weital stammen.

Die Gegend zwischen Weilburg und Dietz ist das Gebiet des mannigfach verwendeten **Lahn-Marmors**. Villmar, Schupbach, Wirbelau, Gaudenbach und Limburg sind die Hauptorte für den Abbau dieses edlen Steines, der hier eine Farbenprächtigkeit aufweist, wie sie das Ausland nicht vielfältiger und schöner zu bieten vermag. Feurigrot steht er in den Brüchen, weiß- und gelbgeflammt oder silbergrau mit schwarzem und weißem Geäder.

Aus dem nackten Fels herausgewachsen droht mit unnahbarer Düsterei Burg **Runkel** wie ein Gewitter über den verschüchterten Häusern am schmalen Ufer. Turm neben Turm, kantig und schroff, fast fensterlos, als ob der Berg selbst hier riesige Kristalle der Finsternis hervorgetrieben hätte. Der Inbegriff einer Burg! Mit mächtigen Bögen steigt eine uralte Brücke über den Fluß. Aber auf der anderen Seite tragen Weinberge den "Runkeler Roten", der in den großen Kellern des Schlosses lagert.

Nicht minder burghaft als Runkel spiegelt sich, auf steilem Felsen über Dietkirchen gegründet, eine romanische Kirche im Fluß. St. Lubentius, der Apostel des Lahngaus, ist hier begraben, von dem die Sage geht, daß das Boot mit seinem Leichnam führerlos die Mosel hinabtrieb und dann von unsichtbarer Kraft lahaufwärts geführt wurde. "Wir haben St. Lubentiwind" heißt es noch heute, wenn es dem Fluß entgegenweht.

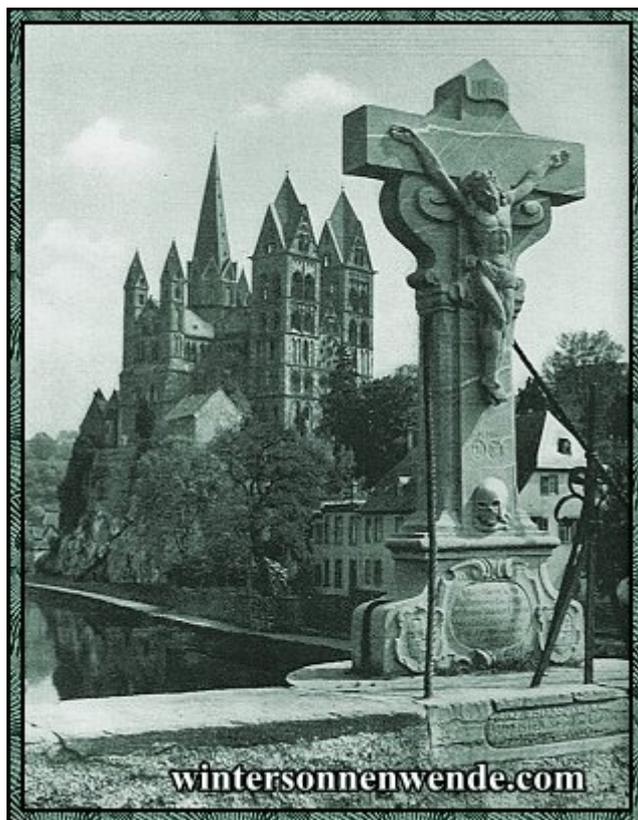
Das **Limburger** Becken ist Nassaus fruchtbarste Gegend und seine Volkstumsmitte. Die Stadt selbst aber ist der Georgsdom, bei dessen Anblick alles andere drumherum klein und unbedeutend wird. Senkrecht zum Fluß hinab stürzt der Fels, auf dem das steinerne Wunderwerk seine sieben Türme gen Himmel reckt, die Gralsburg auf deutschem Boden und eine Landeskronen. Der streng zusammengefaßten Vielteiligkeit des Äußeren entspricht der Reichtum an Pfeilern, Säulen, Bögen und Galerien des hochgewölbten Innenraumes. Alles in der edlen Formensprache des frühen 13. Jahrhunderts, als sich der romanische Stil in den gotischen verwandelte. Hinter dem Dom steht die Burg der Landgrafen, und unten über den Fluß führt eine schöne Steinbrücke aus dem 14. Jahrhundert. Im Angesicht des Domes ist die berühmte Chronik des Stadtschreibers Tilemann Elhen von Wolfhagen entstanden. In der seinen Mitbürgern verständlichen Muttersprache, der mittelfränkischen Mundart, schildert er die bewegten Zeitläufte fast des ganzen 14. Jahrhunderts. "Und der großen pestilencien han ich vier gesehen und erlebet." Kein Ereignis vom Erdbeben bis zur Mode, von der Philosophie bis zur Kunst ist seinem scharf beobachtenden Blick entgangen. Dazu war er ein Dichter, der neben eigenem das Liedgut seiner Zeit uns überliefert hat. In diesen

Limburger Liedern spiegelt sich mit Lust und Leid die ganze Breite des Volkslebens so frisch und ungebrochen, daß man mitten darin zu stehen meint.

Drüben aus **Niederselters**, im "goldenen Grund" des Emstales, und aus dem lahnabwärts gelegenen **Fachingen** kommen die beliebten, perlenden Sauerbrunnen. **Diez**, die Stadt der schönen Fachwerkhäuser am Einfluß der Aar, zieht seine altertümlich-malerischen Straßen und Gassen um einen mächtigen Felsklotz mit der Oranienburg. Von hier aus verengt sich das Lahntal zu seiner landschaftlich schönsten Strecke. Am Mischwaldberge windet sich der Fluß, und wo die Kalk- und Porphyrfelsen Raum bieten, da erzählen Ruinen und Schlösser von durchkämpften Zeiten. Wie weit die Macht des Trierer Erzbischofs reichte, zeigt die Ruine der Doppelburg **Balduinstein**. Ebenfalls für Trier erbaut nimmt **Langenau** als Talburg des 14. Jahrhunderts mit weiter Ringmauer und massigem Wohnturm eine besondere Stellung ein. Auf dem Waldberg darüber hat das 12. Jahrhundert die prächtige Kirchenburg **Arnstein**

mit vier stolzen Türmen als kreuzförmige Basilika errichtet. Eine fünfteilige Choranlage schließt die machtvolle romanische Baugruppe nach Osten ab, zu deren Füßen die Anmut des Tales ausgebreitet liegt. Unter der Stammburg der Nassauer Grafen, im freundlichen Städtchen Nassau ist der Freiherr von und zum Stein geboren und weiter talwärts, auf waldiger Höhe über dem alten Bergbauort Friedrichsseggen steht das Mausoleum, wo der unbeugsame Reformator Preußens von seinen nie vergessenen Taten für Deutschland ausruht. Auch das Weltbad Ems, dessen zahlreiche heiße alkalische Sauerquellen schon seit der Römerzeit den Kranken Heilung spenden, hat in der deutschen Geschichte ein gewichtiges Wort mitzureden. Auf der Kurpromenade steht ein einfacher Stein mit der Inschrift "13. Juli 1870". An dieser Stelle wies der greise König Wilhelm den französischen Botschafter Benedetti zurück, und die darauf nach Berlin gesandte "Emser Depesche" löste den siegreichen Krieg mit Frankreich aus, der das Deutsche Reich einte und ihm wieder einen Kaiser gab.

Vom Rhein aus steigt der von Lahn und Sieg umschlossene **Westerwald** als Teil des Schiefergebirges zu einer mittleren waldigen Hochfläche langsam an, die von vielen gewundenen Tälern zernagt ist und von überragenden Vulkanbergen aus weit überblickt werden kann. Die durch wintermildes und feuchtes Klima auf fruchtbarem Boden begünstigte Besiedlung im vorderen Westerwald tritt in den rauhen und schneereichen Bezirken des Hohen Westerwaldes stark zurück. Hier, in den Einsamkeiten der Hochheiden mit ihren Basalttrümmerfeldern und Mooren, ist nur noch das Reich der Schaf- und Rinderhirten. Die kleinen Dörfchen mit den harten Menschen drücken sich ängstlich in flache Mulden, um Schutz zu finden vor den Stürmen, die hier zu Hause sind, und vor den Schneemassen, die der "Woost" im langen Winter über die Höhen jagt. Dort tragen die niedrigen Fachwerkhäuser noch schwarzbemooste Strohdächer, die an der Wetterseite bis auf den Boden herabgezogen sind, und Mensch und Vieh drängen sich unter ihnen zusammen. Mit Schutzhecken von langen, düsteren Tannenschonungen sind die armen Äcker umhegt als Ersatz für die verlorenen Wälder. Denn einst war auch der Hohe Westerwald ein rechtes Waldgebirge, bis die Dillenburger Eisenhütten sein Holz zur Heizung brauchten und die Niederländer ihre Schiffe aus



Limburg (Lahn).

Blick auf den Dom (1235) von der Lahnbrücke aus.



Bad Ems.

seinen Stämmen bauten. Da kam denn auch eine landesherrliche Verordnung, die "zu Vermeidung übermäßigen Bauholzes" neue Fachwerkbauten auf dem Lande verbot. Die kahlgeholzte Hochfläche versumpfte, und viele Dörfer wurden zu Wüstungen. Mauerreste und verlassene, überwucherte Friedhöfe erinnern an einstiges bäuerliches Leben und vervollständigen das Bild schwermütiger Trostlosigkeit des "Landes der armen Leute", wie Riehl es benannt und beschrieben hat.

Die Eisenerz- und Braunkohlenvorkommen des Hohen Westerwaldes haben besonders in **Dillenburg** im engen oberen Dilltale eine beachtliche Hüttenindustrie hervorgerufen, die ihre Vorgänger in den saynischen und oranischen Eisenhämmern schon im 16. Jahrhundert hatte, aus denen die Güsse schöner figürlicher Grabplatten und Relieffplatten mit biblischen Szenen hervorgingen (z. B. im Kloster Marienstatt und im Rathaus von Hadamar). Über dem kleinen Städtchen liegen die Ruinen der Stammburg der Oranier, der Ahnherren des niederländischen Königshauses. Hier ist der größte Sohn des Westerwaldes, Prinz Wilhelm von Oranien, geboren, der die Niederlande von der spanischen Fremdherrschaft befreien sollte. Die Linde steht noch, unter der der "Schweiger" 1568 die Gesandten der verzweifelten Provinzen empfing. Talab bietet **Herborn**, ehemals Sitz einer berühmten Hohen Schule, mit vielen düster beschieferten Fachwerkhäusern und mittelalterlichem Gepräge guten Zugang zur eigenartigen Basaltwelt des Gebirges. Dicht bei Schönberg am **Steinkringsberg** ist die basaltische Lava der Vulkane zu fünfkantigen, regelmäßigen Säulen erstarrt, die eine Höhe von 50 Metern erreichen! Der Steinbruch bei **Marienberg** unterm Salzburger Kopf und die **Dornburg** bei Hadamar zeigen ähnliche gewaltige Naturwunder. In den Brüchen herrscht ein lärmendes Leben von Sprengungen, Brechern und riesigen Steinmühlen, die den blauschwarzen Basalt, den grauen Trachyt und Phonolith für den Straßenbau verarbeiten. Die längsten Säulen dienen als Uferbefestigungen und gehen bis weit nach Holland hinunter. Die unter der Basaltdecke bewahrten Braunkohlenflöze haben besonders bei Höhn-Urdorf und Bach ein Bergbaurevier entstehen lassen, das sein Fördergut in die Siegener Eisenhütten liefert.

Für die vielen romanischen Kirchen und Kapellen des Westerwaldes, deren Formensprache auf die

Meisterbauten von Trier und Köln zurückgeht und in denen noch schöne Reste mittelalterlicher Wandmalerei zu finden sind, soll als einziges Beispiel die Benediktiner-Abtei **Marienstatt** im Tal der nach der Sieg zu eilenden Nister stehen. Fernab vom Verkehr, inmitten einsamer Wälder führen die schwarzgewandeten Mönche dort seit 1888 wieder ihr stilles und tätiges Leben. Die Kirche, an die sich die ausgedehnten Klostergebäude anlehnen, ist eine jener spröden und stolzen Zisterzienserbauten, deren Einfachheit gerade ihren Adel ausmacht und mit dem Gegitter ihrer Strebebögen den fortschrittlichen, nach neuen konstruktiven Lösungen drängenden frühgotischen Stil des 13. Jahrhunderts zeigt.

Im vorderen Westerwald, dessen schmale Täler sich dem Rhein zuneigen, haben die großen Lager besten, geschmeidigen Tones aus der Tertiärzeit seit altersher eine weitberühmte Steinzeugindustrie hervorgerufen, die dem Gebiet um Höhr, Grenzau, Grenzhausen und Hillscheid den Namen "**Kannenbäckerland**" eingetragen hat. Sein Mittelpunkt ist das auf eine keltische Siedlung zurückgehende **Höhr** mit einer keramischen Fachschule. Der hochgebrannten und klingend harten Ware mit grauer Salzglasur und blauem Rankenmuster begegnet man in Gestalt von Schüsseln, Kannen und geschmackvollen Vasen überall. Die bekanntesten Erzeugnisse sind aber die bayrischen Maßkrüge und die roten Steinhäger- und Mineralwasserflaschen. Vor der Erfindung des Porzellans, besonders im 16. und 17. Jahrhundert war das kunstvoll verzierte Steinzeug auch im Ausland sehr begehrt, und hochbeladene Planwagen führten es bis nach Rußland und in die Türkei.



Die Rhön

Zwischen den Oberläufen von Werra und Fulda breitet sich, nach Süden bis zur fränkischen Saale vorstoßend, das **Rhöngebirge** aus. Vulkanischen Ursprunges, wie das jenseits der Fulda aufgetürmte Vogelsgebirge, besteht es aus zahlreichen, teils zusammenhängenden, teils selbständigen Kuppen, Decken und Schloten von Basalt, die die älteren Schichten von Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper durchschossen oder überlagert haben. Aus der nördlichen, in vielen Kuppen verstreuten, unübersichtlich zerteilten Vorderrhön sammelt sich das Gebirge zum nordsüdlich verlaufenden schmalen und steilen Zuge der Hohen Rhön, die im westlich vorgeschobenen Bollwerk der Wasserkuppe mit 950 Metern die größte Höhe erreicht. Von diesem Zuge durch den tiefen Einschnitt bei Bischofsheim abgetrennt bildet der Kreuzberg mit den Schwarzen Bergen den südlichen Stock des Gebirges. Ehemals war es ein echtes Waldland, aber der Raubbau früherer Zeiten hat es dahin gebracht, daß sich nur an den Steilrändern noch dichte Laub- und Fichtenwälder erhalten haben, wo über lichtgrüne, blumenreiche Matten die Bäche in oft wildzerklüfteten Tälern eilig ihren Weg suchen in die Buntsandsteinebene mit den rötlichen Felderbreiten. Der spärliche Ackerbau in den Tälern gäbe kein Auskommen für die Bewohner der kleinen Dörfer und vielen einsamen Einzelhöfe, wenn nicht auf den weiten Wiesen an den Hängen und auf der Hochfläche Schaf- und Rinderherden ihr gutes Futter fänden. So ist auch das wichtigste Ereignis im Jahre des Rhönbauern die am St. Kilianstage (8. Juli) beginnende Heuernte. Dann herrscht auf den freien, sonnendurchglühten Höhen für vier Wochen ein frohes Zeltlagerleben, und am Ende wird auf hochgetürmten Wagen die beschwerlichen Wege hinab die duftende Ernte zu Tal gefahren. Flachsanzbau hat besonders bei Weyhers und Hilders die Leinenweberei begünstigt, von der die Fuldaer Textilindustrie beliefert wird. Leinwandbleichen an den Hängen gehören dort mit zum sommerlichen Bild. Am Kreuzberg und Dammersfeld wurde früher Bergbau auf Eisenerz betrieben, aber die Schächte sind lange verlassen, und nur die Becken der alten Stadtbrunnen auf dem Markt in Bischofsheim erinnern noch daran. Auch den Abbau der Braunkohlenlager dort am Bauersberg, der bis ins 16. Jahrhundert zurückreichte, hat man wieder eingestellt. Neue Anregungen zur Ausnutzung des Holzreichtums gibt die Holzschnitzschule in Bischofsheim, und in Dermbach hat sich eine Korkindustrie entwickelt. Alles in allem ein armes Land, für das die Siedlungsdichte mit 57 auf den Quadratkilometer der ziffernmäßige Ausdruck ist. Ortsnamen wie Sparbrod,

Wüstensachsen, Kaltennordheim, Wildflecken, Schmalenau, Dürrhof, Dürrfeld, Todtemann, Rabenstein, Rabennest usw. reden auch für den Fremden eine deutliche Sprache. Doch die Ruinen einst stolzer Burgen auf den Höhen, stattliche Kirchen und schöne alte Häuser in mauerbewehrten Ortschaften und die in Museen gehüteten kostbaren Trachten erzählen auch hier noch von früheren besseren Zeiten. Da war der mächtige Rücken des Dammersfeldes bei Gersfeld noch wegen seines landwirtschaftlichen Reichtums berühmt und so begehrt, daß sich um seinen Besitz zwischen den Kirchenfürsten von Fulda und Würzburg ein regelrechter Eroberungskrieg entspann. Wer heute den Namen Rhön hört, denkt vor allem an die Segelfliegerei, die von der schroffen Höhe der **Wasserkuppe** ihren Weg zur Ertüchtigung deutscher Jugend über das ganze Reich nahm. Im Fliegerlager dort oben herrscht das ganze Jahr über ein reger Betrieb, besonders während des Rhön-Segelflugwettbewerbes, der jährlich im Hochsommer ausgetragen wird. Und dann ist die rauhe Bergwelt ihrer herben landschaftlichen Schönheit wegen schon längst begehrtes Reiseziel geworden und als Skigebiet berühmt.

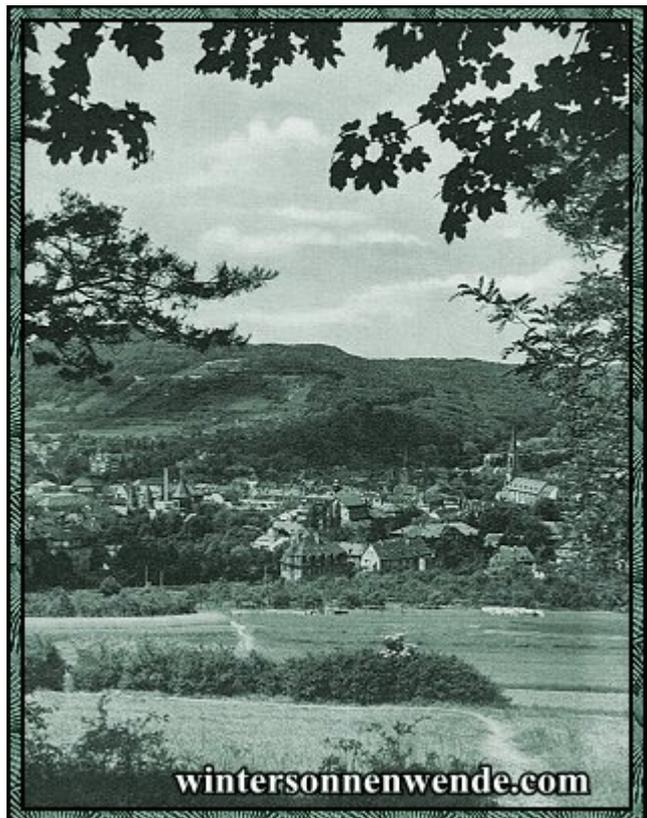
Am meisten lockt wohl die Hohe Rhön mit der Unwegsamkeit des **Schwarzen und Roten Moores**, die sich bis zu 1000 Hektar ausdehnt und ihre Entstehung den starken Niederschlägen auf der undurchlässigen Basalthochfläche verdankt. Über die Hochmoore zu wandern ist ein köstlicher Genuß. Besonders an klaren Herbsttagen, wenn die weite Fernsicht nach dem Thüringer Wald, ins liebliche Franken hinein und hinüber zum Vogelsberg offen liegt. Rein ist die Luft wie an der See und gesättigt vom würzigen Duft der Wiesen, den der immerwährende Wind herüberträgt. Aber die Schaurigkeit einer Moorwanderung im Sinne Drostescher Gedichte offenbart sich erst, wenn der Nebel braut und die nahen Stämme einsamer zerzauster Birken oder ein abenteuerlich geformter Felsblock spukhaft aus den wehenden Schleiern auftauchen. Dann weiß man, warum der schmale, oft unter den Füßen schwankende Pfad durch hohe Stangen markiert ist. Denn ein Abirren vom so bezeichneten Wege bedeutet in der lautlosen Abgeschiedenheit ein rettungsloses Versinken im zähen Schlamm. Moos und Sumpfpflanzen, darunter der seltene fleischfressende Sonnentau, Heidekraut, auch niedrige Birken und Weiden bedecken die Oberfläche des Moores, die nach der Mitte hin bis zu 10 Meter uhrglasförmig über den äußeren Rand ansteigt, weil die größere Feuchtigkeit dort ein rascheres Wachstum fördert - ein echtes "Hoch"-Moor! Der Torf wächst bis zu 7 Meter hohen Schichten an, wird in mühevullem Tagewerk ausgestochen und dann auf pyramidenförmigen Holzgestellen getrocknet. Im Roten Moor wird ein vorzüglicher Schlammtorf gewonnen, der zur Bereitung von Moorbädern verwendet wird. An 30 000 Zentner jährlich kommen in die Bäder Kissingen, Brückenau, Neuhaus, Salzschlirf, Homburg, Orb und Salzungen zum Versand.

Vom Roten Moor ist es nicht weit zur **Schwedenschanze** auf dem **Reesberg**. Der stundenlange Laufgraben bis zur beherrschenden Höhe des Eierhaucks bezeichnet die Ausdehnung eines riesigen, befestigten Lagers, von dem aus die Schweden 1632-1634 Franken und Hessen beherrschten. Weiter zurück läßt der heilige Berg der Rhön, der **Kreuzberg** (930 Meter), denken. Dort, schon im fränkischen Stammesgebiet, soll der Frankenapostel Kilian 638 an Stelle eines Hollabildes das Kreuz aufgerichtet und das Evangelium gepredigt haben. Von Würzburg aus wurde inmitten der Basaltwildnis ein Franziskanerkloster gegründet, das noch heute das Ziel großer Wallfahrten aus allen Gegenden bildet. Dann ist der Gipfel der Lagerplatz einer unübersehbaren Menge, die in den Trachten der umliegenden Gaue ein buntes Bild von frohen Gläubigen bietet, überragt von einem 27 Meter hohen eichenen Kreuz. Ungemein stimmungsvoll und an die Eindringlichkeit der Gemälde Kaspar David Friedrichs erinnernd ist der Blick auf die riesige Kreuzigungsgruppe des Stationsweges mit den dahinter sich zusammendrängenden Bergzügen. Im Winter sind die Gebäude oft bis zum oberen Stockwerk eingeschneit, und ein altes Sprichwort meint, daß es hier oben "dreiviertel Jahr Winter und einviertel Jahr kalt sei".

Dem Zuge der Hohen Rhön westlich vorgelagert ist die weithin sichtbare, sargdeckelähnliche Basalkuppe der **Milseburg** zum Wahrzeichen des Gebirges geworden. Ihr Gipfel trägt die

stattlichen Mauerreste einer ausgedehnten keltischen Ringwallburg mit vielen Feuerstellen und reichen Funden aus der späten Eisenzeit. Überhaupt sind die natürlichen Schutz gegen Angriffe bietenden Kuppen des Gebirges an vielen Stellen ähnlich befestigt worden. So u. a. auf dem Wachtküppel, Hessenkopf bei Dermbach und auf dem Öchsen bei der altertümlichen Kalistadt Vacha. Die Milseburg wird von einer Kapelle gekrönt, wo zu Pfingsten viel Volk zusammenströmt und die Mühe des Anstieges nicht scheut, um auf freier Bergeshöhe der Predigt zu lauschen. In **Salzungen**, dem schönen Solbad am nördlichen Werrarand des Gebirges, ist durch Einbruch darunter ausgelaugter Salzlager ein großer kreisrunder See entstanden. Diese geologische Eigentümlichkeit findet sich mitten in den nahen, ausgedehnten Wäldern noch am **Schönsee** und der "**Grünen Kutte**". Vom weit ausladenden Gezweig der Buchen überwölbte glatte Spiegel beträchtlich tiefer, fischreicher Seen, deren kristallklares Wasser nach langer Wanderung den hier selten bescherten Genuß des Schwimmens bietet. Das Märchen hat ihre Unergründlichkeit mit Wasserjungfern bevölkert, die in die Dörfer zum Tanzen gehen, um durch ihre Schönheit die Burschen zu verführen.

An der fränkischen Saale, deren vielfache Windungen die genaue Südgrenze des Gebirges bezeichnen, ist zunächst **Neustadt** mit gut erhaltener Mauerumgürtung aus dem 13. Jahrhundert und dem stattlichen Hohetor zu nennen. Gegenüber liegt das Solbad **Neuhaus**, dessen gräfliches Schloß mit schönen Stuckdecken aus dem 18. Jahrhundert jetzt als Kurhaus dient. Auf steilem Kalkfelsen darüber erhebt sich mit zinnengekrönten Mauern die **Salzburg**, eine der größten Burganlagen Deutschlands aus romanischer Zeit. **Bocklet**, das kleine Stahlbad mit geschmackvoller Kuranlage aus dem 18. Jahrhundert inmitten eines englischen Parkes, hat seinen einstigen Ruhm längst an das bevorzugte **Kissingen** abtreten müssen, wo Bismarck gern zur Kur weilte. Mit der über der Stadt gelegenen Bodenlaube - der im Bauernkrieg zerstörten Stammburg der Henneberger Grafen - ist der Name des Minnesängers Otto von Bodenlauben verbunden. In der Kirche von **Frauenroth** bei Bockleth ist er neben seiner Gemahlin Beatrix bestattet. Die große Grabplatte mit der Darstellung des Paares, umrauscht vom Schwung der faltenreichen Gewänder, gehört zu dem Edelsten, was deutsche Bildhauerkunst im Stile höfischer Vornehmheit des 13. Jahrhunderts hervorgebracht hat. **Münnerstadt** an der Würzburger Hauptstrecke ist bedeutend wegen seines Reichtums an Kunstwerken der verschiedensten Zeiten, darunter sind am kostbarsten die Arbeiten des großen Würzburger Bildhauers Riemenschneider und die betörende Pracht der Rokokoausstattung in der Augustinerkirche, der sich das Treppenhaus der benachbarten ehemaligen Abtei **Bildhausen** mit der sprudelnden Formenfülle seiner Geländer und Stuckdecken würdig anschließt. Hinter **Aura**, einem ehemaligen Benediktinerkloster mit schöner romanischer Kirche, beginnt im Schutze des Gebirges das Weingebiet des Saaletales. Die besten Sorten des Frankenweines dieser Gegend wachsen an den kahlen Kalkbergen um das alte Städtchen **Hammelburg** herum, besonders bei den trutzigen, das Tal weithin beherrschenden Burgen **Trimberg** und **Saaleck**. Im schönen Sinntal inmitten von Wiesengründen und Wäldern verdankt das Stahlbad **Brückenuau** den Fürststäben von Fulda seine Entstehung. Auf sie geht auch die Gründung des Franziskanerklosters **Volkersberg**



Bad Kissingen.

zurück. Von dem steilen Basaltkegel eröffnet sich über den Wäldern ein weiter Blick nach dem Dammersfeld, den Schwarzen Bergen und der **Steckelsburg** bei Vollmerz, wo 1488 Ulrich von Hutten, der Humanist und leidenschaftliche Parteigänger Luthers, geboren wurde. Der von Fulda aus in der Barockzeit lebhaft betriebene Kirchenbau hat als schönste Leistung die Kirche in **Zella** bei Dermbach im Feldatale mit der prächtigen geschweiften Sandsteinfassade entstehen lassen.

Droben an der Wasserkuppe entspringt die **Fulda**, die einer der ältesten und berühmtesten Städte Deutschlands den Namen gegeben hat. Das Grab des Bonifatius hat die Stadt für alle Zeiten zum berühmten Wallfahrtsort gemacht. Ihm zu Ehren hat einer der größten Baumeister der Barockzeit, Johann Dientzenhofer aus Bamberg, 1704-1712 an Stelle der karolingischen Grabeskirche den Dom in Anlehnung an das Vorbild der Peterskirche zu Rom errichtet. Auch die mittelalterliche Abtsburg hat damals einem ausgedehnten Schloßneubau weichen müssen, dessen Prunkstück der Kaisersaal bildet. Ein weiter Park mit Orangeriegebäude vervollständigt die Anlage dieses geistlichen Fürstensitzes, dessen Weltfreudigkeit ihren deutlichsten Ausdruck in der berühmten Floravase mit der Blumengöttin findet. Der strenge Geist karolingischer Baukunst dagegen bestimmt den fast ursprünglich erhaltenen, von acht Säulen getragenen Kuppelraum der Michaeliskirche, einem Rundbau, der altchristlichen Grabkirchen nachgebildet wurde. Von der berühmten Klosterschule, besonders unter dem Abt Hrabanus Maurus (gest. 856) - dem seine Zeit den Ehrennamen "Lehrer Deutschlands" gab - ist viel Kultur christlich-deutscher Frühzeit ausgegangen, der wir u. a. auch die Aufzeichnung des Hildebrandsliedes verdanken.

Der Geist klösterlicher Strenge und Reinheit, der einst mitten im wilden Waldland hier eine Stätte weithin zeugender Kultur schuf, ist in der Siedlung **Loheland** bei Dirlos an den Vorbergen der Rhön in besonderer Form neu erstanden. Frauen haben dort auf der Grundlage von Körpererziehung und Tanz eine Stätte weiblichen Gemeinschaftslebens geschaffen, dessen kultisch-ernste Tanzgestaltungen dem Tanz überhaupt eine neue Bedeutung gegeben haben. Aber die von dort ausgehende Tanzkultur, die in vielen Städten Schulen gründete, ist nur eine Ausdrucksform des auf vielen Gebieten tätigen "Ordens". Den einfachen notwendigen ländlichen Arbeiten hat sich die Pflege bodenständigen Handwerkes angeschlossen, und wer die Webarbeiten der Loheländerinnen, ihre Keramik und Holzgeräte als Kunstwerke bewundert, erfährt bald, daß die "Kunst" daran nur die von der Natur des Werkstoffes geforderte einfachste Verarbeitung ist und spürt in der Aufrichtigkeit dieser Dinge noch die herbe Bergluft als den Lebensodem einer nur aufs Wesentliche gerichteten Gemeinschaft.

Der Lauf der Fulda wird von vielen malerischen Städtchen begleitet, von denen nur **Schlitz** am gleichnamigen Zufluß wegen seiner schönen Fachwerkhäuser und der gräflich Görzschen Burgen besonders hervorgehoben sei. Der Ehrwürdigkeit Fuldas steht auch **Hersfeld** nicht nach. Lullus, der Nachfolger des Bonifatius auf dem Bischofssitz in Mainz, hatte hier 769 ein Benediktinerkloster gegründet.

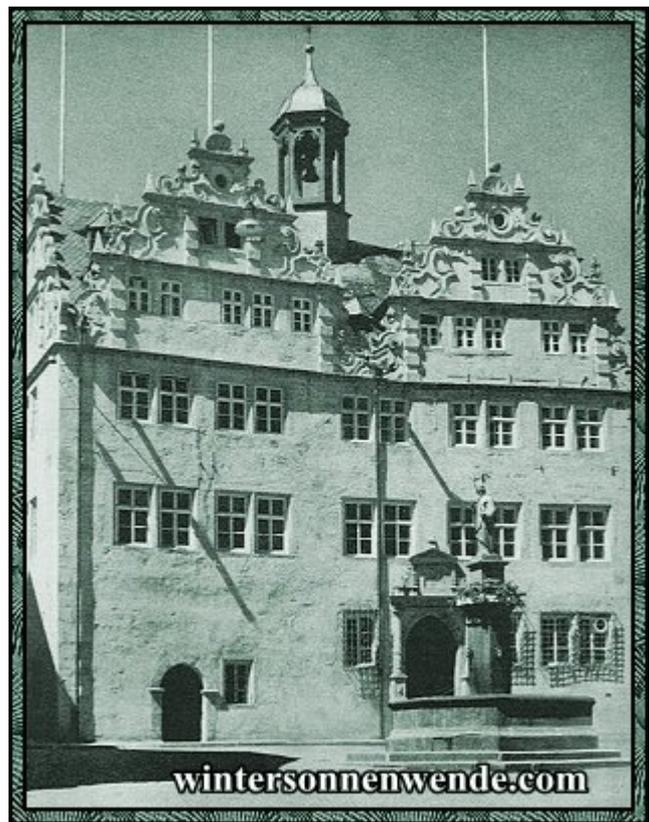


Fulda. Der Dom.

Der spätere Bau der Stiftskirche aus dem 12. Jahrhundert ist leider der sinnlosen Zerstörungswut der Franzosen im Siebenjährigen Kriege zum Opfer gefallen. Nach dem Bericht des Stiftsamtmannes vom 25. Februar 1761 an den Landgrafen Friedrich II. von Hessen hat der Marschall de Broglie "die große Domkirche in einem Moment auf einmal abends 6 Uhr durch brennend angelegte Materie anzünden lassen, dabei Commandos Wache stehen müssen, bis alles in völligen Flammen gestanden und nicht geholfen werden können, sondern man hat es müssen fortbrennen lassen". Aber die Mauern stehen noch wie für die Ewigkeit gegründet, und wer den von ihnen umhegten heiligen Bezirk durchschreitet und staunend die Höhe der über sich gespannten Bögen des breitgelagerten Querhauses empfindet, wer Sinn für die fugenlose Technik edelster Steinmetzkunst hat, dem redet noch jeder Quader und Säulenstumpf von dem mächtigen Herrscherwillen einer Zeit, die hier in den Wäldern Gott zu Ehren ein Bauwerk auftürmte, für dessen riesige Ausmaße zum Vergleich nur die Kaiserdom von Worms und Speyer herangezogen werden können. Die Erinnerung an den Stifter hat das Städtchen, das übrigens eine lebhaft Tuch- und Maschinenindustrie betreibt, in einem dreitägigen Volksfest zu Ehren des heiligen Lullus wachgehalten, und die Lullusglocke droben im Turm wird als die älteste Deutschlands gerühmt.



Schloß Friedewald bei Hersfeld (Fulda).



Hersfeld. Das Rathaus.

Das Moseltal und der Hunsrück

Koblenz, an der Mündung der Mosel in Deutschlands Schicksalsstrom, ist erst nach der Niederlegung der Festungswälle 1890 zur wirklichen Stadt am Rhein geworden. Denn bis dahin war sie mit ihrer der Mosel zugewandten prachtvollen mittelalterlichen Schauseite eine ausgesprochene Moselstadt. Dort, wo heute noch die ehrwürdige Brücke des Erzbischofs Balduin aus dem 14. Jahrhundert - mit 14 Bogen auf wuchtigen Basalt Pfeilern ein technisches Wunderwerk für die damalige Zeit - den Verkehr nach Köln hinunter und nach Trier hinauf leitet, hatte Drusus das Kastell "ad confluentes" am Zusammenfluß gegründet, von dem die Stadt ihren Namen behalten hat. Nachdem die Germanen drüben am Taunus die Sperrmauer des **Limes** überrannt hatten, wurde Confluentes zur starken Grenzfeste des römischen Reiches ausgebaut. Dann hielten fränkische Könige hier Hof, und seit 1008 war es die zweite Residenz des Trierer Erzbistums. Glanz der Hofhaltungen, bürgerlicher

Wohlstand und das Elend vieler Kriege haben einander abgelöst und einer der ältesten deutschen Städte ihren Reichtum an baulichen Schönheiten und geschichtlichen Erinnerungen gegeben. Was das Schicksal auch über die Stadt verhängte - der Anblick der Moselfront mit den drei mächtigen Türmeppaaren dahinter ist der Beweis ihrer Unbesiegbarkeit.

Am Brückenkopf steht auf römischen Grundmauern mit den beiden trutzigen Rundtürmen die Bischofsburg aus dem 13. Jahrhundert, und dicht dabei spricht das prächtige Kauf- und Tanzhaus von der wirtschaftlichen Blütezeit der Stadt im Mittelalter. Im Schöffenhause, einem Prunkstück spätgotischer Baukunst, wurde der Spruch gefällt über die unten im Keller Gefolterten, und auf dem Florinsmarkt davor waltete der Henker seines Amtes. Drohend wuchten die Türme von St. Florin über den Platz. Um die Liebfrauenkirche herum, der Begräbnisstätte der Patrizier, mit ihrer schöngegliederten romanischen Fassade, sind im Bereich der ältesten Stadtanlage die schönsten Bürgerhäuser der Stadt zu finden. Hochragend mit gotischem Zinnenkranz oder mit prächtigen geschweiften Fachwerkgiebeln und Schiefertürmchen über Erkern. Die "Vier Türme", die Ecken einer Straßenkreuzung beherrschend, ist die schönste Gruppe solcher Bauten aus dem Wiederaufbau nach der Verwüstung von 1688. Diese breiten Giebel mit ihren geschnitzten Umrahmungen und die geschieferten barocken Turmhauben haben das ganze Moseltal bis Trier hinauf viel Nachahmung gefunden. Dem Reichtum der Schauseiten steht das Innere nicht nach, wo sich die Wohlhabenheit bürgerlicher Wohnkultur oft bis zu fürstlicher Pracht steigert, wie im Saal des Knödgenschen Hauses oder dem Vestibül des Hauses Clemens mit dem festlichen Schwung seiner Treppe. Auf weiträumigem Platz steht das berühmteste und stolzeste Bauwerk der Stadt, die Kirche des Hl. Kastor aus dem 12. Jahrhundert. Das Türmeppaar mit der Eingangshalle ist der Stadt zugekehrt, während der Chorbau mit der mächtigen galeriegeschmückten Apsis zwischen den schlanken Kristallen zweier Türme durch Parkbäume über den Rhein zum Ehrenbreitstein schaut. Der Weihe des ersten, von den Normannen zerstörten Baues wohnte Kaiser Ludwig der Fromme bei, und 842 berieten hier seine Söhne die Teilung des Reiches Karls des Großen, die im schicksalhaften Vertrag von Verdun besiegelt wurde.

Dem Strom entgegen führen die schattigen Uferanlagen an der Schiffbrücke vorüber zum kurfürstlichen Residenzschloß, das Klemens Wenzeslaus gegen Ende des 18. Jahrhunderts fortschrittlich im kühlen Klassizismus des "Louis XVI." errichten ließ. Nur im Innern glühen als letztes Fanal des sinkenden Rokoko im Rheinland die beiden Deckengemälde des Januarius Zick. Auch die breitgelagerte Schauseite dieses Schlosses mit der riesigen Säulenstellung in der Mitte und dem weiträumigen, Abstand gebietenden französischen Gartenplan davor ist der großzügig angelegten neuen Klemensstadt zugekehrt und zeigt damit deutlich, daß Koblenz sich auch unter dem letzten Kurfürsten noch nicht als Stadt am Rhein empfand. Entscheidend für den Kurstaat war die Mosel und mit ihr der Weg nach Trier. Die Rheinfront erhielt erst durch die Anlegestellen der Köln-Düsseldorfer und Niederländer Dampfer im 19. Jahrhundert ihre heutige Bedeutung, der die monumentalen Regierungsgebäude und nicht zuletzt der Stufenbau des stromumspülten Deutschen Ecks mit dem 1897 von der Rheinprovinz errichteten Reiterdenkmal Kaiser Wilhelms I. sinnvollen Ausdruck verleihen.

Die Wirkung dieses Uferbildes wird noch gesteigert durch die Felsenterrassen des Ehrenbreitstein. Zu ihren Füßen am Ufer des Rheines dehnte sich einst die breite Front des kurfürstlichen Barockschlosses, das seit 1818 den Anlagen der preußischen Festung weichen mußte. Von der Pracht dieser kurtrierischen Residenz, der unter der Herrschaft des fränkischen Geschlechtes der Schönborn Balthasar Neumann die höchste Weihe gab, ist trotz des Wandels der Zeiten noch genug Erlesenes übriggeblieben, von dem besonders der Portalbau am Marstall von Joh. Seiz mit dem überwogendem Gesims aufbäumenden Roß zur Bewunderung fränkischen Spätbarocks am Rhein aufruft. Unvergeßlich aber ist die Aussicht oben von den Bastionen, wo der Blick das Rheintal von Stolzenfels bis Andernach mit der gesamten Vordereifel und den Hunsrückbergen umfängt. Schmucke Dampfer gehen und kommen, lange Schleppzüge keuchen stromauf an der großen Insel

Niederwerth vorüber, deren Fruchtgefülle im schimmernden Schnee der Obstblüte verschüttet liegen, und auf kühner Brücke jagen die Fernzüge über den Rhein, hinüber zur alten Weinstadt, die ihre stolzen Türme in den Wellen zweier Ströme spiegelt.

Unmittelbar an die Stadt heran reichen die letzten Ausläufer des **Hunsrück**, jenes Berglandes, das von Rhein, Mosel, Saar und Nahe umgrenzt wird und den südlichsten Teil des Rheinischen Schiefergebirges bildet, das sich jenseits des Rheines als Taunus fortsetzt. So eng beide Gebirge auch nach der Art ihrer Entstehung miteinander verwandt sind, so verschieden sind ihre Landschaftsbilder. Der Lieblichkeit des Taunus steht die Unwirtlichkeit des Hunsrück gegenüber, und wo jener seine Berge in einer einzigen Kette aneinanderreihet, richtet der Hunsrück die Wasserscheide zwischen Mosel und Nahe in vier selbständigen Zügen auf, die als Errwald, Hochwald, Idarwald und Soonwald von Südwesten nach Nordosten ausgerichtet sind.

Mit dem Sammelnamen Hunsrück wird aber vorzugsweise jener Winkel zwischen Rhein und Mosel belegt, der eine nach Nordwesten geneigte durchschnittlich 500 Meter hohe hügelige Schiefer-Hochfläche mit schroffem Abfall zur Mosel darstellt. Die zahlreichen tiefeingeschnittenen und vielgewundenen Bachtäler mit ihren dichten Laubwäldern sind von außerordentlicher landschaftlicher Schönheit. Oft sperren Burghügel die unwegsamen Schluchten, in denen die Wildwasser schäumen. Einsame Waldmühlen wie ein Märchen aus alter Zeit sind auf Stunden das einzige Zeichen menschlichen Daseins. Die wilde Ursprünglichkeit des Beybachtals mit dem Blick von der mächtigen Ruine Waldeck über die rauschenden Gründe hinweg gehört zu den stärksten Eindrücken dieses wenig besuchten Gebietes. Auf der Hochfläche selbst haben bescheidene dörfliche Siedlungen mit weißgekalkten Häusern unter blauen Schieferdächern den Wald bis auf verstreute Inseln zurückgedrängt. Dazwischen Heide-Einsamkeit mit Wacholdern und zerzausten Kieferngruppen. Wie hart der Kampf ums Dasein mit Stürmen und langen schneereichen Wintern auf diesem kargen Boden ist, sieht man den rauhen und kantigen Menschen an. Bezeichnend ist ein grimmiges Wort, das ihnen nachgesagt wird: "Wenn uns Herrgott sunst neiht kann als datt, dann sollen de Deiwel huule." Die Not hat im 18. Jahrhundert viele nach Übersee auswandern lassen, und noch heute gehen die Männer im Sommer weit weg zur Arbeit in die Industriegebiete.

An der Wasserscheide entlang läuft der uralte Höhenweg von der Trierer Talweite zum Rhein mit Straßensiedlungen und den für die Gegend eigentümlichen Einzelhöfen in den Quellmulden. Dort wo die Hunsrückbahn über Hermeskeil nach Simmern führt und von da nach Boppard oder zum Nahetal nach Bingen abzweigt, da war zur Römerzeit ein regerer Verkehr als heute, und Funde aus Grabhügeln bei Hermeskeil zeugen sogar von der Besiedlung dieses Gebietes schon in der späten Hallstattzeit. Als aber unter den Vorstößen der Germanen die Macht Roms zerbrach, verödete die Landschaft. Der Wald breitete sich wieder über die verlassen Wohnstätten - die durch römische Baureste mitten in den Wäldern des Hochwaldes bezeugt sind - und erst das frühe Mittelalter hat mit neuen Rodungen die Grundlagen des heutigen Siedlungsbildes geschaffen.

Aus der Einförmigkeit der Schieferlandschaft ragen im Süden die langgezogenen Bergrücken der obengenannten Quarzitkämme hervor - mit tageweiten Forsten und den riesigen Tafeln der Gipfelfelsen als abenteuerliche Naturdenkmäler. Über den fast waagerechten durchweg über 700 Meter hohen Kammlinien des Hoch- und Idarwaldes, die ohne jeden Querdurchbruch verlaufen, gewähren die höchsten Erhebungen des Erbeskopfes (816 Meter) und des Idarkopfes (743 Meter) eine weitgreifende Aussicht. In dem noch heute unbesiedelten Waldland bieten die auf der Linie Hermeskeil-Rhaunen wie zu einer Grenzsperre angeordneten Ringwälle des Hochwaldes bezüglich ihrer zeitlichen Ansetzung der Forschung noch ungelöste Rätsel. Vermutlich handelt es sich um Fliehburgen aus verschiedenen, bis in die Vorgeschichte reichenden Zeiten, deren Kernstück, der riesige Steinwall bei Otzenhausen, eine Fläche von über 18 Hektar umschließt.

Die Gewerbetätigkeit im waldreichen Quarzitgebiet wird von der Holzverwertung - Faßbinderei

und Gerberei - bestimmt. Der im 18. Jahrhundert blühende Bergbau auf Eisen, Silber, Blei und Kupfer ist heute fast bedeutungslos geworden. Doch hat sich auf dem im Quarzit vorkommenden Achat in Idar-Oberstein eine weltbekannte Edelsteinschleiferei aufgebaut. Schon im 15. Jahrhundert waren im Birkenfelder Land zahlreiche Schleifmühlen im Gange, die den heimischen Achat und Jaspis verarbeiteten. Als dann die Funde nachließen, wurden Rohsteine aus Übersee eingeführt, die heute zusammen mit synthetischen Edelsteinen in fabrikmäßigen Betrieben kunstvoll geschliffen werden und die Haupteinnahmequelle für die Bevölkerung bilden.



So bekannt das gewaltige Stromtal des Rheines ist, dessen Städte, Dörfer und Burgen - gesehen oder ungesehen - doch alle vertrauter und stolzer Besitz eines jeden Deutschen sind - so unbekannt ist sein schönster Nebenfluß: die **Mosel**. Zwar die Weinlagen ihrer Uferberge, die lange Reihe verheißungsvoller Namen sind nicht minder berühmt als die des mächtigeren Stromes, aber wer verbindet mit ihnen das lebendigfarbige Bild der Landschaft ihres Wachstumsortes? Daß viele so wohlbewandert in der Weinkarte und so unbewandert in der Landkarte des Gebietes sind, hat seinen Grund nicht zuletzt in der Abseitigkeit des stillen Tales, an dem der große Verkehr vorüberauscht. Eine Moselfahrt mit oder ohne Liebeskummer gehört daher trotz Bindings feinem Büchlein noch immer zu den Entdeckungsreisen in fast unbekanntes Deutschland. Vom Wasgenwald durch Lothringen herkommend, über Epinal, Toul und Metz, ist die "lotharingische Jungfrau" nur zur Hälfte deutscher Fluß, und seine letzte Wegstrecke von Trier bis Koblenz trägt noch genug Zeichen ihrer südlicheren Herkunft, um sie durch eine leise Fremdartigkeit noch anziehender zu machen. Worin sie besteht, ist schwer zu sagen. Freilich muß man das sehr milde Klima des Tales hier nennen, ohne das die Haine üppiger Nußbäume sich nicht so schön entfalten könnten, das sogar die verwöhnten Edelkastanien ihre Früchte zur Reife bringen läßt und der Rebe so gut bekommt. Auch die freundlich hellen Dörfer mit den weißstrahlenden schmucken Kirchen und den Oleandern vor den Häusern gehören dazu. Aber das Fremdartige wird eigentlich damit noch nicht getroffen. Es schwebt ungreifbar darüber wie ein zarter Duft, der zugleich ein farbiges Leuchten ist unter dem ungetrübten Blau des Himmels sommerlicher Tage. Und dann kommt dazu die Stille der Landschaft wie der Menschen, die am eindrucksvollsten ist, wenn man vom Rhein herauf sich das vielgewundene Tal erwandert. Denn nichts hebt die Andersartigkeit der Mosel deutlicher hervor als der Vergleich mit dem Rhein. Wo seine drängenden Wassermassen seit altersher ständig wachsendem Verkehr zwischen Alpenland und Meer unterworfen sind und nicht genug damit auf beiden Uferseiten noch Bahnen und Autos jagen und den Strom zur Völkerstraße machen, da ist die Mosel dank ihrer zahllosen umständlichen Windungen, die die 100 Kilometer Luftlinie von Trier bis Koblenz zu 190 Kilometer tatsächlicher Flußstrecke verdoppeln, unberührtes Gebiet geblieben. So konnte es sich seine liebliche Eigenart in unverfälschter und ungestörter Ursprünglichkeit ohne die Rauchfahnen der Industrie, ohne das Hämmern und Kreischen der Maschinen bewahren, und was der erste bewundernde Sänger ihrer Schönheit, der römische Prinzenerzieher Ausonius am Kaiserhof in Trier, in seinem Gedicht Mosella um 365 am Gau der Treverer zu preisen fand, das umwirbt auch heute noch den Wanderer mit schmeichelnden Reizen und durchsonnt die dort verbrachten Tage zu einem Feste dieser Landschaft.

Von Koblenz bis Kochem hinauf kann man noch glauben am Rhein zu sein. Breit und einladend öffnet sich das Tal und bezieht die Seitentäler von Eifel und Hunsrück mit in die frohe Gartenlandschaft ein. Auch die Menschen sind fröhlich und gesprächig wie am Rhein. Vor allem aber ist dieser Abschnitt das Tal der Burgen. Über jedem Ort tragen die beherrschenden Höhen ihre Zackenkronen. Über **Kobern** hinter dem ausgedehnten Winninger Weingebiet sind es gleich zwei. Die schönste Belohnung aber dort für den Anstieg auf steilem Felsengrät entlang der Kreuzwegstationen ist die Matthiaskapelle, in der einst das Haupt des Apostels bewahrt worden sein soll. Auf luftiger Höhe mit herrlichem Rundblick über das Tal und die Hunsrückberge ist diese Kirche über sechseckigem Grundriß ein Kleinod staufischer Baukunst, dem selbst im Rheinland

kaum Gleiches zur Seite gestellt werden kann. Von den Wellen des Flusses bespült, bietet in **Gondorf** die riesige Burganlage des alten Geschlechtes v. d. Leyen mit Türmen, Zinnen und Erkern auf schroffen Mauern ein stolzes Bild wehrhaften Mittelalters in seltener Geschlossenheit. Bei **Alken** steigen die Nebenhänge zur **Burg Thurandt** hinan, uneinnehmbar trotz **Burg Bischofsstein**, über einer wilden Klamm der Hunsrückwälder wuchtet die gewaltige Ruine der **Ehrenburg** bei Brodenbach, und die berühmteste von allen ist **Burg Eltz**, dicht bei Moselkern in einem verschwiegenen Tälchen der Eifel. Immer wieder unerwartet durch ihr plötzliches Dasein hoch über den Waldbergen ragt von allen deutschen Burgen die kühnste und stolzeste wie ein Kristall mit vielen scharf geschliffenen Kanten. Was der schmale Felsrücken an Ausdehnung versagte, mußte durch das Übereinander von sieben Stockwerken ersetzt werden. An **Carden** vorbei mit seiner romanischen Kastorkirche, dem monumentalsten Bau zwischen Koblenz und Trier, zieht schon von weither **Kochem** mit der Trierer Bischofsburg auf schroffem Kegel den Blick zu sich. Haus über Haus den steilen Berg hinan ist das Städtchen geklettert und hat sogar noch Raum für einen Marktplatz mit Brunnen gefunden. Enge Gassen und Treppen zwängen sich zwischen dem Häusergewirr mit seinen Fachwerkseiten und stumpfblauen Schieferdächern hindurch. Ein reizvolles Durcheinander, das seine Beliebtheit als Wochenendort durch die lange Reihe der Gasthöfe unten am Ufer bekundet. Wer auf ihren Terrassen den milden Frieden eines Sonnentages genießt, ahnt kaum, wie heiß umstritten jeder Fußbreit Boden hier war, als die Brandscharen Ludwigs XIV. 1687 die Stadt eroberten.

Hinter Kochem erst, wo die Berge dicht an den Fluß herantreten, beginnt die eigentliche Mosellandschaft mit dem Gebiet des "Großen Krampens", der größten in sich selbst wieder oft geschwungenen Schleife des gesamten Tales. Der Kaiser-Wilhelm-Tunnel zwischen Kochem und Neef kürzt zwar den weiten Umweg auf wenige Kilometer. Aber gerade dieser Umweg, den keine Bahnlinie, nur eine Uferstraße begleitet, birgt in seiner verwunschenen Stille eine Fülle unerwarteter Schönheiten, die aus diesem abgeschiedenen Winkel nicht so bald wieder herausfinden lassen. Von hier an kann man nach der Weinkarte wandern. Dort von den Hängen kommt der berühmte Valwigsberger, und daneben werden die Lagen von **Bruttig** gepflegt. Einst hat ein armer Junge aus dem engen Tal den Weg in die weite neue Welt des Humanismus gefunden. Das war Petrus Mosellanus, das vierzehnte Kind eines Winzers. Der Freund des Erasmus von Rotterdam ist er geworden und schließlich der berühmte Rektor der Leipziger Universität.



Burg Eltz (Mosel).

Von den wie zu Bühnenbildern aufgestellten romantischen Nestern ist **Beilstein** das überwältigendste. Sein Stadtbild scheint aus dem Merian herausgenommen zu sein. So unverfälscht hat es sich sein Mittelalter erhalten, daß man hier verwundert aufschrickt, wenn vom anderen Ufer herüber ein Autoruf die Gegenwart bezeugt. Heiter schaut dieses Mittagsmärchen sein Spiegelbild im klaren Wasser. Düster freilich steht dann drinnen das burghafte Zehnhaus mit seinen unverputzten Mauern aus geschichtetem Schiefer, mit seinen über eine Gassenschlucht hinweggespannten Schwibbogen. Überhaupt diese engen, dumpfen Stollen der Gassen, deren

Felsenstufen an dunklen Torgängen vorüberführen, wo Fässer hergerichtet werden und aus der Höhle eines Kellers mit dem schwachen Schein einer Kerze Weinduft heraufdringt! Noch geheimnisvoller wird dieses Stück Mittelalter dann, wenn man erfährt, daß die verfolgten Juden hier einst Zuflucht mit besonderen Schutzrechten fanden. Teuer genug freilich erkaufte und ein einträgliches Geschäft für die ritterlichen Herren oben in der Burg.

Brücken gibt es im Krampen nicht, wie sie überhaupt an der Mosel selten sind. Dafür gleiten die breiten Fährboote der Ponten lautlos über den grünen Strom unermüdlich zwischen den Ufern hin und her und sind oft der einzige Zugang zu den kleinen Ortschaften, die dort Fuß gefaßt haben, wo eine Lücke zwischen den Bergen Raum gibt für das Gewürfel der Häuser um das Kirchlein mit dem Friedhof darum. Die Strömung des Flusses ist an den großen Schleifen kaum zu spüren. In der zitternden Hitze steht sein Wasser still wie ein See. Verdoppelt strahlt die Glut zurück von den Weinhängen bei **Ediger**, wo die weiß leuchtende Kirche sich auf den alten Wehrgang stützt. Herrlich kühl ist es in dem schönen Raum, dessen reiche Sterngewölbe auf zwei schlanken Säulen ruhen. Eine bauliche Eigentümlichkeit voll großem Reiz, der man im Moseltal öfter begegnet. Der mild lächelnden Madonnenfigur hat man die ersten reifen Trauben des Jahres in die Hände gelegt. Uralter Opferbrauch erneuert sich in kindlich frommer Dankbarkeit.

Aldegund, wie der Anfang einer alten Mollweise fügt sich der Wohlklang dieses Namens, und der Anblick des in die Reben geschmiegtten Städtchens mit den sauber gekalkten Häusern unter dunklen Schieferdächern, mit den vielen bunten Blumenstöcken vor den kleinen Fenstern, erfüllt alle Erwartungen. Der Wein, der im Keller jedes Hauses gepflegt wird, hat eine lustige Spritzigkeit wie tanzende Sonnenstrahlen. Lächelnd trinkt man ihn und summt dabei die leise Melodie dieses schönsten Namens im Moseltale. Andere, meist einsilbige Namen wie Alf, Reil, Cröv, Kaimt, Bremm oder Neef klingen spröde, fremdartig und sind Erinnerungen an die keltische Urbevölkerung, die von den Germanen nach Süden gedrängt, im ersten vorchristlichen Jahrtausend die Moselgaue besiedelte.

Hinter Alf-Bullay zwingt eine mächtige Felsenbarre den Fluß zu neuer, fast geschlossener Schleife und läßt ihn hier "im Hamm" so rückläufig werden, daß man, über die Marienburg nach Pünderich hinuntersteigend, das Dampfboot bequem überholen kann. Oben eins der vielen beglückenden Landschaftsbilder, die immer die Mühe des Aufstieges belohnen und den Mäanderlauf des geduldig alle Hindernisse umgehenden Flusses überschauen lassen. Oft durch die breiten Lehnen der Berge verdeckt, scheint er mit langen Seen das Tal zu füllen. Auch der Hamm umschließt ein gesegnetes Weingebiet, wo um Zell herum überall die berühmte "Schwarze Katz" spukt und den Reigen vieler lieblicher Namen anführt. Sie alle haben Zell und die anderen reizenden Ortschaften wohlhabend gemacht. Daß es einst die wichtigste Stadt des Erzstiftes war, davon zeugt vor allem die bischöfliche Burg aus dem 16. Jahrhundert mit den mächtigen Rundtürmen, und als Wahrzeichen steht noch der klobige efeuumspinnene Wartturm hoch über dem Ort am Friedhof aufgereckt, wo die Reben den Toten kaum Raum zur Ruhe von vieler Winzerarbeit gönnen. So dicht drängen sie heran, daß die Trauben über die niedrige Mauer hinweg über den Gräbern hängen. Die Sonnenseite ist kostbar. Erst der Wein - das ist hier das Leben -, und dann die Toten. Nur der Fremde wundert sich darüber.

Nach der Heiterkeit des Tales wirken die Festungstrümmer des **Mont Royal** als Symbol stürzender Gewalt in ihrer Trostlosigkeit wahrhaft gespenstisch. Über dem Weinhandelsstädtchen Traben-Trarbach auf halbinselhaft vorspringendem breiten Felsenriegel ließ Ludwig XIV. durch Vauban, den besten Festungsbaumeister seiner Zeit, das gewaltige "Zwingmosel" errichten, das er zum Hauptstützpunkt seiner Raubzüge ausersehen hatte. Von diesem strategisch wichtigsten Punkt in der Mitte des deutschen Moseltales konnte die ganze gegen das Reich gerichtete Front von Basel bis Nymwegen beherrscht werden. 1687 wurde mit dem riesenhaften Unternehmen begonnen. Städte und Dörfer in weitem Umkreise wurden teilweise niedergelegt, um aus ihnen das Baumaterial für

die Festungsstadt zu plündern, und die Einwohner mußten in hartem Frondienst Stein auf Stein zu ihrer eigenen Zwingburg setzen. So erstand auf der schroffen Höhe in kurzer Zeit eine Garnison für 10 000 Mann, und im Zeughaus lag die Ausrüstung für 30 000 bereit. Zahlreiche bis zum Fluß hinuntergeführte Forts machten dieses Verdun des 17. Jahrhunderts uneinnehmbar, bis durch den Frieden von Ryswyck die Schleifung beschlossen und 1697 auch tatsächlich durchgeführt wurde. Längst hat der Wald dort oben wieder seine Herrschaft angetreten, und auf der einsamen, allen Winden offenen steppenähnlichen Hochebene davor weiden große Rinderherden. Vergessen wäre die Zeit tiefster deutscher Wehrlosigkeit, wenn man es nicht in jüngster Zeit unternommen hätte, Bastionen und Kasematten tief unterm Walde wieder auszugraben und die unterirdischen Gewölbe mit ihren Tunneln und Treppen als warnendes Mahnmal nationaler Zerrissenheit zugänglich zu machen.

Wenn irgendwo, so gilt fürs Moseltal Goethes Wort: "Man reist doch nicht, um anzukommen," - das Ziel liegt im Unterwegssein von Ort zu Ort, von Wein zu Wein. Zeit muß man freilich haben, um die schöngeschwungenen Kurven des Stromlaufes auszuschreiten, bis sich ganz von selbst die große Ruhe beschaulichen Wanderns als wohlthätigste Gabe dieser Landschaft einstellt. Sensationen freilich bietet sie nicht, denn alles ist ruhig hier, der Strom, die Berge, die Menschen. Und wer die unabsehbar sich dehnenden patinagrünen Rebenhänge mit dem weißen Zickzack ihrer Stützmauern eintönig nennen würde, sagt damit nur, daß er für die leisen Stimmungsreize des Tales kein Empfinden hat. Oft ist es nur ein langsam sich ausbreitender Schatten, mit dem die tieferstehende Sonne das Grün dunkler mischt, die lautlose Überfahrt einer Ponte mit müde gearbeiteten Winzern, die fromme Zwiesprache des Vesperläutens von Turm zu Turm, von Ufer zu Ufer, der stumme Bescheid einer Sonnenuhr mit riesigem Zifferblatt an der Felsenmauer weit übers Tal hinweg, eine kleine Kapelle oder ein Kreuz am Straßenrand. Unvergeßlich wie der Anblick der Porta nigra kann dann die kühle von den Insekten gemiedene Schatteninsel eines mächtigen Nußbaumes werden, der die flimmernden Wellen sengender Mittagsglut von sich abhält, oder der Trunk aus hohler Hand vom klaren Quell, der aus der Weinbergsmauer hervorsprudelt und von nicht geringerer Köstlichkeit ist als abends das Glas firmen Weines.

So verschieden die Schleifen und Kehren des Tales auch voneinander sein mögen, **einen** gemeinsamen Zug haben sie doch, der die Eigenart der Mosellandschaft von Kochem bis Trier ausmacht. Die Flußkrümmung wird immer von einem steilen Hang, dem Prallhang, begleitet, während sich im Innern der Schleife der umgangene Felsriegel, der Gleithang, aus ebenen Wiesenflächen und Obstgärten allmählich aufrichtet. Alle Südhänge bis zum Grat hinauf sind mit Wein bestanden und durch vielfach übereinandergelagerte Terrassen, "Chöre", abgestützt, um so das Wegschwemmen der Erdschicht zu verhüten.

So wenig die stillversonnene Innigkeit der Landschaft von sich reden macht, so hochgepriesen ist ihr Wein. Hier, wo jeder Einwohner der vielen gemütlichen Talnester Winzer ist oder doch sonst irgendwie vom Weinbau lebt, ist der Wein wirklich - viel ausgeprägter als am Rhein - des Moselaners Schicksal. Des ganzen Jahres Mühe und Arbeit, Sorge und Hoffnung hängt an den Trauben, die eine einzige frühe Frostnacht im Oktober wertlos machen kann, und die guten Jahrgänge, denen eine gnadenreiche Reihe später Sonnentage die letzte Süße gibt, sind selten genug. Der Weinstock, im Süden heimisch und vermutlich schon in vorchristlicher Zeit von griechischen Kolonisten aus der Gegend um Marseille an die Mosel gebracht, bedarf hier einer umständlichen Pflege seines Wachstums. Die steilsten Hänge, von deren Schrägen der mattglänzende Schiefer die Sonnenstrahlen auf die Pflanze zurückwirft, sind die besten Lagen und erfordern die schwerste Arbeit. Hunderte voll Stufen in glühender Hitze muß der Winzer die schweren Lasten an Dung, Mutterboden und zerkleinertem Schiefer auf dem Rücken heraufschleppen. Das Setzen, Schneiden, Pfählen, Binden in steter Wiederkehr und dann das Jäten des Unkrautes läßt keine Zeit zur Ruhe. Was fordert allein das Schwefeln und Spritzen mit Vitriol gegen die gefürchteten Schädlinge Reblaus, Sauerwurm, Peronospora und Schimmelpilz für Mühe.

Und alles muß mit den Händen getan werden, die auf den oft kaum zugänglichen schwindelnd hohen Terrassen durch keine Maschine ersetzt werden können. So hat die ganze Familie tagaus tagein vom frühen Morgen bis zur sinkenden Sonne dort oben unermüdlich zu schaffen. Nur während einer kurzen Pause ist es still in den "Wingerten". Das ist die Zeit der letzten Reife, wo die Zugänge versperrt sind und außer den Wächtern niemand hinein darf. Bis dann eines Morgens, oft wenn schon die Novembernebel das Tal verhüllen, die Glocken die hohe Zeit der Lese einläuten.

Nach Winzerfesten schaut man hier vergeblich aus. Die gibt es nur unten, wo der Fluß schon rheinischer wird und auch dann nur in besonders guten Jahren. Deshalb ist aber der Moselaner nicht etwa ungesellig zu nennen. Zunächst zwar wortkarg und spröde - die Frauen läßt die viele schwere Arbeit schnell verblühen -, kommt man bei einer Flasche bald mit ihnen zusammen und entdeckt den urwüchsigen, rauhen Humor des wettergebräunten stämmigen Menschenschlages. Dazu muß man in die Straußwirtschaften, die einfachen kleinen Trinkstuben in den Winzerhäusern, gehen, wo der Weinbauer sein eigenes Wachstum so billig ausschenkt, daß man die Flaschen nicht ängstlich zu zählen braucht.

Der Moselwein ist leichter als der vom Rhein und mit seinem ehrlich herben, stahligen Geschmack nach Erde und sonnendurchglühtem Schiefer auch bekömmlicher und unbelastender. Es gehört schon manche "Schwarze Katz" dazu, um zu einem Kater zu kommen.

"Ich hab getrunken manchen Wein
In manchem Land beim Wandern.
Der eine fuhr mir ins Gebein,
Im Kopf fühlt ich den andern.
Ins Herz doch ging mir keiner so
Und machte mich so frei und froh,
Losledig aller Bande,
Wie Wein vom Mosellande."

Über dieses allgemeine Lob von Jul. Wolff hinaus hat aber jede Lage ihre besondere Würzigkeit, ihren eigensten Duft der Blume. Obenan als unvergleichliche Krönung steht der "Bernkastler Doktor", an dem ein siecher Erzbischof zu neuem Leben genas, wie die Chronik getreu vermeldet. Der "Zeltinger Schloßberg", von wo sich bis Bernkastel der größte deutsche Weinberg ausdehnt, das "Erdener Treppchen", das "Piesporter Goldtröpfchen" und der Trierer "Augenscheiner" stehen ihm nicht nach, und wer in Uerzig vom "Würzgarten" über "Schwarzley" zum "Urglück" kam, fand wohl in Graach das "Himmelreich". So gehen die Namen in langer bilderreicher Reihe. Oft wunderlich genug, daß - wie in Cröv - der Winzer einen guten Tropfen mit der kerndeutschen ortsüblichen Bezeichnung "Nacktarsch" empfehlen kann.

Nicht hinwegzudenken wie der Wein ist aus dem sommerlichen Bilde der Mosel auch das lustige Wasservölkchen der Paddler, das mit seinen schnittigen bunten Booten die Ruhe des Flusses belebt, der von Trier bis zur Mündung - außer den paar Dampfbooten ohne größeren Verkehr - wie kein anderer zum ausruhsamen Hinabgleiten an den vielen Schönheiten vorbei geschaffen ist.

Um die große Schleife zwischen Cröv und Zeltingen bauen sich die Weinberge mit den vielen Stufen ihrer Felsterrassen wie zum feierlichen Rund der Muschel eines riesigen antiken Theaters auf, in dem sich das lautlose Schauspiel des Stromes und der breit an seinem Ufer gelagerten Siedlungen wie ein uraltes Epos abspielt. Ungestört durch die rechtsufrige Moselalbahn, die mit ihren paar Wägelchen an jedem Nest wichtiguerisch haltmacht. Nur im frühesten Frühjahr, wenn droben in den Vogesen über Nacht die Schneeschmelze beginnt, wird der Frieden der Szene zum wilden Getümmel des Hochwassers und Eisganges verwandelt.

Bernkastel ist das Rothenburg der Mosel, nur daß hier an Stelle der roten Ziegeldächer das Blau

des Schiefers tritt. Von den einstigen starken Wehrbauten des Städtchens ist am Ufer nur ein riesiger Zinnturm erhalten geblieben. Alles andere haben damals die Franzosen niedergerissen und zum Bau ihrer Festung Mont Royal verwandt. Aber um den aufsteigenden Marktplatz herum und in den engen winkligen Seitengassen hat sich mit prächtigen steilen Fachwerkfronten das Gesicht des 16. Jahrhunderts unverfälscht erhalten. Am Ufer gegenüber liegt **Cues**, wo das Nikolausspital das Andenken an seinen Stifter, den großen Kardinal und Astronomen Nikolaus Cusanus lebendig erhält. 1401 wurde dieser größte Gelehrte seiner Zeit, die ihn die "Zierde des ganzen deutschen Volkes" nennt, als Sohn eines Winzers und Moselschiffers geboren. 300 Jahre vor der Aufklärung hat er schon den Gedanken des Volksstaates als Rettung des Reiches vor dem Basler Konzil vertreten und durch seine Einsicht in die astronomischen Zusammenhänge die umstürzenden Lehren des Kopernikus und Galilei vorbereitet. 1464 ist er in Umbrien gestorben, aber sein Herz wurde auf seinen Wunsch in dem schönen sterngewölbten Raum der Spitalskapelle beigesetzt, vor den kostbaren Altarbildern des Kölner "Meisters des Marienlebens".

In **Neumagen** verließ einst die Römerstraße von Trier das Tal, um über die Hunsrückberge weiter nach Bingen zu führen. Schon zu dieser Zeit war der Ort ein Hauptplatz für den Weinhandel, wovon man anschaulich belehrt wird durch das jetzt im Trierer Museum aufgestellte "Römische Weinschiff". Eine trefflich erhaltene Bildhauerarbeit der vorkonstantinischen Zeit, die ein Drachenschiff darstellt, auf dem vier große Fuderfässer von einer Schar Ruderer begleitet werden. Die Gesichter sind so außerordentlich wirklichkeitsnah getroffen, daß über die Trinkfestigkeit und Weinseligkeit der Besatzung kein Zweifel bestehen kann. Das schöne Stück wurde mit dem größten Skulpturenfund provinzialrömischer Kunst auf deutschem Boden bei Nachforschungen nach der "erlauchten Feste" Konstantins des Großen hier ausgegraben. Wenn auch der Palast des Kaisers und die römischen Villen, deren Glanz Ausonius bewundernd besingt, längst zerfallen sind, Noviomagus, Neumagen ist erhalten geblieben, und das Städtchen hat es sich nicht nehmen lassen, dem Dichter der Mosella, dem ersten Verkünder deutscher Landschaft, ein Denkmal zu setzen.

Das Tal aufwärts mehren sich die Spuren der Römerzeit. In den Ortsnamen Quint und Detzem z. B. haben sich die lateinischen Benennungen rein erhalten: *ad quintum*, *decimum lapidem* (am 5., 10. Meilenstein von Trier aus), und nicht selten begegnet man hochgewachsenen Frauengestalten mit stolzem, südländisch geschnittenem Gesicht, denen man den Namen Agrippina oder Claudia beilegen möchte.

Nach all der Lieblichkeit des Tales, nach der Fülle ausgeruhter Landschaftsbilder, die hinter jeder überraschenden Biegung des Flusses erneut sich auftun, wartet hart an der Grenze des Reiches, wie die Erfüllung eines großen Versprechens, Deutschlands älteste Stadt: **Trier**. Wie groß auch die Erwartungen sein mögen, die man mitbringt, die Wirklichkeit dieser unvergleichlichen Stadt wird sie alle weit hinter sich lassen. Hier, wo das Tal zu einer breiten Bucht fruchtbareren Gartenlandes sich öffnet und die Stadt unter Weinbergen vor den sanft gleitenden rötlichen Hängen der Sandsteinhügel sich ausdehnt, ruft die besondere Farbigekeit und Leuchtkraft der Atmosphäre stark und beglückend den Eindruck südlicher Heiterkeit hervor, in der die Wucht und Größe der antiken Bauten nur noch eindringlicher wirkt.

Die Geschichte der Stadt geht bis auf den Anfang unserer Zeitrechnung zurück, als die Römer hier ihre Heerstraße von Lyon nach Köln auf der heute im Kern noch römischen Steinbrücke über die Mosel führten. Aus einem Brückenschutzort also hat sich die Moselstadt zum Mittelpunkt des gesamten Römerreiches nördlich der Alpen entwickelt. Das "Rom des Nordens" war mit 80 000 Einwohnern - eine Zahl, die erst heute wieder erreicht ist - die viertgrößte Stadt des Weltreiches. Fünf römische Kaiser, unter ihnen Konstantin der Große, haben hier seit dem 3. Jahrhundert Hof gehalten und jene Prachtbauten aufgeführt, deren unvergängliche Trümmer noch eine lebendige Vorstellung vom märchenhaften Glanz der antiken Luxusstadt bieten. Der Name Trier ist der abgeschliffene Rest der einstigen stolzen kaiserlichen Bezeichnung Augusta Trevirorum. Hergeleitet

von der Lage im Gau der Treverer, von denen Cäsar im Gallischen Krieg berichtet. Dieser keltische Stamm, der beide Seiten des Moseltales bis zum Rhein hinab besiedelte, war wegen seiner Pferdezucht ein ausgesprochenes Reitervolk, das nach seiner Unterwerfung im römischen Heer eine starke Waffe bildete. Das keltische Blut wurde bald mit römischem durchsetzt, und als dann im 5. Jahrhundert das Imperium unter dem Ansturm der Germanen zusammenbrach, richteten sich von Köln her vordringend ripuarische Franken in den Trümmern der Kaiserstadt ein. Wenn auch das Rassenbild der Bewohner hauptsächlich von ihnen bestimmt ist, so finden sich doch als Erinnerung an die keltisch-römische Welt - jene eigenartige nordisch-römische Mischkultur in der Provinz *Belgica secunda* -, häufig dunkeläugige und schwarzhaarige Gestalten. Fünfmal wurde Trier im 5. Jahrhundert von den Franken zerstört, und die Aschenschicht über den wieder freigelegten Resten der Römerbauten zeigt, wie die verhaßte Stadt verwüstet worden ist.

Kein Denkmal auf deutschem Boden zeigt drohender die Macht der römischen Cäsaren als die von zwei gewaltigen Rundtürmen flankierte Torburg der **Porta nigra**. Aus roh behauenen, schwarz verwitterten Blöcken aufeinandergetürmt, ohne Mörtel, nur durch eiserne Klammern verbunden, durch Halbsäulen und schwere Gesimse klar gegliedert, hat dieses Bollwerk nun fast schon zwei Jahrtausende überdauert und "wirft aus hundert Fenstern die Verachtung" (George). Wie ein Gebirge bedrängen den Aufwärtssteigenden die Mauern, groß genug, daß das Mittelalter in ihnen zwei Kirchen übereinander unterbringen konnte. Erst Napoleon, im Gefühl des Erben der Imperatoren, veranlaßte - unter Beibehaltung des romanischen Choranbaues - die Zurückführung auf den ursprünglichen Zustand.

Als ältester Römerbau aber, noch dem 1. Jahrhundert zugehörend, gilt das **Amphitheater**, jene gewaltige ellipsenförmige Anlage, deren Ringe 30 000 Zuschauern Raum boten. Die Abmessungen sind nur um wenig kleiner als beim Colosseum in Rom. Im riesigen Rund der Arena fanden die beliebten Tierhetzen statt, hier fochten die Gladiatoren gegeneinander, und hier mußten Tausende germanischer Gefangener und verfolgte Christen unter den Pranken afrikanischer Bestien zur Belustigung der grausamen Eroberer verbluten! Freundlicher ist der Eindruck drüben in den



Trier. Porta nigra (Stadtseite).

Kaiserthermen, wo turmhoch ragende Mauern mit den weiten Bögen der Fensteröffnungen dazwischen es leicht machen, sich den Luxus dieses riesigen Badepalastes aus der Zeit Konstantins vorzustellen. Größer als die Thermen Caracallas in Rom ist diese Anlage gewesen, deren Reste zu den gewaltigsten Ruinen der Römerzeit überhaupt gehören. Unter kühn gewölbten Kuppeln, umgeben vom erlesensten Schmuck an Malereien und Bildsäulen, hat hier der Römer seinen Körper gepflegt und in der säulenumhegten Palästra gestählt. Staunend wandert man in den kilometerlangen Stollen der Kanäle und Heizungsanlagen umher, die dazu nötig waren, die verwöhnten Südländer das rauhe nordische Klima vergessen zu lassen. Nicht genug mit diesem freilich nie ganz vollendeten Prachtbau, besaß Trier in den kaum weniger ausgedehnten Barbarathermen noch eine zweite Bäderanlage.

Mit den kaiserlichen Bauten der Residenz wetteiferten in der Umgebung die schöngelegenen Villen der römischen Adligen, die ihren Reichtum in Großgrundbesitz im Kolonialland anlegten. Die begüterten Treverer, die sich bald genug die Vorzüge der überlegenen römischen Kultur aneigneten, taten es ihnen gleich. So wurde eine Reihe dieser ländlichen Schlösser ausgegraben, die an Pracht der Ausstattung denen in Pompeji nicht nachgestanden haben, sie an Ausdehnung aber sogar weit übertrafen. Die Funde an szenenreichen Mosaikböden, Skulpturen und anderem Schmuck von **Otrang**, **Nennig** und **Welschbillig** - um nur die wichtigsten zu nennen - gehören ihrem Umfang und der Qualität nach zum Bedeutendsten, was das Landesmuseum in Trier an Schätzen aus der Römerzeit zu bieten hat.

In das Grün der Parke gebettet schlossen sich die Säulenhallen und Flügelbauten dieser Villen mit roten Ziegel- und blauen Schieferdächern abwechslungsreich um ein Schwimmbecken oder einen Blumengarten mit Wasserkünsten. Bildhauer und Maler hatten da überreiche Gelegenheit, ihre Kunst zu zeigen. Die nach Trier verbrachten Funde vom berühmten Hermenweiher aus Welschbillig könnten aus Campanien stammen und geben ein eindrucksvolles Bild vom Luxusbedürfnis und der hohen Wohnkultur im friedlichen Etappengebiet hinter der schwer befestigten Rheinfront. Die Besonderheit dieses hauptsächlich zum Rudersport hergerichteten Teiches ist sein kunstreich durchbrochenes steinernes Gitter, auf dem weit über 100 Hermen aufgestellt waren, die mit ihrem bunten Durcheinander von Germanen, Kelten, Römern, Negeren und Orientalen vom Völkergemisch im Koloniallande erzählen.

Daß auch die Grabmalkunst im Gebiet der Residenzstadt in hoher Blüte stand, ist begreiflich. Wie sehr es den Patriziern um den Nachruhm zu tun war, davon kündigt der riesige **Igeler Pfeiler**. Moselaufwärts, wo der Fluß die Saar aufnimmt, steht er mit seinen 23 Metern wie ein Kirchturm einsam genug zwischen den niedrigen Häusern. Die Familie des Trierer Tuchfabrikanten Secundinius hat sich das anspruchsvolle Monument mit den vielen Reliefdarstellungen im 3. Jahrhundert errichten lassen. "Hier stehen Eltern und Kinder gegeneinander, man schmaust im Familienkreise; aber damit der Beschauer auch wisse, woher die Wohlhabigkeit komme, ziehen beladene Saumrosse einher; Gewerbe und Handel wird auf mancherlei Weise vorgestellt" (Goethe).

Im Altbachtal, unweit der Kaiserthermen, ist eine ausgedehnte Kultstätte mit den Fundamenten von über 50 Tempeln freigelegt worden, in denen die lange Reihe der einheimischen gallo-germanischen und anderen nichtitalischen Gottheiten verehrt wurde. Der durch orientalische Soldaten eingeführte Mithraskult nahm einen breiten Raum ein, und beim Anblick der Bildwerke des felsgeborenen persischen Lichtgottes hier in deutschen Gauen wird man auf besondere Weise der völkerumspannenden Macht des Imperiums inne.

Das Landesmuseum ist die überfüllte Sammelstätte der zahllosen Funde, die sich täglich mehren. Wenn man sich müde gesehen hat an den ausgestellten Reichtümern an Plastik und Schmuck, an den vielfarbig schimmernden kostbaren Gläsern und den herrlichen brennendroten Gefäßen der Sigillata-Ware, dann bleiben wohl nur ein paar Eindrücke für die Dauer haften, die aber genügen,

das ganze berückende Bild dieser heiter strahlenden heidnischen Welt heraufzubeschwören: der in den Barbarathermen gefundene Amazonentorso aus schimmerndem Marmor, dessen blühender Leib mit der zärtlichen Fältelung des Gewandes das Vorbild des Phidias deutlich werden läßt, ein Jünglingstorso oder die erwartungsvolle Danae. Oder es braucht nur ein einziges Glied zu sein, wie der Arm jener tanzenden Mänade mit der Weintraube in der Hand, die den taumelnden Überschwang des bacchantischen Zuges verkündet.

Die großartige Wirkung der sogenannten **Basilika**, einem römischen Staatsgebäude der konstantinischen Zeit, beruht neben den imponierenden Ausmaßen vor allem auf der strengen Würde der "heilig nüchternen" turmhohen Ziegelmauern, die unter Verzicht auf jede schmückende Beigabe nur durch schmale bis zum Dach hinaufreichende Bogennischen gegliedert werden. Wenn der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wiederhergestellte und seit da als evangelische Kirche dienende Bau auch nur zur Hälfte noch antiker Herkunft ist, so zeigt gerade die getreue Ergänzung ein geschlossenes Bild jener Gesinnung ernster Größe, der sich seit Schinkel die deutsche Architektur erst heute wieder verpflichtet fühlt.

Im **Dom** zu Trier, der ältesten Kirche Deutschlands, zeigt sich symbolhaft die Geburt der christlichen Kirche aus dem Geist der Spätantike. Der Kern dieses gewaltigsten Denkmals aus dem Anfang des Christentums auf deutschem Boden ist der hier vermutete Palast der Kaiserin Helena, jedenfalls aber eine römische Prachthalle des 4. Jahrhunderts. Was auch spätere Zeiten nach der Zerstörung durch die Franken im 5. Jahrhundert und nach dem Normannenüberfall im 9. Jahrhundert bis an die Gegenwart heran hinzugefügt haben - die Größe römischer Baugesinnung ist als weiterwirkende Kraft anvertrauten Erbes herrschend geblieben. So daß die mächtige Front mit der trotzig vorgestoßenen Apsis zwischen den beiden runden Treppentürmen unter den würfelförmigen Klötzen der Glockentürme als karg geschmücktes Ganzes von der gleichen drohend bedrängenden Wirkung eines Gebirges ist wie die Porta selbst. Von keiner Stelle aus hat man einen völligen Überblick, aber überall das Gefühl gebändigter ungeheurer Kraft, die imstande sein könnte, den beengenden Gürtel der darumgelagerten Altstadt zu zersprengen. Der schwerwuchtende Baukörper umschließt einen Raum von hallender Weite und einfachster klarer Gliederung. Um vier massige Mittelpfeiler, die im Kern noch die römischen Säulen enthalten, ordnet sich die dreischiffige Anlage mit den schweren Gewölben, deren Spannweite im Mittelalter nicht wieder erreicht worden ist. Angelehnt an die schmucklosen Seiten der Pfeiler kommt die erlesene Kunst der prunkvollen Grabmäler der Bischöfe aus der Renaissance und Barockzeit nur zu eindrucksvollerer Wirkung. Ein großer Teil der Ausstattung ist 1794 den französischen Revolutionsheeren zum Opfer gefallen. Wer damals flüchten konnte, verließ die Stadt; die Plünderer aber versteigerten die Beute im Dom, oder sie wurde als "Staatsbesitz" nach Metz geschafft. Rechtzeitig genug hatte man jedoch noch den Domschatz mit dem Hl. Rock nach Ehrenbreitstein in Sicherheit bringen können. Wenn das graue Gewand Christi, die kostbarste Reliquie des Erzbistums, im hohen Chor feierlich ausgestellt wird und das Millionenheer der Pilgerzüge ehrfürchtig an ihm vorüberzieht - heute noch so wie damals, als Joseph von Görres mit großer Anschaulichkeit davon berichtete -, dann erlebt man eindringlich, warum die Stadt das "heilige Trier" heißt, die außerdem draußen in der gewaltigen romanischen Basilika von St. Matthias - über der Versamlungsstätte der ersten christlichen Gemeinde - das Grab des einzigen nördlich der Alpen bestatteten Apostels birgt.

Eng an den Dom gelehnt und durch den gemeinsamen um einen lichten, bunt überblühten Friedhof geführten gotischen Kreuzgang untrennbar mit ihm verbunden zeigt die bedeutend kleinere **Liebfrauenkirche** doch dieselbe Größe der Baugesinnung. Ihre Schauseite mit dem reichen figurengeschmückten Portal und der riesigen Kreuzigungsgruppe vor dem turmhohen Giebel darüber ist die Übersetzung der abweisend schroffen Domfront aus der Romanik in die gefälligere freundlichere Sprache der frühen Gotik. Wenn auch der von vielen farbigen Fenstern durchsonnte Innenraum mit seinem Wald von Pfeilern zunächst verwirrend wirkt, so wird man bald der schönen Harmonie des um vier Mittelpfeiler entwickelten vierteiligen Zentralbaues inne, wo das

Baumeisterliche auf solcher Höhe der Gestaltung steht, daß neben ihm alle schmückende Zutat der Ausstattung bescheiden zurücktritt.

Die vornehme Abgeschlossenheit des stillen Bezirkes um Dom und Liebfrauen mit den Kurien, deren Gärten Blütenzweige über die Mauern hängen lassen, öffnet sich durch eine kurze Straße zur geräuschvollen Lebendigkeit des **Marktplatzes**, wo zwischen den Ständen mit Blumen und Früchten auf einer römischen Säule das Marktkreuz aus dem 10. Jahrhundert aufgerichtet steht und die Renaissance als festlichen Schmuck den schönen Petersbrunnen hinzufügte. Nach Süden und Westen wird der Platz gerahmt von den dichtgedrängten schmalen Giebelfronten mittelalterlicher Bürgerhäuser, die mit vielen Fenstern auf das heitere Treiben schauend, in der Höhe miteinander wetteifern und doch den Preis dem mächtigen Turm von St. Gangolf lassen müssen, der sie alle wie ein treuer Wächter überschaut. Auch sonst mischt sich das Mittelalter noch mit ganzen Straßenzügen in das Stadtbild. Am eindrucksvollsten im Weberbach und der zur Mosel führenden Krahenstraße mit dem alten mächtigen Krahn am Ufer. Freilich ist dort heute die Wohlhabenheit nicht mehr zu Hause, der die oft recht stattlichen Bauten ihre Entstehung verdanken. Aber spitzwegisch geht es dort zu, wo sich sommers das Leben mit unzähligen lärmenden Kindern und schwatzenden Frauen auf die Straße drängt. Um die schlichte Franziskanerkirche aus dem 14. Jahrhundert haben die Jesuiten während der Barockzeit mit dem Gymnasium und der Stadtbibliothek eine stille Insel der Gelehrsamkeit geschaffen. Die berühmte Bibliothek hütet kostbarste Schätze karolingischer und ottonischer Handschriften, und in der Kirche dabei liegt Friedrich von Spee bestattet, der Sänger der "Trutznachtigall" und unerschrockene Vorkämpfer gegen den Wahnsinn der Hexenverfolgungen. Drei Jahrhunderte später leuchtete der Ruhm der Tapferkeit noch einmal über dem Namen seines Geschlechtes, als **der große Admiral mit seinen beiden Söhnen in der Schlacht bei den Falkland-Inseln den Heldentod fand.**

Aber die festlichste Seite der vielfältig bezaubernden Stadt zeigt sich im jubelnden Überschwang der kurfürstlichen Bauschöpfungen aus dem Rokoko. Überall ist es ja irgendwie beigemischt in Anbauten, Kapellen oder doch wenigstens in prunkenden Ausstattungsstücken. Rein und nach seinem Vermögen monumental stellt es sich jedoch erst im Residenzschloß dar, das mit seinem breitgelagerten Hauptbau auf einen weiten Platz schaut, den man sich im ursprünglichen Zustande als gepflegten Park mit springenden Wassern zu denken hat. Die Pracht der Portale und Ballone, die üppige Bildhauerkunst im Giebelfeld darüber ist nur ein Vorklang für das verschwenderische Treppenhaus im Innern mit dem schäumenden Strudel der Ornamente an den Geländern. Aber hinter den Türen zum Saal enttäuscht ein Anblick trostloser Verlassenheit die Erwartungen. Denn wo einst die Kunst der Maler, Stukkateure und Tischler ihr Bestes gegeben hatte und hohe Pfeilerspiegel den Glanz der rauschenden Feste vervielfachten, da starren seit den Tagen der französischen Revolution nackte Wände und berichten von der schweren Zeit, die damals für die Stadt hereinbrach.

Den Raubkriegen Ludwigs XIV. war 1673 in Trier außer der Abtei St. Maximin auch St. Paulin zum Opfer gefallen. Doch ist gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts unter dem Kurfürsten Frz. Gg. von Schönborn St. Paulin als ein Meisterwerk Balthasar Neumanns um so herrlicher wieder erstanden. Schmal und schlank, kühl und vornehm hält der gestreckte einschiffige Bau mit dem aus der Westfront steil herauswachsenden einzigen Turm die auf ihn zustrebende Stadt in geziemendem Abstände. Sehr gepflegt, sehr adlig und rassig sind die einzelnen Bauformen von jener überlegenen Anspruchslosigkeit und Gelassenheit, hinter der sich der Überreichtum der stürmenden Formenwelt des Innern geschickt verbirgt. Denn einen Schritt nur braucht es, um in eine Welt reinsten Beglückung entrückt zu sein, wo über der strahlenden Helligkeit aus vielen wandhohen Fenstern das farbige Wogen der Decke schwebt. Am Chor, wo die weißen Pilaster sich immer enger zusammendrängen über Stufen und hinter vergoldeten Gittern, zieht das schimmernde Heiligtum Blick und Schritte zu sich. Dieser Hochaltar, der zwischen marmornen Säulen verehrende Heilige um das Bild der entschwebenden Immaculata stellt, ist mit seiner Bekrönung ein Äußerstes, nicht

mehr Überbietbares. An ihm tastet der Blick sich zur Decke hinauf, wo Putten sich tummeln und den aufgetanen Himmeln entgegenjubeln, wo in unbegrenzten Weiten über Wolkenbergen in den strudelnden Farben der Morgenröte mit den Scharen der Seligen das Überirdische schaubar wird.

Neben ihrem unvergleichlichen Rang als Kunststadt liegt die Bedeutung Triers für die Gegenwart vor allem darin, daß sie der Welthandelsplatz für die Weine der Mosel, Saar und Ruwer ist, die von hier aus als köstlichste Gaben des Gaues in alle Länder der Erde gehen. Die Gewölbe der riesigen Kellereien sind die Stadt noch einmal in der Unterwelt. 30 000 Fuder, das bedeutet 30 Millionen Liter Wein können hier gelagert werden, und über solchen Reichtum ist das deutsche Weinmuseum an der rechten Stelle, das einen anschaulichen Überblick über diesen wichtigsten Wirtschaftszweig des Mosellandes gibt. Außerdem hat man besonders in den letzten Jahren auch den Anbau von Obst so gefördert, daß der Trierer Bezirk zu unserem ergiebigsten Obstgarten geworden ist.

Überschaut man drüben vom anderen Ufer die vor den rötlichen Hügeln sich dehnende Stadt mit den steinernen Zeugen zweier Jahrtausende machtvoller Geschichte, so begreift man, daß dieses goldene Tor nach Deutschland seit je dem Ansturm westlicher Eroberungslust ausgesetzt war und weiß den Kurfürsten Dank für ihre unerschütterliche Heimattreue, mit der sie das Grenzland verteidigten und dem heiligen Trier um 1700 jenen Ehrennamen eintrugen, in dem sich zugleich das Schicksal dieses blühenden Gaues verkündet: "*pilier de l'Allemagne*" - Eckpfeiler des Deutschen Reiches.



Süddeutschland - Eberhard Lutze

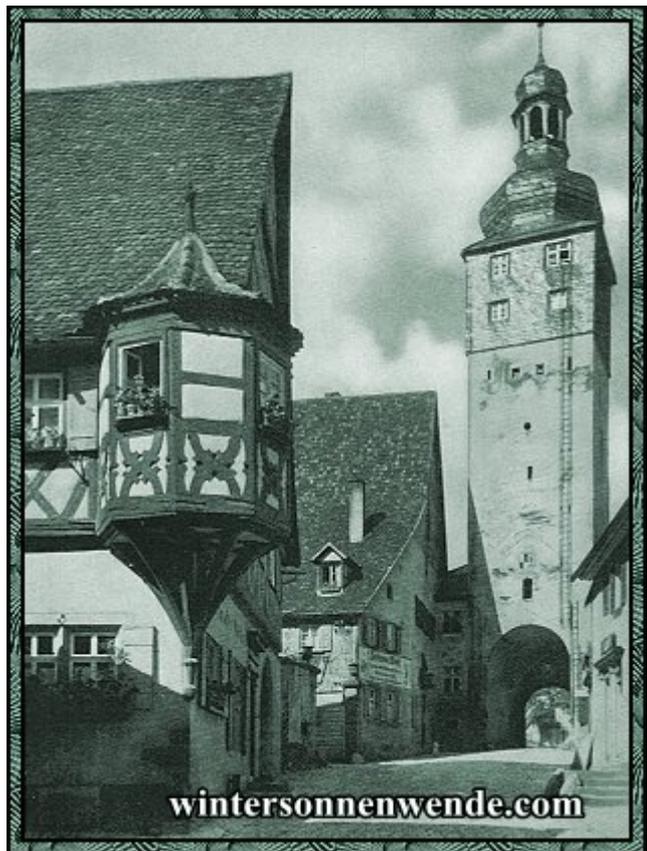
Süddeutschland ist das Land der buntschillernden Mannigfaltigkeit unserer deutschen Heimat. Dem Süddeutschlandfahrer bleiben, wenn er aus der ebenen Weite des Nordens und Ostens oder aus dem einheitlichen Gebiet der Fluß- und Waldgebirgslandschaften des mitteldeutschen Raumes den Süden unseres Vaterlandes bereist, die auf beschränktem Raum rasch wechselnden Bilder von Landschaft und Mensch in der Erinnerung haften. Die dunkel-ernsten Nadelwälder von Schwarzwald, Fichtelgebirge und Bayerischem Wald, die weiten Laub- und Mischwälder des Spessarts und Odenwaldes, der Grabenbruch des Oberrheins, die weiten Täler von Main und Donau zeichnen ebenso das Bild der süddeutschen Landschaft wie die erhaben thronende Welt der Alpen, die welligen Höhen und Täler des Schwäbisch-Fränkischen Stufenlandes, die tellerflache Hochebene des bayerischen Alpenlandes und die gesegneten Gefilde des Bodensees. Neben reichen Kulturlandschaften und Industriegebieten, reizvollen alten und häufig zugleich pulsenden neuzeitlichen Städten und großen schmucken Dörfern begegnet verträumte Wald- und Flußeinsamkeit, versinkt die von Menschen zivilisierte Welt vor der schneebedeckten Majestät des Hochgebirges, wo "der Mensch nur ein geduldeter Gast" bleibt. Es fehlt der geschlossene Charakter; charakteristisch ist gerade die Uneinheitlichkeit.

Landschaft und Geschichte haben dafür gesorgt, daß auch das Volk mannigfaltig ist nach Rasse, Stamm, Konfession, Mundart und Brauchtum. Der lebenslustig-derbe Altbayer steht neben dem bedächtig klugen Alemannen, der weltaufgeschlossene redselige Pfälzer neben dem pflichtstrengen, rechtschaffenen Ostfranken. Es ist nicht so, wie es vom Blickpunkt des Norddeutschen immer hingestellt wird, daß der Süddeutsche durchweg leichtlebig, lebensfroh, unbeschwert und oberflächlich sei: das geht gerade dem in Süddeutschland lebenden Deutschen anderen Stammes auf. Und doch ist die Sehnsucht und geheime Liebe des Norddeutschen für die Landschaft und das Volkstum südlich des Mains durchaus berechtigt, jene Liebe, die allzuoft einseitig bleibt und der gestaltenreichen und wechselvollen Lebendigkeit, Gemütsiefe, Fröhlichkeit und Urwüchsigkeit nachhängt. Ihn lockt das sich häufig Widersprechende, jene Wesenszüge des deutschen Menschen,

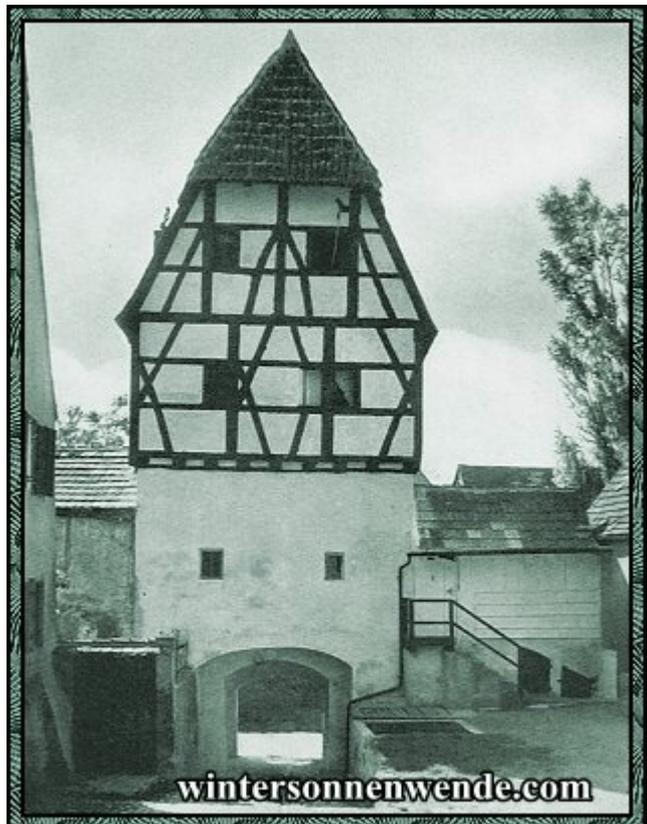
die dem gemesseneren und im allgemeinen geschlosseneren norddeutschen Typus fehlen.

So verschieden das Land im ganzen ist, so gibt es doch Gegenden des Südens, in denen man sich in sandige Kiefernwälder der Mark, liebliche Höhen Thüringens, rauschende Laubwälder Holsteins, nebelige Heideverlassenheit Lüneburgs versetzt glaubt, wenn nicht eben doch plötzlich eine aufklingende Mundart, der kühn aufsteigende Fachwerkgiebel eines Hopfenhauses, ein tief eingeschnittenes Tal mit gewachsenem Fels, irgendetwas für den Norddeutschen gänzlich Unerwartetes und Beglückendes begegnete. Hinzukommt der verwickelte rassische und volksstammliche Aufbau des Landes, das in unzählige Gauen zerfällt. Südlich der Mainlinie beginnt eine kompliziertere Zusammensetzung des rassischen Aufbaues. Immer noch beherrscht die nordische Rasse den Menschentypus; indessen ist sie mehr als im Norden überdeckt, manchmal verdrängt. Im Westen hat die westische, im Osten die ostische und vor allem im Alpengebiet die im übrigen Deutschland gänzlich fehlende

dinarische Rasse an der Erscheinung und Art der Stämme teil. Einflüsse der Slawen, der Franzosen, ja Reste römischer Kolonialbevölkerung haben an dem Werden des süddeutschen Volkstums mitgearbeitet, das, bald zu höchster persönlicher Eigenart und Leistungskraft sich steigernd, uns mit begnadeten Gaben völkischer Kultur beschenkt hat, bald in der Summe der vielen Anteile und Charakterzüge abgestumpft und abgeschwächt, in kultureller Bedürfnislosigkeit dahinlebt. Der bunten Fülle der süddeutschen Erscheinungen, die so gar nichts vom Typus, so alles vom Individuell-Einmaligen her empfängt, stehen nun allerdings doch auch einheitliche Züge gegenüber. Als ältestes staatsbildendes Gebiet ist es ein Land alter deutscher Geschichte und Kunst, das sowohl in bedeutenden Städten wie traulichen kleinen Zentren seine Brennpunkte findet. Die volkreichsten deutschen Großstädte, durch Eisenbahn, Technik, Politik, Industrie zu dem geworden, was sie heute sind, liegen außerhalb des Südens. Dafür gibt es hier eine Unsumme von Städten, bis hinab zur anderswo undenkbaren Zwergstadt, reich an ehrwürdigen Kirchen und Klöstern, Schlössern und Bürgerhäusern mit Werken höchsten deutschen Kunstfleißes: "eine günstige Kehrseite der politischen Zersplitterung", in der auch die große Zahl der Universitäten ihre geschichtliche Begründung findet. Der Bürger der süddeutschen Städte lebt seiner geschichtlichen und



Uffenheim.

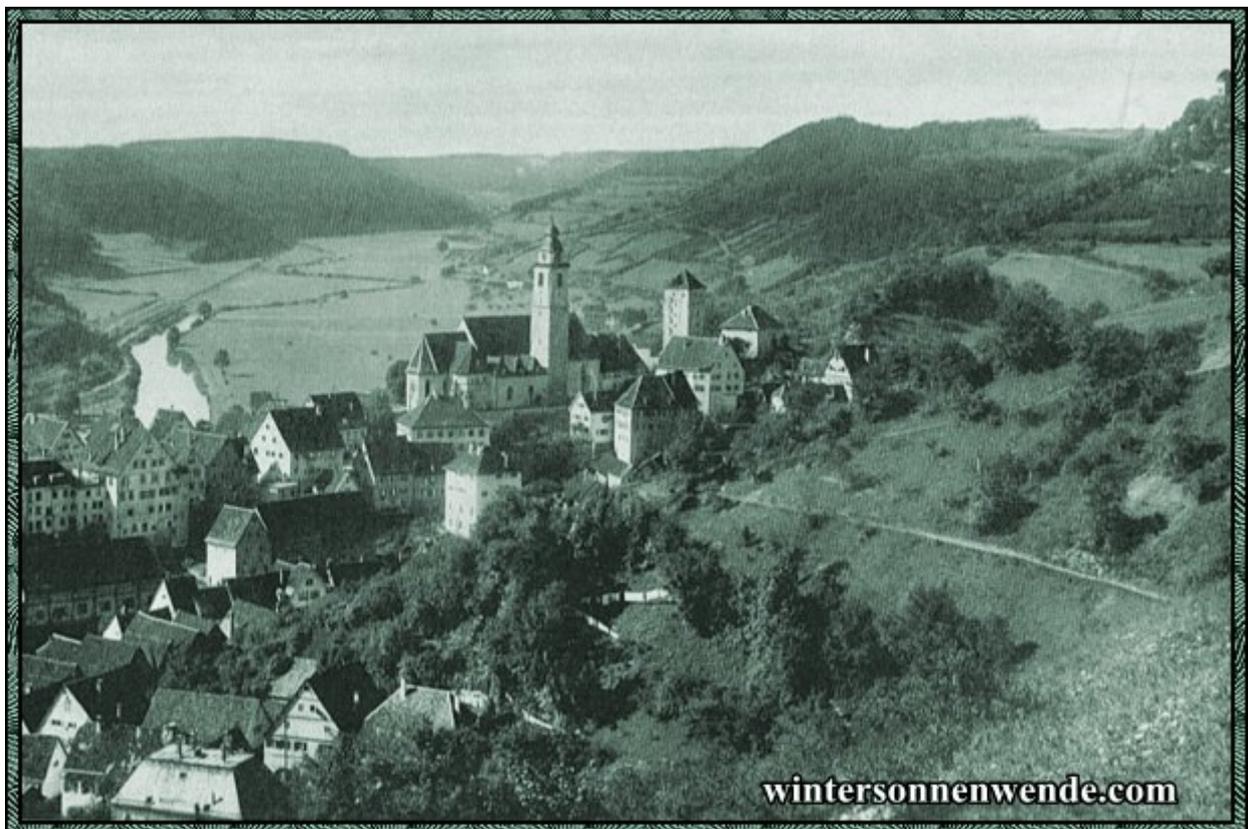


Donauwörth. Ein Stadttor.

kunstgeschichtlichen Vergangenheit näher als der Siedler auf Kolonialboden, wo häufig zu dem späten Lebensraum noch verheerende Stadtbrände eine geschichtliche Einöde schufen. Möglich, daß die anheimelnde und trotz der Erstreckung über Jahrhunderte so stilvolle Gemeinde der Bürgerhäuser, daß das sichtbare Erbe der Väter bis auf viele Formen der Geselligkeit, die heute noch lebendig sind, nachgewirkt hat. Man denke nur an die Vertrautheit der Stände untereinander, die Alt und Jung, Hoch und Niedrig verbindende Mundart oder die gegen alle aufgedrängte steife Form aufsässige, manchmal biedermeierliche Gemütlichkeit. Auf jeden Fall schließen die staatliche und städtische Entwicklung, die vielerorts innerlich verwandt oder parallel miteinander verlaufen ist, die stammesartigen Sondererscheinungen - denen später im einzelnen nachgegangen wird - zu einer unverkennbaren kultivierten Einheit zusammen, eben der süddeutschen.



Kann man kulturell Süddeutschland unter vielerlei Gesichtspunkten als geschlossene Landschaft mit vielen Ausdrucksmöglichkeiten begreifen, so ist es in seiner natürlichen Beschaffenheit ein Sammelraum. Wenn die Staatskunst in hohem Maße in Niederdeutschland, die Musik am schönsten im Herzen Deutschlands ihre Heimat hat, so hat nirgends ergriffener und beschwingter, vielseitiger und geprägter das Landschaftsgefühl im süddeutschen Raum in wortgewaltiger Dichtung, farbglühender Palette und liebevoll nachfahrendem Stift künstlerische Gestalt gefunden. In Goethes Jugendstil "fand die Bewegtheit der süddeutschen Landschaft stürmischen Ausdruck", Schiller erfaßte sie begrifflich "und machte sie zum Gegenstande empfindsamer Betrachtung", Jean Pauls zarte Landschaftsgespinnste, Mörikes beseelte Naturliebe bis hin zu Stifterschem Waldesweben und Thomas wolkenweißer Fluß- und Bergwelt - sie alle lieben und dichten vor der Vielfalt dieser ewig reichen Gauen. Der Regensburger Albrecht Altdorfer schenkte der deutschen Kunst die erste Darstellung einer süddeutschen Waldlandschaft um ihrer selbst willen, gleichzeitig, als in Matthias Grünewalds magisch überleuchteten Landschaftsgründen Himmel und Erde einander begegneten, als Dürer das fränkische Land in herber Klarheit formwürdig fand. Ausdruck und Form dieser Meister sind Erfüllung und Reife. Längst schon waren, Jahrhunderte vor ihnen, Meister und Sänger



Horb (Neckar).

voll gleicher Liebe durch die süddeutschen Gaue geritten und hatten um die künstlerische Gestalt ihres Naturgefühls gerungen.

Dieses Landschaftsgefühl macht vor den staatlichen Grenzen nicht halt. Es ist lebendig in Österreich ebenso wie im Elsaß, in der deutschen Schweiz wie in Gebieten der Tschechoslowakei. Das muß gesagt werden, weil die Reichsgrenzen an kaum einer Stelle den natürlichen Landschaften folgen, und weil noch weniger die Grenzen des süddeutschen Kulturraumes mit der Ausdehnung des Reiches übereinstimmen.

Angesichts des Auseinanderfallens der Grenzen von natürlichen Landschaften und politischen Einheiten, worunter nicht nur die außenpolitischen, sondern genau so die Grenzen der innerdeutschen Länder zu verstehen sind, hat man im allgemeinen die Nordgrenze unseres Gebietes in genauer Anpassung an die natürliche Landschaftsgliederung angenommen. Sie folgt der Südgrenze der "mitteldeutschen Schwelle", beginnend am Südhang von Hunsrück und Taunus, des Vogelsbergs und der Rhön, um unter Ausschluß des thüringischen Vorlandes der Wasserscheide von Werra und Main zu folgen, südlich am Frankenwald entlangzustreichen und das Fichtelgebirge mit einzubegreifen. Von dort südlich begleiten wir die Reichsgrenze, die für das übrige an das Ausland stoßende Gebiet verbindlich bleibt. Geht man auf dem Atlas dem Wege nach, so erkennt man den überwiegenden Mittelgebirgscharakter, der nur in den Flußtälern auf tiefere Lagen übergreift und im Süden von der Barre der hochgebirgigen Algäuer und Bayerischen Alpen abgeriegelt wird, deren verblauende Gipfel weithin nach Norden in die Schwäbisch-Bayerische Hochebene hineingrüßen. Mit den wildzerklüfteten, vielgratigen und tälereichen Alpen und dem Senkungsfeld des Vorlandes, dessen von Seen und Mooren durchsetzte Landschaft durch Aufschüttungen und Gletscherablagerungen des Gebirges aufgefüllt ist, sind bereits zwei morphologische Einheiten Süddeutschlands genannt. Als dritte ist das in nordwestlicher Richtung streichende, der Umwallung des Böhmisches Beckens zuzurechnende Ostbayerische Gebirge - Bayerischer und Oberpfälzer Wald, Fichtelgebirge - zu nennen. Das übrige Gebiet ist in seiner Erscheinungsform weniger einfach zu fassen. Der Oberrhein legt sich als Hauptachse durch dieses Stufenland, weswegen man von einem oberrheinischen System spricht. Es zerlegt sich in einzelne Schichtstufen je nach der Beschaffenheit der Gesteine, und greift vom westpfälzisch-lothringischen bis zum schwäbisch-fränkischen Stufenland. Außer den rheinischen Randgebirgen sondert sich nur das Hebungsbereich des Nordpfälzischen Berglandes und das Schollengebiet der Oberpfälzer Senke von der Landform des Stufenlandes ab.

Das Stufengebiet des oberrheinischen Systems verzahnt sich auf vielfältige Weise mit dem Gebiet der jungen Donau. Der in Süd-Nordrichtung der Nordsee zuströmende Rhein und die rechtwinklig nach Osten dem Schwarzen Meer entgegenziehende Donau bestimmen die Wasserscheide Süddeutschlands. Dabei streben die beiden Flußsysteme erdgeschichtlich betrachtet keineswegs auseinander, sondern sind gegenseitig kämpferisch und räuberisch in ihre Bezirke eingebrochen (R. Gradmann) und stehen noch heute miteinander in Beziehung. Der Wanderer merkt an den meisten Stellen gar nicht den Übergang. Uralt ist das Bestreben, die aus dem nachbarlichen Verhältnis sich für den Wasserverkehr ergebenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, von dem genialen Plan des "Grabens" Karls des Großen bis hin zu dem neuzeitlichen Großschiffahrts-Projekt des Rhein-Main-Donau-Kanals.

Bei der unglaublich rasch wechselnden Landschaft, dem Nebeneinander der bedeutendsten Berge ganz Deutschlands und durchsonnter Flußtäler kann es nicht verwundern, wenn Süddeutschland auch **klimatisch** ein Land der Gegensätze ist. Es umschließt mit der Zugspitze und der Oberrheinischen Tiefebene des Kaiserstuhlgebietes die extremsten in Deutschland gemessenen Wärmeschwankungen. Es hat im Südwesten Striche mit einer mittleren Jahrestemperatur von 9 und 10 Grad, die nirgendwo sonst in Deutschland erreicht werden; die beträchtlichsten süddeutschen Ländereien von 7 bis 8 Grad Jahresmittel entsprechen typisch norddeutschen Landschaften,

während die rauhen Hochflächen etwa der Alb mit 5 bis 7 Grad "nur mit Ostpreußen zu vergleichen" sind. Das Gefühl des Süddeutschlandfahrers allerdings wird anders empfunden als die durch Beobachtungen belegten Zahlenbeweise. Es hält infolge der verstärkten Sonnenstrahlung den Süden für wärmer, und dies Gefühl erfährt durch den hier vorzeitiger erfolgenden Frühlingseinzug von der Natur seine Bestätigung. Nichtsdestoweniger kann der Sommerurlauber, der nun im Süden den stetigen blauen Himmel sucht, böse Enttäuschungen erleben. Fällt doch in den Gebirgen die niederschlagsreichste Zeit neben dem Monat Dezember auf - Juli! Während im Sommer häufig Dunst die Aussicht behindert, wird schon im September die Luft klar und durchsichtig und schenkt uns die aus den Alpen und ihrem Vorland traumhaft in der Erinnerung bleibenden märchenhaften Fernblicke. Aber auch die anderen Gebirge durchbrechen im Unterschied zu den mitteldeutschen Bergketten die Wolken, und südlich klarer Himmel und lachende Sonne lohnen dem Wanderer den Gipfelaufstieg.

Auf das Ganze gesehen stoßen also die Gegensätze von Feuchtigkeitsverteilung und jährlichem Wärmegang hart aneinander, so daß mit R. Gradmann von einem schachbrettförmigen Wechsel ozeanischen und kontinentalen Klimas gesprochen werden darf.

Nicht immer in der mit Jahrtausenden rechnenden Geschichte unserer Erde ist das so gewesen. Die Eiszeit, die einer sehr warmen Zeit folgte, hat nicht nur auf alle Lebewesen verheerend eingewirkt, sondern auch den immergrünen Pflanzenwuchs zunichte gemacht und nur im Bergland, in halbkartischem Klima, Einöden von Steppen und dürftigem Nadelwald übriggelassen. Die in die sogenannte Litorinazeit (um 5000 bis 2500 v. Chr.) fallende Klimaaufbesserung hat die Gletscher-, Schnee- und Eisgrenze wieder zurückgeschoben, ließ den Boden sich mit den aus Laub- und Nadelbäumen in wirrem, feuchtdunklem Dickicht zusammengewachsenen riesigen Urwäldern bedecken. Dazwischen schoben sich waldfreie Steppenheiden- und Wiesengebiete: die gegebenen Siedelräume der urchen Rassen. Die Bedeutung dieser auf wasserdurchlässigem Boden in die unwegsamen Wald- und Gebirgseinöden eingestreuten Siedlungsgebiete erhellt daraus, daß eine neue "Kältewelle" in der späten Bronzezeit (um 800 bis 500 v. Chr.) den Anlaß gab für die massenweise aus dem Norden in den Süden einsetzende Abwanderung von Germanen in der anschließenden Eisenzeit. Die ungeheuren Ströme der Völkerwanderung waren aus klimatischen Gründen wegen Raumangel in Bewegung gekommen. Planmäßige Rodungen, die dem Wald mit Axt und Pflug zu Leibe gingen, sind erst aus dem achten und neunten nachchristlichen Jahrhundert bekannt. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, den seit dem fünften Jahrhundert zum Stillstand gekommenen Völkermassen den nötigen Lebensraum "einzuräumen". Die stetige mittelalterliche Neusiedlung hat indessen an dem Charakter Deutschlands als Waldland nicht viel ändern können, und Süddeutschland rechnet noch heute mit einem über dem Reichsdurchschnitt liegenden fast ein Drittel des Bodens bedeckenden Waldgebiet zu den stärksten bewaldeten europäischen Ländern.



Wie verteilt sich nun die aus Funden und Ausgrabungen gewonnene Vorstellung von der **deutschen Urgeschichte** auf Süddeutschland? Wie ist die Besiedlung verlaufen? Welches sind ihre stammlichen Hintergründe? Es wird gut sein, diese Voraussetzungen im Zusammenhang noch kurz zu betrachten, ehe, das Bild der Gegenwart zum Ausgang nehmend, von der Einzellandschaft die Rede sein, ehe von der Gesamtschau der Blick auf die Fülle der Erscheinungen gelenkt werden soll.

Der Unterkiefer eines ältesten mitteleuropäischen Urmenschen überhaupt wurde in dem Dorfe Mauer unweit von Heidelberg gefunden. Er ist noch tierähnlicher als die bekanntere Neandertalrasse und weist in die älteste Steinzeit. Die in Deutschland während dieser Epoche sehr ungleichmäßige Besiedlung folgte dem zurückweichenden Eise, ist demnach in Süd-, Mittel- und Westdeutschland besonders ausgiebig zu belegen. Weitberühmte Fundorte aus allen Stufen der Steinzeit sind Achenheim im Elsaß, Munzingen in Baden, Schussenried und Sirgenstein in

Württemberg und die Ofnethöhle bei Nördlingen im Ries. In der letztgenannten hat man zwei Nester mit Schädeln in roter Erde gefunden, die mit Schmuckbeigaben versehen, ohne Körper dort beigesetzt worden waren. Setzen sich die übrigen Funde der älteren Steinzeit vorwiegend aus Feuersteingerät zusammen, so ist Süddeutschland an der Kunst der Eiszeit (etwa 30 000 bis 10 000 v. Chr.) durch mehrere bekanntgewordene Stationen beteiligt. Es handelt sich um Höhlenmalerei, ornamentale und figürliche Knochen- und Steingravierung.

Die in der jüngeren Steinzeit errungenen Kulturfortschritte der mit Ackerbau und Viehzucht verbundenen Sesshaftwerdung hat hauptsächlich in Keramikfunden Belege hinterlassen. In Süddeutschland sind Denkmäler verschiedener Kulturkreise anzutreffen. In der Umgebung von Worms sind in fettem Lößboden Wohngruben gefunden worden: Siedlungen eines friedliebenden Bauernvolkes, deren Kultur nach dem Ornament der ausgegrabenen Gefäße als Bandkeramik bezeichnet wird. Ihr Kerngebiet sind die Donauländer, doch greift ihre Verbreitung nach allen Richtungen. Deutlich setzt sich hiervon die Michelsberger (Michelsberg bei Bruchsal, Goldberg bei Nördlingen) und die Pfahlbaukultur (Bodensee; Federseemoor bei Schussenried) ab, die zu einem westeuropäischen Kulturkreis gehörig, ausgesprochen kriegerischen Charakter tragen. Waffen (Streitäxte, Dolche, Pfeilspitzen) und Gerät (Pflugschar in Schuhleistenform) finden sich in großer Zahl. Man vermutet, daß Mischungen der Träger dieser Kulturen zur Entstehung der Germanen und der Kelten geführt haben. Vermutlich bewohnten die letzteren - oder Vorformen zu ihnen - bereits während der Bronzezeit (in Süddeutschland: um 1600 bis 1100 v. Chr.) den süddeutschen Raum. Jedenfalls scheiden sich die zahlreich gefundenen Waffen, Gewandnadeln und übrigen Zierstücke deutlich von nord- und ostdeutschen Funden. Im ganzen tritt Süddeutschland hinter den anderen Kulturen zurück. Nur die Keramik kann es mit den nördlicheren Kulturen aufnehmen. Die Toten sind in Hügeln unverbrannt beigesetzt.

Die jüngere Bronzezeit (etwa seit 1000 v. Chr.), überreich an herrlich-edlen getriebenen und gegossenen Bronzegefäßen, schnittig geschliffenen Waffen und erlesenem Goldschmuck, beschränkt sich auf das germanische Kerngebiet. Allein, insbesondere das Gold wurde im Tausch gegen das "Gold des Nordens", den Bernstein, auf klug ausgebauten Handelsstraßen aus den mitteleuropäischen Räumen der Hallstattkultur eingeführt. Zwei wichtige Straßen führen beiderseits des Oberrheins entlang, deren eine bei Mainz nach Osten abbiegt, um sich dann in einen Weg in das Brandenburgische und einen nach Nordwestdeutschland zu gabeln. Zwei weitere Süddeutschland durchziehende Verbindungsstraßen zweigen bei Regensburg und Linz von der Donau ab, streben zur Elbe und führen bis in die norddeutsche Ebene. Obgleich noch nicht klar geworden ist, wer die Träger der Hallstattkultur waren, deren Vermittlung dem Norden zu der überlegenen Kulturhöhe des "goldenen Zeitalters" verhalf, so ist der Grund zu ihrem Ende (um 550) genauer zu vermuten. Die kriegerischen Züge der Kelten dürften die Verbindung zwischen Norden und Süden gesprengt und sich wie ein trennender Riegel zwischengeschaltet haben.

Die gewaltige Völkerunruhe während der jüngeren Bronzezeit (in Süddeutschland Hallstattzeit, so genannt nach einem Gräberfeld am Salzberg in Oberösterreich), wo die Bewegung germanischer Stämme Gegenwehr und Befestigung der Angegriffenen bewirkte, spiegelt sich in der ausgesprochenen Gruppenbildung, die aus den Bronze- und Eisengeräten abgelesen werden kann. So heben sich während der schon rein eisenzeitlichen mittleren Epoche "der das Eisen zur Herrschaft führenden Hallstattkultur" zwei süddeutsche Formenkreise heraus: die Koberstadtergruppe rechts des Rheines und die Albkultur in der Schwäbischen Alb, in Südbaden und Unterelsaß. Unsere Vorstellung von der süddeutschen Hallstattzeit ist aus Grabfunden (Skelett- und Brandgräbern) mit Beigefäßen (groß und dünnwandig, reich geometrisch verziert, glänzend schwarz), Depot- und Einzelfunden (Fibeln, Bügelnadeln, Eimern, Waffen), ferner aus Befestigungsanlagen gewonnen.

Die der Hallstattkultur folgende vorrömische Eisenzeit (um 550 bis Christi Geburt) wird nach einer

keltischen Militärstation am Neuenburger See als La-Tène-Kultur bezeichnet. Aus Berichten der römischen Schriftsteller wissen wir, daß während dieser Epoche der kriegerischen Auseinandersetzungen und beginnenden großen Völkerverschiebungen die Kelten, ein den Germanen nahe verwandtes indogermanisches Volk, politisch und kulturell die Vormacht an sich gerissen hatten. Ihre bis nach Kleinasien führenden Eroberungszüge waren der Schrecken der antiken Welt. Gegen Norden halten die Kelten den Druck der Germanen, nach Süden die Offensive Roms aus; beide Völker treten in der Spät-La-Tène-Kultur das Erbe des Keltentums an. Den aufschlußreichsten Einblick in die reiche Welt, zugleich aber auch den barbarisch-protzigen Geschmack der Keltenfürsten gewähren die üppigen Fürstengräber, als deren süddeutsche Hauptbeispiele Kleinaspergle bei Ludwigsburg am Neckar, Villingen in der Baar, Rodenbach und Dürkheim in der Pfalz gelten können. Neben den üblichen Schmuck- und Waffenbeigaben eigener Herstellung, dem Streitwagen des Verstorbenen und seinem Tafelgeschirr finden sich Importstücke aus Rom und Griechenland - Schnabelkannen, Eimer, Amphoren -, deren klassisch-edle Einfachheit bezeichnenderweise durch Zutaten den Ansprüchen des emporgekommenen Kriegervolkes angeglichen ist.

Die Verteidigungslinie der Kelten gegen die Germanen deckt sich etwa mit der von uns oben gezogenen Nordgrenze unseres Gebietes. Der Südwesten des Thüringer Waldes war befestigt, als Sperrforts angelegte Gipfelburgen zogen sich über die Rhön. "Der strategische Hauptstützpunkt der keltisch-germanischen Grenze" aber war die Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberg bei Römheld: eine in konzentrischen Ringen angelegte Festung, noch heute in einer Länge von 8½ Kilometern nachmeßbar, mit 4 Meter hoher, 3,40 bis 5,70 Meter dicker Ummauerung und offenem Sammellager für die Bevölkerung der Umgegend. Bei der Landnahme durch die Germanen wurde die feste Burg nicht erstürmt, sondern umgangen und wahrscheinlich durch Umklammerung zur Übergabe gezwungen.

Die Waffenfunde aus der Keltenzeit sind in ganz Süddeutschland zahlreich: eiserne Langschwerter - ausgesprochene Hieb Waffen -, Lanzen spitzen, Halsringe. Für die mit der Antike in Verbindung stehende Schmuckfreudigkeit zeugen die kopf- und fabeltiergeschmückten Sicherheitsnadeln, deren schönste bei Parsberg in der Oberpfalz gefunden wurde.



Noch in der keltisch bestimmten Spät-La-Tène-Zeit fällt durch die Wanderung der Cimbern und Teutonen, die um 120 v. Chr. eine Sturmflut aus ihrer jütländischen Heimat vertreibt, Licht auf die germanischen Stämme. Diese Wanderung ist ein Vorläufer der allgemeinen, zu den gewaltigsten weltgeschichtlichen Ereignissen zählenden Völkerwanderung, deren Beginn gemeinhin mit dem Jahre 375 gezählt wird, als die Hunnen die ostgermanischen Reiche Südrußlands zerschlugen. Der Germanenschub nach Mittel-, West- und Südeuropa, ja bis nach Nordafrika, der durch die bereits erwähnte Klimaverschlechterung ausgelöst war, er ist die Grundlage zu der großen Umrassung unserer Heimat geworden, die in einer Wandlung von nie gesehenen Maßen dem nordischen Menschentum gewonnen wurde. Das Keltenreich wurde zerschlagen, nach Westen eingeeengt und abgedrängt. Aus der Welt des Römers gesehen gibt Cäsars Gallischer Krieg Einblick in diese weltgeschichtlichen Erschütterungen und Neuordnungen. **Tacitus hat mit den Augen des Kulturgeschichtlers, der einem spätzeitlichen Volk angehört und in romantischer Sehnsucht verlorene Tugenden bei den jungen Völkern des Nordens suchte, seine unersetzlichen Berichte über unsere Vorfahren hinterlassen.** Was uns hier angeht, das ist der **Weg der Wanderungen** und die Frage, welche Stämme durch Süddeutschland marschierten, welche in ihm Fuß faßten, um zum Kern des süddeutschen Volkes, zu seinem bis heute bestimmenden und kraftvoll lebendigen stammhaften Gefüge zu werden.

Eine erste vorchristliche Germanisierung, die sich in Cäsars Berichten widerspiegelt, erfolgte durch

die **Sweben**. Sie haben das Land keltenfrei gemacht durch die Abdrängung der Bojer nach Böhmen, der Helvetier in die Schweiz. Sie ließen sich am Mittelrhein nieder; ihre Spuren haben sich in germanischen Brandgräbern feststellen lassen. Des Swebenführers Ariovist Besieger war Cäsar. Dessen und seiner Nachfolger Offensive verlangsamte für zweieinhalb Jahrhunderte das Vordringen der Germanen. Nach dem Stillstand der offensiven Kriegführung Roms seit der Hermannschlacht hat **der noch heute klar erkennbare Grenzwall (Limes)** das unter Rom stehende und von ihm zivilisierte Land politisch, kulturell, wirtschaftlich und siedlungsgeographisch gegen das teils bewaldete, teils in wechselnden Vorstößen von den angrenzenden Stämmen beunruhigte rein germanische, weite Ost- und Nordland abgeriegelt.

Hinter dem Wall, der zum Teil mit Mauer und Graben, überall mit Wachttürmen und in regelmäßigen Abständen mit Kastellen besetzt war, spielte sich im "Zehntland" ein buntes römisches Kolonialleben ab.¹ Völkergemisch war die Folge: rassische Nachwirkungen sind bis heute in den Gauen, die er zwischen Main und Donau umschloß, deutlich wahrnehmbar.

Anmerkung:

1 Er nimmt als obergermanischer Limes seinen Lauf von Rheinbrohl bei Koblenz nach Osten, biegt vor dem Vogelsberg scharf südlich ab bis nach Lorch, wo er als Rätischer Limes dem Donaulauf nördlich folgend abermals sich nach Osten wendet und bei Kehlheim die Donaulinie erreicht.

Die **Alemannen** legen die erste bahnschaffende Bresche in das römische System. Im Jahre 213 n. Chr. erscheinen sie nördlich des Zehntlandes am mittleren Main, erobern in harten Kämpfen die römische Kolonie auf germanischem Boden, erzwingen die Aufgabe des Limes, besetzen nacheinander das gesamte schwäbische Alpenvorland, Bodenseegebiet, Schweiz, Elsaß. Die riesige Landnahme wird im fünften Jahrhundert erschüttert infolge des Durchzuges der Wandalen und Alanen, die Burgunder mitreißend, die ihr tragisches, im Nibelungenlied besungenes erstes Reich um Worms gründeten.

Gewaltiges hatte das starke Kriegervolk der Alemannen geleistet, als ihm ein von Norden nachdrängendes Volk unter Annahme schwerster Bedingungen den größten Teil seines Neulandes wegnahm. Das waren die **Franken**, deren Stämme der Salier und Ripuarier, unter König Chlodweg geeinigt, 496 oder 497 die Alemannen besiegten. Ihre Stärke lag in der Einigung der bis dahin locker zusammengefügten Völkerschaften durch Chlodweg. Sie hatten bereits eine bedeutende Geschichte hinter sich, die um 240 einsetzt. Von Norden her bis nach Belgien hinein und vom Rhein aus, etwa der Gegend von Köln bis an die Maas, hatten sie die Kelten und Römer in die Zange genommen. Um 475 ist das gesamte Rhein- und Moselland fränkisch. Ganze Stämme gehen in diesem von einem "der größten Gewaltherrscher aller Zeiten" geführten Volke auf. Die Lande nördlich des Neckars werden das Kernland des nachmaligen Herzogtums Franken, während die Alemannen im Schutze des Ostgotenreiches sich zwischen Bodensee und Lech behaupten. Die rücksichtslose Eroberungspolitik Chlodwegs legt den Grund zum Frankenreich; die Gefahr der Völkerwanderung: Entwurzelung aus dem Heimatboden ist durch ihn gebannt.

Der Einfluß Frankens greift auch auf den dritten, das süddeutsche Volkstum bestimmenden Stamm über: die **Bajuwaren**. Sein Kern ist von dem in Böhmen ansässigen Swebenstamm der Markomannen gebildet. Es nahm als letztes germanisches Volk römischen Boden ein. Die Besetzung war die Frucht verheerender Einfälle in die schutzlos gewordene rätische Provinz, die das Alpenland östlich des Lech umfaßte. Zweifellos stießen die Baiern bei der Besiedlung der auf kaiserlichen Befehl im sechsten Jahrhundert geräumten römischen Provinz noch auf namhafte Reste der kelto-romanischen Bevölkerung. Am spätesten erfolgte die Besetzung des Nordgaaues. Allgesichts der nunmehr nach drei Richtungen an fränkisches Gebiet stoßenden Grenzen zogen die Baiern es vor, sich unter fränkische Oberhoheit zu begeben. Selbst ihr Herzogsgeschlecht der Agilolfinger dürfte fränkisch gewesen sein.

Verschieden wie das Land, das sie nahmen und behaupteten, ist das Wesen und das Schicksal dieser

Stämme. Die Alemannen sind, nachdem sie in einem Kampfe ohnegleichen von sechs Menschenaltern den römischen Grenzwall gesprengt hatten, einem Strome vergleichbar mit ungeheurer Wucht in den Südwesten Deutschlands gebrandet. Die natürliche Beschaffenheit des Landes, der Widerstand vom Süden und endlich das Schwert der Franken haben dem Volk den Grund zugewiesen, den es heute noch bewohnt: den Raum, der von den Vogesen und vom Schweizer Jura im Westen, im Südosten von der Alpenkette trichterartig begrenzt ist. Die verspätet nachdrängenden Sweben, mit denen die Alemannen verschmolzen und denen der spätere Name Schwaben verdankt wird, hat weniger zur Volkwerdung der Alemannen beigetragen als die "räumliche Lage ihres zweihundertjährigen Schlachtfeldes". "Das alemannische Volk lebt geschichtlich in dreifacher Gestalt; zwischen Rhein und Donau als Schwabe, südlich des Rheines als Schweizer, westlich des Rheines als Elsässer" (J. Nadler). Die Verschiedenartigkeit der Landschaften findet ihren Ausdruck in den drei Erscheinungsformen des Alemannentums. Welch eine Kraft staatengründender Geschlechter ist doch dem alemannischen Boden entsprossen: Zähringer, Welfen, Staufen, Habsburger, Hohenzollern! Wahrhaft geschichtereiche Namen und ein unvergeßlicher Ruhm für die Stammesart. Die einstige kleine Grafschaft Württemberg ist "die deutschstaatliche Gestalt des alemannischen Volkes" geworden; gemischt mit fränkischen Bestandteilen greift es auf Baden über. Elsaß und Schweiz - auch hier in Gemeinschaft mit anderen Völkern - wurden bereits genannt.

Die Franken sind ohne eigenen Staat geblieben. Ihr Schicksal war, daß durch sie die Achse lief zwischen West und Ost, Frankreich und Deutschland. Dieses Volk, das in seiner Frühzeit so stolze Völker wie die Hessen aufzog, das die alemannisch-thüringische Bevölkerung des heutigen Oberfrankens bis zur Slawengrenze überlagerte, dieses Volk der größten deutschen Formbegabung ist in Herkunft und Begegnung mit dem Westen Mittler gewesen, zum Guten und zum Bösen. Durch seine gewaltige Ausdehnung hat seine Art nachhaltigen Einfluß auf die gesamte innerdeutsche Stammes-, Siedlungs- und Kulturgeschichte ausgeübt. Die Elastizität und Veränderlichkeit drückt sich uns bezeichnend aus in Rheinfranken und Ostfranken.

Ganz anders die Baiern. Sie sind vom Augenblick ihrer Landnahme an ein Stammesstaat. Erst die spätere rein dynastisch-politische Angliederung nichtbayerischer Stammesgebiete an den Staat hat aus ihm ein überstammliches Gebilde werden lassen. Erst die politische Loslösung der einstigen Ostmark hat in Österreich ein Brudervolk der Baiern - die österreichischen Donaubaier - entstehen lassen. Trotzdem decken sich in keinem Lande Süddeutschlands derart Land- und Stammesgrenze wie in Bayern. Zwei Wesenszüge kennzeichnen das Volk: daß es ein Bauern- und daß es ein Grenzvolk ist. Die bäuerliche Grundhaltung trägt zu der außerordentlichen Geschlossenheit - **trotz** der händlerisch glänzenden Lage und **trotz** München! - wesentlich bei. An der hohen Blüte von Kunst und Wissenschaft im 19. Jahrhundert ist das Volk schöpferisch sehr wenig beteiligt. Es hat geschichtlich gesehen für das Deutschtum die große Leistung hinter sich, treu sein Wesen erhalten zu haben, obwohl der bayerische Staat durch falsche Parteinahmen in den entscheidenden, um den Bestand des Reiches geführten Kriegen 1700, 1740 und 1800 tragisch-schuldvoll gewesen ist an der Minderung deutscher Geltung.

Verschiedenerlei Rasse und Rassenmischung hat sich in den süddeutschen Stämmen verwirklicht. Ihre heutige Erscheinung, die Kulturlandschaften, die sie im süddeutschen Raum schufen, dies alles ist "unsere süddeutsche Heimat". Nach den Menschen, die sie formten, die in ihr leben, wollen wir sie gliedern, denn auch die Staaten sind nur Gebilde von Menschenhand.



Im Frankenland

Was im heutigen Sprachgebrauch gemeinhin Franken heißt, ist nur ein Bruchstück des gewaltigen alten Frankenreiches. Es ist das alte Ostfranken. Und auch dieses Land ist keine Einheit mehr, will man nicht die gänzlich willkürliche Grenzziehung der drei bayerischen Frankenkreise als solche ansehen. Indessen, gemeinsames Stammesgefühl, verwandte Mundart greifen weiter aus in einem Raum, dessen offene Grenzen zwischen Odenwald und Fichtelgebirge, Main und Altmühl auf zahllosen Straßen und Wasserwegen Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft wie in eine lebendig pulsierende deutsche Herzkammer haben einströmen lassen. Dies und die Vielfalt der Landschaft - zerteilen doch Steigerwald und Frankenhöhe sie in die Zweiheit des westlichen Mainfranken mit Würzburg als Mittelpunkt und des östlichen Regnitzfranken mit dem Mittelpunkt Nürnberg - lassen das Frankenland in der ganzen bunten Fülle Süddeutschlands schimmern. Wer zur schönen Sommerszeit ins Land der Franken fährt, der erlebt es mit vollem Bewußtsein oder im Unterbewußtsein des Gefühls: ich bin in Süddeutschland; Menschentum und Landschaft, Dörfer und Städte, das Gesicht des Landes blicken anders als die grünen Berge Thüringens, die noch eben der Zug durchheilte.

Landschaft und Volkstum in Franken fügen sich aus drei Kernen zusammen aus den altbesiedelten Maingauen, "in denen fränkisches Wesen am ursprünglichsten erhalten geblieben ist", dem um die in Nord-Südrichtung strömende Regnitz gelagerten Keupergebiet Mittelfrankens und dem oberfränkischen Schollengebiet. Zwischen den prunkvoll rauschenden Bischofsstädten Würzburg, Bamberg und Eichstätt, den bescheideneren Rokokoresidenzen Ansbach, Bayreuth und Erlangen schwingt fränkisches Wesen. In den Reichsstädten Nürnberg, Weißenburg, Schweinfurt, Rothenburg, Windsheim ist es lebendig. Stolze Vesten wie die Rosenau bei Kronach, wie die Veste Coburg und die Plassenburg oder die Wülzburg bei Weißenburg und der Marienberg in Würzburg zeichnen ebenso das Gesicht des Frankenlandes wie die frommen Barockkirchen von Banz und Vierzehnheiligen, wie das Käppele über Würzburg oder wie die aus Fachwerkbauten oder Sandsteingiebeln zu "altfränkisch" verträumten, malerisch bunten Kleinstadtbildern zusammengeschobenen Städte, Dörfer und Gehöfte. Im weinfrohen Mainfranken und im hopfenbauenden, biertrinkenden Regnitzfranken leben zwei Seelen dieses selbstbewußten fränkischen Volkstums. Zieht man in Betracht, daß außer den Bistümern als vierte geistliche Herrschaft noch der Deutschritterorden in Franken regiert hat, daß es unzählige Grafschaften gab, zu den Reichsstädten noch Ritterkantone und reichsunmittelbare Dörfer kamen, so versteht man die Buntscheckigkeit des fränkischen Volkes, die so weit geht, daß in Nachbardörfern verschiedene Dialekte gesprochen werden, die Konfession von Ort zu Ort wechselt, und in Brauch und Herkommen noch Nachklänge jener streitsüchtigen Gegensätze lebendig sind, die einst zwischen den Dienern des Krummstabes, den Bürgern der Reichsstädte und den Untertanen der hohenzollernschen Markgrafschaften klafften.

Die Bevölkerung selbst trägt nicht nur nach dem verschiedenen Boden, auf dem sie sitzt, verschiedenartige Züge, sie hat sich auch in den Grenzgebieten vielfach mit den benachbarten Stämmen verzahnt. Dazu kommen noch Durchsetzungen des Stammkerns im Innern, die gelegentlich geradezu den Charakter von "Umrassungen" tragen. Über Coburg, östlich an Bamberg vorüber, um bei Forchheim, am Eingang zur Fränkischen Schweiz, in weiter Schleife nach Osten zurückzuspringen, läuft die Südwestgrenze der slawischen Besiedlung. Teilweise waren Wenden in altbesiedeltes fränkisches Gebiet nachgestoßen, teilweise - in den Gebirgen - sind Slawen an der Rodung der spätbesiedelten Waldgebiete beteiligt. Ihr Anteil ist aber gering. Die germanischen Ortsnamen - allen voran die als geschlossene Haufendörfer und befestigte Plätze angelegten fränkischen "heim"-Orte - überwiegen erdrückend: auf einen slawischen Ortsnamen kommen zwanzig deutsche. Kaiser Heinrich II. gründete 1007 das Bistum Bamberg als politisches Bollwerk gegen die Slawen; die Bekehrung zum Christentum sollte sie aufsaugen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Und gleichzeitig begann sich fränkische Eigenart zu prägen: vorher hatte das Gebiet

zum Nordgau Baierns gehört.

Eine weitere Umvolkung und Umrassung haben in Mittelfranken die um ihres protestantischen Glaubens willen aus dem Österreichischen vertriebenen Exulanten herbeigeführt. Ihre Nachwirkung läßt sich zwar an keinem Ortsnamen nachweisen, doch wurde errechnet, "daß manches Dorf etwa um 1680 50 bis 60 Prozent und sogar noch mehr Exulanten unter seinen Einwohnern zählte" (K. Gröschel). Das durch den Dreißigjährigen Krieg entvölkerte Franken erhielt so einen kräftigen, sittlich-religiös glaubenstarken protestantischen Menschenschlag. Rassistisch ergoß sich aus dem bayerischen Stammesgebiet Österreichs ein breiter dinarischer Blutstrom nach Franken. Dasselbe gilt von den 1732 aus Salzburg vertriebenen Protestanten, von denen ein kleiner Teil in Franken eine Heimstätte fand.

Die von den Ansbacher und Bayreuther Markgrafen in ihren Residenzstädten, in Neustadt a. Aisch, Erlangen und Schwabach angesiedelten Hugenotten regten Handwerk und Industrie, Geistigkeit und Geselligkeit fruchtbar an. Erlangens Neustadt, seine Handschuhmacherei, die einstige Strumpfwirkerei, mittelbar auch die Universität sind ohne den Zuzug der französischen Reformierten nicht zu denken. Noch vor 100 Jahren wurden in der Erlanger französisch-reformierten Kirche französische Predigten gehalten.

Wir wollen unsere Skizze über die staatenlose, vielfältige Eigenart des Frankentums schließen mit einem Satz, der in witziger Zuspitzung an dem Beispiel des Mains die verschiedenen Klangfarben der ost-, main- und rheinfränkischen Mundarten widerspiegelt: "Als **Maa** fließt er bei Bamberg, als **Mee** bei Würzburg, als **Mää** bei Aschaffenburg, bis er sich endlich verzweifelt als **Moi** mit Nasalton in den Rhein stürzt." Und dieser auf seinen Ufern so verschieden ausgesprochene Fluß ist der eigentliche Fluß der Franken. In weiten Schlingen, ein "Kamerad des Rheins", führt sein Weg von Ost nach West, vermehrt um die Zuflüsse von Regnitz, Saale, Tauber und Sinn. Der Main ist der fränkische Widerpart zum bayerischen Wassergebiet, das seine Adern in der Richtung zum Schwarzen Meere entsendet. Die Mainlinie - wieviel tragisches deutsches Schicksal hat sich an ihr erfüllt, wieviel engstirniger Partikularismus sich an diesem Begriff die Köpfe heißgeredet, ehe er politisch im neuen Reich für immer begraben werden konnte! Das Maintal bei Lichtenfels: weite frühlingshafte Helle und wolkenklare Fernsicht, wo der schmale Fluß in Kehren durch das breite flache Tal den Weg nach Westen sucht. Das Maintal von Schweinfurt bis unterhalb Würzburgs: reiche, fruchttragende Erfüllung. Auf dem Muschelkalk des Ochsenfurter Gaus wächst bestes deutsches Getreide. Ein einziger Obstgarten deckt das Land. Und hier nun beginnt das rebengesegnete köstliche Gefilde des Frankenweines: in den "Geländen der Vogelsburg mit Escherndorf; am Steilhang des Schwanberges mit Rödelsee und Iphofen; an der reinen Südlage von Frickenhausen mit dem auserlesenen Kappelberg und Fischer; in Randersacker mit Pfüßen und Teufelskeller, in Würzburg mit Stein, Harfe, Leisten" bis hin zum Kallmuth bei Lengfurt und zu den Buntsandsteinlagen bei Wertheim und Klingenberg. Der "stahlig fruchtige" Geschmack des im Bocksbeutel abgefüllten Frankenweines hat von jeher seine Freunde gefunden. Längst bevor Mosel- und Pfalzwein ihren Siegeszug begannen, rühmte ein Vers:

"Zu Klingenberg am Maine,
Zu Würzburg an dem Steine,
Zu Bacherach am Rheine
Wachsen die besten Weine."

Und Goethe hatte im Alter Würzburger Weißwein als "verjährtten Sonnenschein eines gnadenvollen Herbstes" im Keller.

Der Main ist die "Pfaffenstraße" des Heiligen Römischen Reiches; Bamberg, Würzburg, Mainz sind

seine geistlichen Stationen. **Würzburg** ist die strahlendste unter ihnen; in seiner brückenverbundenen, bургbeherrschten Flußlage Städten wie Prag und Budapest vergleichbar. Wenn man im Dom die Reihe der fürstbischöflichen Grabmäler abschreitet, wenn man vor der von Tilman Riemenschneiders gemeißelten ewhrwürdigen Greisengestalt Rudolf von Scherenbergs steht, so fällt das doppelte Attribut des Krummstabes und des Schwertes auf: weltliche und geistliche Gewalt waren in der Hand der fränkischen Herzöge und Würzburger Bischöfe vereinigt. In der Veste Marienberg, die im Bauernkrieg vergebens berannt war, steht noch die Wacht der Frühzeit über dem Maintal. Die vermutlich älteste deutsche Rundkapelle ist in die dicken Mauern der schon 704 als thüringische Herzogsburg bekannten Veste eingebaut. Aber dieser dräuende Ernst wird im Stadtbild gelockert durch die Nachbarschaft des großen Barockbaumeisters von Würzburg, Balthasar Neumanns, der in seinem Spätwerk, dem Käppele, der Würzburger Landschaft ein zierlich prangendes Krönlein aufgesetzt hat. Steigen wir herab von den rebenumkränzten Höhen über die schönste altdeutsche Brücke, so treffen wir auf das Rathaus, den Mittelpunkt der Bürger, die jahrhundertlang, in wechselvollen, aber doch vergeblichen Kämpfen gegen die bischöfliche Trutzburg standen. Wenige Schritte weiter ragen Dom und Neumünster auf, im Außenbau ungleiche Brüder, im Innern beide barock, von Weihrauch durchzogen. Still ruht das Grab des Frauenapostels Kilian in der Gruftkirche von Neumünster; ein Kreuzganghof umschloß einst das im nahen Luitpoldmuseum wieder errichtete Lusamgärtlein, die Grabstätte unseres großen frühdeutschen politischen Sängers Walther von der Vogelweide. Und Riemenschneiders Geist waltet über Würzburg. In allen Kirchen und in einer schönen Gedenkhalle des Luitpoldmuseums begegnen wir den holdselig träumenden Mariengestalten seiner Werkstatt und den verhärmten Köpfen seiner dulddenden Heiligen. Stadt der Gegensätze: die weiche Welt Riemenschneiders, die schneidende Schärfe der gegenreformatorischen Würzburger Renaissance, der die Universität zu danken ist, treten zurück vor dem überragenden Monument, der das Barock durch Balthasar Neumann im Riesenbau der Residenz errichtet hat. Es ist der "vollkommenste Profanbau des 18. Jahrhunderts"; herrisch, gewaltig und von mitreißendem Schwung des Genies. Strahlende Brennpunkte sind das Treppenhaus mit den berausenden Deckenbildern des letzten Großmeisters der Venezianer Malerei, Gian Battista Tiepolo, der festliche Kaisersaal, die üppige Hofkirche.



Würzburg. Die Residenz (Gartenseite).



Würzburg. Blick über die alte Brücke zur Marienburg.

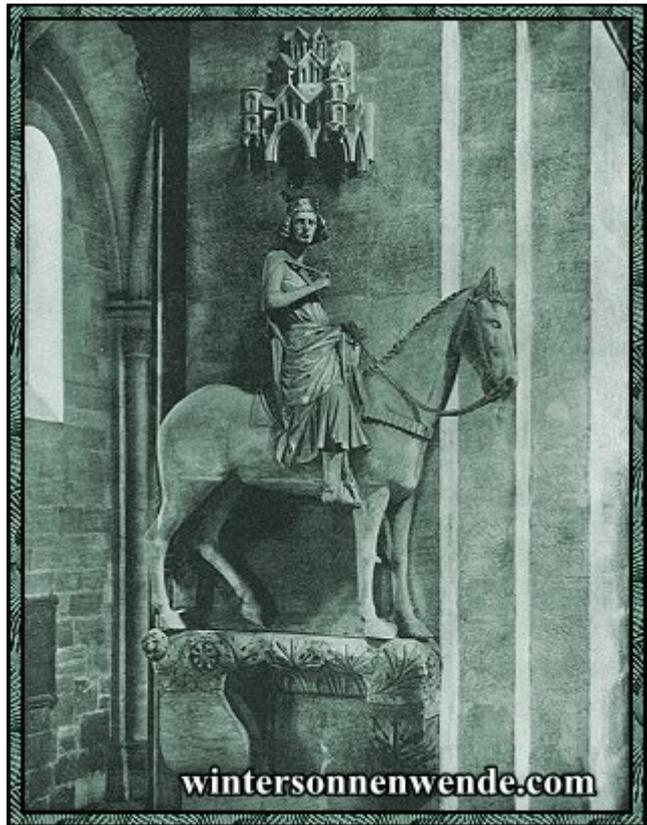
Man muß oben von der Burg herunter, zu Häupten des weinschweren "Leisten", auf die Stadt herniedersehen, wo die im Gang befindliche meisterhafte Wiederherstellung der Innenräume der Burg dem Besucher in der Erdgeschoßhalle eine Gaststätte mit umfassendem Blick schaffen wird. Von da folgt das Auge geraden Weges der Achse der Alten Brücke zum Dom hinüber und zur Residenz, zum Dom, der über dem mittelalterlichen Kern eine barocke Dekoration wie ein übergeworfenes Gewand trägt und der bleibende geistliche und geistige Mittelpunkt zwischen Burg und Schloß ist. Die Geschichte dieser Stadt begreift man von dieser bastionsbewehrten Höhe über dem Main, von der einst der Fürstbischof am Ende des Mittelalters herabstieg, um inmitten der Stadt seiner Untertanen eine neue Residenz aufzuführen, nicht weniger herrscherlich wie die gewaltige Burg der Vorfahren, gebieterisch - wiederum mehr Ausdruck des Schwertes als des Krummstabes -, die Untertanen in die Grenzen ihrer Bürgerlichkeit zurückweisend.

Frivoler und ausgelassener, verspielter und mehr hinter Mauern begegnet dieser fürstbischöfliche Lebensstil wieder im Lustschloß **Veitshöchheim** bei Würzburg, in dessen von mutwilligen Plastiken belebtem Park man sich zurückversetzt glaubt in die große Zeit der geistlichen Herren in Franken. "Schönbornsche Lande" nannte man wohl im 18. Jahrhundert das ganze Maingebiet. Ein Schönborn verband den Kurhut von Mainz mit der Mitra von Bamberg; er erbaute die Residenz in Bamberg und das Schloß Weißenstein bei Pommersfelden. Sein Neffe vereinigte die Bistümer Würzburg und Bamberg; er ist der wichtigste Bauherr der Würzburger Residenz.

Bamberg ist eine Tochtergründung des älteren Würzburger Bistums. Es hat in raschem Aufstieg Würzburgs Bedeutung überflügelt; der Fußfall, den Kaiser Heinrich II. 1007 vor den Bischöfen hatte machen müssen, um die Genehmigung der Kirchenversammlung für seine Lieblingsstiftung zu erlangen, hat sich verlohnt. Hier sammelte sich, missionierend und das Deutschtum nach Osten vortragend, ein neues Kulturzentrum. Von Bamberg aus hat der heilig gesprochene Bischof Otto eine Missionsreise bis zu den heidnischen Pommern hinauf unternommen.

Als kaiserliche Stadt im Ostraum des staufischen Reiches hat Bamberg seine stolzeste Zeit gehabt. Bischof Ekbert, Graf von Andechs-Meran, ist einer der heldischen Kirchenfürsten gewesen, die als

Ratgeber des Kaisers und höchste Würdenträger des Reiches stolz und verantwortungsbewußt an der Bürde des Reichsregiments mitgetragen haben. In dem Dom, der von der Höhe des Berges, darauf sich die alte Hofhaltung und die barocke Residenz ausdehnen, mit dem Vierklang seiner Türme und der Masse seines Schiffes die Stadt heute wie einst beherrscht, hat sich die staufische Bedeutung Bambergs ein für die Ewigkeit gebautes Denkmal gesetzt. Noch gehen die Umfassungsmauern des Domneubaus aus dem 13. Jahrhundert auf den Grundriß des Heinrichsdomes zurück. Und der Kaiser selbst steht als Heiliger der Kirche mit seiner gleichfalls heilig gesprochenen Gemahlin Kunigunde in vollrund gemeißelten steinernen Bildwerken im Statuenportal der Adamspforte. Jahrhunderte später (1499 bis 1513) hat Tilman Riemenschneider für das heilige Kaiserpaar ein rotmarmornes Grabmal geschaffen, darauf die Toten liegend im Krönungsornat dargestellt und auf den Seiten der Grabtumba die frommen Begebenheiten ihres Lebens in treuherzigen Reliefs erzählt sind.



Bamberg. Der Reiter im Dom.

Es ist neuerdings auf die geschichtlichen Hintergründe hingewiesen worden, die zur Entstehung des königlichen **Reiters** im Dom geführt haben. Er soll wie die Weltgerichtsdarstellung der Gnadenpforte als Sühnemal von Bischof Ekbert errichtet worden sein, in dessen Stadt 1208 der jugendliche Stauferkönig Philipp von Schwaben ermordet wurde. Als jugendlicher Held reitet der königliche Reiter gen Ostland, das Sinnbild eines Wächters des Reiches, voll innerer Spannung die Haltung, voll seelischer Bereitschaft zu Kampf und Abenteuer der Blick, jünglingshaftes Träumen und sieghaften Trutz zu heldischem Wunschbild vereinend.

Wenige Schritte vom Reiter entfernt stehen die Schranken des Georgenchores mit den Reliefs leidenschaftlich debattierender Propheten und Apostel. Ihr von innerer Erregung kochender Ausdrucksstil verkörpert das Wollen einer älteren Bildhauerwerkstatt in Bamberg. Über die Frauenstatuen der sieghaften Kirche und der gestürzten Synagoge, der prophetischen Seherin Elisabeth und den Statuen der Adamspforte führt der Weg zu der klassischen Größe des Reiters.

Vom Dom muß man nach der Besichtigung der umliegenden Höfe den Weg zum Michelsberg nehmen, um von hier, wo ansehnliche barocke Klosterbauten sich um die Kirche der kunstfreudigen Benediktinerstiftung des 11.



Bamberg. Blick nach dem Michelsberg.

Jahrhunderts legen, noch einmal den Blick über die Stadt zu genießen. Diesseits des Flusses löst sich zu Dom und Kloster als dritter Klang die mächtige Baumasse der Oberen Pfarrkirche aus der Menge der niedrigen Bürgerhäuser. Sie umschließt das ergreifende Alterswerk des Nürnberger Schnitzers Veit Stoß: einen Christgeburtssaltar (1937 in den Dom überführt).

Von der Plattform der Pfarrkirche geht es steil zur Regnitz hinab. Der Ebracher Hof macht den Anfang der vornehmen Wohnhäuser, denen man in Bamberg begegnet. Das Rathaus, auf einer Insel gelegen, durch die Obere und Untere Brücke mit den Ufern verbunden, das Böttingerhaus und die Concordia prunken mit üppig schäumendem Schmuckwerk an ihren Schauseiten. Und über dem Fluß, zwischen barocken Plastiken hindurch und über das Bandelwerk schwingender Eisengitter hinweg bleibt der Blick haften an dem malerischen Geschiebe des mittelalterlichen Fischerviertels.

Auch hier, wie in Würzburg, die Begegnung von Mittelalter und Barock, auch hier der rauschend-festliche, der weltliche Zug in den barocken Gebäuden. Nicht weit östlich von Bamberg liegt **Seehof**; hier haben die Bamberger Bischöfe - noch früher als die Würzburger in Veitshöchheim - in dem Schloß Marquardsburg ein Lustschloß mit figurenreichem Park geschaffen.

Und klingt nicht auch dieser weltmännische Geist in den doppeltürmigen Zwillingskirchen von Banz und Vierzehnheiligen oberhalb von Bamberg an, die die Schönbornschen Baumeister Johann Dientzenhofer und Balthasar Neumann als vornehm abgeschlossene Kloster- und als vielbesuchte Wallfahrtskirche in begnadeter Nutzung der Talrandlage, in echt barocker Krönung und Steigerung der Landschaft wie ein architektonisches Echo über das weite Maintal grüßen lassen?

Banz ist eine alte Benediktinerabtei, gegründet 1071. Die heutige, stattliche Anlage ist eine Schöpfung des Barock, man erkennt in den ersten Klosterbauten Leonhard Dientzenhofers die gleiche Hand wie in der Bamberger Residenz. Die Kirche, das Werk seines Neffen Johann, zeigt demgegenüber Beschwingung und Steigerung; die Wirkung des Innenraumes beruht auf der Berechnung, daß die Gewölbeformen anderen Gesetzen folgen wie die Führung des Grundrisses. Die Pfeiler stehen schräg, und die Gewölbegurten schlagen ausweichende Korbbögen von Wand zu Wand.

Balthasar Neumann hat die glänzende Anlage auf steiler Waldeshöhe über dem Maintal beendet, auf einer tiefer gelegenen Stufe des abfallenden Geländes. 1718 war die Kirche in Banz beendet, 1743 bis 1771 erstand auf dem jenseitigen Ufer, in Hanglage zu dem sanft ansteigenden Staffelberg, das Alterswerk des Würzburger Meisters: **Vierzehnheiligen**. Er wagt es, die Kirche aus der Achse zu rücken, damit die gigantisch in die Höhe strebende Fassade als wirkliche "Schauseite" sich nach Banz hinüberkehre. Der kultische und künstlerische Mittelpunkt im Innern ist der Gnadenaltar der vierzehn Nothelfer - die hier einst einem Hirtenknaben erschienen waren -, von flacher Ovalekuppel auf freistehenden Pfeilern überwölbt. Das in Kurven der höheren Mathematik schwingende Kirchengehäuse, in das strahlendes Licht einfällt, hat für das Auge keine Statik, jede Linie ist Ausdruck einer höchst geistigen Musikalität. Die Harmonie dieser architektonischen Klänge erreicht Neumann nun aber nicht durch theatralische Effekte, wie oft im Barock, sondern durch das Gesetz von Maß und Zahl, das er wie die mittelalterlichen Meister Bau und Baugliedern als Schlüssel zugrunde legt. Die gelöste, anscheinend jeder Gesetzlichkeit abholde Raumschöpfung, gegen die Banz schüchtern wirkt, sie ist das Geheimnis des Genies ihres großen Meisters, des Ingenieursbrüder Balthasar Neumann.

Fränkischer Barock: seine architektonische Wirkung beruht nicht zuletzt auf dem überwältigenden Gegensatz einsam ländlicher Natur und glänzend gequaderter höfischer Großartigkeit. Schloß **Pommersfelden**, das ehemalige fürstbischöfliche Schloß **Werneck** bei Schweinfurt, das ehemalige Deutschordensschloß in **Ellingen** bei Weißenburg, aber auch die einsam im Steigerwalde liegende alte Zisterzienser-Abtei **Ebrach** sind mit voller Absicht auf die Folie ihrer ländlichen Umgebung

abgestimmt.



Kloster Banz (Franken). Ehemalige Benediktinerabtei.

Pommersfelden wirkt durch die Mächtigkeit seiner Maße, den Abstand heischenden Ehrenhof, die wienerische Anmut des Treppenhauses und die kühle Schönheit seines großen Festsaales. Es ist noch heute im Besitze der gleichen reichsgräflichen Schönbornschen Familie, für die es erbaut wurde. Noch heute hängen im Galerietrakt ansehnliche Bestände der alten Schönbornschen Gemäldesammlung, noch heute birgt die Bibliothek kostbare Handschriftenschatze.

Um so schmerzlicher ist die Profanierung der Bauten in Werneck (Irrenhaus) und Ebrach (Zuchthaus). Die ehemalige Residenz des Deutschkomturs der Ballei Franken in Ellingen hat architektonisch durch die Baumeister des Ordens auf den ganzen Ort Einfluß gehabt, dessen Häuser, an eine Hauptstraße gereiht, von dem entzückenden Rathaus regiert werden. Man kann von einem eigenen Ellinger Barock sprechen.

Stiller und anheimelnd kleinbürgerlicher gegenüber Würzburg und Bamberg geht es in der dritten Bischofsstadt in Franken zu, in dem an der Altmühl schön gelegenen **Eichstätt**. Der Dom des Hl. Willibald, in romanischer und gotischer Zeit errichtet, enthält eine Fülle schöner Grabmäler, Werke des Spätgotikers Hans Bildschnitzer, treffliche Feinarbeiten aus Solnhofener Kalkstein des Renaissancemeisters Loy Hering.



Pommersfelden. Schloß Weißenstein.

Die ragende Willibaldsburg hat der Augsburger Elias Holl gebaut. Die schöne langgestreckte Gartenfront der bischöflichen Sommerresidenz und das Palais erdachte der aus Wien stammende Gabriel Gabrieli in strengen, von Italien entlehnten Galeriemotiven.

Um einiges nüchterner, knapper und militärischer stehen auch die protestantischen Markgrafenstädte neben dem katholischen Barock Frankens. In **Ansbach** hat die Regierung Mittelfrankens ihren Sitz. Sein Gesicht ist nicht mehr durch seine geistliche Gründungsgeschichte im Anschluß an das Gumbertusstift bestimmt, sondern es wurde die Markgrafenstadt, das fränkische Potsdam, mit dem schönen Schloß Gabrielis als Mittelpunkt.

Bayreuth ist Ansbachs Schwester in Oberfranken, jetzt Bayerische Ostmark. Es ist die Residenz der Markgrafen, die Wirkungsstätte Jean Pauls, Richard Wagners Wahnfried und Festspielstadt, Kraftzentrum des Nationalsozialismus. Die mittelalterliche Entwicklung, gekrönt durch die Wahl zur Residenz der Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth, schwer gehemmt durch die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges, erfährt eine Neugeburt und stattliche Entfaltung in dem Augenblick, als Christian Ernst 1661 begann, namhafte Künstler an seinen Hof zu ziehen, darunter seit 1712 den Schüler Andreas Schlüters, Paul Decker. Auf ihn geht der erste Plan der Eremitage zurück, wo in schönster ländlicher Umgebung östlich der Stadt der Hof einem seltsamen Eremitenspiel huldigt. Markgräfin Wilhelmine, Friedrichs des Großen Schwester, hat die Eremitage zu einem Kleinod deutscher Bau- und Parkkunst ausgestaltet. Schöngeister und Musiker, Baumeister und Handwerker aller Art läßt die einsame Fürstin sich vom Berliner Hof kommen, und Friedrich hatte recht, wenn er der Schwester schrieb: "Ich bin überzeugt, daß es nichts Schöneres gibt als Bayreuth, seit Du dort residierst." In der Eremitage hat die "Freundin ohne Gleichen" ihre Memoiren geschrieben.

Seit 1737 hatte der Markgraf seiner Gemahlin die Leitung der Oper in Bayreuth übertragen. Wilhelmine ist die Berufung des bedeutendsten Opernbaumeisters, Carlo Bibiena, zu danken, dessen prächtiges Opernhaus nach der verständnisvollen Wiederherstellung 1935/36 wieder in blendender Schönheit erstrahlt. Große musikalische Ereignisse sind noch zu Wilhelmines Zeiten



Bayreuth. Die Eremitage.

über die Bretter dieser Bühne gegangen, die die größte ihrer Zeit war und für lange blieb.

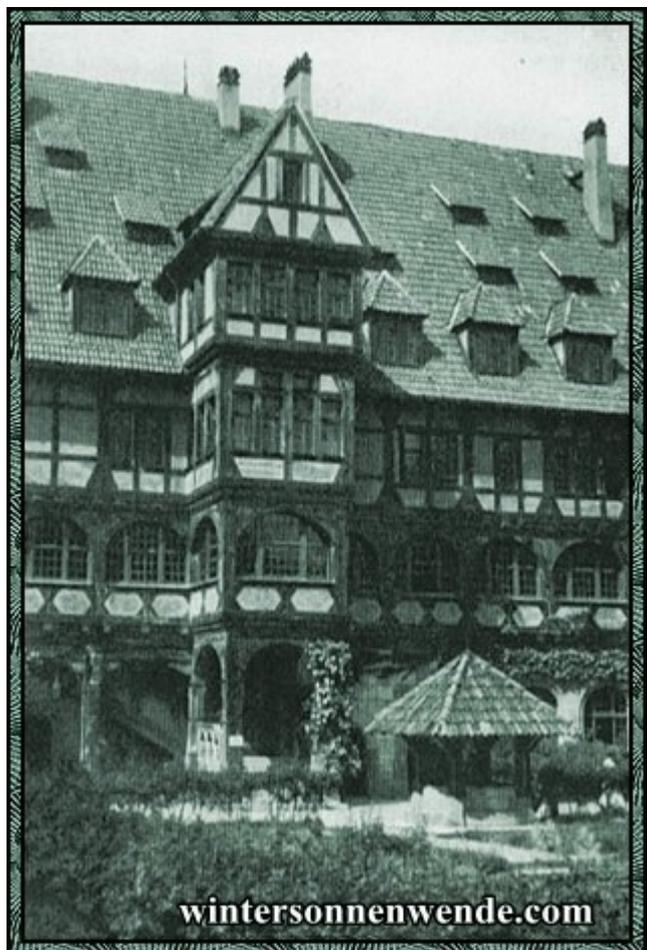
So war es eine glanzvolle Überlieferung, an die Richard Wagner anknüpfen konnte, als er sich 1873 in Bayreuth niederzulassen beschloß, in der Stadt, wo sein Wännen Frieden finden sollte. Rastlos hat er an der Idee seiner Bühnenfestspiele gearbeitet, die seither Bayreuth zu einem feststehenden Begriff in der ganzen Welt gemacht haben. "Im Probenjahr 1875 wird die Bayreuther Schule geboren."

Haus Wahnfried hat das Erbe Richard Wagners getreulich gehütet. Aufs engste ist es mit der Geschichte des Nationalsozialismus verknüpft. Als es 1923 Adolf Hitler zum ersten Male betritt, begegnet er dem großen Wahldeutschen Houston Steward Chamberlain, dem Seher und Kündler des Dritten Reiches. Seither steht Bayreuth in der Bewegung voran. Unter der mitreißenden Führung Hans Schemms wird der "sterbenden Grenze" der bayrischen Ostmark Hilfe gebracht (wir kommen auf die Ostmark **in einem eigenen Kapitel** noch zu sprechen). Von Bayreuth aus wurde der Nationalsozialistische Lehrerbund aufgebaut. Das neu erstellte Haus der Deutschen Erziehung gibt dem Erziehungswillen des Neuen Reiches monumentalen baulichen Ausdruck. Die großen Erzieher Jean Paul und Richard Wagner stehen als geistige Ahnen hinter dem Werk. In dem Weiheraum dieses Hauses und der Ludwig-Siebert-Festhalle in dem aus der alten markgräflichen Reithalle gewonnenen Kongreßbau hat das nationalsozialistische Bayreuth seiner neuen Sendung einen vorbildlichen Rahmen geschaffen.

Gegenüber dem liebenswerten Bayreuth wirkt die andere oberfränkische Hohenzollernstadt **Kulmbach** mit ihrer düster drohenden Plassenburg ernst und mittelalterlich. Sie stellt der Markgräfin Wilhelmine den streitsüchtigen Markgrafen Albrecht Alcibiades gegenüber. Die Plassenburg wurde dem Vielbefehdeten 1554 zerstört. Der arkaden- und reliefgezierte, einzigartige "Schönhof", in dem prächtige Turniere abgehalten wurden, erstand nach der Zerstörung. 1603 verlegten die Markgrafen ihre Residenz nach Bayreuth. Spinnerei- und Brauereiunternehmen haben Kulmbach in der jüngsten Zeit zu einer lebhaft exportierenden Industriestadt gemacht.

Coburg vereinigt in sich die mittelalterliche und die neuzeitliche Residenz der ehemaligen Herzöge von Sachsen-Coburg-Gotha: Veste und Ehrenburg. Luther wartete im Schutze der von doppelter Ringmauer mit Zwinger und von vier Bastionen umschlossenen Veste im Jahre 1530 auf die Ergebnisse des Augsburger Reichstages. Weit geht der Blick über thüringische und fränkische Lande, wenn man im Durchwandern der schönen Kunst- und Altertümersammlungen ans Fenster tritt. Als weithin sichtbares Wahrzeichen erhebt sich die Veste über die anmutig in das Itztal gebettete vornehm-stille Residenz- und Beamtenstadt.

Die "freundliche Langeweile" der ehemaligen Residenz hat in **Erlangen** durch die 1742 gegründete Universität Leben und geistige Bedeutung erhalten. Die kleinen



wintersonnenwende.com

Coburg. Der Schloßhof.

zweigeschossigen Wohnhäuser mit den Mansardendächern, die holländisch wirkenden Kirchen, die Studenten und die um den Hofgarten gelagerten Universitätsgebäude geben Erlangen ein nüchtern-ehrbares Ansehen.

Die landschaftliche Umgebung kann zwar einen Vergleich mit den Engtälern der Wiesent und Pegnitz in der "Fränkischen" und "Hersbrucker Schweiz" nicht aushalten, bietet aber Reize von eigenartig herber Schönheit, so das ebene Knoblauchsland zwischen Erlangen und Nürnberg oder das Hopfengebiet von Hersbruck und Spalt. Diese weiten Gärten der wichtigen Bierwürze sind die nicht minder anmutigen, doch kargereren Gegenstücke zu den Weingärten Mainfrankens. In Franken beginnt das vielgerühmte gute bayerische Bier. Kaum hat man bei der thüringisch-fränkischen Grenzfeste Lauenstein die Grenze überschritten, so hören die in bescheidenem Gemäß ausgedienten "ausländischen" Biere auf, und der Maßkrug und das Mindestquantum des "Halben" beginnen die Herrschaft. Nächste der niederbayerischen Hallertau liegt in Franken das größte deutsche Hopfengebiet. Durchschnittlich werden jährlich aus Spalt und Hersbruck 35 000 Zentner Hopfen geliefert. Und wirklich: "In Spalt sieht man nur Hopfen und Himmel." Ringsum ist der die Höhen deckende Wald gerodet, und an radial laufenden Straßen dehnen sich die Hopfengärten bis an den Ortseingang. Die Biererzeugung in Nürnberg betrug 1934 allein 598 184 Hektoliter.

Vollendet harmonisch fügen sich die Hopfenhäuser in das Landschaftsbild. Über einem Sandsteinsockel erhebt sich bis zu fünf Stockwerken der hohe Fachwerkgiebel, der den Hopfenboden enthält. Mit der Ausnahme des anspruchsvollen barocken Steinhauses im Nürnberger Umlande regiert das Fachwerk in allen Teilen Frankens. Am reichsten kommen die "Wilder Mann" genannten Verstreubungen, die Fischgrätenmuster, Zwischendächer und Schmuckformen im Oberfränkischen vor. Überall begegnen wir dem schon [im mitteldeutschen Kapitel](#) beschriebenen fränkischen Gehöft, in Unterfranken in der Abart des wohlhabenden Weinbauernhofes. Das Fachwerk beherrscht auch die Flecken und kleinen Städte. Die altfränkische Kleinstadt erschließt den ganzen Zauber altdeutscher Romantik, ob man die vielen idyllisch träumenden Nester am Main abwandert, ob man verwunschene Deutschordensstädte wie den Geburtsort des großen Sängers, Wolframseschenbach, das burgübertagte Pappenheim oder das Nürnberger Dorf Kraftshof mit seiner Kirchenburg besucht. Keine süddeutsche Landschaft birgt so viele ungeahnte Stadt- und Dorfschönheiten, so viel alte Baukultur abseits der Landstraßen und der Schienen, wie gerade Franken. Mit tiefem Recht hat es Adolf Hitler die deutscheste der Landschaften genannt. Gerade das unbekanntere Franken wartet mit bleibenden Erlebnissen in Natur und Kultur auf.

Selbst eine Industriestadt wie **Schweinfurt** umfängt noch ein Hauch alter Tradition. Weit über das Rathaus hinaus reicht sie indessen nicht mehr. Gleichzeitig mit dem Einzug der Industrie in diese protestantische Reichsstadt ist im Umlande die Tracht ausgestorben. Nur in zwei katholischen Gauen Frankens gibt es noch lebendige Frauentrachten: im Ochsenfurter Gau und in der Forchheimer Gegend, mit dem schönen Dorf Effeltrich als Mittelpunkt. Die Ochsenfurter Tracht ist eine der reichsten in ganz



Festtrachten aus Effeltrich (Oberfranken).

Süddeutschland. Seidendamast in dunkelschillernden Farben, Silber- und Goldbesatz, prunkender Goldschmuck, dazu ungefüge gesteierte Ärmelansätze und eine seltsame Haartracht gehören zu den Eigenarten dieser Tracht. Die Effeltricher Tracht ist lebendiger. Über alte, dunkelfarbige Bestandteile haben sich während des letzten Menschenalters neue, süßlich helle, in Fabrikherstellung gewonnene Formen gelegt. Am Walburgstag auf der nahen Ehrenbürg, beim lustigen Fastnachtstreiben der "Fasalecken", aber auch am täglichen Werktag sieht man die in verschiedenen Abstufungen verbreitete Tracht auf den Feldern oder im Dorfe, wo sich um die tausendjährige herrliche Linde angesichts der alten Wehrkirche die durch Jahrhunderte erprobte Dorfgemeinschaft sammelt.



Nürnberg

Nürnberg stellt sich dem Besucher in dreierlei Gestalt vor: als alte deutsche Reichsstadt, in der Albrecht Dürer malte und Hans Sachs sang, in der jahrhundertlang die Reichskleinodien bewahrt wurden; als moderne Großstadt, deren Industrie außerhalb des Saargebietes die bedeutendste in Süddeutschland ist, und als Stadt der Reichsparteitage, welcher Ehrentitel mit den glanzvollsten Heerschauen des Dritten Reiches verbunden ist und dem Stadtbilde durch ein weit ausgreifendes Programm entscheidende Züge aufprägen wird.

Aus welcher Richtung man sich auch Nürnberg nähert, überall fährt man durch einen sandigen, kiefernbestandenen Landschaftsgürtel, überall hört der gebirgige Charakter der weiteren Umgebung auf und macht einer auf leichtem Boden fleißig bestellten Kulturlandschaft Platz, deren Hopfenbau der herben Linienkargheit der Horizontführung reizvoll stachliche Umrisse gibt. So ist Nürnberg "auf ärmstem Frankengrund die reichste Frankenstadt". Den Gegensatz zwischen des "Reiches Schatzkästlein" und seiner, an anderen süddeutschen Gegenden gemessen, unscheinbaren Umgebung empfinden nicht nur wir Heutigen als erstaunlich und rätselvoll, er ist, so merkwürdig es klingt, einer der Gründe zu Nürnbergs Aufblühen gewesen! Vermerkt doch der mit wahrhaft kaiserlichen Handelsbegünstigungen ausgestattete Große Freiheitsbrief, den der Staufer Friedrich II. der Stadt im Jahre 1219 verlieh, und der der goldene Boden späteren Nürnberger Gewerbefleißes werden sollte, ausdrücklich als Begründung dieser bevorzugten kaiserlichen Gunst, daß Nürnberg "weder Weinberge noch Schiffahrt besitze, vielmehr auf einem sehr harten Boden gelegen sei".

Noch heute umzieht die Mauer - bis auf wenige verkehrstechnische Lücken - den Bezirk der Altstadt. Die breite Königstraße, deren altertümlicher Charakter durch zahlreiche Bauten des vorigen Jahrhunderts verloren ist, führt an dem wuchtigen hochgiebeligen Bau der Mauthalle vorüber geraden Weges zur Lorenzkirche, die dem Stadtteil links der Pegnitz seinen Namen gegeben hat. Die von drei schön geschwungenen Brücken überspannte Pegnitz mit galerieumgangenen, blumengeschmückten Häusern verbindet die beiden Stadtteile zu malerischer Einheit. Auf dem anderen Ufer beherrscht die als Baukörper ähnliche ältere Pfarrkirche St. Sebald das Stadtbild. Der jenseits des jetzt Adolf-Hitler-Platz genannten alten Hauptmarktes stetig ansteigende Stadtteil hat durch die Burg, die Sebalduskirche, das Rathaus und den Marktplatz mit der Frauenkirche ein Übergewicht über den Lorenzer Stadtteil. In ihm pulste das reichsstädtische Leben am lebendigsten, hier ist noch heute ein Brennpunkt des Nürnberger Großstadtgetriebes. Unvergleichlich schön der Weg hinauf zur Burg, von wo man einen Besuch des alten Nürnberg beginnen sollte. Im Aufstieg zwischen dem in mächtiger Wucht sich lagernden Chor von St. Sebald und der Prunkschauseite des Rathauses hindurch erlebt man einen typischen Ausschnitt Nürnberger Stadtbaukunst: die lockere Gruppierung der Straßen und den Verzicht auf gereimte Ordnung, die bewegte Linienführung der Straßenzeile, das Aus- und Einspringen der unregelmäßig zur Richtungsachse der Straße gestellten Hausfronten, die Enge der Gassen, die in malerischem Gegensatz steht zu den lichtüberfluteten Platzanlagen. Dazu kommt die verschiedene Höhe der

Fenster und der Dachlinie, die vielen Chörlein und Dacherker, die der Straßenwand einen unglaublich reichen, malerischen Abschluß nach oben geben. Der Blick von der Burgfreierung ist einer der schönsten über eine deutsche Stadt. Die architektonische Gemeinde der Bürgerhäuser, eng zusammengedrängt durch den Zwang der Mauer, legt sich als buntfarbiges Achsengewirr, überqualmt von den zahllosen Hausschlöten, um die überragenden Schiffe der beiden Pfarrkirchen, deren Umrisse mit Doppeltürmen und überhöhten Chören wie ein Echo aufeinander antworten. In stolzer Abgeschlossenheit ist die Burg dem bürgerlichen Gemeinwesen der Reichsstadt enthoben. Sie ist ein Ausgangspunkt der Stadtgeschichte überhaupt. Kaiser Konrad II. dürfte den Gedanken gehabt haben, sich auf dem Nürnberger Sandsteinfelsen durch Erbauung einer Burg einen festen Stützpunkt seiner Macht zu schaffen. Die Baugeschichte schritt von Osten nach Westen vorwärts. Nach Errichtung der auf der steilen Westseite des Felsens gelegenen Hohenstaufenburg haben verschiedene Adelsgeschlechter als vom Kaiser eingesetzte Burggrafen geherrscht, seit 1191 die Zollern. Die Burggrafenburg brannte 1420 ab; ihre nicht wieder aufgebauten Reste gingen sieben Jahre später in den Besitz der Reichsstadt über. Der Fünfeckige Turm - durch die erst im vorigen Jahrhundert zusammengebrachte "Folterkammer" allgemein bekannt - ist der bedeutsamste



Nürnberg, die Stadt der Reichsparteitage.

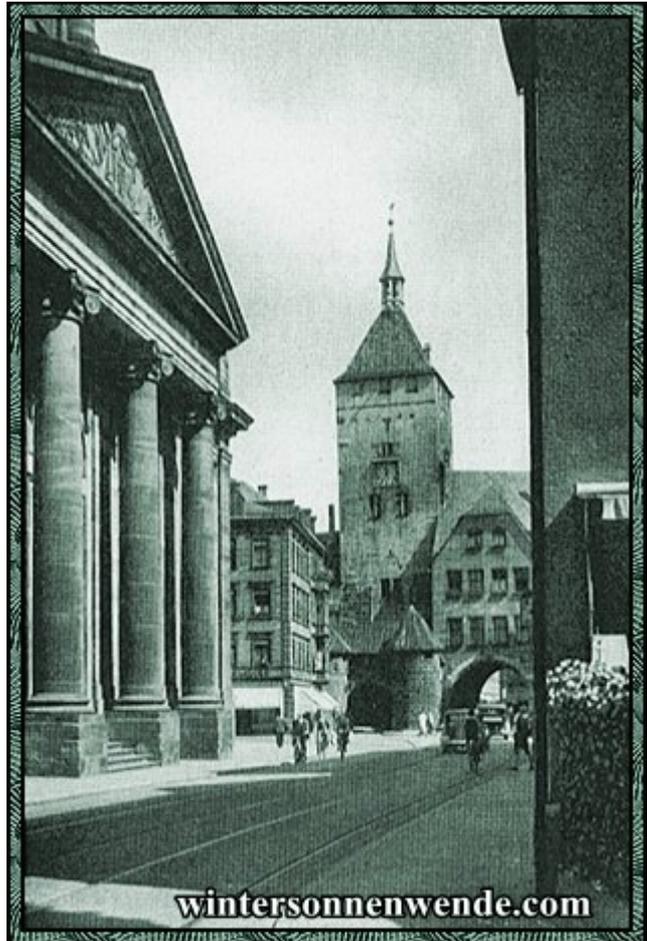
erhaltene Bau der salischen Burg. Nach Osten schließt die Kaiserstallung Hans Beheims d. Ä. an, die außerdem von dem zum Ärger der Burggrafen durch die Nürnberger 1377 errichteten Turm Luginsland überragt wird (welcher Name auf den ganzen Bau übertragen wurde, seitdem er als Reichsjugendherberge dient). Auf der Mauerbrüstung der Vorburg werden die Hufeisenspuren des Raubritters Epelein von Gailingen gezeigt, der sich durch seinen sagenhaften Sprung über den Graben der Gefangenschaft entzogen haben soll.

Am hohen Vestnerturm und dem 96 Meter "Tiefen Brunnen" vorbei führt der Weg zur Hohenstaufenburg, die aus Palas, Kemenate und Turm bestand bzw. noch besteht. Die Doppelkapelle gehört zu den edelsten Innenräumen der deutschen Kirchenbaukunst des 12. Jahrhunderts. Von einer Empore der Oberkapelle betritt man einen der charaktervollen Säle des Palas. Raum und Innenhof bieten sich nach einer sorgfältigen Wiederherstellung wuchtig groß bei sparsamer Durchbildung der Einzelheiten, als begeisternd schöne Beispiele spätmittelalterlicher

Burgenbaukunst dar.

Nichts kann den Gegensatz zwischen der aristokratischen Burg und der Bürgerstadt besser verdeutlichen als ein Gang um die Stadtmauer. Mauer und Marktrecht prägten den Stadtbegriff im mittelalterlichen Sinne. So hat der Mauerring sich dem Wachstum der Stadt anpassen müssen. Das System ist mehrfach verbessert worden. Man begegnet im Stadttinnern an mehreren Stellen Resten einer älteren Befestigung. Die halbrunden Streichwehren, die Türme am Pegnitzeinfluß, die Bastion "hinter der Veste", endlich die runde Ummantelung der kasemattierten "dicken" Türme sind spätere Ergänzungen, die dem bedrohlichen Fortschritt der Belagerungstechnik im Laufe des 16. Jahrhunderts begegnen sollten. Die Feuertaufe hat die bastionierte Befestigung niemals erhalten.

In romanischer Zeit hat es feste Herrensitze gegeben, deren Typus in dem Turmhaus gegenüber der Lorenzkirche, dem sogenannten Nassauerhaus, noch erhalten ist. Auch am Markt und am Egidienberg müssen einst derartige "Geschlechertürme" gestanden haben. Der Markt ist nicht organisch gewachsen, sondern seine ausgedehnte Fläche ist mit ausdrücklicher Genehmigung Kaiser Karls IV. an Stelle des Ghetto gegründet worden. Die meisterhaft dem Platze eingefügte Frauenkirche ließ Karl auf dem Boden der abgerissenen Synagoge errichten. Der "Schöne Brunnen", der mit Recht seinen durch die Jahrhunderte gepriesenen Namen trägt, wurde wenig später geschaffen. Damals setzt ein glänzender Auftrieb der Stadt ein. Noch vorher - 1256 ist die Weihe gewesen - war die Sebalduskirche emporgewachsen. Für die Gebeine des Titelheiligen schuf Peter Vischer mit seinen Söhnen zu Beginn des 16. Jahrhunderts sein erzenes Meisterwerk: das Sebaldusgrab. Noch zu Karls IV. Lebenszeit krönte Meister Heinrich Parler die St. Sebalders Baugeschichte mit dem auf schlanken Säulen emporschießenden Hallenchor, der in elfjähriger Bauzeit unter Dach kam (1361). Alle Teile der in drei Bauabschnitten zu ihrer heutigen Gestalt emporgeführten St. Lorenzkirche liegen etwa ein Jahrhundert später als die des älteren Gotteshauses. Der jüngere Bau deutet Anregungen von St. Sebald höchst schöpferisch im Sinne der Gotik um. Der Raum ist harmonischer; fließend weitet sich der Blick zu dem wohl sich breiten Chor, in dem Veit Stoßens Englischer Gruß schwebt und Adam Krafts Sakramentshaus bis zur Höhe der Gewölberippen emporblüht. Unerschöpflich der Reichtum, der in den mittelalterlichen Nürnberger Kirchen sich über die Reformation, den Barock und das (besonders feindliche) vorige Jahrhundert bis in unsere Zeit erhalten hat. Die frühzeitig zum Siege gelangte Reformation ist niemals bilderfeindlich gewesen. Noch heute brennt in der protestantischen Sebalduskirche als Tuchersche Familienstiftung eine ewige Lampe! Der Sinn für Überlieferung - wie könnte er auch fehlen in den Mauern einer solchen Stadt? Ihm ist die Erhaltung so vieler herrlicher Bürgerhäuser zu danken: des Dürer-, Peller-, Topler-, des Veit Stoß- und Sachshauses, um nur die denkwürdigsten zu nennen. So leben noch heute alte Leute in dem Heiliggeistspital, das malerisch an und über der Pegnitz gelegen, bereits im 14. Jahrhundert ein reicher Bürger stiftete. Auf Schritt und Tritt verflucht sich lebendige



Nürnberg. Weißer Turm.

Gegenwart mit der Geschichte. Nirgendwo konnte deswegen ein Haus besser am Platze sein als in der "deutlichsten Stadt", das von der Begeisterung der Romantik getragen, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unermüdlich an der Sammlung und Geltung alter deutscher Kunst und Kultur arbeitet: das Germanische Nationalmuseum. Hier wurde zum ersten Male mit der planmäßigen Rettung und Erforschung unserer mittelalterlichen Kunst begonnen, ohne haltzumachen vor Stammesunterschied und Landesgrenzen. Auf der großdeutschen Gesinnung des als freie Stiftung dem deutschen Volke gehörenden Germanischen Museums beruht nicht zum wenigsten seine starke, volkstümliche Wirkung. Bis in die neueste Zeit hat es sich, alte Ziele erweiternd, ausdehnen können: es ist ein kleiner Stadtteil für sich geworden.

Im Stadtbild schließt das großempfundene, größer geplante Rathaus die Altnürnberger Entwicklung ab. 1621 hat die Bevölkerung ihrer Unzufriedenheit über die großen Baupläne laut Ausdruck gegeben und ihre Weiterführung verhindert. Der Niedergang während des Dreißigjährigen Krieges hat für große Pläne vollends Geld und Gesinnung ausgehen lassen. Erst in der bayerischen Provinzstadt hat (seit 1809) wieder lebhafteres Aufblühen eingesetzt. Die Bevölkerungsziffer war von 40 000 Seelen im Jahre 1622 auf 25 000 im Jahre 1806 abgesunken, heute beläuft sie sich auf 415 000. Viele heute noch blühende Gewerbe führen eine Tradition der reichsstädtischen Vergangenheit weiter: die berühmte Lebküchnelei, der Nürnberger "Tand", der schon im Mittelalter "durch alle Land" ging, der Hopfenhandel und das durch ihn blühende kräftig exportierende Brauereigewerbe. Im 18. Jahrhundert kamen die Herstellung von Landkarten, die Bleistift- und Spiegelfabrikation hinzu. Die beiden letztgenannten stehen noch heute in Blüte. Das Zeitalter der Technik brachte Nürnberg eine verzweigte Maschinen- und Elektroindustrie, trotz dem Fehlen von Rohstoffen im engeren Umlande. Aber schon im Mittelalter hatte man sich da zu helfen gewußt. Nürnberg ist stets eine Stadt der Metallverarbeitung gewesen. Aus den Amberger Zechen bezog es Eisenerze, Fichtel- und Erzgebirge lieferten Kupfer, Böhmen Zinn. So bildete sich die Stadt zu einem Mittelpunkt des süddeutschen Verkehrs heraus, in dem sich die wichtigsten Handelsstraßen kreuzten. Mit allen Zentren Europas stand Nürnberg in Handelsbeziehungen.

Die Neuzeit hat einen anderen Aufbau der Bevölkerung gebracht. Durch die Industrie setzte ein mächtiger Zuzug ein, insbesondere aus der Oberpfalz. Geistigen und künstlerischen Zustrom gab es indessen wenig. Die Zentralisierung in München, die der einstige bayerische Staat planmäßig betrieb, hat in seiner zweitgrößten Stadt manches vernachlässigt. Um so glänzender ist die Anknüpfung des Neuen Reiches an die Kaisertradition Nürnbergs: aus der Stadt, die glänzende Reichstage in ihren Mauern erlebte, ist die Stadt der Reichsparteitage geworden. Mit der Bestimmung der "Goldenen Bulle" Kaiser Karls IV., dem Nürnberg so viel verdankt, ist [die Proklamation des Führers von 1933](#) vergleichbar. Die kaiserliche Verordnung besagte, daß jeder deutsche König seinen ersten Reichstag in Nürnberg zu halten habe; Adolf Hitler erklärte: "Für die Bewegung soll für alle Zukunft die Stadt der Ort unserer Reichsparteitage sein, in der wir zum ersten Male in einer gewaltigen Kundgebung den neuen deutschen Willen proklamierten." Für Tage wird Nürnberg alljährlich zur Millionenstadt. Der ehrwürdige Nimbus der altdeutschen Stadt wird von begeisterten Besuchern in alle deutschen Stämme getragen. Vor den Toren aber ist ein Aufmarschgelände im Werden, das nach Anweisung des Führers den neuen Aufgaben nicht nur praktisch gerecht werden, sondern die Gesinnung der Bewegung in großen steinernen Formen symbolisieren soll. Aus den Geländen des Luitpoldhaines, Dutzendteiches, Stadions und der Zeppelinwiese ist unter Hinzunahme von Teilen des Reichswaldes eine Einheit entstanden, die an Umfang die Altstadt um das Siebenfache übertrifft. Die unschöne Vorstadt im Südosten wird durch eine mächtige Verbindungsstraße mit dem Tagungsgelände verbunden werden, wo ein eigener Bahnhof die anrollenden Massen in Empfang nehmen wird. Die Aufteilung des Grundrisses hat eine eigenhändige Skizze des Führers festgelegt. Außer den rein praktischen Anlagen, die für die Unterkunft von etwa 350 000 Mann nötig sind, werden folgende Steinbauten den monumentalen Willen des Dritten Reiches ausdrücken: die Straße des Führers zwischen Gefallenenehrenmal und Ehrentribüne inmitten der Luitpoldarena, an die sich nach Osten eine zweite, weit größere Arena für

Vorfürhungen anschließen wird; die Kongreßhalle, die sich in Anlehnung an die Formen des römischen Colosseums am Ufer des Dutzendteiches zu annähernd 50 Meter Höhe erheben wird, und endlich die Halle der Kultur, die als architektonisches Gegengewicht zum Kongreßbau den Abschluß des ganzen gewaltigen Planes bildet. In dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist alles noch im Werden. Ein Heer von Werkleuten schafft an der Erfüllung eines Programmes, wie es seit Menschenaltern in Deutschland nicht mehr gestellt wurde. Vor den Toren der alten Reichsstadt, an der Grenze des Weichbildes der modernen Industriegroßstadt wächst eine neue Stadt, die Stadt der Reichsparteitage. Sie schlägt die Brücke aus der Geschichte zum Leben.



Rund um Odenwald und Spessart

Fruchtbare, dichtbesiedelte Ebene, darauf ausgedehnte Fabrikanlagen ihre Schloten zum Himmel strecken, deren Weite abwechselnd donnernde Fernschnellzüge und langsam daherkeuchende Güterzüge durch ein dichtes Eisenbahnnetz passieren läßt - Steilabfall rundlicher Bergkuppen mit festen Burgen, saftgrüne, in der Ferne bläulich wogende Laubwälder, von spärlichen Siedlungen durchsetzt, das ist der Gegensatz, den die Achse der obstreichen Bergstraße am Westabfall des Odenwaldes gegen die Rheinebene markiert. Und solch Gegensatz bietet sich auch dem Wanderer oder Paddler, wenn er die mächtige Mainschleife von Lohr über Wertheim und Miltenberg begleitet hat und bei Aschaffenburg die Umschreibung des Mainviereckes beendet, das von dem Waldgebirge des Spessart ausgefüllt ist. Die Eisenbahn Lohr-Aschaffenburg meidet den Durchbruch des Mains. Sie führt geraden Weges über die Höhe und bietet prachtvoll Ausblicke. Der Main zerschneidet die Einheit des teils kristallinen, teils aus Buntsandstein gebildeten Gebirges in die Zweiheit Odenwald-Spessart. Miltenberg, am südlichsten Knick der Mainschleife gelegen, ist einer der gegebenen Ausgangspunkte für beide Waldgebirge. "Es steht ein Baum im Odenwald, der hat viel grüne Äst!" Grüner, feierlich dunkelgrüner, auf schwarzem, weichen Humus gewachsener Buchenwald nimmt den Wanderer auf, der eben noch die unregelmäßig zum "Schnatterloch" emporsteigenden fränkischen Fachwerkhäuser bewundert hat. Er ist im **Odenwald**. Von Heidelberg, die Bergstraße entlang bis hinüber zum Engelsberg überm lachenden Maintal, von der trutzig das Neckartal sperrenden, zinnen- und mauerbewehrten Kaiserpfalz Wimpfen bis hinauf nach Aschaffenburg und Darmstadt zieht sich dieses liebe Waldgebirge, um dessen Bäume und Täler und Höhen Geschichte und Sage raunen von altersher, da Siegfried zur Bärenjagd ritt von Worms aus und vom grimmen Hagen erschlagen ward am Lindenquell im Odenwald. Geschichtlich reiches Land breitet sich vor dem Blick von der Höhe: riesige "Heunensäulen" liegen zwischen den mächtigen Felsblöcken, Zeugen römischer Provinzialkunst. Als mächtige Stützen eines römischen Tempels oder Palastes ausersehen mag die Arbeit der Steinmetzen Hals über Kopf im Stich gelassen worden sein, als siegreiche Germanenvorstöße die römische Linie sprengten. In Steinbach im Odenwald baute Einhard, Karls des Großen Vertrauter und Geschichtsschreiber, eine noch heute stehende steinerne Basilika. Michelstadts laubendurchbrochenes Fachwerkrathaus, Erbachs berühmte Sammlungen der Fürsten Erbach, Fürstenaus zauberhaftes Wasserschloß der gräflichen Linie Erbach-Fürstenu, Beerfeldens auf ragender Höhe düster dräuender steinerner Galgen, der Abtei Amorbachs festlich beschwingter Barock - das sind Wahrzeichen der Geschichte im Odenwald und Denkmäler der Stände, die sie machten.

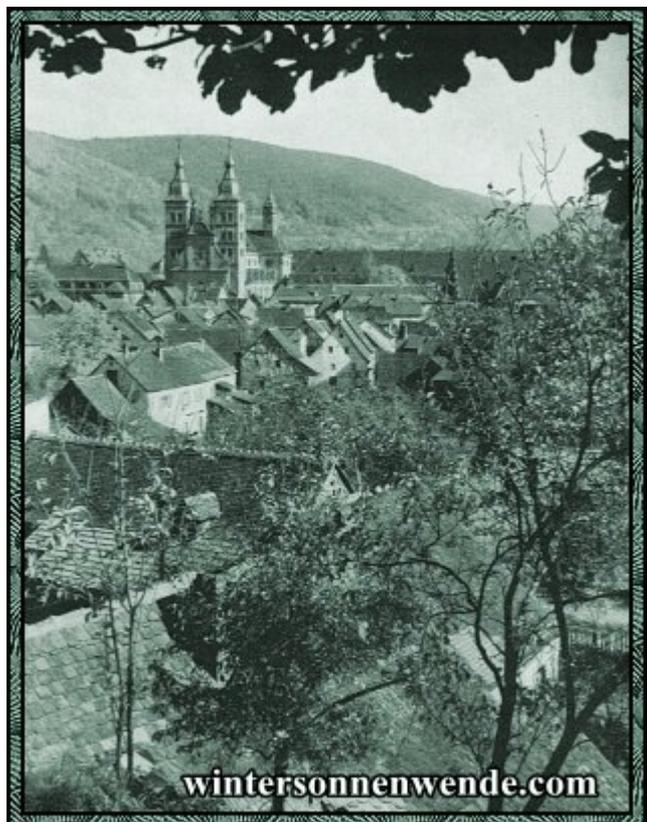
Die Haufen-, Straßen- und Waldhufendörfer des Gebirges folgen den in Nord-Südrichtung strömenden, reizvolle Tälchen bildenden Bächen und Fließchen. Die wanderlustige Zeit der Epoche der Romantik hat eine Vorliebe für die Burgen des Landes gehabt, deren meistbesungener, sagenhafter Held der nächtlich ausreitende Rodensteiner ist. Die Rittersitze auf Bergeshöhe, sie gehören zu dem Bilde der sanft geschwungenen Odenwaldhöhen, deren Reize am verschiedenartigsten von der Höhe des von Felsenmeeren umlagerten granitene Malchen (Melibokus) und der aus der Buntsandsteintafel emporragenden Basaltkuppe des Katzenbuckels



Amorbach (Odenwald).

erlebt werden.

Im **Spessart** fehlen derartige Ausblicke. Er ist ein Waldgebirge; man muß unter den dämmrig-einsamen Baumdomen, die nur gedämpft den Schall der Kulturlandschaft durchlassen, die schwachwelligen Höhenlinien "buchstäblich im Walde suchen", und man ahnt ein vielleicht ganz nahegelegenes Dorf nicht einmal. Das ist das Gebirge der großen Einsamkeit, in dessen bayerischem Teil Deutschlands wertvollste und riesigste Eichen ragen, die durch 3 bis 600 Jahre Stürmen und Wintern und Kahlschlägen getrotzt haben. Buchenwald mit Alteichen in lichter Stellung - der natürliche Bewuchs des Buntsandsteins - macht noch heute den Hauptbestand des Spessart aus. Nachweislich sind erst 1772 die ersten 5 Hektar mit Nadelhölzern bepflanzt worden. Von 1796 bis 1922 ist dann in den bayerischen Staatswaldungen des Spessart der Anteil der Kiefer von 0,4 auf 38 Prozent in die Höhe gegangen. Der Tatsache, daß etwa seit dem 11. Jahrhundert die riesigen Waldungen mit ihrem ungeheuren Wildreichtum als großgrundherrlicher Besitz und jagdbarer Wald bis zum 15. Jahrhundert ein für die Besiedlung verschlossenes Gebiet war, ist die Erhaltung der Spessartnatur in erster Linie zu danken. Das edle Weidwerk war ein Herrenhandwerk. Dem Bauern blieb der Wald versperrt. Heute noch in



Amorbach (Odenwald).

Resten festzustellende Feldmauern schützten seine von den Talsohlen aus in die dichten Forste hineingerodeten Gewanne. Kurmainzisches Jagdgebiet ist der Spessart gewesen. Die Bischöfe belehnten adlige Geschlechter mit etwa 20 sogenannten Forst- und Bachhuben, denen die Verwaltung und der Schutz des Waldgebietes unterstand. Mit Vorliebe wurden derartige Jagdschlösser in "obersten Talenden oberhalb der Waldhufendörfer" angelegt. Märchenhaft, im stillen Weiher sich spiegelnd, an bewaldete Hänge geschmiegt, träumt Schloß Mespelbrunn, die Geburtsstätte des großen gegenreformatorischen Würzburger Bischofs Julius Echter und jetziger Ingelheimer Besitz, von dem Halali jener alten höfischen Jagdfeste. Nachdem um die Wende zum vorigen Jahrhundert unter der Regierung des Fürstprimas von Dalberg auf Veranlassung der über Wildschaden klagenden Bauern, die die Feldmauern hatten verkommen lassen, rücksichtslos das Wild hatte abgeschossen werden dürfen, ist die Hege des Mittelalters in der Neuzeit mit Glück wieder aufgenommen worden. Der Spessarter Wildpark, in dessen etwa 6000 Hektar umfassendem Bereich die berühmten Saujagden des Prinzregenten Luitpold stattfanden, und der etwa 3300 Hektar große Wildpark des Fürsten Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, weidgerechte Hege und Winterfütterung, planmäßige Durchforstung und Pflege der Wildwiesen, Wildäcker und Salzlecken sorgen dafür, daß nach wie vor Schwarzwild, Hirsch und Reh durch die herrlichsten Laubhochwälder des Spessart ihre Fährte ziehen.

Das lichtscheue Räubergesindel, das einst in den Wäldern sich barg und noch in Wilhelm Hauffs unheimlichem *Wirtshaus im Spessart* spukte, ist längst verschwunden. Forsthäusern, Waldarbeitern und Waldhufendörfern begegnet der Wanderer, den auf glatten Autostraßen Kraftwagen bis in den Hochspessart, bis nach Rohrbrunn fahren. Wie im Odenwald so herrscht auch im Spessart das Einhaus vor, eine Art Schrumpfform des fränkischen Gehöftes: hoher Sandsteinsockel, der den Stall aufnimmt, an dem eine gedeckte Freitreppe zu dem Wohnhaus emporführt, über dessen Fachwerk ein steiles Dach abschließt. Diese "Stallwohnhäuschen" sind häufig recht primitiv, hat doch die Landwirtschaft die Dorfbewohner nicht mehr ernähren können und einen erheblichen Teil zu Wanderarbeitern werden lassen.

Die Armut hört auf und das behäbig-bäuerliche fränkische Gehöft bestimmt die ausgedehnten Dörfer, wo die städtchenreiche Bergstraße, das fruchtbare Bett des Mains und das tiefe Tal des Neckars beginnt. Da ist Geschäftigkeit, Handel und Wandel. Da ist der Frankfurter Stadtraum, die Spessartstadt Aschaffenburg, die hessische Landeshauptstadt Darmstadt (das südliche Stadtzentrum Heidelberg bleibe in diesem Zusammenhang einmal beiseite).

Der Umschlaghafen an der 1914-1921 kanalisierten Mainstrecke von Offenbach bis **Aschaffenburg** ist das Herz des modernen Aschaffener Wirtschaftslebens, das vielfach mit dem Spessart verbunden ist; das Bergland ist das gegebene Hinterland der Spessartstadt. Die arbeitsarme Bevölkerung ist oftmals in die Buntpapier, Kleider und Metallwaren erzeugende Aschaffener Industrie abgewandert. Vor dem Anschluß an Bayern (1814) herrschte über Aschaffenburg der Mainzer Krummstab. Georg Ridingers machtvoll trutziger, mit vier Türmen bewehrter Schloßbau der Johannisburg ist das zeitlose Denkmal der weltlichen Herren, die malerische Stiftskirche das nicht minder bedeutsame ihres geistlichen Regimentes. Die magische Künstlerpersönlichkeit Matthias Grünewald, der mainfränkische visionäre Deuter mittelalterlicher Legenden, malte seinen Maria-Schnee-Altar für diese Kirche, dessen ergreifend stilles Beweinungsbild noch in Aschaffenburg gezeigt wird. Ein Werk Cranachs, Arbeiten aus der Nürnberger Vischerwerkstatt deuten noch die Kunstfreudigkeit der Mainzer Herren an, obwohl die meisten Aschaffener Kunstschatze verschleppt worden sind.

Die natürliche Lebensader Aschaffenburgs ist der Main, dessen Ausgang das rheinische Mainz, dessen lebendigste, modernste und zugleich historisch reichste Stadt **Frankfurt** ist. Preisen wir mit Rudolf G. Binding die Schönheit Frankfurts! "Hingelagert in den breiten Thron deiner Ebene, die feine Linie eines Gebirges nicht zu nahe hinter dich gezogen, den Fluß, der dir zugehört, dicht an



Frankfurt am Main.

deiner Seite - so steht dein Bild, schöne Stadt Frankfurt, in der Seele derer, die dich lieben. Wie zur Schau hast du dich hingebretet, und kaum eine andere Stadt gleicher Größe empfängt den sich über die Brücken des Stromes Nahenden mit gleicher Gunst. Mühelos, vom Fluß hinan, hinab geleitet, umfaßt der Blick dein Ganzes, dein Bestes, dein Schönstes; die Anmut, die ewige Jugend deines Gesichtes. Sonderbar unbetont verschwinden vor ihm die Teile geringerer Schönheit, geringeren Ausdrucks. Vorstädte sind unsichtbar und werden dennoch gehant; Lagerbauten, steinerne Leiber, Kranen und Eisengefüge des Hafens liegen mainaufwärts gebannt, und die schweren dunklen, hochrippigen Raupen der Eisenbahnbrücken spannen sich fernab von deinem Antlitz oben und unten über den Fluß. Nirgends drängt sich Gewalt und Beleidigung bis in dein Herz. Wo sie sich breitmacht, siegst du durch Freiheit, durch Grazie, durch Reize des Alters, und mit dem jugendlich Neuen bist du niemals im Streit."

Die altbewährte Gunst der Lage an hochwasserfreien Ufern des Mains, der hier den letzten Odenwaldausläufer durchsägt, eine Furtlage, die Karl den Großen auf der Flucht vor den Sachsen mit seinem Heere gerettet haben soll - gegenüber von Frankfurt liegt Sachsenhausen! - diese Lage hat Frankfurt in neuester Zeit zum bedeutendsten Eisenbahnknotenpunkt werden lassen. Man verliert die Orientierung, wenn man die zahllosen Gleise der breiten Frankfurter Bahnkörper überfährt.

Schon die alte Reichsstadt, die Stadt des alten Krönungsdomes der Kaiser, die Stadt des anmutigen Römerberges zeigte ein Doppelgesicht. Frankfurt war die Messestadt des Mittelalters. Und dies ist die "irdisch nährende Quelle der Größe Frankfurts" als Handelsstadt gewesen. Hier traf sich zu Ostern und im Herbst Angebot und Nachfrage, strömte aus allen Gauen die deutsche Kaufmannschaft zusammen. Es müssen gebildete, großzügige und lebenslustige Patrizier gewesen sein, die im blühenden Jahrhundert der Reformation die Geschicke der Stadt lenkten. Allerdings hatte der Importhandel und das mit der Messe verbundene Geldgeschäft auch schwarze Schattenseiten. Luther klagte, die Frankfurter Messe sei das Gold- und Silberloch, "dadurch aus deutschen Landen fließt, was nur quillt und wächst bei uns und gemünzt und geschlagen wird".



Frankfurt am Main. Der Römer, das alte Rathaus.

Schon aus dem 13. Jahrhundert wissen wir, daß zahlreiche Juden den Geldverkehr an sich gerissen hatten und niederträchtig mißbrauchten. Während noch 1240 in Frankfurt 180 Juden deswegen "teils erschlagen, teils verbrannt" wurden, sah man im 18. Jahrhundert untätig zu, wie 40 bis 50 Wechseljuden nichts anderes taten, als "gute Münze aufzukaufen und schlechte in Umlauf zu bringen!" (R. Huch).

Mitten zwischen den aus dem Alten Reich in die geschäftige Frankfurter Gegenwart hineinragenden Bauten steht am Großen Hirschgraben das Geburtshaus Goethes, darin er die Welt mit dem Götz, dem Clavigo und Werther beschenkte. Und neben dieses ehrwürdige Haus Frankfurter Geistes stellt sich die Paulskirche, darin 1848 die klügsten und liberalsten Geister vergebens um die Form eines Großdeutschland debattierten und in solcher tatlosen Redetätigkeit allerdings nur die Erben der endlosen Parlamente der alten Reichstage blieben! Eine der schönsten Hinterlassenschaften Frankfurter Kulturbewußtseins aber ist das Kunstinstitut, das nach dem Stifter Joh. Fr. Staedel seinen Namen trägt. Ob die junge Frankfurter Universität, die die stolze Tradition der entrissenen Straßburger Alma mater übernommen hat, eine Zukunft haben wird? Fast möchte man glauben, Industrie und Handel werden Frankfurts Zukunft bedeuten. "...Vorstädte sind unsichtbar und werden dennoch geahnt." Der Vorort der chemischen Industrie - Teerfarben und Heilmittel von Weltruf - heißt **Höchst**. Die Verwaltung der I. G. Farbenwerke sitzt in Frankfurt. Sie ist eine der Säulen deutscher Weltgeltung. Der Vorort der Lederfabrikation heißt **Offenbach**, der Diamantschleifern und Edelmetalle **Hanau**; beides junge Gründungen, denen die Ansiedlung französischer Hugenotten bzw. reformierter Flamen und Wallonen dank ihrer Spezialkenntnisse gutes Gedeihen gebracht hat.

Schon sausen auf der Reichsautobahn Frankfurt–Darmstadt die meisterhaft gebauten neuen Autobusse dahin, und sieht man auf der breiten Bahn die Modelle der Opelwerke aus Rüsselheim ihre Probefahrten zurücklegen. **Darmstadt**, die vornehm-stille Residenzstadt, deren künstlerisch-musikalische Kultur, deren Ausstellungen und Künstlerkolonie dank der begeisterten Förderung durch den Großherzog Ernst Ludwig vor dem Kriege zu glänzender Blüte gelangt war, Darmstadt wird durch die neue Schlagader der Autostraße zweifellos Auftrieb durch die weltgewandtere

nördliche Schwesterstadt erfahren. Frankfurt wird in Zukunft im Schnittpunkt der Reichsautobahnen Nord–Süd und Ost–West liegen. Von Frankfurt aus trägt der Zeppelin den Ruhm deutscher Technik und Friedensliebe durch die Welt. Gleichzeitig mit der Frankfurter Zeppelinhalle entstehen in Rio de Janeiro und in Sevilla Hallen, die mit einer Länge von 281, Höhe von 55 und Breite von 60 Metern Riesenluftschiffe, wie sie für die Zukunft geplant sind, aufnehmen können. Aus der Gondel des



Weltflughafen Frankfurt am Main.

Luftschiffes, wo die irdischen Entfernungen zusammenrücken, hinter dem Fenster des Autos, dessen Bahn die Landschaft zerschneidet, wird man den Gegensatz von Kultur- und Naturlandschaft als Augenerlebnis vor sich haben, den Gegensatz des aus Deutschlands Südwesten in die Welt hinausstrahlenden Stadtraumes Frankfurt und der in sich gekehrten Bergwälder im Odenwald und Spessart, die den Silberbändern des Main und Neckar ihr immergrünes Lied singen.



Drei alte Reichsstädte

Der Dreiklang **Rothenburg, Dinkelsbühl, Nördlingen** besitzt auch für den Ausländer einen Reiz, mit dem sich ihm Idealvorstellungen von altdeutscher Lebenskultur verbinden. Obgleich das Gesicht der Städte die Züge einer etwa gleichen Entstehungszeit trägt, sind sie ihrem Wesen nach grundverschieden. **Rothenburg**: das ist das fränkische Jerusalem, ein Vergleich, der dem Kaspar Bruschius im 16. Jahrhundert bei dem Blick von der Engelsburg herab über das tief eingeschnittene Taubertal hinauf zur türmereichen "Stadt in Franken lobesam" in Erinnerung an die ähnliche Lage Jerusalems eingefallen ist. **Dinkelsbühl**: das ist die Stadt mit der Flußlage "im stillen Tale der dunklen Wörnitz". Dies und die Lage an dem natürlichen Kreuzungswege des Ost–West- und Nord–Südverkehrs hat wesentlichen Anteil an der Geschichte Dinkelsbühls gehabt und auch an der Gestalt der Stadt **Nördlingen**, der Stadt des Rieses. Ihr Grundriß wiederholt die rundliche Kesselform des vulkanischen Seegebietes, ihre fünf Haupttore nehmen die Hauptverkehrsstraßen des Rieses auf und sammeln sie im natürlichen Stadtmittelpunkt, dem Marktplatz.

Wie kommt es, daß die drei Städte, deren mittelalterliche Bedeutung durch den wohlerhaltenen Mauerring außer Frage steht, heute kleine Landstädte mit etwa 9000, 5700 und 8500 Einwohnern sind, daß ihre Entwicklung im wesentlichen abgeschlossen war, ehe entseelte Unternehmerbauten des Maschinenzeitalters den mittelalterlichen Bannkreis sprengen, ehe das Weichbild der wie ein Wunder in unserer Zeit stehenden Bürgerstädte einer dreimal überholten altdeutschen Kultur beeinträchtigt oder gar zerstört werden konnten, wie an so vielen Plätzen unseres Vaterlandes? Eine erste Erklärung gibt das Ende der - freilich bereits zur Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen - reichsstädtischen Freiheit. 1802 bzw. 1803 fielen Rothenburg und Nördlingen der Mediatisierung zum Opfer. Sie wurden Landstädte der bayerischen Krone. Dinkelsbühl hatte bereits 1731 Beschränkungen des Stadtreghimentes erfahren, hatte Erwerbsgelüste der Öttingischen Grafen und der Ansbacher Markgrafen zurückzuweisen. Nachdem die schwer verschuldete Stadt 1804 an Preußen gefallen war, nahm 1806 endgültig Bayern von ihr Besitz. Die Verfassung einer versunkenen Zeit ging in der Ordnung einer größeren Einheit auf.

Ein zweiter nicht minder folgenschwerer Eingriff war die neue Grenzföhrung. Alle drei Städte liegen auf der Grenzlinie nach Württemberg. Rothenburg büßte auf dem Tauschwege die Hälfte seines einstigen Reichsgebietes an das westliche Nachbarland ein. Damit war den Städten die Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz entzogen. Denn ein Ersatz wurde nicht geschaffen. Die Haupt Eisenbahnlinien meiden die Städte. Es ist noch heute langwierig, nach Rothenburg und Dinkelsbühl zu reisen, wenn die Sonderzöge der Hauptreisezeit weggefallen sind. An dem Beispiel der schönsten altdeutschen Reichsstädte wird eindringlich die Folge der Umwälzung deutlich, wie sie die "so allgemeine und so reißend schnell durchgeföhrte Umlegung aller großen Verkehrsstraßen" im Zeitalter der Kunststraßen und der Eisenbahnen heraufgeföhrte hat. Die Großstädte haben die Herrschaft über das Land angetreten; einst blühende kleine und mittlere Herrenstadte mußten verblühen. Das neuzeitliche Schienen- und Kunststraßennetz hat infolgedessen die umgekehrte Wirkung wie das mittelalterliche Straßensystem. Einst siedelten sich Städte und Dörfer an den umständlich geföhrten Straßen an, die bis in die entlegensten Winkel ausstrahlten und das Land individualisierten, heute wählen die Verbindungsstraßen den kürzesten Weg, sie zentralisieren das Land (Riehl). Wie eine Ironie des Schicksals wirkt es daher, wenn man hört, daß gerade Kleinstaaten es waren, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der Anlage von Kunststraßen begannen. Die erste moderne Chaussee soll im Ries, zwischen Öttingen-Spielberg und Nördlingen gebaut worden sein. W. H. Riehl, einer der Wiederentdecker vergessener altdeutscher Stadteschönheiten, schreibt dazu: "Jene Staaten ahnten die gewaltige, staatlich zentralisierende Macht eines vollendeten Straßensystems nicht, sie ahnten nicht, daß sie doch eigentlich nur die Wege ebneten, damit ihre eigene Souveränität desto geschwinder auf denselben zum Land hinausfahre."

Ihre reichsstädtische Verfassung danken die drei Städte den Kaisern Friedrich II. und Rudolf von Habsburg. Nördlingen wurde unter dem Stauer freie, nur dem Kaiser untertane Stadt, dem Rat und Bürgerschaft den Huldigungseid zu leisten hatten; Dinkelsbühl 1273, Rothenburg 1274. Ihre große Zeit aber hatten die Städte erst im 14. und 15. Jahrhundert, als sie sich die Form schufen, in der wir sie bewundern, als seit 1489 die Reichsstädte zwar ihre gegen die Föhrsten gerichteten Sonderbündnisse aufgeben mußten, aber dafür die Reichsstandschaft erwarben und als solche nicht anders wie die Landesherren Sitz und Stimme im Reichstage hatten. Unter der Regierung der stadtefreundlichen Kaiser Karl IV. und Wenzel gelang es Rothenburgs genialem Bürgermeister Heinz Toppler, ein nur wenigen anderen Städten gewährtes Vorrecht durchzusetzen, nämlich das Recht, den Reichsvogt durch den Rat selbst wählen zu dürfen, den völligen Blutbann und die Befugnisse des kaiserlichen Landgerichtes zu erwerben. Der Rothenburger Reichstag von 1377 machte den Anfang zu dem beispiellosen Aufstieg der Stadt, die ihrem größten Föhrer seine Taten schlecht gedankt hat. Im Verfolg einer von Rothenburg tapfer und mit Erfolg geföhrten Fehde mit dem Burggrafen von Nürnberg und dem Bischof von Würzburg war die Reichsacht verhängt und Toppler des Verrates angeklagt worden. 1408 endete er im Kerker. Das reizende "Topplerschlößchen" im Taubergrund und die erweiterte Stadtbefestigung sind die Denkmäler des tragischen "Königs von Rothenburg" in der von ihm zur GröÙe geföhrten Stadt.

Auf dem sanft geneigten rechteckigen Marktplatz, dem das majestatliche Rathaus, der Ausblick in die wohlhabende patrizische Herrengasse, der reizende St. Georgsbrunnen, die hallende Weite des Platzraumes einen festlichen Zug wahrhaft hochgemuten Selbstbewußtseins verleiht, stehen wir im Kern der alten Stadt. Leicht kann man von der südlich gelegenen Johanneskirche aus, wenn man den konzentrisch geföhrten Gassen über den Markus- und Weißen Turm zum ehemaligen Dominikanerinnenkloster folgt, sich den Verlauf der ältesten Ummauerung klarmachen. Ein kleines Gebiet, denn im Westen gab der steile Tauberabfall eine natörlliche Grenze und glänzende Befestigungsmöglichkeit. Die Herrengasse endete am Burgtor, dem Zugang zu der auf langgezogener Bergzunge beherrschend angelegten Burg, von der wir Kunde haben, längst bevor es eine Stadt Rothenburg gab. Seit dem 10. Jahrhundert saßen hier die Grafen von Rothenburg. Kaiser Heinrich V. verlieh sie 1116 seinem Neffen Konrad von Hohenstaufen, der die Vorderburg errichten



Rothenburg ob der Tauber. Der Markus-Turm.

ließ. Von dieser Reichsfeste aus erteilte 1172 Barbarossa der Siedlung das Weichbildrecht; die Anfänge zur Stadt waren damit gelegt. Schon 1204 war der erste abgesteckte Rahmen für sie zu eng geworden. Man konnte darangehen, nach Osten hin sich erstreckendes Gartenland in hufeisenförmiger Erweiterung zu ummauern. Die letzte Abrundung, wie schon erwähnt, gelang der Führung Topplers durch die Einbeziehung des südlichen Spitalviertels, unter meisterhafter Ausnutzung der Steillage über der Tauber. Die Stadt folgt der Schleife, die der Fluß zu ihren Füßen zieht. Die Außenbezirke ordnen sich bescheiden dem vornehmen Stadtkern unter. Die Häuser werden einfacher, die Bevölkerung handwerklich oder ackerbürgerlich. Noch heute erinnern die Straßennamen an die einst dort ansässigen Handwerke. Die Hauptstraßen selbst führen alle über den Marktplatz. Man lasse sich durch die malerischen, immer wieder begeisternden und zu beschaulichem Verweilen einladenden Straßenzeilen nicht täuschen: auch in dem scheinbar so regellosen, so wie ein natürliches Gebilde gewachsenen Rothenburg sind die Gassen nach einem vorbedachten Plan geführt. Dies ist das Gesetz, nach dem sich die in sechs Wachten eingeteilten Stadtteile um ihren natürlichen Mittelpunkt kristallisieren: das Gesetz der Wehrhaftigkeit. Im Angriffsfalle mußten die der allgemeinen Wehrpflicht unterliegenden Bürger schnell an die bedrohten Partien der Mauer, zu den schwer bewehrten Türmen geworfen werden können. Die Torwächter und die Wache auf dem Rathausturm



Rothenburg ob der Tauber. Das Rathaus.

hatten die Pflicht, bedenkliche Bewegungen im Felde sofort zu signalisieren. Der raschen Verbindung diente der Wehrgang, den abzuwandern zu den allerschönsten Erlebnissen in Rothenburg zählt. Immer wieder öffnen sich neue Blicke über die Dächer, deren in warmem Rot leuchtende Schrägen auf steil sich reckenden Fachwerkgiebeln bei jeder Mauerbiegung in immer neuen Überschneidungen und Gruppierungen von dem jäh emporschießenden Rathausturm, dem doppeltürmig flankierten gestreckten Schiff der Jakobskirche, den zierlich behelzten Tortürmen überragt werden. Alle 150 Meter, in dem Abstände eines Pfeilschusses, werden Mauer und Wehrgang von Türmen unterbrochen. Sie sitzen wie 35 Gelenke in dem steinernen Mantel der Mauer. In dem am meisten gefährdeten östlichen Zuge stehen noch 12 Streichwehren im Graben. Die Straßenköpfe schützen das Klingen-, Würzburger-, Röder-, Spital- und Koboltzeller Tor. Sie wurden aus Torburgen gegen Angriffe verteidigt. Es war keine Kleinigkeit für den Belagerer, eine solche kleine Festung zu nehmen. War ihm geglückt, das erste Torhaus mit Zugbrücke und Tor zu besetzen, so stand ihm ein deckungsloser geschlossener Hof bevor. Graben, wiederum ein Torhaus mit Fallgatter und Zugbrücke, der Zwinger und endlich der eigentliche Hauptturm. Erschwert wurde die Einnahme noch durch mehrfache Biegungen des Weges durch die Torburg, so daß der Gegner die Einfahrt nicht unter Strichfeuer nehmen konnte. Eine immerwährende Sorge mußte das gefährdet gelegene Spitaltor im Süden der Stadt bleiben. Die 1586 vollendete Bastei ist der modernste Rothenburger Verteidigungsbau. Der Stadtmeister Leonhard Weidenmann verwertet die Befestigungstheorie Albrecht Dürers. Zwei ovale Höfe, Streichwehren zum Auffahren schweren Geschützes, Kasematten zum Bestreichen des Grabens, prachtvolle Buckelquadern, deren Auskragung das Einhaken von Sturmleitern erschweren sollte. Vor der drohenden Bastion aber rauschen die Linden ihr altes Lied, träumen von der alten Reichsgröße, wie ihre Vorfahren, die den Einlaß Begehrenden, bevor noch Brücke und Tor geöffnet waren, einen ersten schützenden Willkomm der Stadt entboten. "*Pax intrantibus, Salus exeuntibus*" - Friede den Ankömmlingen, Heil den Scheidenden - grüßt ein Spruchband von der Bastei herab.

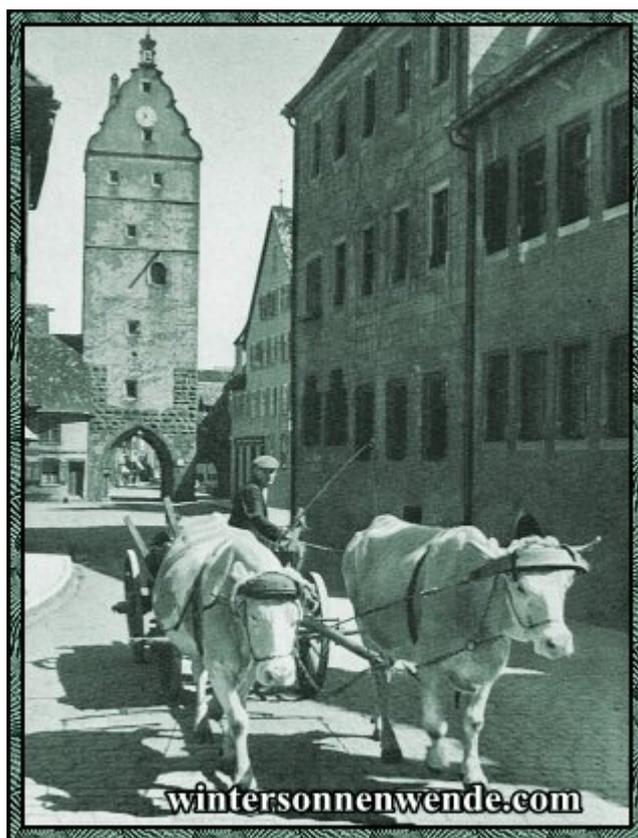
Zu der Herrschaft Rothenburg gehörten im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts 167 Ortschaften mit 20 000 Einwohnern. Seit den Hussitenkriegen wird dieses Umland durch die Landhege dem Verteidigungsnetz miteinbezogen. Noch heute stehen einsam, mitten in der Landschaft, sechs Landtürme des aus einer doppelten Umwallung mit Dornhecken zu einem bedeutenden Hindernis ausgebauten Schanzwerkes. Der Obhut der städtischen Hegereiter war die Anlage unterstellt. In dem reizend winkligen Hegereiterhaus im Spitalhof hatte der Beamte seine Dienstwohnung.

Diese Andeutungen über das "Rothenburg in Wehr und Waffen" mögen angesichts der Schönheit des Stadtbildes sehr nüchtern klingen. Aber man hat mit dem Wissen um die kriegerische Sendung ein leichtes Mittel bei der Hand, diese Schönheit nicht nur zu genießen, sondern auch zu verstehen. Denn darin ist der Sinn dieser Schönheit am herrlichsten erfüllt, daß er aus dem Bedürfnis der um ihr Rathaus und um ihre Stadtkirche gescharten Bürgergemeinde, aus der Lebensnotwendigkeit und Geschlossenheit einer Zeit gefunden wurde. In der Einheit liegt die Schönheit dieser verwunschenen Stadt. Vor dem vom Bahnhof kommenden Reisenden versinkt die Gegenwart, sobald die glatte Asphaltstraße aufhört, und er auf holprigem Pflaster die beiden Rödertore durchwandert; wer den Taubergrund entlangkommt, dem öffnet sich überraschend auf beherrschender Höhe der Anblick der Stadt, und man wandere im Tale weiter an dem Riemenschneiderkirchlein von Dettwang vorüber, um den ganzen wechsellvollen Umriss zu genießen, von der Höhe der Engelsburg bei Abendsonnenschein oder im Mondenglanz das vieltürmige Bild zu schauen und über die doppelbogige Tauberbrücke - ein trotziges Denkmal aus Rothenburgs politisch großer Zeit - den Zugang durch das Koboltzeller Tor zu gewinnen. Die mähliche Steigung des Weges überwachend entfaltet das Plönlein alle Reize Rothenburger Stadtbaukunst: Durchblick auf zwei Türme, die als Blickfang sich zwischen die Giebelwände der Straßenzeile sperren, ein aus Fachwerkmuster und Durchfensterung bestehendes Haus, das schmal wie ein Schiffsleib die Straßengabel zu schöner Einheit zusammenschweißt. Giebel an Giebel, treppenförmig gestufte und gerade Schrägen, Schnecken in bunter Abfolge, jedes Einzelhaus sich

einordnend in die "Schnur" der Gassenwand. Schnittige Steinmetzarbeiten wie die Schauseite des "Baumeisterhauses" setzen prunkende Akzente. Und ist nicht das Meisterwerk des Leonhard Weidenmann, sein Rathausneubau, den er mit dem älteren gotischen Turm- und Giebelbau zu einer jeder Symmetrie baren, einzigartigen Ecklösung, zu einem Gebieter über Platz und Stadt zusammenschloß, ist dieses schönste deutsche Rathaus nicht der reichere Bruder all der anderen kleinen Rothenburger Häuser? Die springende Unruhe des Umrisses, die Achsenvielfalt der Bogenfenster und Dachluken, der aus der Mitte gerückte Treppenturm, der übereck gestellte Erker: in jeder Einzelform zuckt und sprüht die Phantasie des fränkischen Rothenburg, durchsättigt der die Zeiten überdauernde Stammes- und Stadtcharakter die Stilformen der deutschen Renaissance, deren schattenwerfende Profile schwer und reif neben dem zarten Giebel des gotischen Nachbarn stehen.

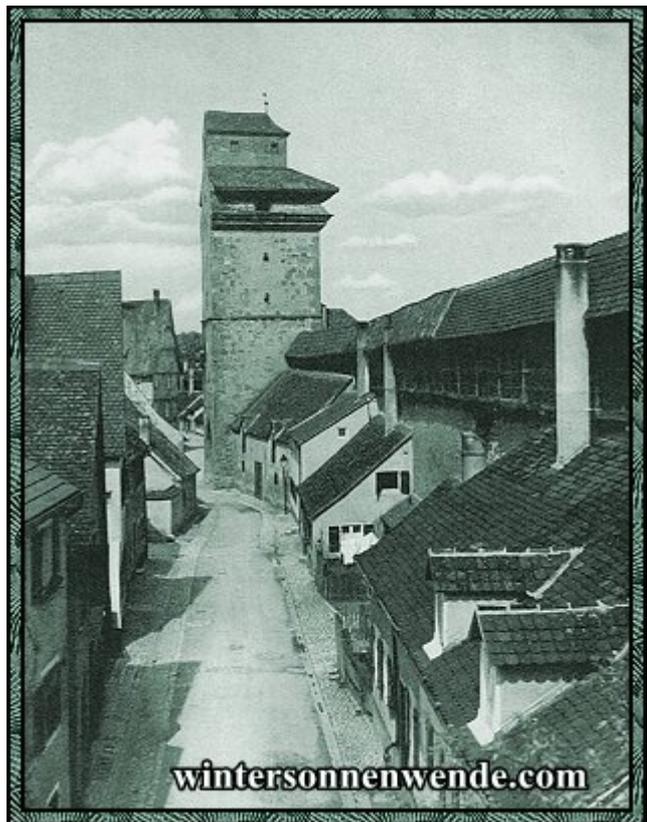
Unbedingter als die Riemenschneiders Blutaltar umschließende Rothenburger St. Jakobskirche beherrscht die dem Ritter Georg geweihte Pfarrkirche zu **Dinkelsbühl** das Stadtbild. Gewaltig erhebt sich das riesige Dach der schönsten süddeutschen Hallenkirche über die niedrigen Giebel der behaglichen Bürgerhäuser. Die Flußlage hat dem Stadtplan größere Weiträumigkeit verstatet. Die Häuser dehnen sich wohliger an den breiten Straßenplätzen, die sie gestaffelt besetzt halten. Schwäbische Lust an Raum, sonnigen Plätzen und langfallenden Schatten ist das, die sich in Dinkelsbühl mit fränkischen Zügen begegnet.

Seit Jahrhunderten schwanken hochbeladene Ochsespanne durch die Tore. Längst ist der Tuchmacherei und den Sensenschmieden anderswo Konkurrenz entstanden. Schwer hat die kleine Reichsstadt um ihre Selbständigkeit gegen die ständig fehdelustigen Grafen von Öttingen kämpfen müssen, schwer der Religionskampf um den Glauben der Dinkelsbühler getobt. Mit harter Hand hat Karl V. die frühzeitig zum Protestantismus übergetretene Bürgerschaft zum alten Glauben zurückgeführt, dem noch heute die Mehrzahl anhängt und die Georgskirche dient. Hart aber hat auch die Bürgerschaft ihre eigene Macht behauptet, wie das Schicksal der Nachbarstadt **Feuchtwangen** dartut, die nicht zur Macht kam, weil es den reichen Dinkelsbühlern nicht gefiel. Immer wird die Stadt selbst das schönste Denkmal dieser stolzen und reichen Geschlechter bleiben. Ihre bald sich weitenden, bald sich verengernden Straßen, ihre schönen Durchblicke auf abgeklärt ruhig wirkende Türme scheinen zum langsamen, genießenden Verweilen geradezu geschaffen. Größe und Beschränkung: beides hielt zukünftiges Schicksal für die Bewohner dieser Stadt in der Hand. Die Nachfahren jener stolzdemütigen Generationen, die ihre letzte Kraft daransetzten, ein Gotteshaus zu bauen, das dreimal soviel Raum bot wie Einwohner bauten und beteten, die Nachfahren fielen der Beschränkung durch die Mauer zum Opfer. Wie seltsam klingt doch der Satz des liebenswerten Christoph von Schmid, eines Sohnes der Stadt, der den Brauch der St. Ulrichsprozession zur Kapelle vor der Stadt mit der Begründung begrüßt, weil dadurch die Bewohner, "die sonst nicht hinausgehen würden, hinausgeführt werden, damit sie den Segen Gottes auf Wiesen und Feldern auch einmal ansehen mögen".



Dinkelsbühl.

Ob in **Nördlingen** ein solcher Geist der Enge je eingezogen ist? Fast möchte man glauben, daß der Schein der Weltgeschichte, der in den Nottagen des Jahres 1634 jäh über Nördlingen aufgezuckt war, als sich durch die Niederlage Bernhards von Weimar das dreißigjährige blutige Ringen zu entscheiden begann, noch später nachgeleuchtet hat. Der junge Kaiser Ferdinand II. ließ die Stadt ihren Trotz nicht entgelten. Sie durfte protestantisch bleiben. Damals haben von dem Wahrzeichen der Stadt, dem "Daniel" der Georgskirche, schwelende Pechkränze als Notzeichen der verzweifelten Bürger dem schwedischen Entsatzheer durch das nächtliche Ries entgegengeleuchtet. Die Beschießung hat nur geringen Schaden angerichtet. Im Jahre 1651 konnte Andreas Zeidler den intakt gebliebenen runden Grundriß zeichnen; unverändert bietet er sich dem heutigen Blick von der Höhe des Turmes. 18 Türme bewachen die Mauer, locker, zu einzelnen Blöcken regelmäßig geordnet liegen die Häuser, aus deren traulich-behägiger Gemeinschaft sich allein das freistehende



Nördlingen. Wehrgang aus dem 14. Jahrhundert.

Rathaus mit der schönen gedeckten Freitreppe löst. Keine überraschenden Durchblicke, keine fränkische Romantik gibt es in der schwäbischen Stadt der Färber, Gerber und Lodweber; alles ist klar, alles ausgerichtet nach dem schlanken Mittelpunkt des Daniel. Düster, massig und drohend stehen die runden oder mit schweren Hauben abgedeckten Festungstürme Wolf Waldbergers († 1613) über der älteren Mauer: ein wehrhaftes Bild der Reichsstadt, die ihre Rechte gegen 15 Landes- und Grundherren im Ries zu behaupten wußte. Nördlingen blieb die "Königin des Rieses", die gar wohl Hof zu halten wußte. Sie brauchte sich keine fremden Meister, wie ihre Schwesterstädte, zu verschreiben: der Stadtmaler Friedrich Herlin, der Dürerschüler Hans Schäuffelein schufen für sie. Die Kreuzigungsgruppe in der Stadtkirche ist eines der ergreifendsten Schnitzwerke unserer altdeutschen Plastik. Im sehenswerten Rathausmuseum findet man auf einem Altarflügel Herlins Nördlinger Bürger als Stifter solcher eigenständigen Kunst dargestellt: andächtig knien sie in einem Kirchengestühl. Ihr Blick ist klar, kühl und durchdringend. Wie diese frommen schwäbischen Männer blickt ihre Stadt: hart und geradsinnig, "nüchtern und ehrbar".

Das schwäbisch-fränkische Stufenland

Schwäbisch-fränkisches Stufenland: das ist das reichgefaltete und zertalte, im Landschaftscharakter überaus wechselvolle Gebiet, das sich östlich von Schwarzwald und Odenwald anschließt, das im Norden von der Rhön und dem Thüringischen Vorland, im Osten von den bayerischen Grenzgebirgen umrandet ist und dessen südliche Grenze im wesentlichen der Donaulinie folgt. Es ist das eigentliche Herzstück des süddeutschen Raumes. Durch die mächtige räumliche Ausdehnung ist der Begriff des Stufenlandes recht blaß. Er erfährt erst Leben durch die Teillandschaften, die er umschließt: das Neckar- und Mainland, den vulkanischen Kessel des Ries und die beiden Schwesterlandschaften der schwäbischen und fränkischen Alb.

Das **Neckar- und Mainland** zeichnet sich dadurch aus, daß harte und weiche Gesteinsschichten

unmittelbar aufeinanderliegen, die ein ausgesprochenes Stufenland bilden. Im Gegensatz zu den Gebirgslandschaften der Alb ist es Hügelland: im Neckargebiet liegt es zwischen 200 und 400 Metern, im Mainland zwischen 300 und 350 Metern hoch. Da gibt es frühbesiedelte, fruchtbare Ebenen, in die die Flußtäler sich eingesenkt haben. Die Einheit dieser Ebenen mit den Hängen hinauf zu der über ihr liegenden Stufe hat man sich gewöhnt als **Gäulandschaft** zu bezeichnen. In die Gäuflächen des Muschelkalks und der Lettenkohle tief eingeschnitten und vielgewunden, unvermittelt aus Steiltälern in sonnenbestrahlte Prall- und Gleithänge übergehend, durchziehen Neckar und Main mit ihren Nebenflüssen den Raum. Ihre Muschelkalktäler und die Gäuflächen prägen die Eigenart der Gäulandschaft, deren gelblich-grauer Boden sich scharf abgrenzt gegen das tiefe Rotbraun des Buntsandsteins im bayerischen Odenwald und im Spessart. Während der Neckar in steilem Einschnitt etwa 100 Meter tief den harten Muschelkalk durchstößt, liegt die Talsohle des breiteren Mains bis zu 200 Metern unter den Hochflächen. Die Enz und die Rems, die Murr und der Kocher, Jagst und Rednitz, Altmühl, Würnitz und Nab schließen sich in einzelnen Abschnitten ihres Laufes diesem Taltypus an. Der durchschnittlich etwa 100 Meter mächtige Muschelkalk baut sich aus übereinandergeschichteten Bänken auf, die an den häufig kühn geschwungenen Flußwindungen in schroffen und spitzigen Dolomitmäulen zutage treten oder von Menschenhand zu den Aufschüttungen und "Steinriegeln" der terrassierten Weinberge verwendet worden sind. So steht der Lauf der Flüsse in sichtbarer Abhängigkeit von der Gesteinsart. Sie verleiht dem Neckarland den romantischen Zug ins Große. So gibt es bei Besigheim am Neckar "Felsengärten", die sich mit einer Randklüftung bereits vom Gebirgsstock gelöst haben und gelegentlich in Felsstürzen zu Tal gehen. Der mäanderartig geschlungene Flußlauf umzieht sogenannte "Umlaufberge", die von zwei Seiten umspült sind und von deren Höhe man umfassende Blicke über die bewaldete Weite des unruhig bewegten Umlandes genießt. Die Baar im Osten des mittleren Schwarzwaldes, wo Donau und Neckar entspringen, Kraichgau, Backnanger Bucht, die Hohenlohesche Ebene, der Taubergrund, Ochsenfurter und Schweinfurter Gau, das Grabfeld sind derartige Gäulandschaften, um nur die bekanntesten zu nennen.

Wer eine dieser Gegenden durchwandert und ihre Eigenart erlebt hat, spürt bald den landschaftlichen Unterschied, wenn er die Gäulandschaft verläßt und die Keuperstufe erstiegen hat. Etwa 150 bis 200 Meter erhebt sich die aus Mergeln und Keupersandsteinen geformte Stufe über den Gäu. Weiche Rundungen überkuppen die weiten Hochflächen, die aus recht undurchlässigem Gestein bestehen. Die Flüsse haben kaum Gefälle. Behäbig ziehen sie in geräumigen Tälern dahin. Die Regnitzfurche ist ein Beispiel für viele. Das fränkische Gebiet ist die klassische Landschaft des Keupers. Die Frankenhöhe, Steigerwald und Haßberge kennzeichnen den in Nord-Südrichtung verlaufenden Steilabfall zu den Gäuflächen. Charakteristisch für die fränkische Keuperstufe sind die Flugsande und Dünen, insbesondere im Nürnberger Umland, das manchmal märkische Züge tragen kann in ihrem herben Waldwuchs und der ausgesprochenen Sandflora.

Der Gäu ist das Land des Pfluges, der reichen Bauerndörfer und -höfe. Im Neckargebiet spricht man vom reichen Unterland. Wogende Ährenfelder, saftige, von "Kleeblattflora" verschwenderisch überschüttete Wiesenabhänge auf der Sonnen-, frische Laubwälder auf der Wetterseite wechseln mit gesegneten Weintälern ab. Keine größere Überraschung, als wenn man auf den Hochflächen wandernd plötzlich vor dem tief eingeschnittenen Tal all dieser reizenden, in ihrer Eigenart so verschiedenen Flüsse steht. Der Mensch hat das Malerische dieser Landschaft allorts noch vermehrt. Burgen beherrschen in aussichtsreicher Lage die Täler, Städte sind geschickt einer engen Tallage eingeschmiegt oder liegen wehrhaft hoch "ob" dem Flusse. Gerade dort, wo Keuperstufe und Gäu zusammenstoßen, sind süddeutsche Landschaft und süddeutsche Kunst in reinsten Vollendung vereinigt: Schwäbisch Hall ist ein leuchtendes Beispiel für solche Lage. Oder man denke an den Stuttgarter Talkessel, wo sich am Keuperrande, an der Vereinigung dreier Täler eine Landschaft von einzigartiger Fruchtbarkeit auftut. Insbesondere im Schwäbischen entwickelt sich der Eindruck des Reichtums in diesen Übergangsgürteln, deren Wesen sich in den sanft steigenden Hängen am unvergeßlichsten einprägt. Schneeige Obstblütenpracht über saftigem Wiesengrunde

macht das Neckarland im Frühjahr zu einem einzigen Garten. "...Mannigfaltigkeit auf engem Raum. Felsenschroffe Täler, sonnige Fruchtebenen, in klassischer Anmut sich aufschwingende Berghänge und wieder freie, weitausschauende Hochflächen, alte, kulturgesättigte Städte, liebevoll gepflegtes Wein- und Obstland und urwüchsiger Bergwald, das alles läßt sich in wenigen Stunden durchwandern" (R. Gradmann).

Das fränkische Keupergebiet ist eintöniger. Im Umkreis der Regnitz hören die Buchenwälder auf. Die Kiefer wird der führende Waldbaum, insbesondere im sandigen Nürnberger Reichswald, wo jahrhundertlang rücksichtslose Entnahme von Laubstreu den Boden ausgelaugt und ehemals reichere Waldbestände zerstört hat. Die Lieblichkeit Mainfrankens geht in düstere Weite über, die - etwa in manchen Gebieten der Oberpfalz - der Großartigkeit nicht entbehrt. Zwischen Aisch und Rednitz dehnt sich eine Weiherlandschaft, deren Schönheit wenig bekannt ist. Zum Coburger Land wird die Landschaft wieder welliger, ebenso südlich von Nürnberg, zum Altmühltal. Wolken und weiter Horizont zeichnen an dem Gesicht der Landschaft mit. Es ist die herbe zeichnerische Kraft der Linien, die das Besondere der fränkischen Keuperstufe ausmacht. Es ist eine Schönheit, die sich nicht leicht gibt, die aber, einmal geliebt, nicht enttäuscht. In der Landschaftskunst eines Albrecht Dürer ist sie wirksam.

Noch unvermittelter als zu den sandigen Keupergebieten ist der Gegensatz, der auf den Reisenden oder den Wanderer wartet, der das **Ries** durchquert. Diese nur 20 bis 25 Kilometer im Durchmesser umfassende Landschaft liegt zwischen Schwäbischer und Fränkischer Alb eingebettet. Man lernt sie auf dem Eisenbahnwege nach Rothenburg, Nördlingen und Dinkelsbühl kennen. Kein Wald, kein Wein, wenig Wiesenland gibt es im Ries, das von der Wörnitz träge durchströmt wird. Die weite Fläche eines Ursees, der Süßwasserkalk mit Löß und Lehm hinterlassen hat, decken riesige Gerste-, Dinkel- und Roggenfelder. Kornland ist das Ries, dessen Ertrag weit über dem bayerischen Landesmittel steht. Das kernige Geschlecht der Riesbauern - in niedrigen steifen Hüten, blauen Fuhrmannskitteln und Schaftstiefeln sieht man sie die Märkte besuchen - ist zum schwäbischen Stamm zu rechnen. Mitten durch das Gebiet läuft die schwäbisch-fränkische Sprachgrenze. Den Menschen eignet gesunder Bauernstolz. Die besten Kräfte sind landsässig geblieben. Gegenüber dem vorigen Jahrhundert ist trotz der nicht mehr lebenskräftigen Lodenwirkerei, die Nördlingen groß gemacht hatte, die Bevölkerung weiter zurückgegangen und in die Städte abgewandert. Mittelgroßer Besitz sichert den Bauern Wohlhabenheit, wie sie die ganze Landschaft atmet. In der Ferne rahmen bewaldete Höhenzüge die seltsamste süddeutsche Landschaft ein, deren ausgesprengte vulkanische Gesteinsmassen sich wie ein Rand um den Kessel legen. Unter ihnen ist der Hesselberg der markanteste Vorberg zu dem gebirgigen Teil des Stufenlandes: der Alb.

Die **Alb** ist ein aus Jurakalken aufgebautes Gebirge. Im Nordwesten fällt es gegen Neckar, Fils und Rems etwa 400 Meter steil ab, während es nach Südosten als wellige Hochebene sich allmählich zur Donau hin abdacht. Jenseits des Rieses und der Wörnitz setzt sich das Gebirge in geringerer Höhenlage als Fränkische Alb fort. Die höchsten Erhebungen liegen in der Südwestalb: der Lemberg mit 1015, Hohenberg mit 1009, Plattenberg mit 1002 Metern. Die Fränkische Alb übersteigt nirgends die 700-Meter-Grenze. Der Hesselberg mit 688 Metern ist die höchste Erhebung.

In der Zusammensetzung aus widerstandsfähigen Jurakalken unterscheidet sich die Alb von allen anderen deutschen Mittelgebirgen. Dadurch, daß das Umland der Abtragung verfallen ist, die wasserundurchlässigen Kalkschroffen der Alb aber widerstanden haben, kommt es, daß man sich angesichts der bizarren Gesteinsformen an das Hochgebirge erinnern fühlen kann. Drei Vulkangebiete umschließt das Gebirge: im Südwesten den Hegau, das Ries in der Mitte und das Vulkangebiet bei Urach, das mit 125 "Vulkanembryonen" das größte Maargebiet der Erde darstellt. Für den Geologen ist die Alb ein gesegnetes Fundland; Prachtstücke von Einschließungen, Sauriern, Ammonshörnern und aller nur denkbaren Schalentiere finden sich. Ein eigenes höchst reizvolles

Kapitel bilden die zahlreichen Höhlen. Hauff hat im Lichtenstein die Nebelhöhle verherrlicht. Die Falkensteiner Höhle bei Urach führt 460 Meter in den Berg hinein. Prachtvolle Tropfsteinbildungen und steinzeitliche Funde machen den Schatz dieser Höhlen aus. Der wichtigste eiszeitliche Schädelgrabfund gelang in der großen Ofnethöhle bei Nördlingen. Die malerischsten Höhlen liegen in der Fränkischen Alb, wo in der Fränkischen Schweiz bereits im 18. Jahrhundert die Höhlen des Wiesentales berühmt wurden. Die Streitberger und die Teufelhöhle bei Pottenstein sind leicht zugänglich und erstrahlen bei künstlichem Licht im Glanze ihrer wundersam geformten milchig weißen Stalaktiten.

Die Höhlenbildung steht in engem Zusammenhang mit der Verkarstung des Gebirges, wie das Versickern des Regenwassers in zahllosen Klüften und das damit erreichte brüchige Ausweiten zu Trockentälern genannt wird. Daher kommt die vielbeschriebene Wasserarmut auf den Höhen der "Rauhen" Alb, deren Trinkwasserversorgung erst durch eine neuzeitliche Wasserleitung sichergestellt wurde. Es gibt blinde Täler, geheimnisvoll versiegende Flüsse, Hungerbrunnen, Erdfälle, periodische Seen und Höhlenflüsse im Albgebiet. In der Höhenlage der entwässernden Flüsse tritt dann das durch rätselhafte unterirdische Kanalsysteme geleitete Wasser in Quelltöpfen und in kristallklar sprudelnden Karstquellen zutage. Der von Mörike so schön bedichtete Blautopf bei Blaubeuren, das Reich der "schönen Lau", ein Teich von etwa 40 Meter Breite und 21 Meter Tiefe, von stets gleichbleibender durchdringender blauer Farbe, gibt 1000 Liter in der Sekunde her, deren Masse sogleich zur Versorgung der Albhochflächen hinaufgepumpt wird. Außer der Wasserleitung begegnet man immer noch den "Hülen" genannten Zisternen auf den Höhen und künstlichen Teichen, die der Wasserknappheit steuern sollen.

Im Albgebiet geht ein höchst dramatischer Kampf um die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau vor sich, der durch Anzapfungen des der Donau zuströmenden Flußsystems dank stärkerem Gefälle immer mehr für den Rhein entschieden wird. Auf dem Juragebiet versiegen die Flüsse öfters, so die Donau bei Immendingen. Mehrere Monate hindurch versickert derartig viel ihres Wassers, daß das Bett bis Tuttlingen leer liegt, und die durch Karstquellen vermehrten



Oberes Donautal.

Wassermengen erst nach etwa 60 Stunden in der 12½ Kilometer entfernten Quelle der Radolfszeller Ach im Gebiet des Bodenseerheines wieder zum Vorschein kommen. Der Vorgang hat ernsthafte staatsrechtliche Verwicklungen zwischen Württemberg und Baden zur Folge gehabt. Welch Gegensatz zu den rasch strömenden Forellenwassern in begrünten Tälern mit schönen Dörfern, wenn erst einmal das Gebirge durchbrochen ist! Die Durchbrüche selbst vollziehen sich oft in cañonartiger, wilder Schönheit und Enge. Der Donaudurchbruch bei Weltenburg mit schießenden Fluten und felsigen Steilufeln, saftigen Laubwäldern auf den Höhen, von denen man tief hinab auf das Kloster Weltenburg herabblickt, das die Brüder Asam in die dramatische landschaftliche Lage fügten, ist von einer großartigen Wucht, wie sie sonst nur das Hochgebirge kennt. Im engen Tal auf fast kulissenhafter Enge entfaltet die Fränkische Schweiz den ganzen bunten Reiz, der den Durchbruchstätern der Alb eignet. Anders wiederum die Weite und befreiende Fernsicht der Talausgänge, wo die Vorberge zu dem landschaftlichen Reiz den Schimmer geschichtlicher Größe und Ehrwürdigkeit tragen: der Zollern, auf dessen Gipfel eine Burg aus dem vorigen Jahrhundert die Erinnerung an den alten Stammsitz des einstigen Herrscherhauses wachhält, die Achalm über der Stadt Reutlingen, der Hohenneuffen mit der kühnsten und größten Burgruine des Albrandes, die Teck mit den Resten der Stammburg der Herzöge von Teck, der Hohenrechberg, der hinübergrüßt zum Hohenstaufen. Auf dessen Höhe erinnert eine Gedenktafel an unser größtes Kaisergeschlecht, dessen Stammburg bis zur Zerstörung im Bauernkrieg 1525 diesen herrlichen Berg krönte. Die Fränkische Alb ist weniger kaiserlich, aber um so volkstümlicher. Im Staffelberg über dem Maintal mit Scheffels vielbesungener Aussicht und der von Dürer gestochenen Ehrenbürg bei Forchheim besitzt das fränkische Gebirge zwei Höhen, deren schön geschwungene Bergrücken noch heute im Brennpunkt des Volkslebens stehen. Die Nähe Vierzehnheiligens und die ehemalige Eremitenkapelle ziehen begeisterte Pilgerzüge herbei, während das "Walberla" alljährlich am ersten Sonntag nach dem 1. Mai Tausende das Volksfest des Walburgistages auf seinem Gipfel erleben sieht. Beide Höhen sind, wie der schon erwähnte Hesselberg, uralte Kultstätten Frankens, heilige Berge.

So ist die Alb eines unserer schönsten Wandergebiete. Erwandert allerdings will es sein;



Schwäbische Alb. Die Wielandsteine.

Kurpromenaden und Luxusanlagen fehlen durchaus. Aber wer Aussichtsberge und geschichtliche Denkmale, wer Ruinen- und Höhlenromantik, wer Quellen, Quelltöpfe, Wasserfälle und Felsen, Klammern und Schluchten, wer unerschöpflichen Bilderreichtum durch Fels, Fluß und Fernsicht in raschem Wechsel erleben will, der ziehe durch die Schwäbische und Fränkische Alb. Der Ruhm der Landschaft in ihrer Ganzheit hat bisher wenig Nachhall gefunden: es gibt keine Fremdenindustrie. Die Menschen geben sich offenherzig und natürlich. Das gilt von den prachtvollen schwäbischen Albbauern ebenso wie von den Franken. Das Land ist verhältnismäßig nur dünn besiedelt. Wohlhabende Bauern wohnen in großen geschlossenen Dörfern. Die Mär von der Armut der Alb infolge der Wasserknappheit wird widerlegt allein durch die Tatsache, daß das Land zu den frühest besiedelten Gebieten Süddeutschlands zählt. Man hat an dem Flurzwang nach den Regeln der Dreifelderwirtschaft, mit Allmenden und Gewannfluren, der noch auf die germanische Urzeit zurückführt, überall festgehalten. Einfache Häuser, oft einstöckig, stehen in den Albdörfern, im Gegensatz zu dem anspruchsvollen Unterländer Haus der Gäulandschaft. Eine Eigenart der Eichstätter Alb ist das Solnhofener Haus, dessen schiefergedecktes Flachdach an südländische Formen gemahnt. Der gleichmäßig feine Solnhofener Plattenkalk hat das Weltmonopol für Lithographiesteine, der Kehlheimer Kalkmarmor und Regensburger Grünsandstein, der Mainsandstein sind begehrte Bausteine.

Noch heute gelten für die ganze Schwäbisch-Fränkische Alb die Verse, die Gustav Schwab zum Lob des Gebirges gedichtet hat:

"Das ist die teure Schwabenalb,
Die allenthalb
Blau nach der Ebne winket.
Wo man auf Heiden hoch und kühl,
Fern vom Gewühl,
Die rechten Lüfte trinket;
Wo Blütenduft
Im Tale ruft.
Man wandert schnell,
Bis man am Quell
Im Waldesschatten sinket."



Drei Kaiserstädte am Rhein

Die Dome zu Speyer, Mainz und Worms sind Heiligtümer der deutschen Nation. So verschieden sich dem heutigen Besucher die drei Städte zeigen, in denen sie stehen, die Dome bindet die Gemeinsamkeit ihrer großen Geschichte zusammen, die die Kaiser des Ersten Reiches gemacht haben. Die drei Kaiserdome blicken auf den Rheinstrom: schon durch ihre Lage sind sie vom Schicksal gezeichnet. Immer wieder sind Kriege und feindliche Heere an ihre Mauern gebrandet. In Speyer und Worms sind die Bürgerhäuser den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges und der Franzoseneinfälle zum Opfer gefallen; allein die wie für die Ewigkeit gebauten Dome blieben bestehen. Speyer ist heute Hauptstadt der bayerischen Pfalz und hat etwas über 27 000 Einwohner; Mainz, als Hauptstadt des Weinhandels, in günstiger Lage, mit lebhafter Industrie, hat sich malerische Altertümlichkeit bewahrt und mit über 140 000 Einwohnern seine mittelalterliche Vorortschaft auch als moderne Großstadt fortgesetzt, während die einstige Hauptstadt des Burgunderreiches zu einer hessischen Landstadt von etwas über 50 000 Bewohnern zurückgesunken ist.

Die Landschaft ist bei allen drei Städten ähnlich: eine weite fruchtbare Ebene erstreckt sich

zwischen Odenwald und Haardt, aus der sich die getürmten Baugruppen der Dome aufrecken. Der Mainzer Dom überragt das Gewirr der Altstadtächer. Ein Stück stromabwärts ergießt sich der Main in den Rhein. Durch eine aussichtsschöne Brücke verbunden liegt jenseits des Stromes Kastel. Die Berge des Taunus grünen herüber. Zu ihren Füßen liegt vornehm und gepflegt das Weltbad Wiesbaden, breitet sich der wein- und obstgesegnete Rheingau aus.

Ähnlich sind die Anfänge der Siedlungsgeschichte. Wir wissen von urgeschichtlichen Siedlungen. Funde aus der Bronze- und Eisenzeit werden in den Sammlungen der drei Städte gezeigt. Keltische Bevölkerung wurde verdrängt oder unterworfen von den Römern, die sich in dem großen aus Holz und Erde aufgeführten Legionslager auf dem Kästrich bei Mainz den für das Rheingebiet wichtigsten strategischen Punkt schufen. Die Anlage des Drusus, an den der 12 Meter hohe Rest des Eigelsteines aus dem Jahre 9 v. Chr. erinnert, hat am Zusammenfluß der beiden Ströme in glänzender Weise das römische Hinterland gesichert und zugleich als Ausfallstor zur Eroberung des rechtsrheinischen Germaniens gedient.

Die große Sendung von Worms begann mit dem Reich der Burgunder. Auf der Treppe des Wormser Domes stritten Kriemhild und Brunhild miteinander, begann der "Nibelungen Not". Selbst Mainz gehörte zum Wormsgau, in deren Hauptstadt "des gewaltigsten Erzbistums Macht durch ganz Germanien" ruhte. Die Chronik preist die alte Königsstadt, die 12 Stadttore, 60 Mauertürme, 50 Kirchen, die öffentlichen Gebäude, die Stifte und Patrizierhäuser. Die hunderttürmige Stadt des Mittelalters ist dahin. Geblieben ist ihr Ruhm als Stadt der Burgunder, als Residenz der ostfränkischen Könige, der Stadt der Kaiser, der Reichstage und der Reformation. In Worms hat Luther auf jenem denkwürdigen Reichstag 1521 vor der spanischen Majestät Karl V. sein männlich-kühnes Bekenntnis abgelegt. Das von Ernst Rietschel entworfene Denkmal hält das Gedenken an die befreiende Tat wach.

Speyers Stadtanlage geht, nachdem es als "Stadt der Nemeter" in der Römerzeit bereits eine Rolle gespielt hatte, auf den Merowingerkönig Dagobert zurück († 638). Er ist der Gründer des ersten Domes. Karl der Große unterhielt eine Pfalz in Speyer. Unter seinem Sohne beginnt die lange Reihe der Speyerer Reichstage, deren von 838 bis 1570 nicht weniger als 48 abgehalten wurden. Im Jahre 1529 protestierten die deutschen Reichsstände gegen das Wormser Religionsedikt; als "Protestanten" verließen sie den Reichstag.

Speyer wurden durch Ludwig XIV. besonders tiefe, nie wieder verheilte Wunden geschlagen. Die im Jahre 1689 gänzlich - bis auf Dom und "Altpörtel" - niedergebrannte Stadt durfte zehn Jahre lang nicht wieder aufgebaut werden, die Bevölkerung wurde auf das platte Land verteilt. Der Sonnenkönig hatte die Absicht, zwischen das Reich und die eroberten Grenzlande eine Wüste als strategische Schutzzone zu legen. Man wußte, daß man hier eine Schlagader alter deutscher Reichsherrlichkeit getroffen hatte: die Grabstätte der deutschen Kaiser, deren Gebeine geschändet wurden. Konrad II., der Gründer des heutigen Domes, schläft in der Kaisergruft seiner Gründung, Heinrich III., dessen schwergeprüfter Sohn Heinrich IV., Heinrich V., Barbarossas Sohn Philipp von Schwaben, Albrecht von Österreich, Adolf von Nassau und Rudolf von Habsburg. Die Sage hat die toten Kaiser zu unsterblichen Helfern des Reiches erweckt. "Aber sie ruhen nicht. Ist das Reich in Gefahr, heben sie sich nächtens aus der Ruhe des Schlafes, wappnen die Brust mit der goldenen Brünne, schirmen das Haupt mit dem Helm und fahren in den heißen Streit."

Da bereits zwei Jahrzehnte nach der Vollendung des Speyerer Urbaues unter Konrad II. der hochgehende Rhein die Fundamente des Domes angegriffen hatte, hat Kaiser Heinrich IV. um 1097 "alle erfahrenen und tüchtigen Architekten, Zimmerleute, Maurer und andere Werkleute seines Reiches und auch anderer Reiche am Bau beschäftigt, viel Geld und ungeheure Mittel aufgewandt". Der Kaiser selbst berichtet, der Dom sei "von Unseren Vorfahren Konrad und Heinrich und Uns selbst ruhmvoll erbaut". 1159 erlebte der Dom nach einem verheerenden Brand neuerdings



Speyer. Der Kaiserdom (11. Jahrhundert).

Umbauten. Die gelben und roten Steinlagen lassen noch die Baunähte erkennen. Ursprünglich waren nur die Seitenschiffe gewölbt. Durch Pfeilervorlagen hat Heinrichs IV. Bauleiter Otto von Bamberg die Einwölbung des Mittelschiffes ermöglicht: eine gewaltige, bahnbrechende Leistung der Zeit. Im Gegensatz zu dem "dunkel feierlichen Kultraum" der Krypta, die dem Urbau angehört, ist der Umbau Heinrichs IV. reicher, kaiserlicher, an neuen Bauzielen entflammt. "Es gibt in aller Baukunst keine Wände, die mit solch imposanter Wucht, solch wahrhaft kaiserlicher Majestät den Weg zum Altar formten, wie diese des Speyerer Hochschiffes" (H. Weigert). Der tragischste unserer deutschen Kaiser hat in Speyer dem Fanatismus seines päpstlichen Widersachers, dem mönchischen Geist der französischen Reformbewegung einen sieghaften Trutzdom errichtet. Die Größe der Planung und die Schönheit des Aufrisses hat auch die Wiederherstellung der Westteile und die süßliche Bemalung des vorigen Jahrhunderts nicht zerstören können.

Der **Mainzer Dom** ist die Leistung zweier Erzbischöfe der ottonischen Zeit. Durch Kaiser Heinrich IV. erhielt er als Geschenk für Hilfe der Bürger gegen Papst und Bischof eine neue Gestalt. 1239 wurde er geweiht, nachdem die Stauferzeit herrliche Plastik im Innern aufgestellt hatte, deren Reste im Diözesanmuseum verwahrt



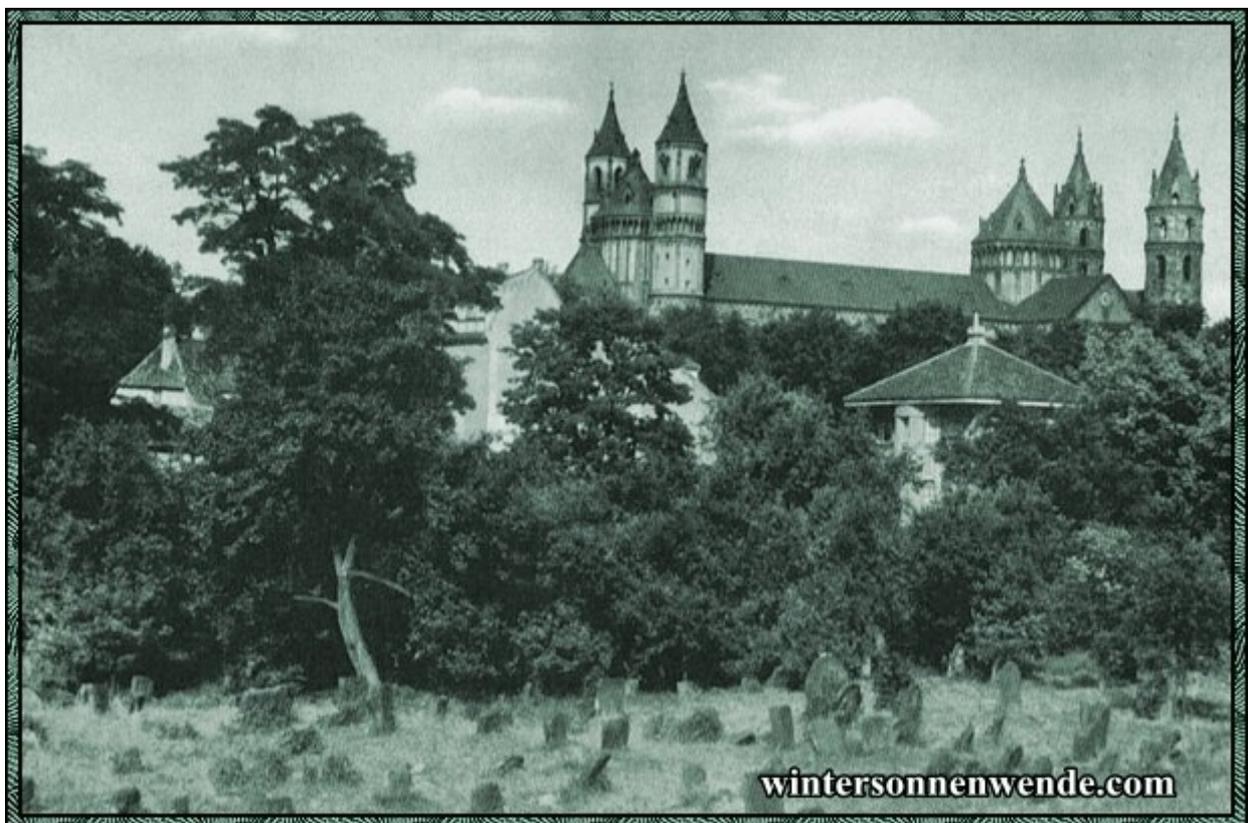
Mainz. Der Dom.

werden und zu denen man in der Pfarrkirche zu Bassenheim bei Koblenz kürzlich das Reiterrelief eines ritterlichen Hl. Martin fand, ein Werk des Meisters, der die Stifterfiguren im Naumburger Dom gemeißelt hat.

Der Dom ist doppelchörig. Am gewaltigsten ist die Ostapsis, deren salische Monumentalität das von leichteren, später eingezogenen Rippengewölben gegliederte Mittelschiff abschließt. Wahrhaft schöpferisch ist das 18. Jahrhundert am Außenbau tätig gewesen. Franz Ignaz Neumanns genialer westlicher Vierungsturm macht den Dom zum Herz und zur Krone des Mainzer Stadtbildes. In der erzbischöflichen Stadt, deren gepriesenes Lustschloß Favorite nicht mehr steht, wo Barockarchitektur und -plastik zu schäumender Lebensfreude zusammengeklungen waren, dort hat das häufig dem Mittelalter so feindselig gesonnene Jahrhundert in dem Domturm von 1767 eine der schöpferischsten denkmalpflegerischen Taten hinterlassen, die wir kennen. Ihr stehen die meisterhaften Wiederherstellungen von 1926/1928 würdig zur Seite, die durch Unterfangen der Mittelschiffpfeiler und Stützkonstruktion des Neumannschen Turmes den fundamentlos gewordenen Dom von der Gefahr des Einsturzes gerettet haben. Im Gegensatz zu der aufdringlichen Bemalung in Speyer ist die neuzeitliche Wiederherstellung in Mainz Dienst am Bau, dessen ernste Sprache eindringlich spricht, dessen einzigartige Reihe von Grabmälern der Erzbischöfe ein bewegtes Bild vom Menschentum dieser geistlichen Führer des "Goldenen Mainz" gibt.

Im Durchwandern der Stadt stößt man noch allenthalben auf Spuren, die das Regiment der Kurfürsten im Stadtbilde hinterlassen hat, am eindringlichsten im kurfürstlichen Schloß, das als strenggegliederter Renaissancebau am Rhein liegt und die Sammlungen der verschiedenen Mainzer Museen enthält.

Der hervorragendste Kopf des Mainzer Bürgertums ist Johann Gensfleisch von Gutenberg gewesen, dem um 1468 in Mainz die geniale Erfindung gelang, Messinglettern zu gießen und diese als Stempel zur Schaffung von dauerhaften Bleimatrizen zu benutzen. Damit war die Buchdruckerkunst "erfunden". Das von Thorwaldsen 1837 in Mainz errichtete Standbild trägt die Inschrift: "Die



Worms. Der Dom.

Kunst, die den Griechen und Römern verborgen war, hat ein deutscher Mann findigen Geistes erdacht. Was immer die Alten gewußt und die Neuern wissen, wissen sie nicht für sich, sondern für jegliches Volk."

Der **Wormser Dom** ist der jüngste der drei Kaiserdome. Er geht zwar wie die beiden Schwesterdome gleichfalls auf die deutsche Frühzeit zurück - die Burgunder haben bereits 481 das Christentum angenommen -, aber er hat seine heutige Gestalt in kaum zwei Menschenaltern gewonnen.

Der wechsellvollen Geschichte des Speyerer, der jahrhundertelangen Bauzeit des Mainzer steht die Einheit des Wormser Domes gegenüber. Der Bau wurde im frühen 13. Jahrhundert vollendet. Die wundervoll ausgewogene viertürmige Baugruppe ist ein unvergleichlich reiches Werk staufischer Gesinnung. Die Konstruktion ist von vornherein auf Wölbung aller Schiffe angelegt. Aber der Schub wird nicht, wie in der Gotik, auf ein Strebewerk abgeleitet, das wie ein Gerüst die Wände ihrer Schwere und Dicke entkleidet, sondern die Steinummantelung tritt überall mauermäßig schwer in Erscheinung, sowohl im Aufriß des Innenbaues wie in den von Zwerggalerien und fülligen Radfenstern ausgehöhlten Außenfronten. Frei und weit im Osten, trutzig und wehrhaft im Westen umstehen die vier Türme den weit ausgreifenden doppelchörigen Längsbau. Der fromme Geist der Kreuzfahrer hat sich mit der ritterlichen Kraft der Staufenkaiser vereinigt: Kirche und Burg zugleich, das ist die Gesinnung, die dem Kaiserdom zu Worms seine Form geprägt hat.



Im Rheingau und am Mittelrhein

Heinrich von Kleist hat unter dem frischen Eindruck einer Rheinreise im Mai 1801 in einem Briefe die Stärke dieses Erlebens zum Ausdruck gebracht: "Der schönste Landstrich von Deutschland, an welchem unser größter Gärtner sichtbar *con amore* gearbeitet hat, sind die Ufer des Rheines von Mainz bis Coblenz, die wir auf dem Strome selbst bereiset haben. Das ist eine Gegend, wie ein Dichtertraum, und die üppigste Phantasie kann nichts Schöneres erdenken als dieses Tal, das sich bald öffnet, bald schließt, bald blüht, bald öde ist, bald lacht, bald schreckt." Man glaubt in der Tat zwei sehr verschiedene Ströme vor sich zu haben, wenn man die weingrüne, offene, sonnendurchglühte Rheingaulandschaft und die enge, felsengefaßte, die schönste Rheinstrecke im Sinne der Romantik zwischen Bingen und der Lahnmündung nacheinander genießt.

Von dem Dörfchen Nieder-Walluf an der Mündung des Baches Walluf bis zum Städtchen Lorch am Einfluß der Wisper dehnt sich der **Rheingau**, dessen südlichster Punkt, Bingen mit der Nahemündung, dem mächtig vorstoßenden und den Strom in Nordwestrichtung drängenden Rheingaugebirge gegenüberliegt. Eigenartig und seltsam wie das Gesicht dieser Landschaft ist ihre Geschichte. Wie die berühmtesten Weine der ganzen Welt aus diesem kleinen gesegneten Landstrich kommen, wie hier Sonne und Gestein und Menschen am glücklichsten zur Züchtung der edelsten Gewächse abgestimmt zu sein scheinen, so eifersüchtig war der Gau von jeher darauf bedacht, seine Freiheit und Selbständigkeit nach außen, seine Geschlossenheit nach innen zu wahren. Die Kultur des reichen Weinsegens hat es bewirkt, daß sich 60 Adelsgeschlechter und 12 Klöster, daß sich außer den stadtartigen Dörfern 20 Burgen miteinander vertragen haben, daß erzbischöfliche Ansprüche von Mainz, daß Orden und weltliche Herren diesen Gau zuschlossen wie ein Haus und ihn nach außen zu einer einzigen Burg machten. Eine undurchdringliche, natürliche Wehr, das aus Baumzweigen und Buschwerk zusammengeflochtene "Gebück", über dessen Unantastbarkeit ein eigenes Haingericht wachte, umgab einst den Rheingau. Wie dieser Schutz waren auch "Wald, Weide, Wasser, Weg und Steg" Gemeinrecht, hütete die Gemeinschaft aller nutznießenden Stände Durchführung, Beginn und Ende der Weinlese und die Dauer des Arbeitstages; altgermanische Feldgemeinschaft hat in dieser Landschaft am Rhein, die alle Gaben

des von unseren Vorfahren immer wieder heißersehten Südens in verschwendem Reichum bescherte, durch das ganze Mittelalter hindurch lebendig weitergelebt. 1631 wurde das Gebück zum ersten Male durchbrochen und nach und nach der Ausrodung preisgegeben. Die festen Schlösser sind verfallen, die alte Freiheit des Gaus hat längst ihren politischen Sinn verloren, und doch haben sich noch Reste jener alten Gemeinrechte und -bräuche im rheingauischen Volksleben erhalten, dessen stolzestes Sonderrecht in dem Spruch gipfelt: "Im Rheingau macht die Luft frei."

Wir lassen Mainz hinter uns und Wiesbaden, die beiden Städte, die den Segen des Gaus in städtischer Fülle bergen, Mainz als Handelsplatz, Wiesbaden in herrlicher Lage, als Weltbad am Fuße des Taunus, von wo täglich die Autobusse die zur Kur weilenden Fremden in die Waldeshöhen und Talgaue hinausfahren. Südlich des Taunusbades Schlangenbad fällt die Landschaft, der Wallufbach rauscht zu Tal, mit ihm in paralleler Äderung sechs andere Bäche. Die ganze schimmernde Schönheit des Rheingaus öffnet sich, dunstig in feuchtem Schleier, der auch an heißen Tagen von der Wasserfläche emporsteigt. Fern im Südosten, von Rauchfahnen umwölkt, Mainz mit den Wahrzeichen der Domtürme, weiter drunten, in genauer Südachse, die Hauptstadt des Rheingaukreises, **Eltville**; im Westen steigen die grauen kahlen Felsen bei Rüdesheim empor. In majestätischer Ruhe, in feenhafter Breite - bis zu 1000 Metern breit - zieht der Rhein seines Weges, dessen Strömung man kaum inne wird. Flimmernd liegt sein Spiegel, grüne Eilande silbrig umfangend, von schreienden Möwen und einfallenden Wildenten überflogen. Behäbig keuchen gewaltige Schiffszüge in Berg- und Talfahrt auf der breiten Fahrinne dahin; Flaggen vieler europäischer Länder wehen von ihren Masten über diese deutsche Landschaft.

Wellig steigt und fällt die Hanglandschaft, von Walluf aus wie ein riesiges Amphitheater der Südsonne entgegengebietet, auf dem Rücken der Höhen von dunklen Laubwäldern gegen schädliche Winde geschützt. So glüht der Schieferboden unter der Sonne, deren Strahlen vom Spiegel des Stromes doppelt und dreifach zurückgeworfen werden. Überall wächst Wein, ein in Jahrhunderten veredelter Riesling, der Nachkomme der einst wild im Rheingau wachsenden Rebe, der man seit nicht viel mehr als hundert Jahren die höchste Leistung der edlen und feurigen Ausleseweine abzugewinnen weiß. Der Wein ist der Lebensinhalt von Land und Leuten, die lieber nach Weinjahren als nach Kalenderjahren zu rechnen gewohnt sind. Wir wissen, daß schon die Franken die begnadete Lage für den Weinbau ausnutzten, von kundigen Mönchen wohlberaten. Die Sage aber läßt Karl den Großen die Reben segnen. In seiner Pfalz zu Saalburg bei Oberingelheim auf der jenseitigen Stromseite habe er, auf der Höhe des Söllers die Aussicht genießend, bemerkt, daß nirgends die Schneeschmelze früher und schneller begönne als am Rüdeshheimer Berg, worauf er die Bestockung mit Reben versucht habe. Auch zwei Heilige helfen den Winzern, der mit Wein taufende Hl. Goar, dessen von Karl dem Großen geschenktes Faß nie leer wurde, und St. Theonest, der auf einer Weinkufe den Rhein entlangschwamm, bei Caub landete und dort nach der Legende die ersten Reben pflanzte.

Das liebliche **Rauenthal** liegt inmitten des Weingebietes, über dem ein schwerer Duft von Fruchtbarkeit und Sonne zu blühen scheint. Auf halbem Wege nach Eltville - weltbekannt durch seine Sektkellereien - liegt **Kiedrich**, mit seiner St. Valentinuskirche und der zierlichen St. Michaelskapelle inmitten der Weinberge eine Perle gotischer Baukunst am Rhein. Im Kloster **Eberbach** stehen wir nicht nur an einem Hauptweinort, wo die Preußische Staatsdomäne ihre großen Auktionen abhält und man den Steinberger Cabinet in einladender Gaststätte proben kann, sondern in dem wichtigsten Kulturmittelpunkt der Landschaft überhaupt. Eberbach ist eine Zisterzienserniederlassung, deren herbe dreischiffige romanische Kirche kürzlich wieder in würdigen Zustand versetzt wurde. Die noch gut erhaltenen Baulichkeiten, das herrliche Refektorium, ein schöner Barocksaal, ein weihevoller stiller Klostergarten geben eine anschauliche Vorstellung von der Bedeutung der Niederlassung. Seit 1135 von den Zisterziensern bezogen, stand Eberbach bereits hundert Jahre später an erster Stelle unter allen deutschen Gründungen dieses Ordens. Zollfreiheiten halfen dem Weinhandel zu stolzer Blüte, Klosterschiffe trugen die

Erträge des 250 Hektar großen, von einer 1100 Meter langen Mauer umhüllten Steinberges in eine eigene Niederlassung nach Köln.

Weit grüßt im Westen auf gedrungenem Hügel Schloß **Johannisberg** ins Land, an Größe und Güte des Ertrages dem Eberbacher Steinberg ebenbürtig und wie dieses Kloster geistlichen Ursprungs. Doch scheint das um 1100 dem Hl. Johannes geweihte Benediktinerkloster weniger vom weinspendenden St. Goar begünstigt gewesen zu sein, da es 1563 verschuldet aufgelassen werden mußte. Nach häufigen Besitzerwechseln, in denen sich ein Ausschnitt des Kampfes um den Rhein widerspiegelt, wurde das Weingut, auf dem damals das prunkende Schloß des Fuldaer Fürstbischofs von Johann Dientzenhofer noch ohne den schädigenden Umbau des vorigen Jahrhunderts stand, im **Wiener Kongreß 1815** dem Kaiser von Österreich zugesprochen, der es seinerseits dem Fürsten Metternich zu Lehen gab. Seither muß jährlich der Zehnt des Weinertrages an die österreichische Krone abgeliefert werden, und unbeschadet aller politischen und dynastischen Wandlungen geht wie zur Zeit des Kongresses nach wie vor die jährliche Abgabe an das Haus Habsburg: Kaiserin Zita ist die glückliche Erbin.

Wenn man auf derartig geschichtlichem Boden von der Schloßterrasse in das Land blickt und sich seiner edlen Gabe im Glase freut, bleiben auch im Genuß die Mächte der Geschichte bewußt, die nahe dem Rhein von der Gegenwart zu allen Epochen unseres deutschen Schicksals zurücklaufen.

Eine Stunde abwärts, unmittelbar am Ufer liegt **Winkel**, ein gemütliches Stadtbild, mit seinem anziehenden Gasthaus "Schwan". Rabanus Maurus, der erste Abt des von Karl dem Großen gegründeten Benediktinerstiftes Fulda und Erzbischof von Mainz, schloß 856 in Winkel die Augen. Wenn die Tradition recht hat, so beherbergt sein Sterbeort in dem auf Rabanus zurückgeführten steinernen "Grauen Haus" das älteste Wohnhaus, das wir in Deutschland kennen.

Die Familie des Dichters Clemens Brentano hat in Winkel ihren Sitz; noch heute wohnen Brentanos dort. Karoline von Günderode, die schwärmerische Freundin der Bettina Brentano, suchte am Gestade von Winkel in den Fluten des Rheins den Tod. Die Geschichte dieser unglücklich Verliebten und ein Besuch bei Bettina im Jahre 1815 gaben Goethe die Anregung zu seinen "Wahlverwandtschaften".

Langsam, zunächst kaum merklich, dann unverkennbar wandelt sich das Landschaftsbild. Wir nähern uns dem Binger Loch, in dessen Mitte der Mäuseturm des Bischofs Hatto, überragt von Burg Ehrenfels, von den ungestümen Fluten umbrandet wird. Dort, wo sich **Rüdesheim** und **Bingen** schräg gegenüberliegen, silbrig-grau an den nackten Felsen gelehnt dieses, die Ufer der Nahemündung begleitend jenes, dort beginnt der gebirgige Rhein. Eingekeilt zwischen den Schieferfelsen wogt und schießt das brodelnde Wasser - nur noch 300 Meter breit -, das eben im breiten Bett noch so ruhig schien, hinein in den Abschnitt seines Laufes, der wie keiner ob seiner Schönheit in aller Welt besungen ist. In



Niederwalddenkmal.

ständiger, langwieriger Durchbruchsarbeit hat der Strom den Schiefer durchstoßen; sein Spiegel lag ursprünglich einmal auf der Höhe der Ufer. Deren Kamm hat sich einst nicht von der Hochfläche abgehoben, unter der der Rhein in seinem heutigen Einschnitt tief drunten dahinströmt.

Es ist geweihter Boden, den wir im Aufstieg oberhalb Rüdesheims betreten. Das Hildegardiskloster erinnert an die Hl. Hildegard von Bingen, eine der bedeutendsten Frauen des deutschen Mittelalters, die im Kloster am Rupertusberg in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ihre ekstatischen Visionen erlebte und ihnen dichterische Form gab.

300 Meter über dem Strom steht auf dem **Niederwald** das **Nationaldenkmal** "zum Andenken an die einmütige siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und an die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches 1870/71". Auch wenn die akademisch gleichgültige, aus Kanonenmetall gegossene Germania als Denkmal versagt, auch wenn sie viel zu klein ist, um sich als Einzelfigur in der Größe dieser Landschaft irgendwie durchzusetzen, so begeistert doch der Blick von hier oben auf den deutschen Rhein, unweit der von den Franzosen zerstörten Lieblingspfalz Karls des Großen in Ingelheim, des Gründers des Ersten Reiches.



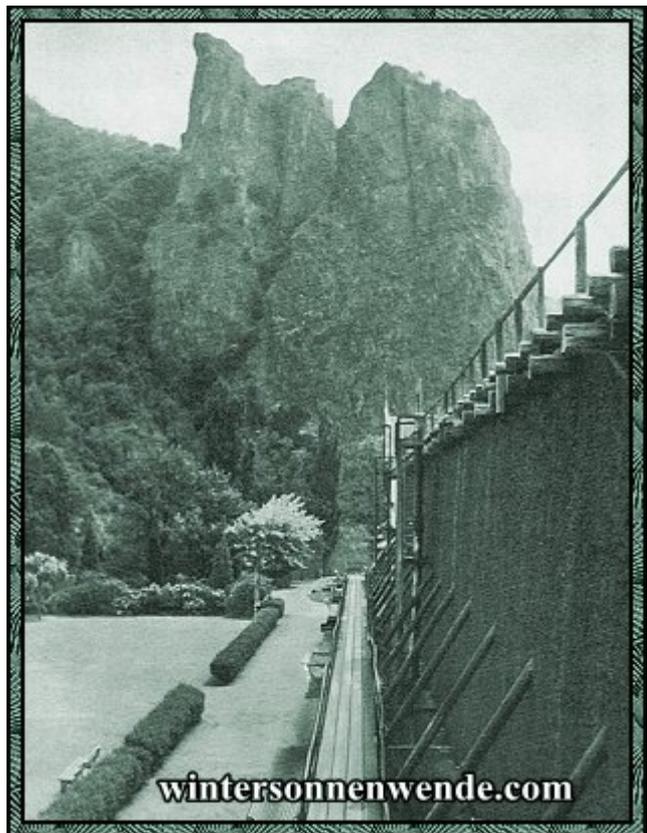
Aßmannshausen.

Der Abstieg führt nach **Aßmannshausen**, wo man beim ruhigen oder spritzigen Aßmannshäuser Roten zum ersten Male all den Zauber erlebt, der nun einmal die Rheinromantik umgibt, allerdings auch die Verkitschung, die seit der Vorliebe des vorigen Jahrhunderts für diese Gegend um sich gegriffen hat, nicht zuletzt durch mäßige Musik, süßliche Operetten und Filmsentimentalitäten. Man vergißt aber all das kleinliche Drum und Dran, das Dampfschiffahrt, Eisenbahn, Autostraße und häßliche Einbauten der gewaltigen Natur aufgezwungen hat, wenn man einmal den Dampfer verläßt und auf den Höhen wandert, von hier aus in die schönen alten Nester und Burgen einfällt und auch die Nebentäler nicht ausläßt. Dazu zählt vor allen anderen die **Nahe**, die idyllische, von steilen Ufern mit guten Weinlagen umsäumte kleine Schwester des Rheins. Nach **Bad Kreuznach** in

reizender Insellage, mit malerischen Winkeln und herrlicher Stadtbrücke, nach **Münster am Stein** am Rheingrafenstein und der wuchtig aufsteigenden Ebernburg, dem Stammsitz des Reichsritters Franz von Sickingen, mag gehen, wem der Fremdenverkehr und die lärmende Fröhlichkeit zur Reisezeit an den Ufern des Rheins zuviel ist, oder nach **Sobernheim** und **Kirn, Oberstein** und **Idar**. Landschaftliche Reize, treffliche Weine, alte Stadtbilder und heilkräftige Wässer bietet die Nahe nicht weniger als der Rhein.

Mit dem Eintritt in das Gebirge beginnt die stolze Reihe der vom Schicksal gezeichneten Burgen. Ihre zerfallenen, düster-grauen Umrisse sind nicht wegzudenken aus dem Bilde des Rheinstroms. Bei jeder Wendung des kurvenreichen Laufes tauchen neue auf: sie sind, zu Ruinen niedergebrannt, wieder ein Stück Natur geworden, bald von dichten Wäldern umrauscht, bald jähe Felsen kühn bekrönend. Wir lieben die ragenden, noch immer gewaltigen Trümmer mehr als die von bürgerlicher

Romantik "stilgerecht" wieder ausgebauten Schlösser, deren es genug gibt. Man wird ihnen auch nicht gerecht, wenn man nur die Vorliebe ihrer Erbauer für die Schönheit der landschaftlichen Lage rühmt. Sie sind sehr mit Absicht im engen Tal, in schwer zugänglicher, aber leicht zu verteidigender Lage getürmt, um den Handel auf dem Strom zu beherrschen, Zoll und Tribut vom Schiffer zu



Bad Münster am Stein. Salinen.



Bad Kreuznach. Partie an der Nahe.

erpresen. Ursprünglich war der Wasserzoll ein Privileg der vier rheinischen Kurfürsten, als Abgabe gedacht für die Freihaltung der Wasserstraße und Unterhaltung der Treidelwege. Die Eintreibung durch kleinere Herren geschah ohne Recht und ohne Gegenleistung. So sind der Mäuseturm und die Pfalz bei Caub entstanden, von den Vorbeiziehenden die Maut (Zoll) zu fordern. Die Bannbulle, die dem Gründer der Pfalz, Ludwig dem Bayern, 1327 vom Papst zugeht, vermerkt ausdrücklich, "daß er einen überaus festen Turm auf der Rheininsel bei jener Burg (d. i. Caub) zu erbauen begonnen hat, um die mit dem Fluch belegten Steuern und Zölle in Zukunft noch härter eintreiben und besser verteidigen zu können". Die beiden Stromfesten liegen an den gefährlichsten Stromschnellen und Felsriffen, dem Binger Loch und dem Wilden Gefähr (zwischen Bacharach und Caub). Bis zum 13. Jahrhundert sperrte eine Felsbarre im Binger Loch für größere Schiffe die Durchfahrt. Im 18. Jahrhundert gewann man durch Sprengungen eine Rinne von 14 Metern Breite im Spiegel und 4 Metern auf der Sohle. Heute passieren die Schleppzüge in zwei nebeneinander geführten, je 100 Meter breiten Fahrinnen die Stelle, und der einst nicht weniger als die Stromschnelle gefürchtete Mäuseturm ist zur helfenden Signalwarte geworden, von wo die Wahrschauer durch Hissen von Fahnen den Schiffen die durch Tonnen markierte freie Durchfahrt in Berg- und Talrichtung anzeigen.

Der Gefahr des Binger Loches hat das traulich gelegene **Lorch** sein Aufblühen zu danken gehabt, wo im ruhigen Fahrwasser die Fracht in kleinere Schiffe umgeladen oder zu Lande weiterbefördert wurde. An der Ruine der einst erzbischöflich kölnischen Burg Fürstenberg vorüber verlassen wir in Lorchhausen den letzten zum Rheingau zählenden Ort. Schräg gegenüber auf der linken Uferseite taucht Burg Stahleck (heute Jugendherberge der HJ.) und die von der Wernerkapelle überragte Stadt **Bacharach** auf. Schade, daß mehrere Brände das Gestade um eine Reihe schön geschwungener altdeutscher Häuser gebracht hat; aber auch so gibt es in Bacharach noch schöne alte Winkel genug. In kühner Schlantheit strebt die gotische Wernerkapelle - auch sie Ruine - zur Höhe. Sie wurde über den Gebeinen des in Oberwesel 1287 von den in dieser Gegend damals zahlreich ansässigen Juden geschächteten Knaben Werner errichtet. Der Ritualmord hat in der ganzen Gegend eine Verfolgung der Juden nach sich gezogen. Auch in Oberwesel steht eine Wernerskirche zum Gedächtnis des unglücklichen Knaben, von dem berichtet wird, die Juden hätten ihn "in einem Gewölbe am Rhein gekreuzigt, ihm das Blut abgezapft und die Leiche in den Rhein geworfen". Am Chor der ihm am Tatort von den empörten Christen geweihten Kirche findet sich ein zeitgenössisches (wenn auch überarbeitetes) Relief, das die grausige Tat darstellt.

Der Dampfer durchfährt das Wilde Gefähr und nähert sich der wie ein Kriegsschiff im Strom liegenden Pfalz bei **Caub**, deren mächtige um einen Innenhof gelegte Ringmauer 1607 noch durch eine Bastion verstärkt wurde. Caub hat zu der kriegerischen Vergangenheit, die ihm schon durch seine Entstehung aus einer Zollburg anhängt, im Befreiungskrieg von 1813 mit Blüchers Rheinübergang neue, allen Deutschen unvergeßliche Bedeutung erfahren. Während, um die Franzosen zu täuschen, in der Neujahrsnacht aus allen Wirtshäusern Tanzmusik erscholl, "zog siegreich an dieser Stelle, Fürst Blücher von Wahlstatt, Feldmarschall, genannt Vorwärts, mit seinen Tapfern über den Rhein zur Wiedergeburt Preußens und des deutschen Vaterlandes" - mit diesen Worten halten ein Gedenkstein und ein Denkmal die Erinnerung an den Beginn des siegreichen Feldzuges fest. Blücher schrieb am 1. Januar 1814 seiner Frau: "Der frühe neujahrmorgen wahr vor mich erfreudig da ich den Stoltzen Rein Passirte, die uffer ertröhnten vor Freudengeschrey, und meine braven Truppen Empfangen mich mit Jubel, der widerstand des Feindes wahr nicht bedeutend."

Oberwesel: Unvergleichliches Bild, rebenumkränzt, von der Schönburg überragt, tapfere, mauerumwehrte Stadt, die, mit Boppard ihrer Reichsfreiheit beraubt, sich 1390/91 gegen den Trierer Erzbischof erhob und dessen Belagerung fast ein Jahr lang aushielt! Wie ein Symbol solcher Mannhaftigkeit steht der feste Turm der St. Martinskirche, ein starkes Glied in der Kette von Türmen und Mauern. Schöne Grabdenkmäler ritterlicher Geschlechter der Umgegend birgt die

Pfarrkirche Unser Lieben Frauen, als schönstes das des Propstes Petrus Lutern von Hans Backofen aus Mainz.



Der Rhein bei Oberwesel.

In Nikolaus von Cues hat Oberwesel seine lichte Persönlichkeit, in Gegensatz zu dem düsteren Schicksal, das durch den Tod des Knaben Werner über seiner mittelalterlichen Vergangenheit lastet. Der seiner Zeit weit vorauseilende Gelehrte hat für die Kalenderreform gekämpft und bereits die Erkenntnis des kopernikanischen Weltsystems gehabt.

Während unser Schiff eben die engste Stelle des Mittelrheins passiert und in scharfem Knick nach Osten unter Roßstein und Kammerecke vorüberfährt, stößt ein Fels fast senkrecht gegen den Strom vor: 132 Meter hoch, in kühnem Umriß erhebt sich das Grauwackenmassiv der **Lorelei**. Echte und falsche Romantik, alles Weichliche versinkt vor dem Eindruck seiner urtümlichen Wucht, die dräuend, in gewaltigen Maßen, gegen alles Menschenwerk auf Straße, Schiene und Wasser steht. Die mythische, aus panischem Schrecken geborene Unheimlichkeit früher Sagenbildung wird im Vorbeifahren bewußt, die aus dem Jahrhundert des Nibelungenliedes klingende Sage, daß in dem Lurlenberge (oder der Lurelei) der Hort der Nibelungen verborgen sei. Um wieviel dämonischer klingt doch Clemens Brentanos Ballade von der Lorelei als das bekannte sentimentale Lied Heines:

Zu Bacharach am Rheine wohnt' eine Zauberin,
Die war so schön und feine und riß viel Herzen hin,
Und machte viel zuschanden der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden war keine Rettung mehr!

Hingeduckt unter die Höhe begleiten die Häuser von **St. Goarshausen** den Strom, gegenüber liegt **St. Goar**. Der Burg Katz auf der einen Seite antwortet die mächtige Anlage der **Rheinfels** von drüben, dazwischen lag ein gefährlicher Strudel, die sogenannte Bank. Da versteht man es schon, daß gleich zwei Burgen die Durchfahrt sperrten. Sie sind im Besitz der fehdelustigen Grafen von Katzenelnbogen gewesen, deren Spuren man an vielen Orten der Gegend findet.



Schloß Rheinfels am Rhein.

1255 haben die Grafen auf Rheinfels für ein Jahr und 14 Wochen die Belagerung des Rheinischen Städtebundes ausgehalten, der den Burgherren den Zoll entreißen wollte. 8000 Mann Fußvolk, 1000 Reiter und 50 Schiffe "vermochten sie doch nicht zu vertilgen oder zu gewinnen, mußten vielmehr nach 40 Stürmen und nach dem Verlust von vielen Leuten mit Schimpf und Spott" abziehen. Selbst angesichts der gewaltigen Befestigung setzt ein solcher Bericht in Erstaunen und verdeutlicht schlagend die Bedeutung dieser Rheinburg. Der letzte Katzenelnbogener († 1479) liegt in Eberbach begraben; die Landgrafen von Hessen sind die Erben dieses Geschlechtes gewesen, und auch die neuen Herren haben den Kriegeruhm ihrer Vorgänger an ihre Fahnen geheftet. 1692 ist es Ludwig XIV. nicht gelungen, die Burg zu nehmen. Erst 1758 kapitulierte sie, unrühmlich verteidigt, um 1797 von den Franzosen geschleift zu werden. 1843 wurde die Ruine von dem späteren Kaiser Wilhelm I. erworben.

Mit der Romantik ist neues fröhlich-geselliges Leben in das schöne St. Goar eingezogen. Freiligrath und Geibel, Hoffmann von Fallersleben, Justinus Kerner und Willibald Alexis haben sich in St. Goar ein Stelldichein gegeben. Im Herbst 1843 schrieb Ferdinand Freiligrath in das Gästebuch des "Goldenen Löwen" diese Verse zum Abschied:

Fahrwohl, von Walnußbäumen
Umrauscht, St. Goar.
Das war ein süßes Träumen
In deinem Schoß fürwahr.
Wie oft im Tal der Gründel
Ward mir die Lust Gesang,
Wenn die kristall'ne Spindel
Der Wasserfei erklang.

Abschiednehmend mag man meinen, nun den romantischen Rhein zu kennen. Und dennoch: **Bornhofen** mit der trutzigen Burgengruppe der Feindlichen Brüder, das am Beginn einer neuen,

weit ausholenden Stromwindung gelegene **Boppard** sind neue, überraschende Eindrücke. Wunderbar eingeschmiegt liegt dieser Ort, über dem man von den grünen Höhen auf die Schleifen des Rheins wie auf vier Seen herabblickt.

Am Ausgang dieses Abschnittes fängt majestätisch, die offene Landschaft krönend, der auf 170 Meter hoher Bergkuppe zu einer Höhe von 25 Metern emporragende Bergfried der Marksburg über **Braubach** den Blick. Seit dem 13. Jahrhundert saßen auch auf dieser wahrhaft königlich herrschenden Burg die Grafen von Katzenelnbogen. Die Befestigung, durch ein "Gebück" verstärkt, griff den Ort Braubach mit ein.

Versinnbildlicht diese Burg noch heute durch die Kraft ihrer Erscheinung die ritterliche Zwingherrschaft, die auf der kurzen Strecke des Mittelrheins so greifbar lebendig wird, so drängt sich in **Rhens** die ganze Tragweite, Größe und Tragik unserer deutschen Kaisergeschichte zusammen. Hier, wo die Besitztümer von Köln, Mainz, Trier und Kurpfalz nahe beieinander gelegen waren, haben die Großen des Reiches deutsche Könige gewählt. Nach dem alten Sachsenspiegel kam den rheinischen Erzbischöfen das vornehmste Amt bei dieser Handlung zu. Hier in Rhens gaben die Fürsten nach dem Tode Heinrichs VII. 1314 das traurige Beispiel einer aus parlamentarischer Schwäche und eigennützigem Partikularismus geborenen Doppelwahl, hier aber auch hat der Rhenser Kurverein 1338 das fürstliche Selbstbestimmungsrecht gegen päpstliche Bevormundung proklamiert, in Rhens haben die Kurfürsten den der Krone unwürdigen König Wenzel für abgesetzt erklärt. Die Wackelburg im Ort und der (neu errichtete) Königsstuhl zehn Minuten vor Rhens erinnern an die denkwürdigen Taten. Der alte Königsstuhl ist 1794 von den Franzosen zerstört worden.

So dringen, während unser Schiff sich der Lahnmündung bei Ober- und Niederlahnstein nähert, geschichtliche Erinnerungen von tragischer Wucht auf uns ein. Sieg und Schmach, deutsches Schicksal, deutsches Herzblut seit Karl dem Großen bis in unsere Tage umschließen die strahlende Schönheit unseres heiß umkämpften, heiß geliebten Rheins. Seine Schönheit ist nicht bloß ein Geschenk der Natur, mit Augen schaubar, sie quillt aus unserem Herzen, auch des Deutschen, der den Rhein noch nie mit Augen sah. Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze: in den grünen Auen des Rheingaus, in dem felsgrauen Steiltal des Mittelrheins ist solches Bekenntnis unvergeßliches Erleben.



Die Saar

Das Saargebiet ist ein Land deutscher Arbeit. Seitdem seine Bewohner nach 15jährigem heldenhaften Ringen um ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Reich in freier Abstimmung ihre Gesinnung bekannten, lebt es als solches im Bewußtsein der ganzen Welt. Früher hat es eine Einheit nie gebildet, sondern erlebte sein wechselvolles Grenzlandschicksal mit anderen oder im Rahmen anderer deutscher Landschaften der deutschen Westmark. Wer heute als Deutscher von Trier kommend die untere Saar entlangfährt oder die Pfalz nach Westen verläßt, begreift die Landschaft als Einheit, als die deutsche Saar, die als jüngster Gau zum Dritten Reich heimfand.

Es ist einer der schönsten Reiseeindrücke, der in dem Land an der Saar auf den Besucher wartet, daß es nicht wie der Industriebezirk an der Ruhr ausschließlich Industriegebiet - Kohlen- und Eisenland - ist, sondern neben einer bedeutsamen Glas- und Keramikindustrie noch ausgesprochene landwirtschaftliche und herrliche Waldgebiete trägt. Die Industrie hat das Land nicht aufgezehrt, sondern sie ist eingebettet in unberührte Natur. Neben den an langen Straßen um geschichtlich alte Kerne gebauten Industriesiedlungen, neben den Förderanlagen, Hochöfen und kahlen Schlackenhalde ragen mächtige Buchenwälder auf, deren Grün bis zum Ortseingang die sanft

geneigten Hügel bedeckt. Die Gunst des Landes hat sich glücklich auf die Stammesart der Bewohner ausgewirkt. Sie sind bodenständig geblieben; in seiner Freizeit ist der Bergmann Bauer.

Der Reichtum des Landes, der es mehrmals in der Geschichte zum Ziel französischer Eroberungsgelüste machte, liegt in dem Vorkommen von Kohle. Sie ist unter dichtem Mischwald, aus Buchen und Eichen bestehend, verborgen. Während die Hunsrückhänge, in deren Süden sich ein welliges Hügelland erstreckt, gänzlich unergiebig sind, konzentriert sich der Reichtum im sogenannten Kohlenwald, beiderseits der mittleren Saar bei Saarbrücken. Hier wird die Grundlage der Industrie gewonnen, hier drängt sich die Bevölkerung zusammen. Ein Blick auf die Bevölkerungskarte zeigt, daß sich die Massen der Berg- und Industriearbeiter den Bodenschätzen folgend angesiedelt haben. Saarbrücken bildet die Spitze eines überkanteten Dreiecks, dessen einer Schenkel - die "Industriegasse" - dem Lauf der Saar folgend die Linie Völklingen, Saarlautern, Dillingen bildet, dessen zweiter Schenkel - die "Bergbaugasse" - über Sulzbach, Dudweiler, St. Ingbert bis Neunkirchen greift. Homburg ist der östlichst gelegene Industrieort. Durch Bohrungen sind noch bedeutend mehr Kohlenlager erschlossen als die genannten Gebiete, allein der Abbau ist erst vorwiegend nordöstlich von Saarbrücken in Angriff genommen. Bei Dudweiler und Sulzbach traten die kohleführenden Schichten in den Talsenken des von Südwesten nach Nordosten streichenden "Steinkohlengebirges" zutage: hier begann man mit dem Kohlenabbau, da von hier aus nach allen Richtungen die Kohlenlager in bedeutenderen Tiefen liegen. Die mächtigen Kohlenflöze unter den Wäldern des Warndt dagegen, die die südwestliche Grenze gegen Lothringen bilden, wurden als kostbare Reserven deutscherseits bisher unangetastet gelassen - bis während der Saarbesetzung französische Schächte vom lothringischen Gebiet aus unter der Grenzlinie hindurch Warndtkohle abzubauen begannen! Heute werden die gesamten Kohlenvorräte der Saar bis zu einer Tiefe von 1200 Metern auf 2 Milliarden Tonnen geschätzt. Gefördert wurden im Durchschnitt der letzten Jahre etwa 13 Millionen Tonnen. Es ist charakteristisch für die Saarwirtschaft, daß sie sich auf die beiden Pfeiler des Bergbaues und der Eisenindustrie stützt. Die Orte der "Bergbaugasse" erkennt man von der Bahn aus durch die an den Schachteingängen errichteten Fördertürme mit den großen Seilscheiben, über die die Körbe für Belegschaften und Fördergut laufen. Daneben rauchen die Schornsteine der Maschinenhallen und stehen die Turmhäuser für die Kohlenwäsche. Anders die Unternehmungen der "Industriegasse". Die fünf führenden saarländischen Hütten Völklingen, Dillingen, Neunkirchen und Burbach sind gemischte Werke, die Hochöfen, Stahl- und Walzwerkanlagen nebeneinander führen. Dazu kommen die Kokereien und andere Nebenbetriebe. Das älteste Werk ist **Neunkirchen**, das der Tätigkeit der Familie der Freiherren von Stumm-Halberg seine Leistungsfähigkeit verdankt. Vielgenannt wegen seiner für die deutsche Sache opferfreudigen und überaus erfolgreichen Wirtschaftspolitik während des Saarkampfes und nach der Rückgliederung mächtig aufstrebend ist die Röchlingsche Hütte in **Völklingen**, deren Eisen- und Stahlwerken ein hochwertiges Edelstahlwerk angegliedert ist. Deutsche Energie und rastloser Erfindergeist arbeiten hier an einer ständigen Leistungssteigerung der Hochöfen unter letzter Ausnützung der für uns so kostbaren Rohstoffe. Die Not des Saarkampfes hat zu dem glänzenden Ausweg teilweisen Ersatzes der Erze durch die bisher unausgewertet gebliebenen Abfallprodukte der Gichtstaube, zu einer erheblichen Herabminderung des Kohlen- und Koksverbrauches geführt. Umständliche chemische Anreicherungsverfahren werden in Zukunft die saarländische Schwerindustrie noch unabhängiger von ausländischer Erzeinfuhr machen und damit die von ihr hergestellten Edlestähle in den Mittelpunkt des deutschen Verbrauches stellen. Von hier wird der Hauptbedarf an Eisenbahnschienen und -schwelen, an mächtigen Brückenträgern gedeckt, aus der Völklinger Hütte bezieht die deutsche Automobilindustrie über die Hälfte ihrer Achsenfedern. An der Wirtschaftlichkeit der im Fließverfahren hergestellten Einzelteile hängt nicht zum geringsten die praktische Durchführung der in großem Maßstab in Angriff genommenen Verwirklichung eines deutschen Volksautomobils! In der fieberhaften Arbeit an diesen von der Regierung des Neuen Reiches gestellten Aufgaben lebt das in den Kampftagen von Hermann Röchling gegebene Versprechen kraftvoll weiter: "Wir halten die Saar!" Nicht weniger als Bergbau und Eisenindustrie ist die Glasindustrie und Keramik in ihren Anfängen



Saarburg.

von den Schätzen saarländischen Bodens gespeist worden. Der gelbe Sand der Buntsandsteinformation diente zur Glasherstellung, die aus der Holzkohle der großen Wälder gewonnene Pottasche als Zuschlag, das Holz selbst als Brennmaterial. Schon im Mittelalter gab es Waldglashütten. Fürstliche Privilegien förderten im Zeitalter des Barocks das Gewerbe. Noch heute beliefert das Saarland zum fünften bis vierten Teil die deutschen Tafelglaswerke mit Rohmaterial. In Wadgassen, Fenne und St. Ingbert stehen die bedeutendsten Glashütten. Noch ausschlaggebender ist der Anteil der saarländischen Tonwaren an der gesamtdeutschen Produktion. Die Mettlacher Platten der Fa. Villeroy & Boch, deren Stammhaus die alte Benediktinerabtei an der unteren Saar ist, hat der saarländischen Keramik Weltruf verschafft.

Heute, da die Abhängigkeit vom bodenständigen Rohstoff durch den Verkehr aufgelockert scheint, hat die jüngste Vergangenheit den Blick für die Werte der örtlichen Verbindung von Rohstoff, Verarbeitung und Absatz wieder geschärft. Früh hat man für eine billige An- und Abfahrt Sorge getragen. Die Saar selbst und der Saarkohlenkanal wurden als Wasserstraßen benutzt. Neuerdings gewinnt das Projekt eines Saar-Pfalzkanals zwischen Saarbrücken und Mannheim für den Absatz nach Westdeutschland neue Bedeutung, nachdem die Wiederherstellung des von jeher nach dort gerichteten Handels der deutschen Saar neues Leben und neuen Auftrieb gebracht hat.

Siedlungsgeschichtlich ist das Industriegebiet der jüngste Teil des Landes. So kommt es, daß die meisten mittelalterlichen Bauten - mit Ausnahme Saarbrückens - außerhalb des Kohlenrevieres liegen. Es gibt eine Reihe trutziger, befestigter Orte und Burgen, wo Funde und Ausgrabungen ergeben haben, daß dort bereits urgeschichtliche Befestigungen standen oder die keltische Bevölkerung Fliehburgen bedeutenden Ausmaßes auf dem Grundriß späterer Siedlungen angelegt hat. Im Norden Montclair hoch über den dichten Waldufern der in scharfem Knick nach Nordwesten gerichteten Saarschleife bei Mettlach, wo der Fluß den Hunsrück durchbricht, um die Mosellandschaft zu erreichen. Trier war hier zu römischer Zeit der Hauptplatz. Im Süden Berus auf einer steil gegen das Saartal abfallenden Bergzunge des über 300 Meter hohen Gaues; in ähnlicher Lage Castell an der Saar bei Serrig. Auch die höchste Erhebung im Saargebiet, der Schaumberg bei

Tholey (572 Meter), trug starke Ringwälle der Kelten; die Römer machten ihn zum beherrschenden Stützpunkt der großen Heerstraße, die an ihm vorüberführte. Heute trägt der Berg, von dessen Höhe einst die Herren von Schaumburg weit in die Lande sahen, eine Kriegergedächtniskapelle. Auch die Anfänge **Tholeys** führen bis in das 7. Jahrhundert (643) hinauf. Die Basilika der ehemaligen Abteikirche, eine charaktervolle Baugruppe, ist im 13. Jahrhundert gebaut worden. Der massige Turmsockel trägt eine malerische Laterne aus der Zeit um 1700. Einen ähnlichen Turmumriß zeigt die Wallfahrtskirche in dem wenig östlich gelegenen **St. Wendel**, nur daß der stattliche Hallenbau des Schiffes - zweifellos der schönste Innenraum des Saargebietes - erst 1450 fertig wurde.

Aus der Romanik sind zwei denkwürdige Bauten auf uns gekommen: der "Alte Turm" im Park von **Mettlach** und die Pfarrkirche zu **Merzig**. Die Ruine des ersten schließt sich dem Zentralbau des Aachener Münsters an und ist als Grabkapelle um 1000 begonnen worden. Trägt der in seiner malerischen Umgebung unvergeßliche Bau alle Zeichen suchender frühdeutscher Baukunst an sich, so ist die wuchtige Gruppe von Merzig ein reifes Beispiel jener rheinischen Bauwerke, wie wir sie in den Kaiserdomen kennenlernten, die in ihrer ungotischen gedrungenen Kraft die deutsche Eigenart des stolzen staufischen Zeitalters verkörpern.

Saarbrücken ist am Schnittpunkt der von Trier nach Straßburg und von Metz nach Worms führenden römischen Heerstraßen entstanden. Ein Kastell sicherte den Brückenkopf auf der rechten Saarseite, wo der Stadtteil St. Johann liegt. Auch Malstatt, Burbach und St. Arnual waren ursprünglich gesonderte Ortschaften. St. Johann lebte insbesondere durch den nachrömischen Nord-Südverkehr auf. Seit dem 16. Jahrhundert ist es durch die schöne "Alte Brücke" mit Saarbrücken verbunden. St. Arnual war das ganze Mittelalter hindurch kirchlicher Mittelpunkt der Grafschaft Saarbrücken. Die am Saarufer gelegene Stiftskirche bewahrt noch zwei meisterhafte Grabmäler der Spätgotik und eine stattliche Reihe barocker Grabdenkmäler der Grafen, die sich seit dem 15. Jahrhundert hier beisetzen ließen. Dem Programm eben dieser fürstlichen Bauherren verdankt das barocke Saarbrücken sein heutiges Gesicht, das sich in klaren Zügen von der gotischen Stadt und den rußgeschwärzten Industrie- und Hafenvierteln absetzt.



Saarbrücken.

Die Stadterweiterung ist mit den Namen des Fürsten Wilhelm Heinrich und des Baumeisters Friedrich Joachim Stengel verknüpft. Dem Zerbster Stengel ist die gesamte Planung zu danken, deren vornehm-festlicher Höhepunkt die in der beherrschenden Platzlage an Dresdener Bauten erinnernde Ludwigskirche ist. Auch sonst hat die Barockbaukunst an der Saar Beziehungen zu Mitteldeutschland: das seine dreigegliederte Schauseite der Saar zukehrende, in prachtvoller Einheitlichkeit zur Ausführung gelangte Abteigebäude zu Mettlach ist ein Werk des Sachsen Christian Kretzschmar. Ludwigskirche und Abtei stehen in der ersten Reihe unseres reichen deutschen Barocks.

Während hier neue Kunstwerke von der deutschen Art des Landes zeugten, entstand in **Saarlautern** auf Geheiß Ludwigs XIV. eine französische Barockfestung, deren Spuren heute noch sichtbar sind. 1680 erhielt der Kriegsarchitekt Vauban den Befehl, auf dem widerrechtlich von Frankreich besetzten Grund ein Bollwerk für den Räuber gegen Deutschland zu errichten. 1815 für Preußen erobert, blieb Saarlautern Festung bis 1889. 135 Jahre französische Festungszeit haben an dem glühenden Deutschtum der Nachfahren jener zwangsweise von Ludwig XIV. angesiedelten Bürger nichts geändert. 1919 und 1924 hat die Stadt unerschrockene Treuegelöbnisse für Deutschland geleistet. 1936 erhielt sie ihren guten deutschen Namen an Stelle des auf ihren französischen Zwingherrn gemünzten Saarlouis. Die Bande des gemeinsamen deutschen Volkstums haben sich noch ebenso fest gezeigt wie 1815, als die Führer von Saarbrücken und St. Johann sich an Hardenberg mit einer flammenden Bittschrift wandten, die "Befreiung vom Franzosenjoch, Wiedervereinigung mit dem deutschen Vaterlande" forderte. Dieser Geist ist für die Geschichte des Saarlandes entscheidender geworden als die Befreiung, die 1870 die Erstürmung der Spicherer Höhen für die Saar bedeutete. Dieser Geist lebt ebenso in Friedrich Rückerts Lied von dem Vöglein an der Saar und dem Saarlied der Kampfjahre wie im Hindenburgturm bei Berus und dem gußeisernen Ehrenmal im Warndt, dessen deutsche Soldatenköpfe ernst und stolz über das weit sich breitere, reiche und schöne Land an der Saar blicken.



Heidelberg und die Pfalz

Das Land Baden, dem Heidelberg heute zugehört, ist eine Schöpfung des **Lunéville Friedens von 1802**. In den folgenden Jahren kamen noch beträchtliche Ländereien an die zähringische Markgrafschaft, so daß das Großherzogtum Baden zu einem ansehnlichen Mittelstaat anwuchs. Der fremde Eroberer Napoleon einigte aus einer Unmenge von weltlichen und geistlichen Gebieten, aus Reichsstädten, Reichsständen und Reichsritterschaften, aus lebensunfähigen Zwerggebilden des alten Reiches kommende nationale Kräfte, deren Zusammenschluß vorderhand freilich mit der würdelosen Gefolgschaft des jungen Staates im napoleonischen Rheinbund erkaufte werden mußte. Baden bedeutete eine neue überstammliche Gemeinschaft, die im Norden die Franken - mit dem Ableger der Pfälzer -, im Süden Alemannen - mit ihrem schwäbischen Ableger - umfaßt. Wesensmäßig auseinanderstrebende Stämme sind durch das Geschick der zähringischen Dynastie zu einem organisch sich entwickelnden Staate zusammengeschweißt worden. Man konnte in der Geschichte des vorigen Jahrhunderts von einem badischen Geist sprechen, der demokratische Zug des Staates hat ihm - halb bewundernd, halb ironisch - den Beinamen des "Musterländles" eingetragen.

Mit den staatlichen Umwälzungen zu Beginn des vorigen Jahrhunderts hat sich auch der Begriff "Pfalz" im Sprachgebrauch gewandelt. Die heutige linksrheinische Pfalz, die, aus verschiedenen Bestandteilen zusammengestückt, 1816 an Bayern fiel, hat erst im Jahre 1838 von König Ludwig I. ihren Namen erhalten. Diese "Jung-Pfalz" führt die Tradition der alten Kurpfalz weiter, deren Ende der **Lunéville Friede** besiegelte. Heidelberg war die Hauptstadt dieses Landes, das über den Rhein hinübergriff und auf dessen Geschichte der heutige Pfälzer und der heutige Badener gleich stolz ist.

Heidelberg trägt den wehmütigen Ruhm, in seinem Schloß die schönste Ruine Deutschlands zu besitzen, Heidelbergs Name ist von deutscher Tragik und von deutscher Romantik umwittert.

"Du der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah"

singt Friedrich Hölderlin.

"Alt-Heidelberg, du feine"

schwärmt Josef Viktor v. Scheffel. Die Neckarlage in der klassischen Landschaft, die Alte Brücke, das Schloß, Molkenkur, Kaiserstuhl und Philosophenweg, der Blick über die angrenzende Rheinebene, das Studentenleben, das nahe Neckargemünd mit seiner berühmten griechischen Weinstube und dem Blick auf die Bergfestung Dilsberg haben ebenso an dem Ruhm Alt-Heidelbergs gebaut wie die Geschichte. Die französischen Mordbrenner der Generäle Mélac und de Lorge sprengten 1689 und 1693 die "gigantische schicksalskundige Burg" zur Ruine. In der Stadt blieb nur das steinerne Renaissancehaus des "Ritters" stehen.

Die beiden Randberge, Heiligen- und Gaisberg, trugen die ältesten Bauten, die uns in Heidelberg bekannt sind. Auf dem Heiligenberg, wo sich eine bis in die jüngere Steinzeit heraufführende Kultstätte findet, wo die Römer des Neuenheimer Kastells ihren Göttern geopfert, die Germanen ihren Gott Wotan in bergigem Hain verehrt, das Mittelalter die großen romanischen Basiliken St. Michael und St. Stephan erbaut hatte, dort erhebt sich heute eine der schönstegelegenen Thingstätten des Neuen Reiches.



Heidelberg.

Residenzstadt wurde **Heidelberg** im Jahre 1225, als die Wittelsbachischen Pfalzgrafen bei Rhein die Kurpfalz gründeten. 1386 errichtete Kurfürst Ruprecht I. Deutschlands erste Universität, deren Bibliotheca Palatina als "Mutter aller deutschen Bibliotheken" ihren Ruf in alle Welt trug. Die Reformationszeit brachte die Prunkbauten des Schlosses hervor, insbesondere den nach dem

humanistisch gebildeten Fürsten benannten Ottheinrichsbau (1556 bis 1559), dessen klassische, statuengeschmückte Ruinenschauseite den östlichen Abschluß des zauberhaften Hofes bildet, in dem alljährlich die Reichsfestspiele einen Höhepunkt deutschen Freilichttheaters darstellen. Durch die Zerstörung hat sich eine romantische Einheit um den mächtigen Schloßkomplex gesponnen und verwischt die architektonischen Gegensätze, die einst zwischen den mittelalterlichen Grundrissen und den später vorgeblendeten Fassaden bestanden haben müssen. Es sind rauschende Feste in dieser Residenz gefeiert worden, deren Erinnerung bei den Schloßbeleuchtungen und den märchenhaften Feuerwerken über Neckar und Alter Brücke aufleuchtet. Die weinselige Zechfestigkeit vergangener Zeiten mag dem Besucher vor dem 2200 Hektoliter fassenden Großen Faß deutlich werden und dem Zwerg Perkeo "an Wuchse klein und winzig, an Durste riesengroß", der als Hofnarr gewaltige Mengen, man sagt, den Inhalt dieses Riesenfasses geleert haben soll. Der Bandhaussaal darüber ist neuerdings in schöner Weise als Fest- und Theatersaal wiederhergestellt worden.



Heidelberg. Der Schloßhof.

Hatte die Bevölkerung Heidelbergs im 18. Jahrhundert den großen Plänen des prachtliebenden Kurfürsten Johann Wilhelm nicht zu folgen vermocht, so waren es die Romantiker, die die Stadt der Romantik wiederentdeckten. Goethe prägte das Wort von der Heidelberger Ideallandschaft; Brentano, Arnim, Görres trugen "Des Knaben Wunderhorn" am Neckar zusammen; Maler wie Carl Rottmann, Ernst Fries, Carl Fohr wirkten in Heidelberg; Wallis und Turner malten die Ansicht der Neckarstadt in atmosphärischer Übersteigerung. Im Stift Neuburg trafen sich nazarenische Maler.

Das für Heidelberg unwesentliche 18. Jahrhundert ist für **Mannheim**, die jüngere Residenzstadt der Kurfürsten, von um so größerer Bedeutung gewesen. Dorthin hatte Kurfürst Karl Philipp 1720 seine Residenz verlegt. Unter ihm und seinem Nachfolger Karl Theodor erstanden das prunkvolle Schloß und die Jesuitenkirche.

Die später durch das Nationaltheater kulturell hochbedeutsame Stadt, das in einzelne Quadratgebilde zerlegte "gleiche und heitere" Mannheim Goethes, hat infolge der zeitweisen Loslösung des linken Rheinufer von Deutschland eine andere Entwicklung genommen, wie sie



Mannheim. Der Schloßpark.

insbesondere Karl Theodor vor seiner Übersiedlung nach München erhofft hatte. Der Aufschwung zum europäischen Binnenhafen setzte um 1830 bis 1840 ein, das rechtsrheinische bayerische **Ludwigshafen** mit seiner bedeutsamen chemischen Industrie wetteifert mit der älteren Schwesterstadt. Das in drei Generationen geschaffene Mannheimer Hafensystem enthält heute 45 Kilometer Verladeufer, 200 Kilometer Eisenbahngleise und 58 Kilometer Straßen, an denen 300 Firmen ansässig sind.

Mehr noch als im geschäftigen Mannheim spürt man im Schloßpark zu **Schwetzingen** etwas von der höfischen Lebensluft des kurpfälzischen Hofes. Eleganz, Luxus, Festesfreude klingen in den Wasserspielen und Parkanlagen zu heiterem Akkord zusammen. Im **Bruchsal**er Schloß, der Residenz der Fürstbischöfe von Speyer, insbesondere dem herrlichen Treppenhaus Balthasar Neumanns, den Feichtmayrschen Stukkaturen und den Deckenbildern von Januarius Zick erlebt man den gleichen Stil architektonisch, groß und zierlich zugleich.

Das Kernland der alten Kurpfalz - zwischen Heidelberg und Mannheim - trug in fränkischer Zeit die Bezeichnung Lobdengau. Die Macht des Wormser Bischofs stieß hier mit den Ansprüchen der Benediktinerabtei **Lorsch** zusammen. Dieses wichtige, seit 763 bestehende Kloster ist neuerdings durch Grabungen genau festgestellt worden. Eine alte Königshalle steht noch. Sie ist ein feingliedriges vormittelalterliches Werk, das "verwandelt mittelmeerisches" Ornament mit neuen germanischen Zweckbestimmungen vereinigt.

Wer heute durch Berg und Wald und Städte der linksrheinischen Pfalz streift, begegnet auf Schritt und Tritt Burg- und Klosterruinen in Tälern und auf Bergeshöhen. Allein 113 Klöster fielen den Verwüstungen der Franzoseneinfälle unter Ludwig XIV. zum Opfer. Sie erledigten, was der Dreißigjährige Krieg übriggelassen hatte. 297 Burgen und Schlösser hat man in der Pfalz gezählt. Ein wehrhaftes und frommes deutsches Land ist damals vernichtet worden. Die stolzesten Geschlechter der deutschen Kaiserzeit, Salier und Staufer, liebten die Pfalz vor allen Gauen. Dürkheim war die Stammburg der Salier, an deren Stelle Konrad II. den nächst Speyer



Schloß Schwetzingen (Baden).

bedeutendsten Kirchenbau der Zeit, **Limburg** an der Haardt, gründete; auch er ist, noch in Trümmern, Denkmal einer gewaltigen Zeit, eine steinerne Anklage gegen französische Zerstörungswut. Die Reichsfeste **Trifels** barg einst die Reichskleinodien und den Schatz der Hohenstaufen. Englands Kreuzfahrer Richard Löwenherz war in dem Staatsgefängnis auf dem Trifels der Gefangene Heinrichs VI. Barbarossa hatte in **Kaiserslautern** eine Pfalz errichtet. Heute ist das Gesicht dieser Stadt, inmitten des Pfälzer Waldes gelegen, von der Eisen- und Maschinen-, Textil- und Tabakindustrie beherrscht, die unter der bayerischen Regierung zu hoher Blüte gelangte. Der Wald, in dem der "Jäger von Kurpfalz" jagte, deckt noch heute zwei Fünftel des Bodens. Bis zu 22 000 Waldarbeiter werden im Forstdienst beschäftigt. Die Buntsandsteintafel dieses Waldgebirges ist teils kuppig und in langgestreckte Höhenzüge zerlegt, teils durchbrochen, gekrönt und gesäumt von malerischen Felsbildungen, deren Umriß "die nüchternste Phantasie zum dichtenden Spiele zwingt". Im Norden schließt das Nordpfälzer Bergland an, dessen höchste Erhebung der Donnersberg (687 Meter) ist.

Die Hinterpfalz ist Ackerland, ihre Mittelpunkte sind Zweibrücken und die Schuhmetropole **Pirmasens**.

Der gesegnetste Landstrich der Pfalz ist die **Haardt**, dort, wo der Ostabhang des Waldgebirges in den Rheingraben übergeht und edelster Wein, Mandelbäume, Maronen und Feigen gedeihen. Hier im "lachenden Weinlande" lebt laut und fröhlich, leichtlebig und rasch urteilend das echt rheinfränkische Pfälzertum. An



Die Haardt.

diese Vorderpfalz hat Liselotte von der Pfalz voll Wehmut gedacht, als sie vom französischen Hofe aus schrieb: "Die Pfalz ist ein gelobtes Landt gegen andere Länder zu rechnen, denn alles ist ja gutt in unserm lieben Vaterlandt, Luft, Wasser, Wein, Brodt, Fleisch und Fisch". Aus der Unerschöpflichkeit dieses Bodens strömt dem Volke die Kraft zu, auch in düsterer Zeit den Humor und Witz zu behalten, aufzuflammen für neue Gedanken und sich an Zukunftsträumen zu begeistern! Das Hambacher Fest 1848, da zum ersten Male großdeutsche Gedanken laut wurden, ist ein solches Beispiel aus der Geschichte.

Deutlich setzt sich die Eigenart des Weinbauenden Rheinpfälzers von dem stilleren Hinterpfälzer ab. Der Vorderpfälzer ist ausgesprochen gesellig. Die stadtartigen Dörfer, die er bewohnt, die Weingüter sind wohlhabend. Die Bevölkerungsdichte beträgt 159 bis 160 auf den Quadratkilometer. Die Ergiebigkeit der pfälzischen Gartenlandschaft hat dem Stamm einen sehr ausgeprägten wirtschaftlichen Sinn mitgegeben. Das Interesse für geistige Dinge steht dagegen zurück. Der Wein ist ein Hauptthema in den vielen behäbigen Weinstuben und Straußwirtschaften, in denen es laut, mit "Pfälzer Gekrische" zugeht.

Mit etwa 16 000 Hektar Rebenbestockung ist die Pfalz das größte deutsche Weinbaugebiet. Es erstreckt sich längs der Haardt von Weissenburg bis Dürkheim; in der Nord- und Westpfalz wird bei Zell, im Alsenz-, Glau- und Lautertal Wein gebaut. Das warmtrockene Klima bewirkt auch in ungünstigen Jahren die Reife edelsüßer Ausleseweine. Wie im Weinmuseum Speyer übersichtlich gezeigt wird, haben die Römer hier schon Wein gebaut, bereits zur Merowingerzeit wurde ein Weinzehnt erhoben, hat der Weinbau zu allen Jahrhunderten geblüht, wenn auch die Kultivierung von Qualitätswein erst wieder seit dem Ende des 18. Jahrhunderts begann. Einfacher Landwein und kostbarste Hochgewächse gedeihen hier. Gegenüber dem kräftigen Rheinwein eignet dem Pfälzer liebliche Weichheit, dessen Bukett außerordentlich verschieden sein kann, je nachdem er als Sylvaner Rebe auf dem schweren Lößboden des Oberlandes, als Riesling der mittleren Lagen, als Auslesewein der besten Weingegend um **Ruppertsberg, Deidesheim, Forst und Wachenheim** oder als würziger Traminer gezogen wurde. Während der Weinbau in den Nachkriegsjahren allorts zurückging, haben die Pfälzer Kulturen sogar zugenommen. Während früher viele Pfälzer Marken fälschlich als Rheinwein in den Handel kamen oder verschnitten wurden, hat sich jetzt der "Pfälzer" das Vertrauen des deutschen Marktes restlos erobert. Doppelt gern wird ihn trinken, wer an klaren Herbsttagen das Pfälzer Zecherparadies durchwandert und teilgenommen hat an dem Volksfest der Weinlese.



Oberrhenebene und Schwarzwald

An keiner Stelle seines Laufes wird der Rhein so von gleichartig geformten Ufern begleitet wie dort, wo der "Hochrhein" das schweizerische Gebiet durchstoßen hat, bei Basel nach Norden umwendet und das Gepräge des "oberrheinischen Grabens" annimmt. Rechts stößt der südliche Schwarzwald gegen das Tal vor, grenzt der Breisgau an den Strom; links, auf elsässischem Boden, weitet sich der Blick über die Ebene des Sundgaaues, über den vorgelagerten Hardwald bis zu den sanft verlaufenden Höhen des Wasgenwaldes, deren Profil auf deutscher Seite von den dunkelfarbenen Zügen des Schwarzwaldes beantwortet wird.

Während sich die elsässische Ebene in ziemlich gleichbleibender Breite zwischen Strom und Wasgenwald schiebt, von fruchtbarem Löß bedeckt, der Wein und Weizen, Obst und Gemüse und Tabak herrlich gedeihen läßt, tritt auf deutscher Seite das Gebirge erst bei der Freiburger Senke weiter zurück. Die weinfrohe fruchtbare Ortenau schließt sich nach Norden an. Trutzig erhebt sich der vulkanische Kaiserstuhl über den Rhein, zu seinen Füßen das ehrwürdige Breisach, gegenüber Kolmar, wo in entrissenem Lande eine der größten Offenbarungen deutscher Kunst: Matthias



Der Rhein in der oberrheinischen Tiefebene.

Grünwalds Isenheimer Altar im Unterlindenmuseum steht. Einst ging geistiger Austausch, Handel und Verkehr, durch Grenzpfosten ungehindert, von West nach Ost und umgekehrt. Damals war die Rheinebene eine Einheit, heute zieht der Rhein eine Grenze, richtet sich alles Leben nach seiner Achse aus. Und doch: was der Elsässer René Schickele einst schrieb, gilt noch heute, da zwei Fahnen über dem Rhein wehen: "Das Land links des Rheins, das Land rechts des Rheins atmet ein einziges Lächeln"! Freilich, die alte deutsche Kultur dieses sonnigsten Landstriches unserer deutschen Heimat, um den Deutschland und Frankreich jahrhundertlang gerungen haben, ist zerrissen. Das Münster von Straßburg legt am gewaltigsten Zeugnis ab von der Größe deutscher mittelalterlicher Kunst am Rhein. So fällt ein dunkler Schatten aus dem Westen über das sonnige Tal. Dort blickt von der Vogesenhöhe der drei Ähren eine steinerne Christusgestalt segnend über die Straßburger Ebene. Unweit von Neuenburg, einem stillgewordenen deutschen Rheinstädtchen mit großer Vergangenheit - der große Feldherr des 30jährigen Krieges Bernhard von Weimar starb hier -, erhebt sich, mit dem Blick auf die Vogesen, ein Kreuz. Dieser Spruch steht darauf: "Wanderer, blicke gen Westen hinauf zu den Bergen in Ehrfurcht, Helden fielen für dich, Wanderer bete für sie."

Die deutsche Geschichte hat diesem Lande sichtbare Züge aufgeprägt, die Sage ihre Größe verherrlicht. Eine der ältesten deutschen Sagen überhaupt, von Goethe besungen, spinnt sich um den "Eckartsberg" bei Breisach, wie der "Getreue Eckart" seinen königlichen Herrn Harlung und seine beiden Söhne gegen den falschen Sibich, der im Bunde mit Kaiser Ermenrich von Rom ist, durch Wunder der Tapferkeit bis zum letzten Atemzug schützt. Der tapfere treue Geist dieser Sage lebt noch heute in dem Alemannentum an der deutschen Westgrenze.

Wiesen und sumpfige Gründe in 3 bis 4 Kilometer Breite begleiten den Lauf des pappelumsäumten Stromes, der wegen seines Wildwassers (von etwa 2 Meter Mitteltiefe) in seinem Oberlauf für die Schifffahrt ziemlich unbedeutend bleibt. Dörfer und Felder breiten sich aus und geben dem Tal ein Bild stillen Friedens. Im allmählichen Aufstieg zu den Vorbergen bessert sich der Boden, trägt er Wein, nimmt die Besiedlungsdichte zu. Die breiten Rücken der dichtbewaldeten Schwarzwaldberge

überwölben die reiche, fruchtbare Vorberglandschaft, durch die der Verkehr von Frankfurt nach Basel zieht, die Höhen des Schwarzwaldes meidend. Die Rheinebene ist Bauernland, von locker gestreuten Siedlungen durchsetzt. Nur wo Holzvertrieb und die Ausnützung der Wasserkräfte lohnen, gibt es städtische Siedlungen.



Weinberge am Kaiserstuhl (Oberrhein).

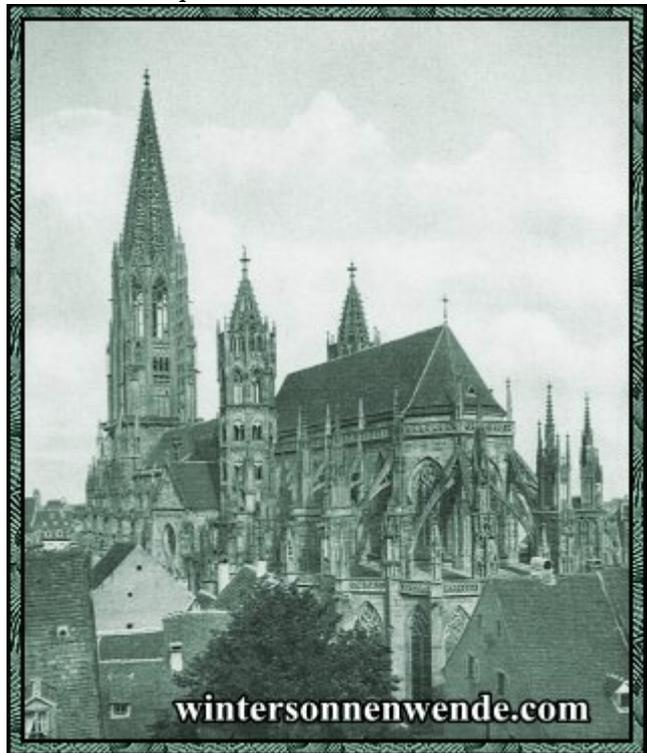
Die Randgebirge überragen den "Graben" des Strombettes um etwa 1300 Meter. Für die Urzeit ist die Sprunghöhe der Verwerfung noch bedeutender anzunehmen, mit über 3000 Metern. Man rechnet damit, daß die niedergebrochenen Schichten alten Gesteines in gewaltige Tiefen versunken sind, daß Meeres- und Flußablagerungen die Senke aufgeschüttet, daß Abtragungen die Höhe der Randgebirge herabgemindert haben. Entscheidend für die Entstehung der oberrheinischen Landschaftsform zwischen Mainz und Basel ist, daß das Tal keine Auswaschung des Gesteines durch die Wassermassen des Stromes, sondern ein Einbruch der Erdrinde ist. Die Niederterrasse des Stromes aus Kiesaufschüttungen setzt sich klar gegen das Hügelland ab. Die Erdgeschichte dieses bunt zusammengesetzten Gebietes ist verschiedenartig. Aufschüttungen stehen neben vulkanischen Gebilden. Allen gemeinsam ist der sie bedeckende Löß, der den Hügeln den weichen Zug der Linienführung und ihre Fruchtbarkeit gibt. Das Markgräflerland gehört dem Hügelland an. Mit dem Isteiner Klotz treten zerfressene Jurakalkfelsen unmittelbar an den Strom. Im Breisgau dehnt sich die Niederterrasse wieder aus. Die Schwarzwaldflüsse tragen dem Rhein klares Wasser zu. Kräftig profilierte Schollen tauchen aus der Rheinfläche auf: Schönberg und Thuniberg, der Kaiserstuhl; letzterer aus vulkanischen Ausbrüchen und späteren Hebungen entstanden.

Man erlebt eine wundersam milde, von zahllosen Nah- und Fernblicken durchseelte Landschaft, wenn man sich, Breisach hinter sich lassend, am weingesegneten Ihringen vorüber, nach Freiburg auf den Weg macht. Wer einen der gewaltigsten Eindrücke spätmittelalterlicher deutscher Formphantasie haben will, der vergesse aber vor dem Antritt der Fahrt nicht, den Hochaltar im **Breisacher** Münster (1526) zu sehen und vor den Altar im nahen **Niederrottweil** zu treten. In diesen Werken des Meisters H. L. (Hans Loy) sind die holzgeschnitzten Gestalten eingebunden in einen Strudel aufgeregter Gewandzerschlitzungen und wild verschlungener Ornament- und Wolkengebilde: Barockahnungen zur Reformationszeit. Im Breisacher Münster wurden Fresken

freigelegt, die dem Umkreis Martin Schongauers angehören, des Kolmarer Meisters, zu dem der junge Dürer zog, ihn aber nicht mehr am Leben traf. Alemannische Kunst begegnet uns: ihre Stammesart ist unterschiedslos auf beiden Ufern des Rheines lebendig.

Die Hauptstadt des Breisgaves liegt reizvoll inmitten der **Freiburger** Bucht. Fächerförmig dehnt sich die Altstadt auf einem Schuttkegel der Dreisam aus, deren quellklares Wasser in zahllosen Nebenläufen die Straßenzüge der Stadt begleitet.

In die Ebene hinausgeschoben und angelehnt an die Vorberge des Schwarzwaldes legt sich die Neustadt um den mittelalterlichen Kern, dessen beherrschender Mittelpunkt das herrliche **Münster** ist. Nicht viele deutsche Städte können an heiterer Schönheit wetteifern mit Freiburgs Lage; unvergleichlich die Lichtstimmung über der Rheinebene, mit den fernen Wasgenwaldhöhen als Abschluß. Die ausgreifende Lockerheit der neuzeitlichen Stadtanlage macht Freiburg so angenehm, so daß die Industrie in der fast zur 100 000 Einwohnerzahl emporgeblühten, beliebten Universitätsstadt untergeht in dem Zauber der Lage. Ihre Gründung freilich ist nicht um dieser äußeren Reize willen geschehen. Herzog Konrad von Zähringen errichtete im Schutze des Schloßberges 1120 einen Markt, der wegen der günstigen Lage an der Bergstraße von Basel nach Frankfurt und von Breisach nach Konstanz rasch zur Blüte gelangte. Die Universität (seit 1457) und der Sitz des Erzbischofs (seit 1827) haben die Bedeutung der Stadt steigern helfen. Der fürstliche Gründer der Alberto-Ludoviciana war ein Österreicher, wie überhaupt der Unterschied zwischen dem österreichischen Breisgau - seit 1809 badisch - und "Markgräfischen" in dem konfessionellen Gegensatz bis heute fortlebt. - Freiburgs Stadtbild richtet sich nach dem Münster aus, insbesondere dem 116 Meter hohen Turm, dessen luftig durchbrochener Helm der kunstvollste dieser Art in Deutschland ist. Wundervoll, wenn die Sonne über den - ähnlich wie in Straßburg - warm leuchtenden Buntsandstein spielt. Auch sonst gibt es Zusammenhänge mit der staufischen Plastik am Straßburger Münster. So ist der um 1300 entstandene Skulpturenschmuck der Vorhalle ohne den Vorgang im Elsaß undenkbar. Im Inneren überwältigt zunächst der dämmerig geheimnisvolle Eindruck, der durch das farbig gebrochene Licht der glühenden alten Glasfenster bewirkt ist. Das mit dem Langhause gleich breite Querschiff ist der älteste Teil des Münsters (Anfang 13. Jahrhundert). Im



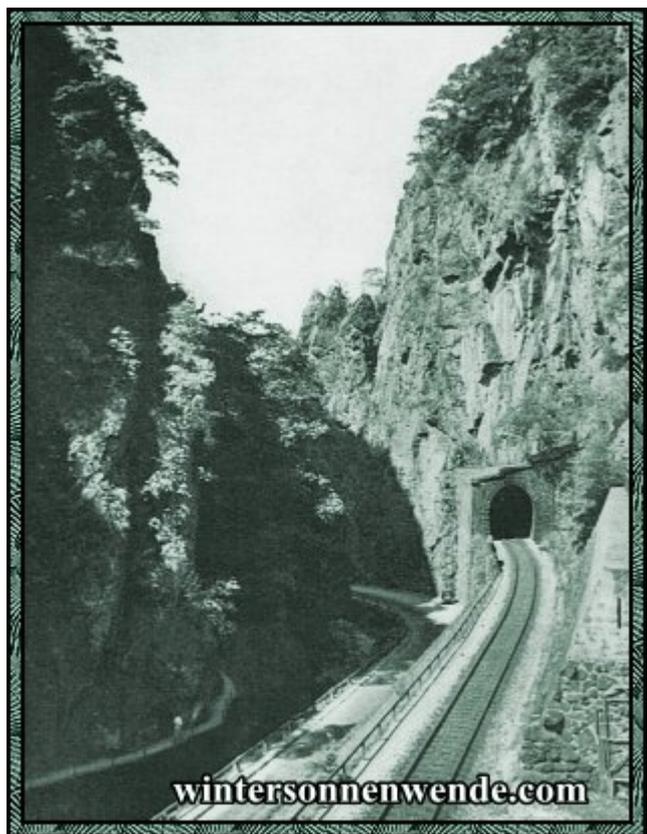
*Freiburg (Breisgau).
Das Münster (13. und 14. Jahrhundert).*



Freiburg (Breisgau). Ein Stadttor.

Langhaus nimmt die Zierlichkeit der Bauglieder von West nach Ost zu, um in dem überhöhten, seit 1354 von Johannes von Gmünd begonnenen Chor, der von einem Kapellenkranz umlegt ist, glanzvoll abzuschließen. Kernige Kunstwerke oberrheinischer Meister stehen in den Kapellen; allen voran der Schnewlin- und der Hochaltar (1512/16) von Hans Baldung Grien, mittelalterlich noch in der großartigen kultischen Lösung der Altaraufgabe, zwischen den Zeiten stehend in der künstlerischen Formen- und Farbensprache, neuzeitlich fast in der Art der Selbstdarstellung, die uns, überlegen und kühl, in einem Ritter der Kreuzigung entgegenblickt. Breisacher und Freiburger Hochaltar: zwei sehr verschiedenartige, von gleichzeitigen Meistern in gleicher Landschaft geschaffene Werke! Wer das "Hochgefühl der Gotik" erleben will, besteige den Münstersturm. Im Aufblick zu der unerhört kühn konstruierten Turmpyramide, deren durchbrochene Wände kein stützendes Gestänge verbindet, angesichts der flammenden Fialen, schwellenden Kreuzblumen und sammelnden Wimperge hat man die Vision schwerfreien Schwebens. Der Blick von oben ist an klaren Tagen unvergleichlich. Man trinkt den Wechsel der Landschaft, folgt aus der Ebene mit den vorgelagerten Bergen dem Laufe der Dreisam und bleibt hängen an den dunkel-ernsten Höhen, in deren Talzüge die Stadt bereits vorgedrungen ist: dem **Schwarzwald**.

Freiburg bietet bequemen Zugang zum südlichen Schwarzwald, dem höchsten und vielleicht auch dem reizvollsten Teil des sich in einer Länge von 160 Kilometer erstreckenden, im Süden 60, im Norden 22 Kilometer breiten Gebirges. Die höchste Erhebung, der Feldberg (1493 Meter) beherrscht den Breisgau. Der mehrere Kilometer lange Gneiskegel ragt mit dem Gipfel über die 1200 bis 1300 Meter hoch liegende Waldgrenze hinaus und ist über die Hälfte des Jahres schneebedeckt. Der sanfte Umriss des wintersportbeliebten Berges steht in wirkungsvollem Gegensatz zu dem Belchen, dessen schöner Kamm in jähem Felsabsturz nach Nordosten zum Kaltwassertal abfällt, ähnlich dem Blauen, der hart an der Grenze des Grabenbruchs liegt und reine Pyramidenform zeigt. Allen diesen Erhebungen, denen noch der Kandel und der Schauinsland zuzufügen sind, eignen weite Aussichten; die Alpenkette breitet sich aus, die Höhen des Schwarzwaldes wogen vor Jura und Wasgenwald. Ehe man die baumlose Kuppe gewinnt, durchwandert man weite schweigende Buchen-, Weiß- und Rottannenwälder. Tief zerschnittene Täler ziehen zu Füßen der Berge dahin, am malerischsten das rasch steigende **Höllental**. Zeugen alter Vergletscherung sind der Titisee und in tannenumstandenen Felskessel der Feldsee, der die Wutach speist. Überhaupt sendet das Massiv des Feldberges nach allen Richtungen Gewässer, auch hierin seine Bedeutung erweisend.

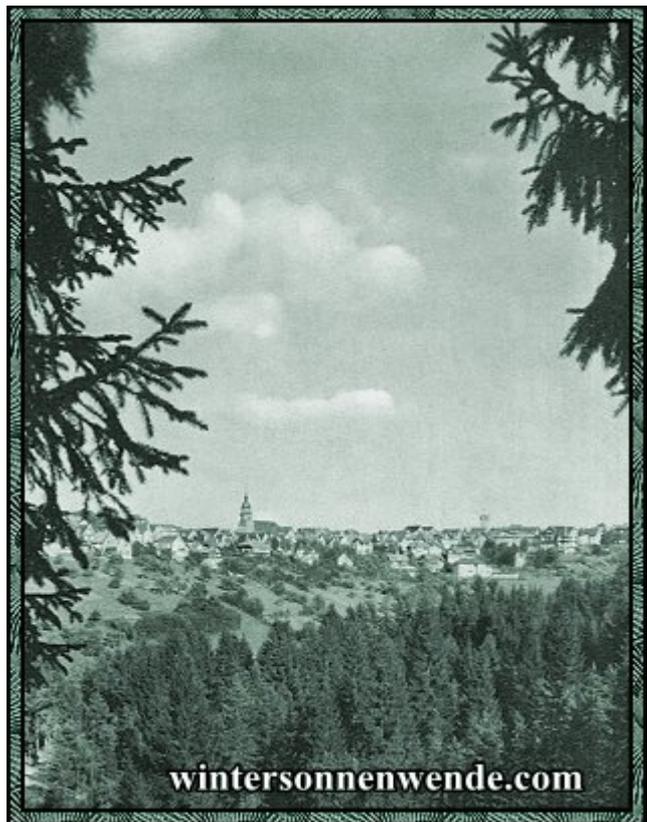


Das Höllental (Schwarzwald).

Obwohl auch der mittlere Schwarzwald von Tälern zerschnitten ist - ihn durchbricht in Querrichtung das tief eingesenkte Talnetz der Kinzig -, so erreichen seine Berge infolge von Einmündungen nicht mehr die Höhen des südlichen Gebirges. Es ist Firstlandschaft mit abgerundeten Höhen. Am schönsten sind das Kinzig- und Glottertal.

Nördlich der Kinzig steht über dem Grundstock von Gneis und Granit häufig Buntsandstein an, dessen breite, flache Höhenrücken in Nord-Südrichtung zertalt sind, oder der durchgedrungene

Granitporphyr bildet kühn zerackte Felsbildungen, wie in der prächtigen Talstrecke der Murg zwischen Schönmünzach und Forbach. Das Hauptmassiv verläuft in der Richtung von Baden bis Freudenstadt mit der moorigen Einöde der Hornisgrinde (1164 Meter) und dem sagenumräumten Mummelsee über Seekopf, Vogelskopf, Schliffkopf und Roßbühl zum Kniebis. Dieser lange Höhenzug, ehemals befestigt, ist ein wichtiger Schwarzwaldübergang vom Neckargebiet nach Straßburg. Zu dessen Schutz sollte einst **Freudenstadt** Bundesfestung werden. Nach Westen enteilt das schöne Renchtal, malerisch besetzt mit mineralhaltigen Bädern, Schneidemühlen und wohlhabenden Höfen; nach Norden die Murg, an der in hübscher Lage **Gernsbach** Hauptsitz des Holzhandels der "Murgschifferschaft" ist. **Baden-Badens** heilkräftige Thermalquellen waren schon den Römern bekannt, die auf dem aussichtsreichen Merkur einen Votivstein errichteten. Die zauberhafte Berg- und Tallage hat es zu dem glänzendsten der Bäder gemacht, an denen die Nebentäler und die Nachbarlandschaften des Rheines so reich sind.



Freudenstadt (Schwarzwald).



Baden-Baden.

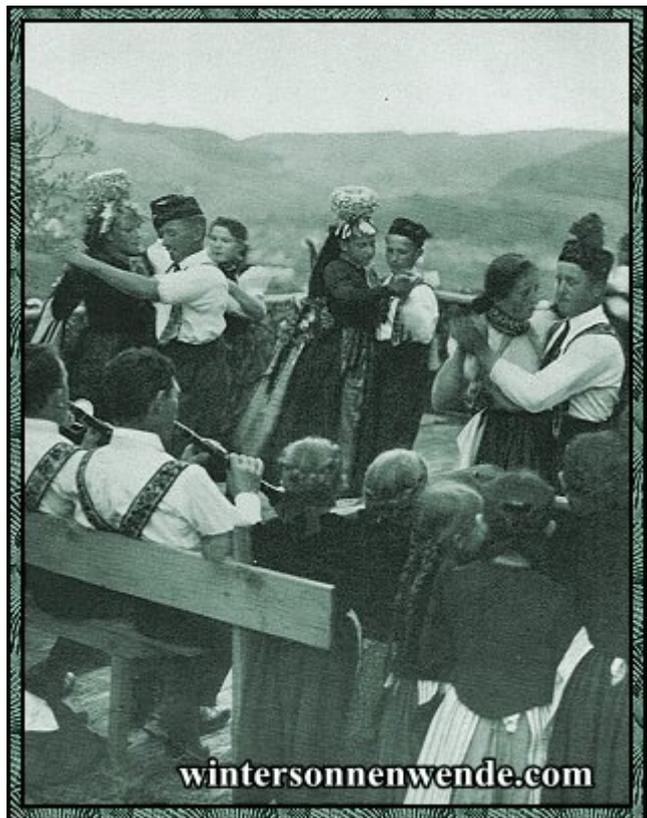
Ganz anders in tiefer Tallage **Wildbad**, von dem Ludwig Uhland in seiner Ballade über Eberhard den Greiner singt:

"Ins Wildbad will er reiten,
Wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt,
Der Greise wieder jünger –"

Im allgemeinen ist der Schwarzwald dünnbesiedelt. Er ist Grenzgebiet von Franken, Alemannen und Schwaben. Ostisches Blut hat sich erhalten. Köhlerei und Holzfällerei sind Hauptberufe in dem Gebirge, dessen düstere Schwarzwaldtannen sprichwörtlich sind. Das Mittelalter hat fleißig gerodet. Wir begegnen den typischen Siedlungsformen hierfür: Weileranlagen und Waldhufendörfern, Einödhöfen und -dörfern. Die Klöster haben wesentlichen Anteil an der Besiedlung. In Ruinen oder barocken Neubauten begegnet der Wanderer den geschichtlich und künstlerisch bedeutsamen Stätten, wie St. Blasien, Hirsau, Alpirsbach, Allerheiligen. Einzelne Grafengeschlechter, wie die Zähringer, haben an dem Rodungswerk mitgeholfen.

Der Landschaftscharakter hat dazu beigetragen, daß sich eine Reihe charaktervoller **Trachten im Schwarzwald** und in der Ebene lebendig erhalten hat. Mit den schwäbischen Trachten haben sie hohes Alter gemeinsam, das sich in strengen klaren Farben ausdrückt. Bei sonstiger Verschiedenheit sind alle Frauentrachten überaus anmutig. Ein besonders reizvolles Trachtenstück der Frauen im Gutach-, Elz- und Glottertal sind die Bollen- und Schnappphüte, während sonst in katholischen Gegenden hohe, schön bestickte Hauben, in protestantischen flache "Kappen", Flügelhauben im Breisgau und Markgräflerland verbreitet sind. Geschlossene, zum Teil bestickte Mieder, Brusttücher und weite Faltenröcke in dunklen Farben sind charakteristisch: "freundlich im Ernst und zurückhaltend in der Heiterkeit".

Ein reizendes Schauspiel bieten die ländlichen Feste, zu denen die Trachten, die Berge und das Schwarzwaldhaus gehören. Sein Haus ist ein rechtes Abbild dieses gesunden, kernhaften Stammes, der zäh am Ererbten festhält. Das Haus des hohen Schwarzwaldes ist an den Berghang gelehnt: Wetterschutz zugleich und Anfahrt für die Erntewagen, deren Lasten in dem mächtigen Vorratsraum abgestellt werden, der mit Wohn- und Gesindestuben, dazu den Viehställen von einem mächtigen Strohdach überdeckt ist. Galerien laufen um den Holzbau. Der Grundriß ist ebenso sachlich wie der Aufriß ideal der Landschaft eingefügt ist. Mit aller Behaglichkeit ist das Innere ausgestattet: ein vollendetes Bild jahrhundertealter bäuerlicher Erfahrung und



Im Schwarzwald. Hammeltanz in Siensbach.



Im Schwarzwald. Brautjungfern in Tracht.

Liebe zu dem Land, dessen Schönheit der Pinsel Hans Thomas, des Bauernsohnes aus Bernau, herb und klar gepriesen hat.



Schwarzwaldhaus.

Der Bodensee

Deutschlands größter See trägt den stolzen Namen "Schwäbisches Meer". Wahrlich, wie ein Meer erstreckt er sich in der Richtung Südost-Nordwest quer durch die schweizerische und schwäbisch-bayerische Hochebene, mit einer Längsachse von 69 Kilometern und 539 Quadratkilometern Flächeninhalt. Nach Nordwesten gabelt er sich fingerartig in Unter- und Überlingersee; in dem Hauptbecken des Obersees hat man eine Tiefe von 252 Meter gelotet. Er ist Randsee und Alpensee zugleich. Randsee, weil bei Bregenz und Rohrschach die Berge unmittelbar an ihn herantreten; Alpensee, weil sein Südufer von gewaltigen Alpenriesen überragt wird, der Appenzeller Alpenkette, dem schneeglänzenden Säntis, den Bergen der Vorarlberger und Allgäuer Alpen, des Rätikons. Ja, auf den Obersee blickt das schimmernde Firnfeld der Scesaplana herab. Das deutsche Nordufer indessen, die Inseln und Halbinseln, bieten das liebliche, von Kuppen durchsetzte Bild der Moränenlandschaft des Alpenvorlandes, das sich an einigen Stellen zum Mittelgebirge erhebt. Ein nirgendwo in Deutschland wieder anzutreffender zauberischer Reichtum ist das: die weite Wasserfläche, das Hochgebirge, die Gartenlandschaft der Reichenau und Mainau, die Weinberge, die Kuppen des Hegau. Wohltätig wie das Meer wirkt sich die Wassermasse des Bodensees auf das Klima aus, das weich und warm, feucht und gemildert, wahrhaft südlichen Charakter trägt und die Trauben des zu blumigem "Schiller" gekelterten Seeweines bis zu einer Höhe von 450 Metern reifen läßt. Das "Seeklima" erfährt durch die Nähe der Alpen eine Niederschlagszunahme: einem 700 bis 800 Millimeter betragenden Jahresniederschlag im westlichen Seegebiet steht ein solcher von 910 in Friedrichshafen, von 1400 bei Bregenz gegenüber! Selten nur gibt es arktische Vorstöße: im Winter 1830 und 1880 ließ grimmige Kälte den ganzen See zufrieren. Ausgelassene Eisfeste, Fastnachtstreiben, ein gedrucktes Flugblatt feierten das ungewohnte Ereignis. Es muß schon

strenger Frost längere Zeit anhalten, wenn die Eisdecke an den schmalsten Stellen des Sees Schlitten zu tragen vermag. Die Regel ist das jedenfalls nicht. Feuchte, neblige Tage verhüllen die Großartigkeit der Landschaft, sondern die seeschwäbischen Städte ab von ihrem Hinterland, in merkwürdigem Gegensatz zu den lauten Pilgerzügen, die von den ersten Blütentagen des Frühlings bis zu den letzten Sonnentagen des Spätherbstes die Bodenseelandschaft durchzogen.

Der nordwestliche Zipfel, der mehr Binnensee- und Stromcharakter trägt, unterscheidet sich als Landschaftsbild durchaus von dem offenen Obersee. Nach der Einengung bei Konstanz weitet sich der See wieder, und südlich der Reichenau durchströmt ihn der junge Rhein, der zu Füßen des Pfänders bei Bregenz einmündet und ihn bei Stein verläßt. Die Rheinmündung ist heute reguliert; ursprünglich bildete sie ein breites Delta, wie es die Bregenzer Ache noch tut. Doch hat er seine Gebirgskraft in der Kläranlage des Sees nicht eingebüßt. Wenig später bildet er bei Schloß Laufen unweit von Schaffhausen den mächtigsten Wasserfall Mitteleuropas. In einer Breite von 160 Metern stürzen seine Fluten über eine Schwelle aus hartem Jurakalk 15 bis 19 Meter herab.



Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Ausgedehnte Turbinenanlagen bändigen über 26 000 Pferdestärken dieser gigantischen Naturgewalt für die menschliche Technik. Rasch wechselt die Landschaft, in welche die Elektrizitätswerke und Industriebauten harte, nüchterne Züge hineingetragen haben. Und doch verbindet sich die Vielseitigkeit der Bodenseegegend zu einem geschlossenen, freundlich-festlichen Charakter. Das Gebiet schließt sich zu **einer** Landschaft zusammen. Sie ist Mitte und Einheit zugleich. Die fünf Länder Württemberg, Baden, Schweiz, Vorarlberg und Bayern haben an ihr teil. Und bevor 1096 die Zähringer, Hohenstaufen und Welfen Großschwaben aufteilten, war der See geographischer Mittelpunkt der alemannischen Stammeslandschaften, deren "klassische Schwabenluft" kräftig blieb auch nach der dynastischen Zerreißung: sie ist spürbar in den Beiträgen, die das schwäbische Volk unserer mittelalterlichen deutschen Kultur geschenkt hat.

Freilich, schon vor der Landnahme durch die Alemannen ist der Bodensee ein kulturelles Zentrum gewesen. Die berühmten Pfahlbauten sind von Trägern der jungsteinzeitlichen Kultur als Schutz für Leben und Besitz auf Rosten in den See hineingebaut worden. In Unteruhldingen kann man aus

zwei Rekonstruktionen von dem Bau und der Ausstattung mit Gerät und Waffen eine Vorstellung gewinnen. Die Pfahlbauleute haben eine vielverzweigte Kultur besessen. Jagd, Fischerei, Getreidebau wurden betrieben. Stein-, Ton- und Holzbearbeitung ist überliefert. Ihre bewährte Bauweise hat sich bis in geschichtliche Zeit nachweisen lassen.



Bodensee. Unteruhldingen. Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit, rekonstruiert.

Zu römischer Zeit waren die Bodenseegestade römisches Zehntland. Während hier wohl Kelten die Hauptarbeit leisteten, spielte sich das große Leben der römischen Kolonie weiter westlich, am Rhein ab. Erst in dem Augenblick, als die Franken das politische Erbe der Alemannen antreten und im Vollzug ihrer Politik mit der Christianisierung der Alemannen beginnen, tritt der Bodensee in das helle Licht der Geschichte. Mit Ehrfurcht begrüßt man die **Reichenau**, auf der sich kostbare Denkmale alter Klosterkultur erhalten haben, deren Fundamente der irische Sendbote Pirmin im Anfang des 8. Jahrhunderts durch die Gründung der Abtei Reichenau legte. Noch uns gilt der in stiller Mönchsgemeinschaft gedichtete Gruß Walafried Strabos: "Sei begrüßt mir selige Insel"! Auch uns packt jene eigenartige Rührung vor den Anfängen unserer neuzeitlichen Kultur, die auf dem stillen Eiland wuchsen, wie sie Victor von Scheffels "Ekkehard" in wundersamer Weise lebendig gemacht hat. Fern den Fluten des geliebten Sees läßt Scheffel den gelehrten Mönch Ermenrich in den Tagen Ludwigs des Deutschen auf seiner Abtei singen:

"Reichenau, grünendes Eiland, wie bist du vor andern gesegnet,
Reich an Schätzen des Wissens und heiligem Sinn der Bewohner,
Reich an des Obstbaums Frucht und schwellender Traube des Weinbergs:
Immerdar blüht es auf dir und spiegelt im See sich die Lilie.
Weithin schallet dein Ruhm bis ins neblige Land der Britannen."

Und Wilhelm von Scholz schreibt über die Reichenau: "Wir durchwandern das grüne Eiland, das einst vor Jahrhunderten Mönchshand rodete, als es noch Sintlas-Aue hieß und von Schlangengezücht wimmelte. Jetzt ist die hügelige Reichenau einer der sonnigsten, lichtesten Flecke: drei wohlhabende Dörfer mit ihren freundlichen Kirchen durch schöne Straßen verbunden, Gärten, Rebberge mit Sommerhaus, weidenbestandenes Ried, flache Schilf- und Kiesgestade, an



Kirche (10. - 12. Jahrhundert) auf der Reichenau.

denen Fischerkähne liegen, Ufervillen, die Ruine einer alten Wasserburg - und nichts von Wald, kein Dunkel, keine tiefen Schatten, alles durchsonnt, bewohnt, ein kleines, vom See umspültes Reich..."

Die St. Georgskirche zu Oberzell ist das früheste Denkmal auf der Insel. Die ältesten deutschen Wandbilder haben sich hier gut erkenntlich, in zarten unwirklichen Farben erhalten. Um das Jahr 1000 ist die Bilderfolge entstanden. Klar, in einzelne Bildfelder zerlegt, sind biblische Geschichten dargestellt. Auf italienischem Boden findet man verwandte Kompositionen. Neu bei dem Reichenauer Meister ist, daß er die Raumperspektive aufgibt. Seine Gestalten stehen vor farbig gestreiften Gründen. Ein Jüngstes Gericht, etwa ein Menschenalter später entstanden, ist vielleicht die erste auf deutschem Boden gewachsene, aus nordischem Geist gestaltete Darstellung dieses die Gemüter um das Jahr 1000 besonders leidenschaftlich erregenden Themas. In Burgfelden und in Goldbach findet es im Verlauf desselben Jahrhunderts weitere Ausdeutungen - Engel posaunen den Tag des Weltgerichtes ein -, und die Chormalerei in Niederzell auf der Reichenau aus dem 12. Jahrhundert zeigt die voll ausgebildete Komposition des deutschen Mittelalters. Bereits zeitgenössische Berichte rühmen die Blüte der Reichenauer Malkultur, die in der Buchmalerei zu ottonischer Zeit Schöpfungen glühender Ausdruckskraft geschaffen hat. So dürfen wir, die stillen Kirchen der Reichenau durchwandernd, uns dem ehrfürchtigen Gedanken



Wasserburg am Bodensee.



Bodenseefischer.

hingeben, vor Erstschöpfungen frühdeutschen Geistes zu stehen, der aus der Begegnung mit dem frühchristlichen Bilderkreis zu eigener Gestaltung, zu grundlegenden Bildideen gelangte.

Gebendet von dem Gold herbstlichen Sonnenglanzes verlassen wir das Innere der Kirchen. Weit geht der Blick vom "Bürgle" und der Hochwacht über den blauen Gnadensee in blaue Fernem zu



Der Hohentwiel (Oberschwaben).



Konstanz. Innerer Rathaushof.

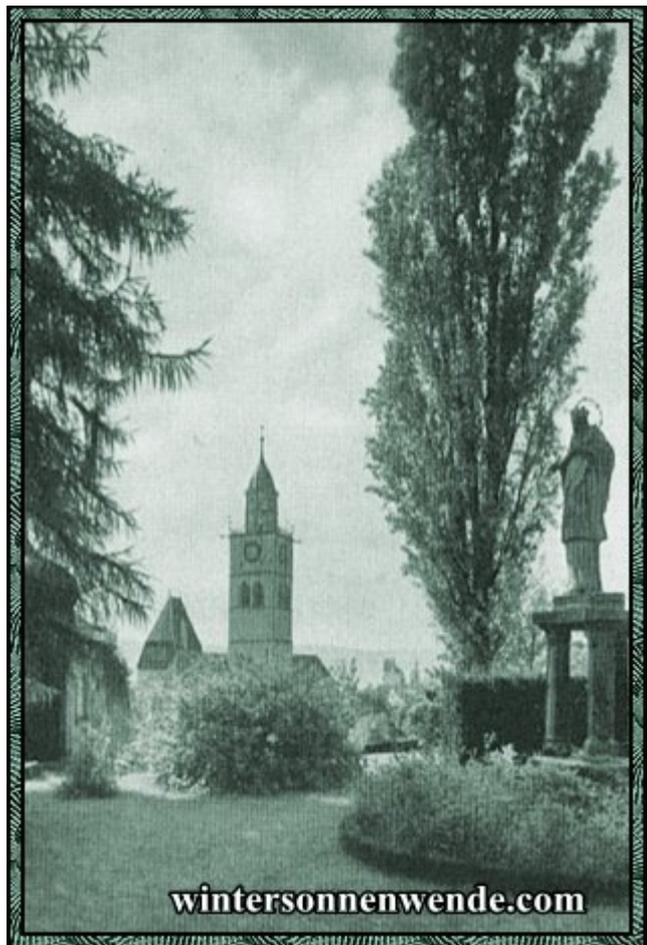
den Hegauhöhen mit dem Klingsteinkegel des **Hohentwiel**, "von dessen Ausguck Scheffel sehnsüchtig über das weite Land schaute, ein schmerzliches Liebeserlebnis in ferne Vergangenheit zurückdichtend," dem Hohenkrähen, Stoffeln, Höwen, Mägde- und Schienerberg. Über einen pappelbestandenen Damm führt der Weg nach **Konstanz**, der alten Bischofsstadt. Einst stand auf dem Domberg ein römisches Kastell, das die "Meerengenlage" glänzend beherrschte. Die Leinwand- und Bischofsstadt des Mittelalters stand unter den deutschen Städten in erster Reihe. Das Münster und das Konzilsgebäude sind Zeugen dieser Größe, die ihr glanzvollstes Schauspiel in dem völkerreichen Konzil 1414 bis 1418 erlebten, tragisch endend durch den Verrat an Johann Hus, der in Konstanz sein Leben ließ. Die widerstrebendsten Mächte sind in Konstanz tätig gewesen: Kaiser und Bischof, Bürger und Zünfte. Noch klingt hinter dem modisch-vornehmen Getriebe auf der "Insel" der Schatten der Dominikaner auf, deren Kloster hier stand. Karls V. Machtwort riegelte den Siegeszug der Reformation ab, mit der Größe war es aus; zwei Jahrhunderte später konnte Joseph II. das alte stolze Konstanz als "lumpiges Pfaffennest" abtun. Als Hauptstadt des badischen Seekreises



Meersburg am Bodensee.

liegt es heute als vielbesuchte einzige reichsdeutsche Stadt auf der schweizerischen Seite des Bodensees. Heute gibt es keinen Bischof mehr in Konstanz, und auch die Rokokoresidenz der geistlichen Herren, das Schloß in **Meersburg**, muß sich die Profanierung zur Taubstummenanstalt gefallen lassen. Meersburg - eines der malerischsten Fleckchen deutscher Erde! Man vergißt die Gegenwart, wenn man die steilen Treppen vom Gestade zur Oberstadt emporsteigt, wo Brunnen rauschen und kühne Bogen zu dem prächtigen, ganz weltlichen Bau des Bischofsschlusses geschlagen sind, alles überragt von der trutzigen Meersburg. Ein paar Schritte hinter dem Stadttor rasen die Autos auf schwarzer Asphaltstraße dahin. Jenseits der Straße liegt der Friedhof, auf ihm das Grab von Annette von Droste-Hülshoff, die 1848 in Meersburg starb, wo sie ihre schönen Verse auf den Bodensee gedichtet hatte:

"Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
Im öden Turme kein Heimchen schrillt,
Nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
In dem zitternden Element."



Überlingen am Bodensee.

Meersburg, nicht zuletzt auch durch seinen süßen Meerwein berühmt, hat eine sehr angenehme zentrale Lage. Leicht erreicht man von hier die Mainau, deren Schloß und Park der großherzoglich badischen Familie gehört. Rasch ist man in **Überlingen**, der alten Reichs- und neuen Kurstadt. Anheimelnd altertümlichen Gassen, charaktervollen Bauten begegnet man hier. Die Holzschnitzereien des Jakob Rueß im Rathaus (1490) verherrlichen die ständische Gliederung des alten deutschen Reiches; im Münster steht der seltsam durchleuchtete mächtige Hochaltar des Jörg Zürn vom Anfang des 17. Jahrhunderts, ein Frühwerk deutscher Barockplastik. Und noch drei Bauten warten in Überlingens Nähe: das Schloß Heiligenberg mit seinem glanzvollen Rittersaal aus der deutschen Renaissance und seinem inmitten weiter Buchenwälder schönsten Blick über die Bodenseeweite, die Klosterkirche der alten Zisterziensergründung Salem, deren herber gotischer Stil von den zierlichen Alabasterschöpfungen des Bildhauers Johann Georg Dirr (um 1774/84) übertönt wird und endlich, auf steilem Seeufer beherrschend gelegen, Peter Thumbs Klosterkirche und Probstei Neubirnau. Einzigartig die Verschmelzung von Probsteigebäude und Kirche; in festliche, der Landschaft gleichgestimmte spätbarocke Daseinsfreude ist der ernste Geist des mittelalterlichen Zisterzienserordens gebannt.

Thumbs Vater Christian hat ein halbes Jahrhundert früher - um 1700 - die Schloßkirche zu **Friedrichshafen** gebaut, schwer und wuchtig, mit strotzender Barockstukkatur der Wessobrunner Schule. Die schöne Baugruppe von Schloß und Kirche liegt westlich vor dem Ort, der seinen Namen nach Friedrich I. von Württemberg trägt, der 1811 den Hafen anlegte und Deutschlands erste Binnenseedampferschiffahrt ins Leben rief. Mit noch einer Ruhmestat deutscher Technik ist Friedrichshafens Name für immer verbunden: der Bezwingung der Luft durch den Grafen Ferdinand von Zeppelin. Von hier unternahm der Graf 1908 seinen ersten Flug, von hier erhebt sich der "Graf Zeppelin" seit 1933 zu seinen fahrplanmäßigen Flügen nach Südamerika. Friedrichshafen ist Sitz der Luftschiffbau-Gesellschaft Zeppelin und ihrer Tochtergesellschaften, der Dornier-Werke und der Maybach-Motoren-Fabrik.

Östlich von Friedrichshafen läuft die Grenze zu Bayern, dessen Löwe die Hafeneinfahrt zur Inselstadt **Lindau** bewacht. Schön ist die Lage auch dieser Stadt, begeisternd der Blick vom alten Leuchtturm herunter. Schwäbisch-alemannisch ist ihr Gesicht, wie überall in den Städten am Bodensee - trotz dem bayerischen Löwen. Die Laubengänge in der Maximilianstraße, die Gestalt der mit Läden versehenen, reich durchfensterten Häuser unterscheiden sich kaum von den Straßenbildern auf der schweizerischen Seeseite. Und



Lindau im Bodensee.

überall, wo die Straßen zu Ende gehen, blinkt und gleißt der See, der die Insel liebend umfängt, ihr Idylle und Frische und Zartheit und der mittelalterlichen Reichsstadt heitere Lebendigkeit einhaucht, die wie ein Schimmer Lindau im Bodensee umgldet.

Und neben der Seestadt liegt **Bad Schachen**, der modische Kurort. Schön mag der Aufenthalt in einem dieser gesegneten Bäder sein, die sich das Wohl ihrer Gäste vorzüglich angelegen sein lassen, schöner ist das freie Schweifen an den Gestaden des Sees, dessen Weite und Lieblichkeit, dessen märchenhafte Licht- und Farbenstimmungen übermächtig die Wanderlust wecken.



Stuttgart und Karlsruhe

Die Hauptstädte Württembergs und Badens zusammen zu betrachten ist in mancherlei Hinsicht aufschlußreich. Beide Städte sind als Haupt- und Residenzstädte groß geworden. Ihre Geschichte hat nicht die Größe und Reichswichtigkeit wie die von so mancher süddeutschen Reichsstadt. Aber deren Glanz ist manches Mal durch den Industrierauch seit dem vorigen Jahrhundert stumpf und matt geworden. Stuttgarts und Karlsruhes Seele ist der Hof gewesen. Stuttgart hat die Krisis, die mit der Abdankung der Fürstenhäuser 1918 für jede Residenzstadt gegeben war, längst überwunden; Karlsruhe trägt noch an dem Verlust. Es schwingt noch immer dünne feine Hofluft um die Stadt des Baumeisters Friedrich Weinbrenner. Unnötig zu betonen, daß die stillere Hauptstadt Badens gegenüber dem betriebsamen Stuttgart als Stadt mehr Gesicht, die Kunst, auch die lebende, dem Stadtgeist schärferes Profil verliehen hat. Das schwäbische Stuttgart und das fränkisch-alemannische Karlsruhe sind die Vororte des deutschen Südwestens, die Träger neuzeitlicher Kultur für diesen Raum, die schöpferischen Erben alter Reichs- und Bischofsstädte.

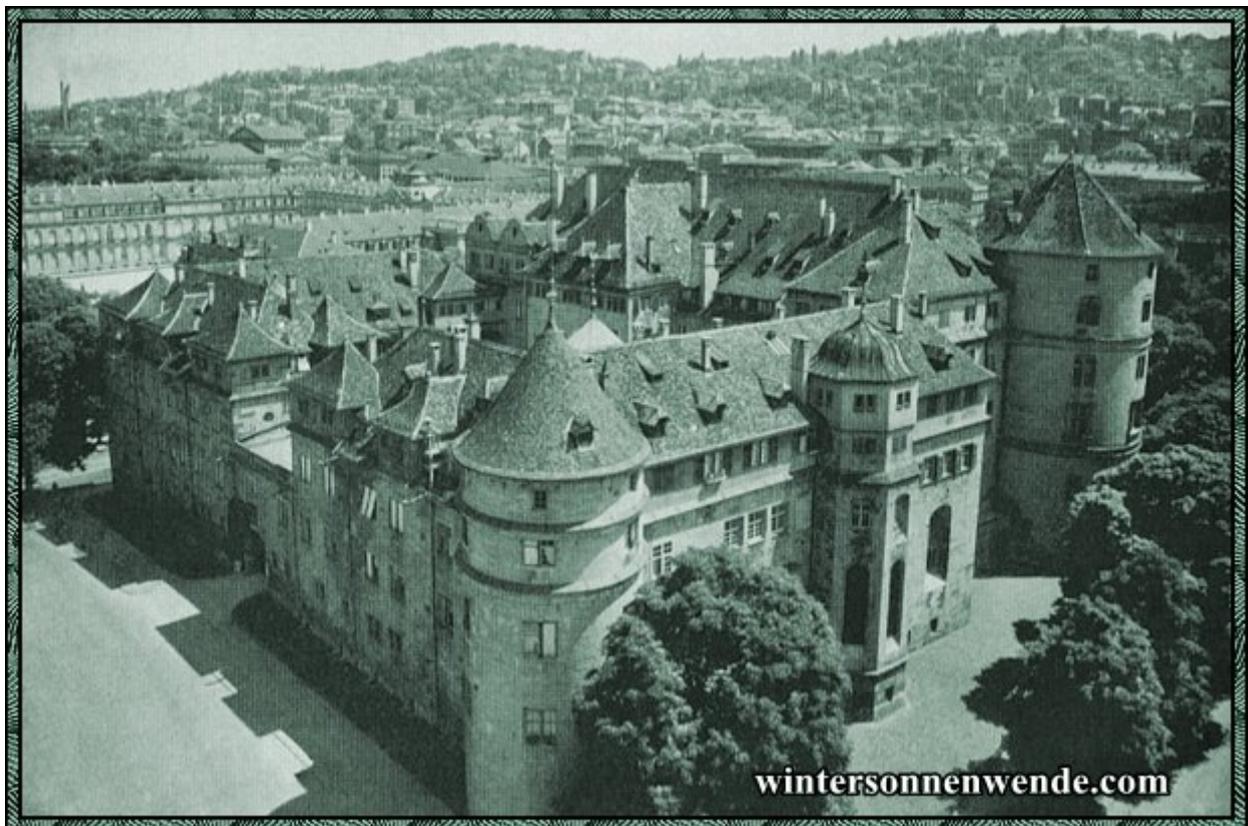
Stuttgart liegt überaus geschützt in einem weich gemuldeten Talkessel, zu dessen Höhen sich die Häuser in Terrassen hinaufziehen. Unvergleichlich, wenn man mit einem Nachtzuge einen der Tunnelleingänge zur Stadt verläßt und die Lichterfülle gewahrt wird, deren oberste Reihen geraden Weges in die Sterne hineinzuwachsen scheinen. Die Talsohle hat dem Wachsen der Stadt im vorigen Jahrhundert nicht mehr ausgereicht.

Wenn man vom Turm des schönen, 1914 bis 1927 von Paul Bonatz und F. E. Scholer gebauten Bahnhofs, des Wahrzeichens des modernen Stuttgart, hinabblickt, wird deutlich, daß die

charakterlose, aber stets belebte Hauptgeschäftsstraße, die Königstraße, sich wie eine Schlagader durch die Anlage der Innenstadt zieht.



Stuttgart. Der Hauptbahnhof.



Stuttgart. Altes Schloß.

Gleich links breitet sich der Schloßplatz, der einer der schönsten Plätze in Deutschland hätte werden können, mit dem unangetastet gebliebenen genießerischen Schloßgarten; hinter dem alten Schloß

die Altstadt: der Marktplatz mit einigen schönen niederschwäbischen Fachwerkhäusern, einige winkelig gebrochene malerische Gassen, die Stiftskirche und die Leonhardskirche. Das ist alles.



Stuttgart. Marktplatz mit Stiftskirche.

Der höfische Teil mit dem ausgedehnten stolzen, wenn auch etwas frostigen Neuen Schloß und der daran anschließenden Akademie, dem Landestheater und dem wahrhaft majestätischen säulengeschmückten Königsbau ist unter Einschluß des Schloßgartens etwa dreimal so groß wie der Bezirk der Altstadt. Dieses Verhältnis ist nicht nur als Repräsentation einer Residenzstadt des 18. und 19. Jahrhunderts und als gewachsener Organismus einer mittelalterlichen Bürgerstadt zu deuten, sondern spiegelt die tatsächlichen Verhältnisse dieser geschichtlich so merkwürdigen Stadt wieder. Es wurde bereits von den Tunneln gesprochen, deren es für jede Stuttgart berührende Bahnlinie bedarf. Und es führen alle Württemberg schneidenden Schienenwege, z. T. unter erheblichen Umwegen, auf doppelt und dreifach geführten Bogenstellungen in die Haupt- und Verwaltungsstadt des Landes. Vor dem Zeitalter der Eisenbahnen liefen die Landstraßen nicht nach Stuttgart zusammen. Erst die Eisenbahn hat Stuttgart groß gemacht. Seit 1864 trägt die Bahn den Verkehr bis an den Schloßplatz.

Die Residenz-, Wohn- und Beamtenstadt wächst sich zum Industrie- und Handelsplatz aus. Heute ist Stuttgart die lebendigste süddeutsche Großstadt, mit Leipzig Vorort des deutschen Verlagswesens und Buchhandels, durch das in mächtigem Ausbau stehende Institut des Auslandsdeutschtums Sammel- und Mittelpunkt aller die Heimat mit den fernen Volksgenossen verbindenden Fragen.



Stuttgart. Neues Schloß.



Stuttgart. Deutsches Auslandsinstitut.

Die steile Kurve der Bevölkerungsbewegung spricht mehr als viele Worte: um 1630: 8300 Einwohner; um 1635: etwa 4000; 1800: 20 000; 1843: 44 000; 1870: 92 000; 1931: 341 000; 1935: 415 000. Die Entwicklung ist dabei keinesfalls einseitig verlaufen. Die Weisheit eines allbeliebten Fürstenhauses und seiner Regierung hat für eine gesunde Zentralisierung Sorge getragen, die zu dem Werden einer Großstadt beitrug, in deren Körper ein gesunder Geist leben konnte. Die Zentralisierung war eine vollkommene: die Behörden, Unterrichts- und Forschungsanstalten (Technische Hochschule) - bis auf die Landesuniversität, die in Tübingen belassen wurde -, die Staatssammlungen, zwei Theater, die Garnison - alles wurde nach Stuttgart gelegt, das verkehrsgünstig in einem engen Talkessel gelegen, fast über Nacht zum Mittelpunkt des Landes wurde.

Wenn Städte nur nach der Gunst der Lage eine Zukunft haben würden, so hätte Cannstatt die Entwicklung Stuttgarts nehmen müssen. Als günstiger Neckarübergang ist es eine uralte Siedlung, wo sich Heerstraßen aus allen vier Himmelsrichtungen kreuzten; es blühte nach den Schlägen des 17. und 18. Jahrhunderts als vornehmes Mineralbad weiter und ist heute als eingemeindeter Stadtteil Stuttgarts ein Industrieviertel der Hauptstadt. Verkehrsgeographisch lag Cannstatt im Mittelalter denkbar günstig, weil die Reichsstraßen fast alle anders liefen als die nach der Landeshauptstadt zielende, die Täler nutzende Führung des Eisenbahnweges. Karl Gerok, der seit 1832 im Tübinger Stift lebte, beschreibt in seinen Jugenderinnerungen, wie die Studenten damals den Weg über die Filderebene von Tübingen nach Stuttgart nahmen, wenn das Semester zu Ende war oder Feiertage vor der Tür standen. "Das war damals eine lebhaft Landstraße, ein Stück des uralten Verkehrsweges zwischen Ulm und Schaffhausen. Da begegnete sich der wandernde Handwerksbursche mit Ranzen und Knotenstock und der flotte Student auf seinem Klepper oder in einem windschiefen Chaischen... In scharfem Trabe rasselte der gelbe Postwagen daher mit dem blasenden Schwager auf dem Sattelpferd, während der achtpännige Frachtwagen mit dem klingenden Blechbehänge seiner stämmigen Rosse sich in gemessenem Schritte fortbewegte, der Fuhrmann im blauen Staubhemde zur Seite. Der Filderbauer im langen weißen Kittel führte seine Krauthäupter nach der Stadt, und die rotbäckige Dorfdirne trug ihren Grasbund auf dem Kopf nach

Hause. Über den Kornfeldern aber jubilierten die Lerchen, und am östlichen Horizont hinter den Kirchtürmen stattlicher Dörfer zog sich die blaue Bergkette der Schwäbischen Alb hin mit ihren Burgen vom Hohenzollern bis hinab zum Hohenstaufen. Jetzt wächst Gras auf dieser Landstraße. Keine wohlbeleibte Frau Hirschwirtin trägt in Echterdingen dem Bruder Studio die dampfende Sauerkrautschüssel mehr auf, und der prächtige Eichentisch in der Krone zu Waldenbuch, mit den vielen hundert eingeschnittenen Burschennamen, steht verlassen, wenn er überhaupt noch steht in der einsamen Ecke, in der kein Studentenwitz und kein Burschenlied mehr klingt. Die Eisenbahn hat den Verkehr links und rechts abgelenkt von der uralten Schweizer Straße." Heute sausen die Autos, fahren die Radler wieder die Straße, und Waldenbuch und Echterdingen bewahren noch die Züge, die der Dichter der "Palmlblätter" beschreibt. Aber Gerok hat richtig gesehen: die Eisenbahn hat über die Landschaft und das über sie regierende Stuttgart ein neues eisernes Zeitalter heraufgeführt. Man kann es so ausdrücken: Stuttgart hat das zukunftsreiche Erbe Cannstatts angetreten. Selbst die Fernzüge müssen sich die Verzögerung gefallen lassen, die die Einfahrt in das von steilen Höhen versperrte Stuttgarter Tal bedingt. Die Landeshauptstadt sitzt "wie eine Spinne im Netz" (A. Penck).



Weil der Stadt (Württemberg). Keplerdenkmal.



Kirchberg (Jagst).

Die für eine moderne Großstadt ungewöhnlich schöne Lage hat schon früh begeistertes Lob gefunden. Ulrich von Hutten schrieb 1519: "Nicht leicht hat Deutschland eine schönere Gegend als diese, das fruchtbarste Gefilde, wunderbar gutes und gesundes Klima, Berge, Wiesen, Tal, Flüsse, Quellen, Wälder, alles auf das anmutigste; Früchte wie nirgends sonst, Wein, wie man ihn in diesem Lande erwarten kann. Stuttgart selbst nennen die Schwaben das irdische Paradies, so lieblich ist es gelegen." Fraglich, wie die Anfänge der Siedlung zu denken sind, ob aus dem "Stuten-Garten" - dem Gestüt des Hirsauer Abtes - oder einer Wasserburg der Grafen von Württemberg. Feststeht, daß die Stadt bereits 1286 ansehnlich war, daß sie dank der von Hutten gepriesenen Fruchtbarkeit der Filderebene und der Vorliebe der Grafen von Württemberg gut gedieh. Graf Ulrich der Erlauchte machte sie zur Hauptstadt seiner Grafschaft; 1483 wurde Stuttgart Residenzstadt; als Kurfürst Friedrich die Königswürde erlangte, wurde es Königsstadt. Wie sehr das Gedeihen der Stadt von der staatlichen Bevorzugung abhängig war, zeigt die Verlegung der Residenz nach dem 1709 von Herzog Eberhard Ludwig gegründeten **Ludwigsburg**. Zwar kehrte Karl Alexander 1734 wieder nach Stuttgart zurück, aber Herzog Karl Eugen residierte seit 1764 erneut in Ludwigsburg und später in **Hohenheim**. Dieser Wechsel kostete Stuttgart 4700 Einwohner!



Ludwigsburg. Der Schloßhof.

So gehören Ludwigsburg und Hohenheim, Solitude und Monrepos eng zur Stuttgarter Geschichte. Ludwigsburg hat sich den Charakter der Rokokoresidenz mit dem von Nette und Frisoni erbauten Schloß schön bewahrt; die Schachbrettanlage der Stadt ordnet sich dem Schloß unter. Die unferne Festung Hohenasperg verkörpert die düstere Seite des absolutistischen Zeitalters gegenüber dem heiteren Eindruck der zweiten Residenzstadt Württembergs, der Herzog Karl in dem schön am See gelegenen Monrepos ein vornehm gebautes Lustschloß schenkte (1763). Demselben Herzog dankt die Solitude auf waldiger Höhe westlich von Stuttgart ihre Entstehung, "worauf er, von dem Getümmel und den Täuschungen der Welt sich erholend, Stunden der Muse und der Zurückgezogenheit erleben zu können hoffte". Die durch Schillers Jugendzeit bekannte Militärakademie der spartanisch gelenkten Karlsschule wurde auf der Solitude mit 14 Zöglingen von Herzog Karl begründet. Merkwürdig zwiespältig lebt die Erinnerung an diesen despotischen, zügellosen Herrscher im Volke weiter, dem von der Sage übernatürliche Kräfte angedichtet werden, dessen unerbittliche Härte aber in späteren Jahren gemildert wurde durch die fürsorgliche

Leidenschaft zu seiner Akademie, eine Wandlung, die möglicherweise unter dem Einfluß seiner ihm als Reichsgräfin von Hohenheim angetrauten Freundin Franziska von Leutrum geschah. Schloß Hohenheim, das "Karl Herzog" seiner nicht sehr gebildeten, aber hingebungsvollen Hausfrau schenkte, beleuchtet eine dritte Seite des herzoglichen Charakters: den Sport der Landwirtschaft, den Karl in den kuriosen Formen seines Jahrhunderts pflegte. So ließ er auf 64 Morgen eine kleine Weltgeschichte in Miniaturbauten darstellen: eine gotische Kapelle, antike Denkmäler, ein Schweizerhaus, einen Konzertsaal - alles bunt durcheinander. Daneben legte er viel bewunderte Wintergärten nach russischem Muster an. Schiller, der häufig in Hohenheim weilte, haben die Anlagen zu seiner Elegie "Der Spaziergang" angeregt.

So spiegelt auch Hohenheim die denkwürdige Abfolge der schwäbischen Hauptstadt wieder. Der alte Sitz der Bombaste von Hohenheim, der Familie des berühmten Theophrastus Bombastus Parazelsus, des großen Arztes, Philosophen und Alchimisten der Reformationszeit, wurde zum stattlichen, mit Kasernen verbundenen Landsitz eines absolutistischen Fürsten, um seit 1904 als Landwirtschaftliche Hochschule, die auch im Ausland einen guten Ruf besitzt, akademische Würde mit der alten, der Filderebene eingewurzelt landwirtschaftlichen Tradition zu verbinden. Ludwig Uhland besingt den prosaischen Reiz der Filder:

"Auch unser edles Sauerkraut -
Wir sollen's nicht vergessen;
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn dann ein Fleischchen weiß und mild
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen".

Alles dies, was zum Lobe der Stuttgarter Tallage gesagt, was Uhland in zierlichem Humor über die landwirtschaftliche Gunst des Umlandes gedichtet hat, trifft für **Karlsruhe** nicht zu. Es liegt tellerflach im Walde. Sein Geburtstag ist so genau wie wohl selten bei einer Stadt festzulegen. Mit der am 17. Juni 1715 vollzogenen feierlichen Grundsteinlegung des Schloßturmes waren zugleich die Fundamente der zukünftigen badischen Hauptstadt gelegt. Und dies kam so: Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach hatte ein Jahr vorher kurzerhand beschlossen, seine Residenz von **Durlach** wegzulegen. Die schön zu Füßen des Turmberges gelegene Festungsstadt war, nachdem sie schon im 30jährigen Kriege böse Tage erlebt hatte, im Jahre 1689 ein Opfer des Sonnenkönigs geworden. Auch die Karlsburg, die Residenz der Markgrafen, war in den Brandfackeln des Mélacschen Kriegszuges aufgegangen. Nur mühselig, mit Geldsorgen kämpfend, hatte Karl Wilhelm den von seinem Vater begonnenen Neubau eines Schlosses fortführen lassen. Die Durlacher waren überdies nicht gut auf ihren Landesherrn zu sprechen. Ihnen paßten die Frondienste am Rhein nicht länger, das Geld zum neuen Schloß drückte sie, der niedrige Heupreis und das hohe Wachtgeld. Der lockere Lebenswandel ihres Markgrafen stand in verantwortungslosem Gegensatz zu der Not der Zeit. Im Verfolg der Mißlichkeiten, die ihm die Vorwürfe über seine 60 Frauenzimmer zählende Bedienung eintrugen, seiner Vorliebe für die Bühne, seiner Sitte, mit Mädchen auf die Jagd zu reiten, die in Husarenuniformen gesteckt waren, beschloß er, seinen Durlachern den Rücken zu kehren. Mitten in den wildreichen Hardtwald verlegte er sein "Karlsruhe", wo er in Muße der Jagd und sonstigen persönlichen Neigungen nachgehen wollte. Es blieb nicht bei dem Schloß "Favorite". Aber es ist bezeichnend, daß der Turm dieses Schlosses zum Mittelpunkt der Stadtanlage gemacht wurde, eine sprechende Illustration des von Ludwig XIV. geprägten Wortes: "*L'Etat c'est moi*": der Staat bin ich. Karlsruhe wurde eine Zirkelstadt. Beruht die Anlage Mannheims auf der Grundform des Quadrates, so ist die von Karlsruhe fächerförmig. Nach eigenen Angaben des Fürsten wurde der Ingenieur Jakob Friedrich von Batzendorf mit der Durchführung betraut. Ein Kreisrund, durch das 16 Durchmesser gelegt wurden; die 32 verlängerten Radien strahlen in 9 Stadtstraßen und 23 Waldalleen aus. Lineal und

Zirkel bestimmen auf dem Reißbrett das Werden einer Stadt! Man arbeitete schnell. Nach drei Monaten standen schon eine Reihe von Holzbauten, deren Bewohner durch Privilegien - wie freies Bauholz, Zusicherung von Leibesfreiheit - zum Siedeln angespornt waren. Die Häuser wurden durchweg nach holländischen Modellen errichtet. 1775 war - nach Planänderung unter Karl Friedrich, dem Nachfolger des Gründers - das Schloß beendet. 1815 hatte Karlsruhe 15 000 Einwohner. Die Straße lenkte den Verkehr von Durlach um zur neuen Hauptstadt, die es auch im neuen Großherzogtum blieb. Die Eisenbahn hat vollends diese Entwicklung zum Abschluß gebracht.



Karlsruhe (Baden). Das Schloß.

Hundert Jahre nach der Gründung: der aufgeklärte Rheinbundfürst Karl Friedrich verleiht der Stadt durch seinen Baumeister Friedrich Weinbrenner das Gesicht, das es noch heute trägt, aus spätbarocken und klassizistischen Zügen zusammengesetzt. Geblieben ist der alte Grundgedanke: das Schloß im Brennpunkt, die Stadt Folie. Geblieben ist bei dem in Rom geschulten, in Karlsruhe geborenen Künstler der große städtebauliche Wurf. Die achsial laufende feierliche Karl-Friedrich-Straße ist eine wirkungsvolle Abfolge klassisch-kühler Denkmäler, symmetrischer Baugruppen, aufeinander abgestimmter Plätze und Häuser. Das moderne Leben freilich ist dem Stadtkern ferngeblieben; es ist still in den Bogengängen um den Schloßplatz, fast ausgestorben in den Radialstraßen, im Fasanengarten und im Hardtwald. Die Kaiserstraße ist die Hauptader geworden: sie führt statt zum Schloß an den Rheinhafen.



Kundgebung der DAF.

Mit der Schaffung dieses städtischen Hafens hatte das moderne Karlsruhe die ihm drohende zukünftige Gefahr, von der Schiffsstraße des Rheines abgeschnitten zu sein, glücklich beseitigt. Das Tiefgestade des Rheines wurde zu den Kaianlagen ausgenützt; bis an den Rand des Hochgestades konnte sich die Stadt ausdehnen, der in der Richtung zum Gebirge durch den schlechten Baugrund eines Bruchlandes natürliche Grenzen gesetzt sind. Wie die Finger einer Hand greifen die stattlichen Hafenbecken am Ende eines 1900 Meter langen Stichkanals bis unmittelbar vor den Stadtteil Mühlburg. 200 Jahre nach der Stadtgründung: das sich wirtschaftlich gut entfaltende Karlsruhe, die Haupt-, Residenz- und Hafenstadt, Sitz der zweitältesten deutschen Technischen Hochschule, voll regen musikalischen und künstlerischen Lebens, die Stadt, in der Hans Thoma lebte, hatte allen Anlaß, 1915 ihr Jubelfest würdig zu begehen. Der Krieg hat die geplanten Festlichkeiten zunichte gemacht, das Jahr 1918 große Hoffnungen begraben. Karlsruhe steht am Anfang einer neuen Entwicklung. 140 Jahre früher hatte Badens zweite Zirkelstadt Mannheim, ihrer Residenzwürde entkleidet, vor einem gleich einschneidenden Wendepunkt ihrer Geschichte gestanden. Sie ist zur größten Stadt Badens emporgeblüht.



Streifzug durch Schwaben

"Aufrichtig und gradraus, guatmütig bis dort naus, wenn's sei muaß au saugrob, so ischt d'r Schwôb." Mit diesem Satz August Reiffs hat sich schwäbisches Volkstum selbst sprichwörtlich charakterisiert. Es ist stolz auf seine Eigenart, deren Grundzug Einfachheit und Geradheit, auf sich selbst gestellter, bis zur "Dickköpfigkeit" führender Eigensinn, schwerblütige fromme Besinnlichkeit und dabei ausgesprochener Unternehmungsgeist und schweifende Wanderlust sind. Merkwürdig widerspruchsvoll spiegelt sich schwäbische Art in dem Urteil der anderen deutschen Stämme. Auf der einen Seite hat die Auswanderung unzähliger Schwaben aus der zu eng gewordenen, ackerbaureibenden Heimat im vorigen Jahrhundert diese hart zupackenden Menschen der Arbeit in alle Welt verschlagen, andererseits sind die Sieben Schwaben, die mit der Lanze ausziehen und ein Häslein bejagen, sind das Schwabenalter, die dem Hochdeutschen fernliegende, rauhe alemannische und schwäbische Sprache beliebte Gegenstände hänselnder Neckerei für alle übrigen Stämme. Mag dies alles im besonderen auf die Bewohner der alten Grafschaft Württemberg abzielen, so hat doch vielleicht die landschaftliche Zersplitterung der von den Schwaben bewohnten Gauen zur Herausbildung besonders hart gezeichneter Charaktere und "Originale" ihr Teil beigetragen. Auf keinen Stamm aber kann man die für uns Deutsche geprägte Charakterisierung als ein Volk der Dichter und Denker mit so viel Recht übertragen wie auf das schwäbische Volk.

Hat eine Landschaft erhabener Dichter als Söhne aufzuweisen wie die schwäbischen Neckergaue, wo Friedrich Schiller und Friedrich Hölderlin das Licht der Welt erblickten, deren Art und Menschen Ludwig Uhland und Eduard Mörike besungen, die uns die philosophischen Denker Hegel und Schelling schenkte, den genialen Paracelsus, den bahnbrechenden Astronomen Kepler, den Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft Robert Mayer, den tragisch unverstandenen leidenschaftlichen Vorkämpfer des deutschen Eisenbahnwesens und Zollschatzes Friedrich List? "Das schwäbische Volk, das trotz aller Absonderung und aller scheckigen Vielheit und aller Zurückstauung der Kräfte etwas Eigenständiges und Einmaliges blieb mit einheitlicher geistiger Tracht, mit einem gemeinsamen Lebensstil und vielen wertvollen Anlagen, hat in der Enge und Begrenzung des äußeren Raumes und der Mittel, in dem eigenwilligen Festhalten am alten Kopf und Zopf für seinen lebendigen Geist eine besondere Fähigkeit zur Vertiefung und Verinnerlichung sich erworben. Sie ist wohl oft wunderlich diese schwäbische Sinniererei in religiösen, philosophischen, künstlerischen, auch in wirtschaftlichen Dingen, aber sie hat die Welt oft genug mit einem tüchtigen Kopf, einer meisterlichen Hand, einer besonderen Leistung überrascht und ihren vollwertigen Beitrag zur deutschen Kultur gebracht" (B. Eberl).



Marbach (Neckar). Schillers Geburtsstadt.

Kein Beispiel für die zähe Willenskraft der Schwaben kann schlagender sein als ihre Umstellung auf die Industrie, die sich im letzten Menschenalter vollzogen hat. Während noch 1890 fast zwei Drittel der Bevölkerung in der Landwirtschaft ihr Brot fanden, ist die Mehrzahl heute verstädert, aber in einem Sinne, der die Industriearbeiter fest mit ihrem Boden verwurzelt ließ. So gibt es in

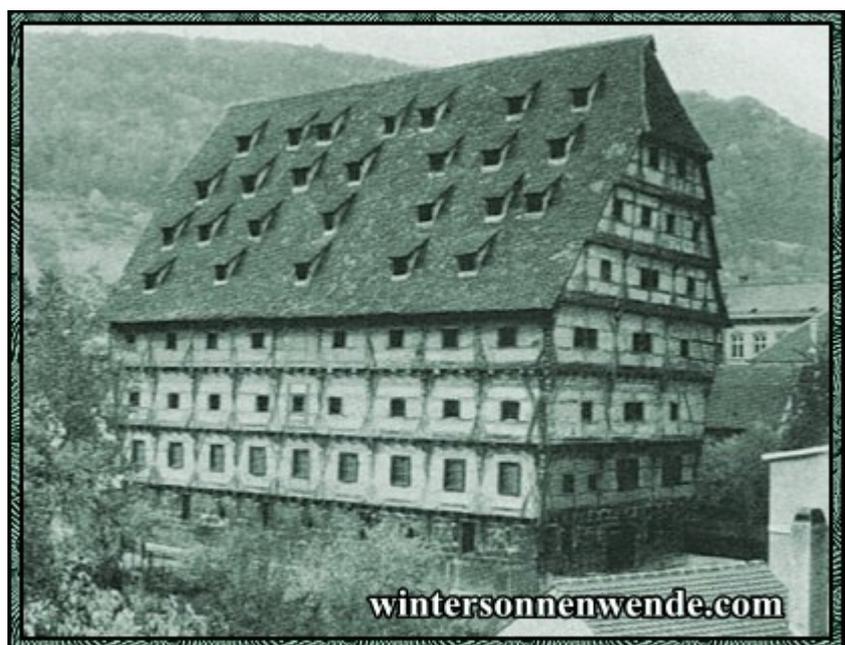


Ochsenhausen (Oberschwaben).

Niederschwaben Industriedörfer mit stadtartigem Charakter, oder Industriestädte blicken auf eine sprunghafte Entwicklung aus dem Dorf des 19. Jahrhunderts zurück. Wesentliche Bodenschätze fehlen. So fährt die Arbeiterschaft vielerorts aus ziemlich entfernt liegenden ländlichen Wohnorten zur Arbeitsstätte. Feinindustrie macht den Hauptteil der schwäbischen Fabrikation aus, wobei unentschieden bleiben mag, ob das Fehlen bodenständiger Gewerbe und jeder Schwerindustrie eher aus der handwerklichen, erfinderischen Begabung der Bevölkerung oder aus dem Mangel an Kohle und Rohstoff zu erklären ist.

Die sprichwörtlich bekannte Uhrmacherei im Schwarzwalde, deren Anfänge auf ein paar Schwarzwälder Glasträger zurückgehen, die im 17. Jahrhundert die erste Wanduhr mit heimbrachten, dieses in Heimarbeit ausgeübte Gewerbe beschränkt sich heute nur noch auf wenige Kleinmeister im Gebirge. Dank der Industrialisierung durch Erhard Junghans (gestorben 1870) jedoch haben heute Schramberg und Schwenningen als Uhrenstädte Weltruf erlangt. In Schramberg werden jährlich 3 Millionen Uhren hergestellt. In eine arme Heimarbeitergegend ist damit Wohlhabenheit eingezogen. Umgekehrt hat natürlich der Mittelpunkt der Landeshauptstadt die Industrie begünstigt. Die Baumwollspinnerei und -weberei, die Leinenfabrikation - auch sie einst im Haus- und Handbetrieb hergestellt - ist heute weltberühmt. Der Anfang: der Stuttgarter Kaufmann Karl Bockshammer brachte heimlich aus England eine Spinnmaschine mit nach Hause. Die 1810 von ihm in Berg eingerichtete erste mechanische Spinnerei legte den Grund zu der bis in unsere Tage ständig aufblühenden schwäbischen Textilindustrie. Fast alle anderen Industriezweige in Schwaben bauen sich gleichfalls auf der Erfindertat einzelner schwäbischer Männer auf. Der Pfarrer Matthäus Hahn begründete die Feinmechanik. Emil Keßler begann Eßlingens Maschinenindustrie groß zu machen. Die Lokomotivfabrikation steht in den Eßlinger Werken obenan. Wilhelm Mauser ist der Begründer der Oberndorfer Gewehrfabrik. Gottlieb Daimlers Erfindung des Gasmotors lebt in den Cannstätter Daimler-Benz-Werken fort, deren Mercedes-Benz-Wagen die deutschen Farben überall in der Welt siegreich und unerreicht vertreten. Robert Boschs in Stuttgart gelungene Erfindung des elektromagnetischen Zünders ist untrennbar mit dem Aufschwung der deutschen Automobilmarken verbunden. Die Bosch-Werke, die 1894 eine Belegschaft von 50 Mann beschäftigten, hatten bereits vor dem Kriege fünftausend Arbeiter! Auch die Württembergische Metallwarenfabrik in **Geislingen an der Steige** - wer kennt nicht auch in den Haushalten des Auslandes ihre Spitzenleistungen! - ist, ebenso wie das Eßlinger Werk, die Gründung eines weitblickenden schwäbischen Unternehmers. Das verwandte Gewerbe der Edelmetallindustrie steht gleichfalls in Schwaben in schöner Blüte.

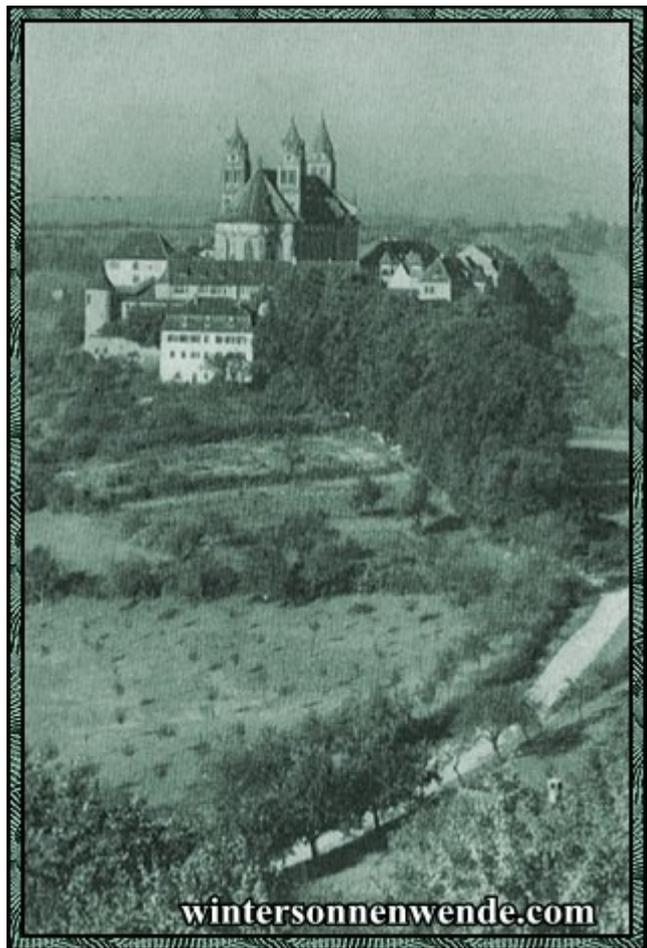
Nach dem badischen Pforzheim ist **Schwäbisch-Gmünd** die führende deutsche Goldschmiedestadt. Die Herstellung von Silberarbeiten nimmt einen wichtigen Platz in der Industrie von **Heilbronn** ein, das in lebhaftem Aufblühen begriffen ist. Der Anschluß an Württemberg ist dieser Stadt zweifellos zum Segen ausgeschlagen. Der Neckarhafen ist ein Umschlagsplatz erster Ordnung, der der nachmittelalterliche Erbe der Handelsstadt Ulm geworden ist. Heilbronn wird durch die ihrer Vollendung entgegengehende



Geislingen an der Steige. Kornhaus.

drängten und deren Wasser die Kraft hatte, seine kranken Tiere gesund zu machen. Den klugen Schafen und dem wackeren Schäfer, der seine Wunderquelle auf dem Rathaus meldete, ist es zu danken, daß das Mergentheimer Bitterwasser seither Tausenden von Kurgästen ihr Gallen-, Leber- oder Magenleiden gelindert hat...

Die Neckargaue, sind das Land der Straßen und Raine, Gärten und Hänge überziehenden Obstwälder. Diese können geradezu als Wahrzeichen der niederschwäbischen Kulturlandschaft gelten. Wer wüßte nicht das Schwarzwälder Kirschwasser zu schätzen? Und wer wüßte im Schwabenlande nicht den schwäbischen Volkstrunk des "Moschtes" zu loben, der beim Vespere eine gleich wichtige Rolle spielt wie die über alles geliebten "Schpätzle" zu den Hauptmahlzeiten? Die Liebe zu diesem in unglaublichen Mengen vertilgten Getränk ist so groß, daß sogar noch Obst eingeführt werden muß, andererseits auf die Zucht veredelter Sorten wenig Wert gelegt wird. Früher ist offenbar der Württemberger Landwein ausschließliches Volksgetränk gewesen. Viele ehemals mit Reben bestockte Hänge hat sich der lohnendere Obstbaum erobert. Die Neckarhänge jedoch sind nach wie vor von Rebengärten



Korb (bei Schwäbisch-Hall).



Der Neckar bei Hornegg.

überzogen. Der rote, weiße und Schiller-Landwein ist so süffig, daß er im Lande selbst ausgetrunken wird. Einst gab es in den württembergischen Kanzleien eigens Suppen-, Schlaf- und Untertränke, deren Genuß die Räte und "Schreibersknechte" zu um so emsigerer Arbeit ermuntern sollte! Bei solcher Anteilnahme des Staates ist es kein Zufall, daß die älteste deutsche staatliche Weinbauschule in Weinsberg ihren Sitz hat. Wandert nur einmal den schönen Neckar entlang und vergeßt seine reizenden Nebentäler nicht: ihr werdet den "Neckarwein vor anderen Weinen, sonderlich in heißen Zeiten, anmutig und berühmt" finden! "Pfui Teufel, ischt des guat!" lobt wohl der Schwabe seinen Schoppen.

Altes Volksgut ist in der kleidsamen Betzinger Volkstracht des Oberamtes Reutlingen und den Fastnachtsbräuchen der Baar lebendig, in der Gegend um Villingen und Rottweil. In klaren altdeutschen Farben auf schwarzem und weißem Grunde leuchtet diese Tracht, die nach protestantischem Brauch eine schwarze Braut und farbige Brautjungfern vorsieht, deren festliche Gemeinsamkeit in niedlichen "Schäpeln" und in Granatschmuck besteht. Ist im schwäbischen Trachtengebiet die Männertracht verschwunden, so bestreitet der Mann ausschließlich die Vermummung, die bei der "Fasnet" seit dem 14. Jahrhundert Brauch ist. In mannigfacher Abwandlung setzt der Narrensprung die vor Vergnügen johlende Bevölkerung in den altertümlichen Straßen in Bewegung. In Rottweil trägt der "Gschellnarr" an sechs Ledergurten 48 bis 56 geschmiedete Rundglocken und als Attribut eine mit Sägemehl gefüllte Leberwurst. Die fratzenhafte "Biß"larve, die anmutigere "Glatt"larve geben den grotesken Gestalten ein dämonisches Ansehen. Das "Fransenkleidle", der auf Stelzen über den Köpfen der Menge stolzierende "Federehannes", der "Schandle" und das von zwei Treibern zu mutwilligen Sprüngen gereizte "Brieler Rößle", damit ist eine ausgelassene, bunte Gesellschaft beieinander, die im rhythmischen Hüpfen des Narrensprunges, bei dem Rasseln der Schellengeläute und dem Gröhlen des Narroverses begeisterten Widerhall findet. Barocker Witz, Jahrhunderte alte Formen, unbeirrt um modische Strömungen feiern alljährlich fröhliche Auferstehung, wenn am Dreikönigstag "das Gschell gerührt wird, indem die Abstauber umhergehen, die Narrenrequisiten feierlich abstauben und leise die Glocken des Gschells erklingen lassen".

Entgegen den althergebrachten Fastnachtssitten wird das Cannstätter Volksfest - ähnlich dem Münchener Oktoberfest - in Verbindung mit einer landwirtschaftlichen Ausstellung erst seit 1818 alljährlich im September gefeiert.

Ein ewiges Denkmal hat sich das Schwabentum in den Städten errichtet, die seinen Lebensraum durchsetzen. Es klingt etwas von dem weitblickenden Unternehmergeist in den Plänen, Straßen und Häusern, in den Kirchen der schwäbischen Stadt, von dem die Wirtschaftsgeschichte Zeugnis ablegt. Ulm und Augsburg sind die beiden Pole, die den schwäbisch-bayerischen Korridor zwischen Iller und Lech flankieren. **Ulm**, am Einfluß der Iller und Blau in die schiffbar werdende Donau gelegen, hat sich zur zweitgrößten Stadt Württembergs entwickelt. Die gute Verkehrslage - nach Norden mit dem Geißlinger Albübergang, im Süden mit den Paßstraßen nach Italien - hat Ulmer Barchent nach überall vermittelt, und "Ulmer Geld ging durch alle Welt". Ihre höchste



Ulm. Das Münster (14.-15. Jahrh.)

Blüte hat die Reichsstadt um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert erlebt; unverändert blieb ihre Bedeutung als Festung und Garnisonstadt bis in unsere Tage, in denen dank der Beseitigung der inneren Festungswerke ein lebhafter industrieller Aufschwung da ist (Neu-Ulm). Die Altstadt aber ist gotisch und winklig, mit Flußarmen, Geschlechterhäusern, malerisch träumenden Plätzen und plätschernden Brunnen. Über Geschichte und Gegenwart, als **das** Monument der Stadt, reckt sich der Münsterbau über die Dächer, das gewaltigste Denkmal, das je eine altdeutsche Bürgerschaft sich zur Ehre des Höchsten zu errichten wagte. Alles andere trat hinter dieser Bauaufgabe zurück, an die Jahrhunderte ihre beste Kraft gaben. 1377 begannen die Ulmer das Werk, 1890 setzten Söhne desselben schwäbischen Volkes die Kreuzblume auf den 162 Meter hohen, den höchsten Kirchturm der Christenheit.



Waldenburg (Württemberg).

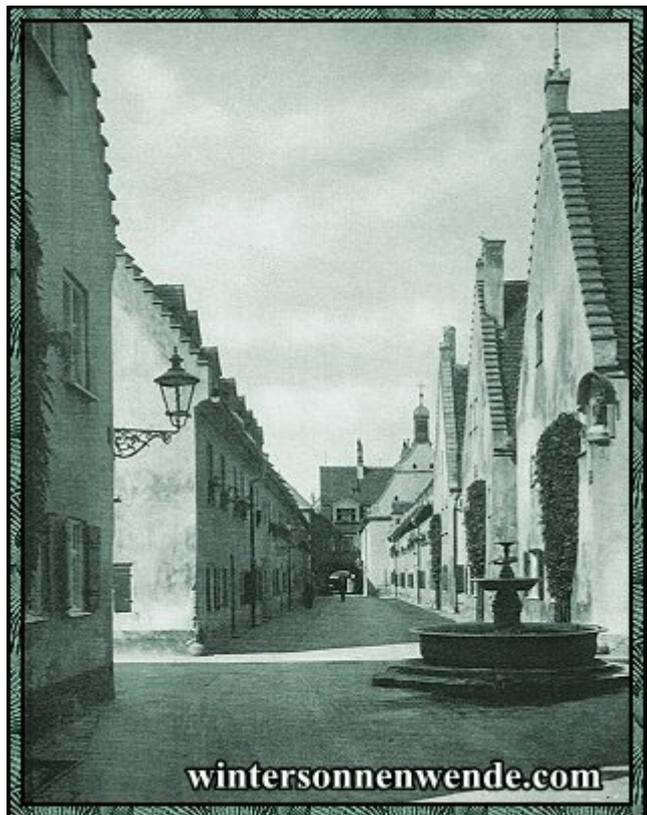
Das goldene **Augsburg** ist die Stadt der Renaissance. Dem Stadtbilde fehlt die beherrschende Mitte. Zwischen dem Dom und der Stiftskirche St. Ulrich und Afra wagt über die festlich breite, von renaissancehaften Monumentalbrunnen gegliederte Maximiliansstraße das Augsburger Leben der Vergangenheit und der Gegenwart. Mitten inne liegt das Rathaus mit dem Perlachturm, als das Herz der Stadt. Der Stadtbaumeister Elias Holl hat Augsburg seine eigentliche Gestalt geschenkt. Sein ernstes, steil wachsendes Rathaus ist ein wuchtiges Denkmal für das Machtbewußtsein der Stadt, in der die Kaufmannsgeschlechter der Fugger und Welser die Brücke schlugen vom Meer im Norden zu der Handelsmetropole Venedig, deren prachtentfaltende Finanzkraft kaiserliche Gäste beschämte, wo die glänzenden Geister des Humanismus sich mit den Meistern des Pinsels Hans Burgkmair und Hans Holbein fanden zu einer Geistigkeit, der nirgendwo in Deutschland so die Bezeichnung "deutsche Renaissance" gebührt wie in dem Erbe der alten Römerstadt Augusta Vindelicorum. Klassische Atmosphäre beruhigter Harmonie schwingt um die Gestalt dieser sachlich kühlen, aber großzügigen Stadt. Weite Ebene umgibt die türmereiche Anlage auf dem Brühl inmitten von Lech und Wertach. Elias Holls Baumeistertat gibt dem Formgesetz der Augsburger Stadtgestalt seinen Mittelpunkt. Er ist der erste Stadtbaumeister in modernem Sinne gewesen. Seine Leistung hat Schule gemacht: die kleine Reichsstadt **Memmingen** ist eine Miniaturausgabe Augsburgs. Und während nach südländischem Muster die mit bemalten Schauseiten geschmückten Patrizierhäuser erstanden, wuchs gleichzeitig die Webersiedlung der Fuggerei, die erste bahnbrechende, aus

sozialer Verantwortung des Brotherrn gebaute Mustersiedlung. Sie tut noch heute ihren Dienst; mit einem Sprung stehen wir aus der Geschichte in der Gegenwart. Neben der immer noch rührigen Textilindustrie steht der Maschinenbau. Die drei Buchstaben MAN (Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg) tragen den Ruf des modernen Augsburg ebensoweit wie einst der Handel.

Atmet die schwäbische Stadt dank ihrer untersetzten Steinputzhäuser und behäbigen Straßen im allgemeinen ruhige Stille, so gibt es in den Grenzbezirken deutliche Einwirkungen aus Franken und Bayern. Da sind die malerischen Anlagen von **Wimpfen**, **Backnang** und **Hall**, die schönen Fachwerk-Rathäuser von **Markgröningen** und **Besigheim**. Da reihen sich an der Donau die stillen, von Weihrauch und bäuerlichem Leben erfüllten Kleinstädte des bayerischen Schwaben.

"Wer in Gundelfingen keinen Holzwagen,
In Lauingen keinen Mistwagen sieht
Und in Dillingen hört kein Glockenläuten,
Der kommt zu seltsamen Zeiten"

geht ein Spruch.

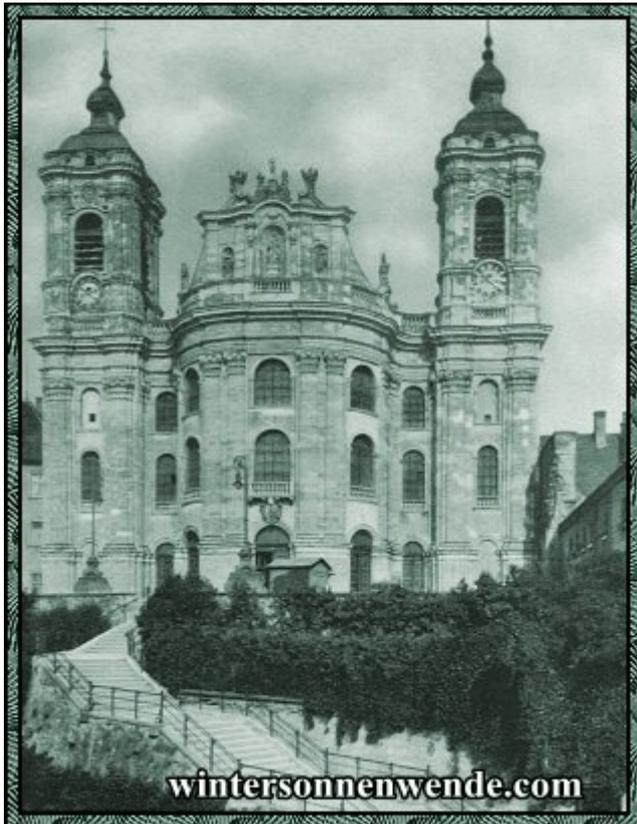


Augsburg. Die Fuggerei, die erste Kleinsiedlung der Welt, 1591 für bedürftige alte Leute von den Brüdern Fugger gestiftet.



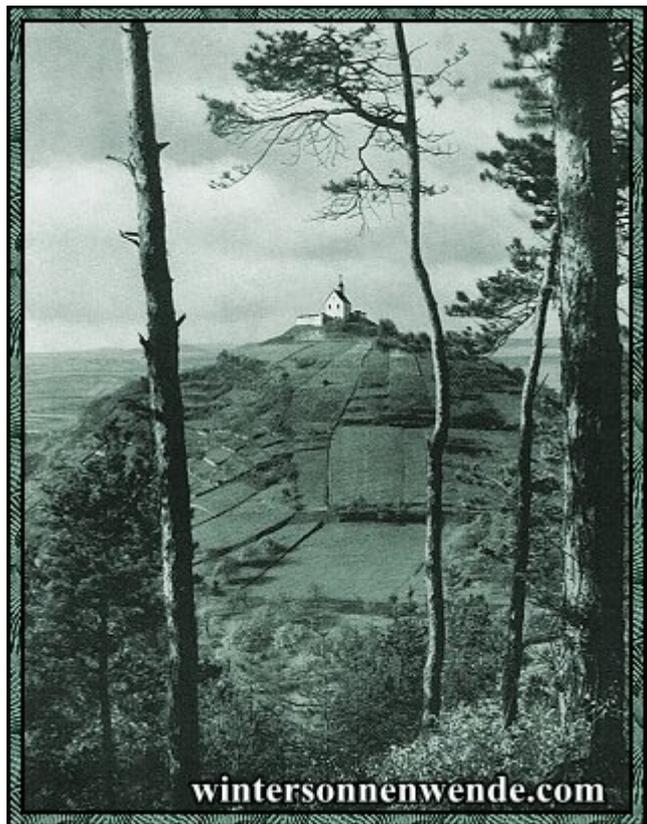
Universitätsstadt Tübingen.

Die gemütlichste Stadt Niederschwabens ist **Tübingen**. Ihr Ruhm blüht aus der Landesuniversität, die Eberhard der Rauschebart in der beschaulichen Weingärtnerstadt 1477 gegründet hat. Die Universität und das Tübinger Stift sind der geistige Mittelpunkt Württembergs, von wo Tausende von anhänglichen alten Studenten den Ruhm dieser schönen, tälerrbeherrschenden Stadt ins Reich hinausstrugen.



Weingarten. Die Klosterkirche.

Blaubeuren, die einen Hauch mittelalterlichen Geistes in dem theologischen Nachwuchs des protestantisch gewordenen Landes weiterleben lassen. Maulbronn: das stolzeste Denkmal des zur Stauferzeit in unwegsamen deutschen Gauen rodenden Zisterzienserordens. Stimmungsvoll steht der Fachwerkurm des goldsuchenden Dr. Faust neben den wundervoll gequaderten reichen Bauten und Baugliedern von Kirche, Refektorien und Kreuzgang. Das Kloster am Blautopf umschließt die ergreifende Offenbarung, das Farben- und Formenwunderwerk des Hochaltars von Gregor Erhart. Das stille Leuchten der schwäbischen Kunst schimmert



Die Wurmlinger Kapelle bei Tübingen.

Auf Schritt und Tritt begegnet man den Stätten der Dichter und Denker, die auf dem Tübinger Dichterfriedhof ruhen: dem Turm zwischen den Häusern am Neckar, darin Friedrich Hölderlin 37 Jahre hindurch lichtlose Tage geistiger Umnachtung verbrachte, vor den Toren der Stadt der **Wurmlinger Kapelle**, die Ludwig Uhland in einem seiner schönsten Gedichte besang.

Tübinger Geist durchwaltet die beiden evangelischen Klosterschulen **Maulbronn** und



Ottoheuren (bei Memmingen). Ehemalige Benediktiner-Abtei.

aus seiner Plastik und den goldgründigen Flügelbildern.

Nicht weit von Tübingen liegt die führende Stadt des katholischen Schwaben, das bischöfliche **Rottenburg**. Oberschwaben ist das Land der Klöster und Kirchen, die Welt des Barock. Nur in der Benediktinerabtei **Komburg** spürt man unter der barocken Verkleidung noch die romanische Strenge der aus einer gräflichen Burg zum Kloster umgebauten aristokratischen Kirchenburg. Dort aber, wo das Allgäu beginnt, wo man meint, die Welt werde grüner unter dem Zauber der nahen Berge, wo im Moränengebiet der Alpen schwermütige Moore dumpf brüten und zerwaschene Flußläufe das Vorland zertalen, dort ist die Welt des schwäbischen Barock. Das strenge **Weingarten, Otobeurens** reife, wie Orgelmusik erklingende Feierlichkeit, **Zwiefaltens** Münster vom gleichen Meister Johann Michael Fischer und Balthasar Neumanns letztes, edel-kühles Meisterwerk **Neresheim** - diese vornehmsten Kirchenbauten in schwäbischen Landen sind eingegangen in die europäische Kunstgeschichte. "Hier ist zeitlose Erfüllung, von Gottes Geist gesegnet und bestem Menschenblut durchwogt: tiefer Mittelpunkt, wo sich unter ewigen Augen die Achsen kreuzen von Natur und Kunst."



Altbayerisches Volkstum

Ein Sprichwort aus der Oberpfalz kann für das gesamte altbayerische Gebiet Geltung beanspruchen: "Wenn die Bauern am Felde sind, ist kein Bürger daheim". Das will sagen, daß der Ackerbürger die Mehrzahl auch in den bayerischen Kleinstädten und den Märkten ausmacht, daß die Landwirtschaft bis in die Stadtmauern hinein herrscht und nicht, wie anderwärts in Deutschland, die Stadt auf das Land hinaus wirkt und das Umland verstädtert. Großstädte fehlen, Mittelstädte sind selten. Nirgendwo spielen die Vieh-, Getreide- und Hopfenmärkte eine solche Rolle wie im Altbayerischen. Freilich dort, wo das erwähnte Sprichwort entstand, in der "steinigen Kartoffelpfalz", lebt der Ackerbauer aus anderen Bedingungen wie aus den schweren Ackerböden des Dungaues, den Hopfengärten der Holledau, den wogenden Kornfeldern Niederbayerns.

"Erdöpfel in da Früah;
z' Mittag in da Brüah;
af d' Nacht mitsamt dem Kleid,
Erdöpfel in Ewigkeit"

so mögen noch heute Knecht und Magd über die Hauptnahrung der Oberpfalz stöhnen. Die Donau zieht die Grenzlinie zu den niederbayerischen "Protzenbauern", die wohlhabend und selbstbewußt auf jahrhundertealten Erbhöfen den Boden von Bayerns Kornkammer bestellen. Auf dem steinigen Oberpfälzer Boden steht ein einfaches Steinhaus, deutlich sich absetzend von dem steilgiebligen fränkischen Fachwerkhause. Weit ausladend, behäbig den Vierseithof beherrschend, erhebt sich das niederbayerische Bauernhaus und das verwandte oberbayerische Haus mit Fassadenmalerei, das, nach Süden ständig flachgiebeliger werdend, die Landschaft bis in die bayerischen Berge hinein beherrscht. Die wie Burgen auf die reichen Äcker des niederbayerischen Kornlandes blickenden Höfe stellen die wohlhabendste Entwicklung aus dem bayerischen Einheitshaus dar, das - ursprünglich als Blockhaus im holzreichen Rodungsland erbaut - Wohnräume, Kuh- und Roßstände mit der Streukammer unter einem Dach vereinigt, ob es nun als Zwerchhaus quer zur Straße steht oder als Firsthaus den galerieumzogenen Giebel der Dorfstraße zukehrt. In den Almhütten hat sich ein Urtypus bis heute erhalten. Er ließe sich um Jahrtausende zurückversetzen. Der mit Mauersteinen gepflasterte Flötz ist das Herz im Grundriß des bayerischen Einraumhauses. Von hier gelangt man zu Küche und Ehekammer, zu Stube und Ställen, zu den Dienstbotenkammern, der Gaststube und der Kornkammer im Obergeschoß. Dieses Schema diktiert auch die Hausanlage der Landstädte, auch dort, wo die Häuser, wie etwa in Partenkirchen oder Mittenwald, enger aneinander

rücken. Gewachsen aber scheint es aus der mächtigen Weiträumigkeit des bayerischen Hochlandes, das sich wie eine "Riesenbrücke" zwischen die Alpen und die binnendeutschen Mittelgebirge spannt. Weite ist hier in der Landschaft wie in den breiten Dorfstraßen; Himmel und Feld, namenlose Hügelkuppen, in der Ferne Bergeshöhen oder wohl am Horizont der Umriß der schneebedeckten Alpen: das alles klingt zu der feierlichen, unbegrenzt sich dehnenden bayerischen Alpenvorlandschaft zusammen. Nach Westen zieht der Lech eine klare Grenze; nicht so sehr in der Landschaft - sie verändert sich fast unmerklich im Schwäbischen -, wie im Volkstum. Der Grund dazu, daß der Lech wohl eine Völkerscheide, dagegen keine Landesscheide ist, liegt in seiner natürlichen Grenznatur. "Der Lech ist die senkrechte Linie von den Alpen auf die Donau gefällt, also die natürlichste Verteidigungslinie gegen jedes durch die breite Heerstraße des Donautales einflutende Heer. Und so ward der natürliche Landwehrgraben in so vielen Völkerkämpfen zum Grenzgraben, an welchem die zwei Hauptgegensätze des süddeutschen Volkstumes auseinandergehen" (W. H. Riehl). Als 955 die verheerenden Barbareneinfälle der Ungarn das ganze christliche Abendland bedrohten, da wurde auf der weiten Walstatt des Lechfeldes südlich von Augsburg einer der glorreichsten Siege des Mittelalters erfochten. Alle deutschen Stämme hatten mit ihren tapfersten Mannen teil an dieser deutschen Befreiungsschlacht.

Äußerlich markiert sich die Trennungslinie zwischen Schwaben und Bayern durch die Verschiedenartigkeit der Ortsnamen. Auf dem westlichen Ufer regiert die schwäbische Endung "ingen", in Bayern das "ing", das im Donaauraum bis nach Österreich anzutreffen ist. Drüben wohnt der schwäbische Bauer, rege, beharrlich und besinnlich, hüben der dunklere, große, schwerblütige Bayer. Was sind das für prächtige, großgewachsene Männer von herkulischer Kraft und gelegentlicher Berserkerwut, verwegendem Bauern- und Jägeradel, in der prahlenden Haltung des Körpers, im Ausdruck der durchbohrenden Augen, der kräftig vorspringenden Nase, der breiten Kinnbacken: ein Typus, der vorwiegend die Merkmale der nordischen und dinarischen Rasse trägt. Kleinwüchsiger die Frauen, unter denen man neben ausgesprochen blonden auch dunklen "römischen Schönheiten" begegnet. Ludwig Ganghofers und Ludwig Thomas Feder, Wilhelm Leibls Pinsel haben Rasse und Volkstum dieses kernhaften bayerischen Menschenschlages gefeiert. Für seinen Charakter lassen wir die berühmte Schilderung bei dem Humanisten Aventin folgen, deren Grundzüge noch heute zutreffen: "Das bayerische Volk ist geistlich schlecht und gerecht. Es geht und läuft gern auf Kirchfahrten, zu denen es auch reichlich Gelegenheit hat. Es legt sich mehr auf den Ackerbau und das Vieh, als auf den Krieg, dem es nicht viel nachläuft. Es trinkt sehr, erzeugt viel Kinder, ist etwas unfreundlich und eigensinnig, weil es nicht oft hinauskommt, sich gern daheim hält, wenig Hantierung treibt und fremde Länder ungern aufsucht. Der Kaufmannschaft achtet es nicht, und wie Kaufleute selten zu ihm kommen, sind im Land selbst wenige, die großen Handel führen." Aventin umschreibt mit anderen Worten das Bauerntum des Stammes, das bis in das Kunst- und Kulturleben Quelle und Kraftstrom ist. Der Bauernmaler Friedrich Defregger hat das sehr deutlich ausgesprochen: "Siehst, das ärgert mich, daß die Leut allweil meinen, i wär kein richtiger Bauer g'wesen!"

Bauern denken langsam, gründlich und konservativ; unzählige Eigenarten im kirchlichen und weltlichen Brauchtum, in der politischen Denkweise des bayerischen Stammes erfahren aus dieser bäuerlichen Grundhaltung ihren Sinn.

Da ist ein konservativer Geist der Treue zur katholischen Kirche, deren Kultus im Bayerischen, entgegen dem strengeren Zug des rheinischen Katholizismus, in festlich-bunter, unkomplizierter Gestalt im Volkstum wurzelt. Nicht zuletzt hat hier der fromme, am alten Glauben festhangende Bauernsinn der landsässigen Bayern über das Schicksal der Reformation entschieden. Eine Stadt wie Regensburg war dank der Aufgeschlossenheit und inneren Bereitschaft der Geschlechter bereits für die evangelische Sache gewonnen. Die Reichsstadt wurde wieder katholisch, weil die Minderheit der wenigen Stadtgeschlechter gegen den ständigen Zuzug eines kinderreichen Landvolkes auf die Dauer nichts ausrichten konnte. Die Gotteshäuser spiegeln in herrlich-

unvergleichlicher Schönheit den frommen Sinn des bayerischen Volkes wieder. Keinen anderen Stil hat dieses Volk mehr geliebt und liebt es noch, als den des höfischen 18. Jahrhunderts! Wie ein sprühend lebendiger, aus tausend verborgenen Quellen der Volksphantasie und Formbegabung gewundener Kranz legen sich die vielen Klosterkirchen und Wallfahrtsorte, Stadtkirchen und Residenzen um die Blätter der bayerischen Geschichte. In einsamen Gebirgstälern, als Erben mittelalterlicher geistlicher Missions- und Rodungsarbeit erheben sich die prunkvollen Bauten der Benediktiner, auf Bergeshöhen grüßen Kapellen, in den Straßen der Stadt herrschen Pfarrkirchen - überall klingen das durchdringende Weiß oder warm leuchtende Geäder des Stuckmarmors, die zischenden, in kühner Durchbrechung architektonischer Symmetrien auf den Grund gestreuten Muschelornamente mit den Kurven der unübertrefflich geschweiften, von Lichtfluten übergossenen Räume zusammen. Bayerisches Rokoko - diese Wortverbindung besteht zu Recht. Was in anderen Nationen klassisch und streng war, in den benachbarten deutschen Stämmen vielleicht edler in der Einzelform, großartiger und höfischer in der Gesinnung ist: seliger und rauschender, volkstümlicher und bunter wurde nirgends die Konsequenz eines europäischen Spätstiles gezogen als im Bayerischen Rokoko. Unzähligen romanischen und gotischen Innenräumen hat das Jahrhundert des Johann Michael Fischer, der Gebrüder Asam und Dominikus Zimmermanns flimmernde Stuckgewänder über den ernsten Kern der steinernen Schiffswände geworfen. Der Freisinger Dom, die Klosterkirche auf dem heiligen Berg zu Andechs, sie sind im 18. Jahrhundert zu neuen kultischen und künstlerischen Erscheinungen umgeformt worden.



Passau. Der Dom mit dem Marienbrunnen.

Welch' eine Kraft architektonischen und malerischen Denkens erschließen unter sich so verschiedenartige Kirchen wie **Rott** am Inn, **Ettal** und die **Wieskirche**! Organisch erblühen die weltmännisch hoheitsvollen Holzplastiken Franz Ignaz Günthers aus dem kreisenden, alle Ecken verschleifenden lichten Raum Joh. Michael Fischers. Die bildmäßig aufgelösten, von Putten umgaukelten Altäre setzen mit den Gehäusen der Beichtstühle beschwingte Akzente in die edle Ellipse der Ettaler Klosterkirche, Gegenspiel und Ausgleich zu der von Gestalten wimmelnden, farbenseelig freskierten Kuppel. Und die Wies: einsam, auf den Matten des Allgäuer Vorlandes

gelegen, in der feierlich-stillen Landschaft vor den Bergen des Hochgebirges läuten die Glocken dieser unendlich festlichen, wie im Rausch gestalterischer Vollendung aus entstofflichter Schale, aus Altären und Beichtstühlen, Plastiken und Stuckornamenten zu musikalisch schwingendem Raumerleben verschmolzenen Kirche. Fast porzellanhaft zart, sehr licht, sehr bunt und bei aller weltlichen Daseinsfreude sehr unwirklich, fast traumhaft umfängt das Meisterwerk Dominikus Zimmermanns die zur Wies wallfahrende ländliche Gemeinde, die mit wächsernen Motivgaben Freud und Leid aus betendem, beichtendem und erlöstem Herzen vor das Antlitz Gottes, der Jungfrau Maria und der lieben Heiligen trägt.

Es ist das Vollendete und Arteigene des Bayerischen Rokoko, daß der Funke zur Genialität der großen Meister sich an der Bäuerlichkeit des bayerischen Stammes entzündet hat, wie sie im Handwerk fortlaufend schöpferisch am Werke ist. Es gibt geschnitzte Andachtsgruppen aus dem 18. Jahrhundert, die, ohne von der dazwischenliegenden Krise der gesamtdeutschen Kunst zu ahnen, gotische Schnitztradition durch die Jahrhunderte hinübergerettet haben. Auf den bunt bemalten Möbeln erscheinen dieselben Ornamente wie in den Kirchen, wie andererseits die Kirchenkunst außer im Herrgottswinkel mit den als Schmuckformen verwendeten Monogrammen Christi und Mariens gelegentlich auch mit kirchlicher Deckenmalerei in der holzvertäfelten Stube des bayerischen Bauernhauses heimisch ist. Vielfach verknüpft sich das kirchliche Leben mit dem bäuerlichen Werk- und Feiertag, häufig uralte vorchristliche Bräuche abwandelnd und umdeutend. Zweifellos gehen der Georgiritt, der zu Ostern im Inn- und Salzachgau, der Pfingstritt, der als Bittwallfahrt in Kötzing und die Leonhardifahrten, die um Tölz und Benediktbeuren von den Männern des Ortes unter Beteiligung der Geistlichkeit veranstaltet werden, auf germanische Feuer- und Feldkulte zurück. Die festlich geschmückten, glänzend gehaltenen Pferde empfangen ebenso den geistlichen Segen wie die Äcker, die auf dem Umritt berührt werden. Ein ausgedehntes Volksfest - in Tölz fahren die Frauen im girlandengeschmückten Truhnenwagen mit im Zuge - beschließt die geistliche Feier. "Lustig" - ein bevorzugtes Wort bei den Bayern - geht es auf den Festen zu. Die Trachten haben eine festlichere Note, die Hüte sitzen den Männern noch verwegener auf dem Ohr als sonst, und surrend wie Kreisel drehen sich die Frauen im Tanz, während die Männer mit echter Leidenschaftlichkeit lockend und schnalzend und jubelnd wie balzende Birkhähne ihre berühmten Schuhplattler schmettern, deren prahlendes Stampfen das Gellen der Klarinetten, Trompeten und Zithern noch übertönt. Die Bayern sind ein ebenso tanz- wie sangesfreudiges Volk. Ihre Volksmusik hält sich in traditionsgebundenen Grenzen. Die Schrammel- und Jodlermusik, die Trutzgesänge der Schnadahupferl sind durch den Rundfunk in ganz Deutschland bekannt geworden. Wo die eigentliche Begabung liegt, das beweisen die Dachauer Hutsänger, die, während eine Kerze niederbrennt, "möglichst viel gereimte Vierzeiler aus dem Stegreif" singen. Die Begabung zum behenden Schnelldichten hält sich da öfters durch ganze Geschlechterfolgen in einzelnen Familien. Man hat beobachtet, daß bei derartigen Singwettstreiten die Mehrzahl der Vierzeiler aus Stabreimen bestehen. Im 20. Jahrhundert ist noch die Reimform im Schwange, die seit dem im bayerischen Wessobrunn gedichteten Gebet des 8. Jahrhunderts aus der hohen Literatur verschwunden ist! Auch sonst ist uraltes Volksgut lebendig. In den vier Rauh Nächten lebt neben dem hellen Geschehen der Christgeburt das "wilde Gejaid" als lärmender, brausender Zug in den Lüften, in den zwölf heiligen Nächten zwischen Weihnachten und dem Hl. Dreikönigstag geht die Perchtfrau um, belohnt die fleißige Arbeit und straft die Faulen. Böse Geister zu schrecken, schreibt man am Dreikönigstag mit geweihter Kreide die Initialen der Könige C(aspar), M(elchior), B(althasar) und die Jahreszahl an alle Türen in Haus und Stall. Nach dem Abendläuten geht der Hausvater durch die Räume seines Anwesens und räuchert sie mit dem aus heiligen Kräutern aufsteigenden Rauch. Danach beginnt erst das "große Neujahr", während der 1. Januar nur als Tag der Beschneidung Christi gefeiert wird.

Zum 1. Mai wird der Maibaum inmitten des Dorfes errichtet, zuvor in feierlichem Zuge eingeholt und reich verziert. Fahnen, Kränze, Inschriften, die Leidenswerkzeuge Christi, Kirche und Bauernhaus, Bauer und Bäuerin, die Zeichen der Handwerke und endlich vier Armbrüste als

Symbole bäuerlicher Wehrhaftigkeit schmücken den Baum. Er ist die sichtbare Verkörperung der Inhalte, die das bäuerliche Leben erfüllen.

Die Schafwolle, der Loden und das Leder bestimmen Form und Farbe der bayerischen Männertracht. "Ganz sicher hat die Tracht viel Urwüchsiges bis auf den heutigen Tag, man spürt noch immer, daß sie natürlich gewachsen ist in stetem Kampf mit Wind und Wetter und mit den Bergen und dem Wald" (R. Helm). Jedermann kennt sie; sie hat den Siegeszug durch ganz Deutschland angetreten, seitdem die Sommerfrischler "neugierig und vorurteilslos die praktische Überlegenheit dieser Kleidung für Bergwanderungen sofort sahen und anerkannten". Anders die Frauentrachten, die eckige und seltsame Dachauer, die kleidsamere Miesbacher Tracht. Sie sind bunt und fröhlich mit ihren steifen runden Hüten, dem seidenen Brusttuch, schwarzem Mieder, reichlichem Silberbehang.

Die Urwüchsigkeit in der Art des Menschenschlages und die bunte Farbe der Kleidung geht mit Bräuchen und Singweisen eine fröhliche Einheit ein, davon eine Probe am Schluß unserer Skizze stehen mag:

"Zum Dirndl auf d'Alm
Bin i oft auffi grennt,
Und da hats mi von weit scho
Am Juchezen kennt."

Die bayerischen **Städte** danken in der Mehrzahl den Straßen, voran der von West nach Ost ziehenden Salzstraße, ihr Wachsen, z. T. auch ihr Entstehen. Das 13. Jahrhundert ist das große Jahrhundert der bayerischen Städtegründungen gewesen, die auf die wittelsbachischen Herzöge zurückgehen. Die Städte wurden noch im 13. Jahrhundert in die landesherrliche Politik eingespannt, die gegen die älteren Rechtsansprüche der Kirche gerichtet war. In einem Falle hat diese Politik auch nicht vor Konflikten mit der Reichsgewalt zurückgeschreckt, in der Reichsstadt **Regensburg**, die "in Bayern immer schon das Reich verkörperte" (A. Elsen). Der düstere Charakter der herrlich



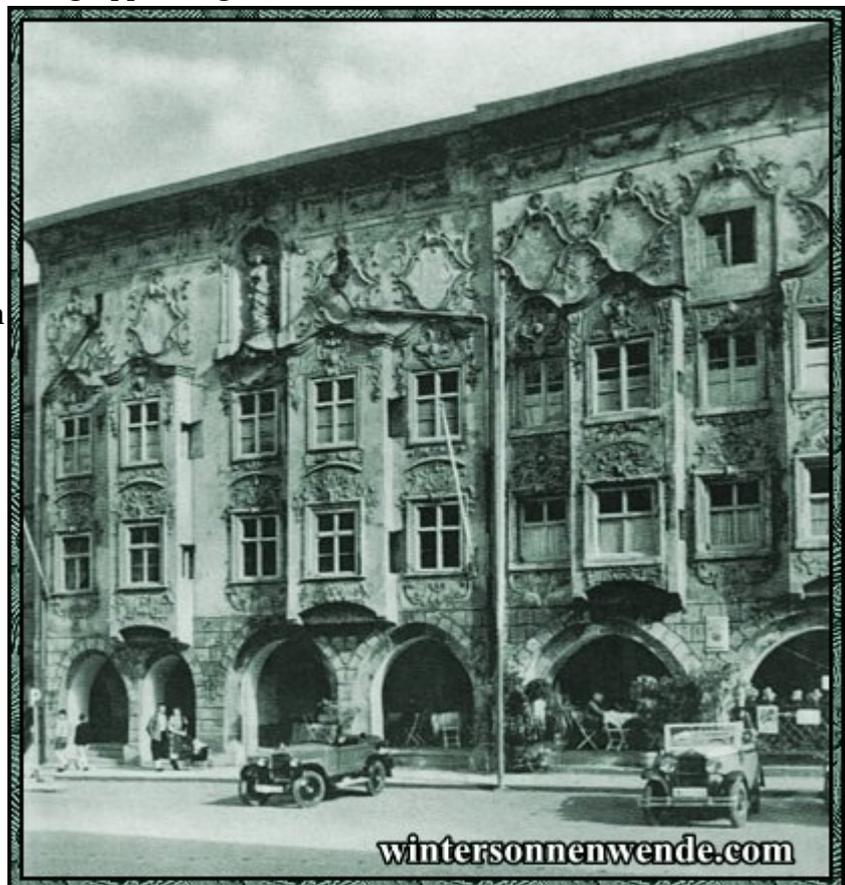
Regensburg. Brückentor und Domtürme.



Passau.

gelegenen Donaustadt spiegelt noch heute die Wehrhaftigkeit der romanischen Zeit wieder. Man begegnet in den schachteligen Gassen dem eingemauerten Torrest der römischen Siedlung, steht vor den sechs und mehr Stockwerke hohen adligen Geschlechtertürmen, die wie Burgen in der Stadtmauer stehen und der schönen Baugruppe des gotischen Rathauses zu trotzen scheinen. Als das Rathaus entstand, war Regensburgs bedeutendste Rolle im Grunde schon ausgespielt. Indessen blieb es auch weiterhin Sitz zahlloser Reichstage. Merkwürdige Ironie des Schicksals, daß eine der ehrwürdigsten Schauplätze der deutschen Geschichte bis 1803 den ewigen Reichstag in seinen Mauern sah: Anfang und Ende deutscher Reichsherrlichkeit sind mit Regensburg verbunden.

Regensburgs Bauten sind aus Bruchsteinen gemauert, wie sie sonst in keiner anderen bayerischen Stadt wieder begegnen. In **Straubing** und **Landshut** regieren die Straßenplätze, überragt von den steil gen Himmel sich reckenden Türmen der Stadtkirchen. Verputzter Ziegelbau ist ihr Werkstoff, nicht anders wie in



Wasserburg (Inn). Ein Kaufherrnhaus aus dem 18. Jahrhundert.

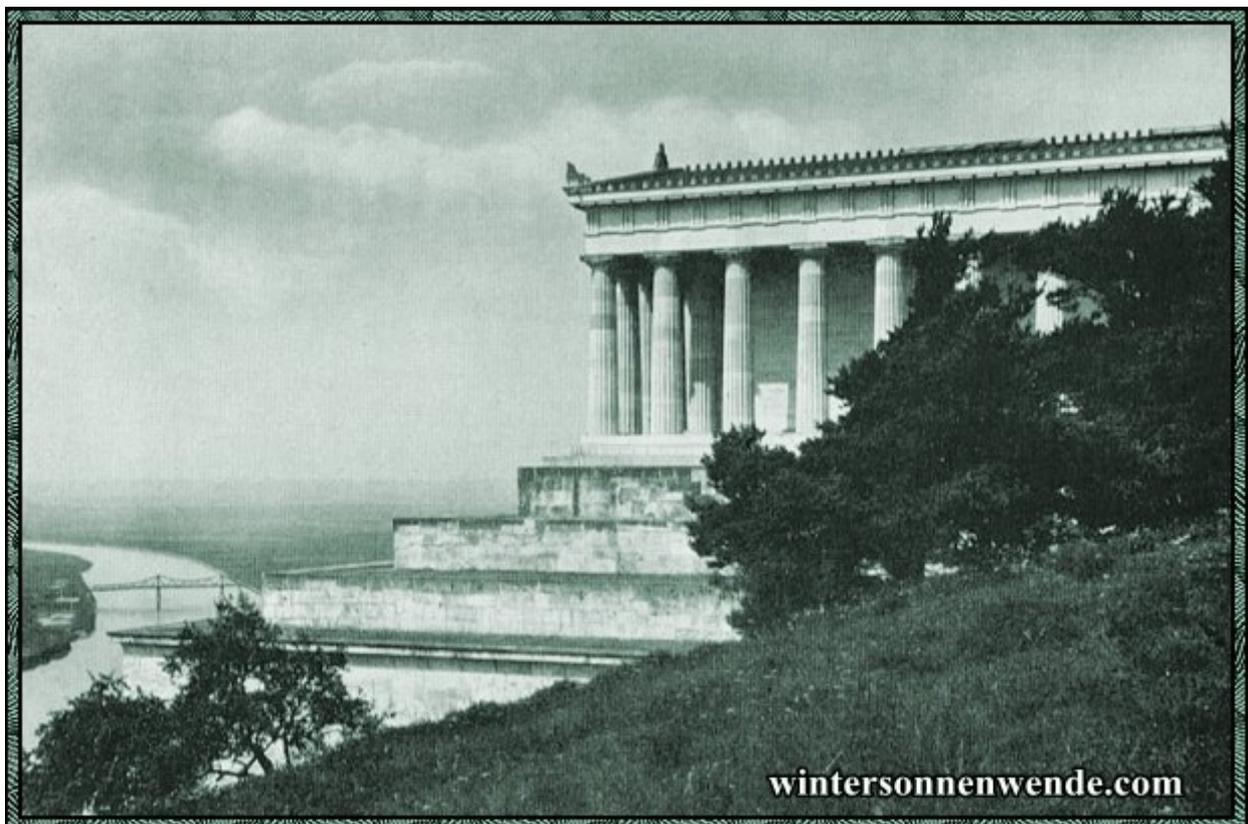
Niederdeutschland. Giebelhäuser stehen an den langgestreckten Märkten, die in Landshut als doppelte Rippe den Stadtraum zerteilen.

In **Landsberg**, **Passau** und **Wasserburg** diktiert die Flußlage den Stadtaufbau. In Passau beginnt der italienisch wirkende Zuschnitt der mit Grabendächern und Stirnmauer abgedeckten Häuser, wie sie den massig-großartigen Zauber des Innviertels ausmachen. Ist die herrliche, um die Feste Oberhaus und den barocken Dom gruppierte Dreiströmestadt der volltönendste, von der Höhe des Mariahilferberges aus überwältigend großartigste Stadteindruck in Bayern, so **Burghausen** ihr wehrhaftester. Am Steilhang der Salzach gelegen, schmiegt sich die Bürgerstadt an die langgestreckte feste Burg, die sich mächtig über Flußlauf und Wöhrsee erhebt. Als Grenzfeste ist der Fürstensitz der Bayern-Landshuter Herzöge gewaltig stark gebaut. Und welch' Aufstieg ist das: Graben und Tore, Bauten und Mauern scheiden den sich in einer Länge von 700 Meter dehrenden Komplex in nicht weniger als sechs bewehrte Höfe! Als indessen München alleinige Residenzstadt wurde, verlosch Burghausens Glanz. Die händlerisch gute Grundlage hat in den bayerisch-österreichischen Kriegen nichts geholfen, hilft auch heute - wie lange noch? - nichts. So manche groß und herbe gebaute altbayerische Landstadt teilt Burghausens abgelegenes Schicksal, das sich mit einem bescheiden-stillen Abglanz alten Ruhmes begnügen muß. Nur wenn zu den regelmäßigen Märkten das Landvolk den Stadtraum füllt, und die geräumigen Ausspanngasthöfe von kaufefrigen und trunkfrohen Gesprächen widerhallen, dann kommt Leben auch in die kleinste Stadt. Dann begegnen sich die steinernen Reliquien alter bayerischer Stammesgeschichte und der lebendige Träger bayerischer Art und Leistung: das bayerische Landvolk.



Bayerische Ostmark

Als König Ludwig I. von Bayern am 18. Oktober 1842, dem Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig, auf den Dungauhöhen über der Donau unweit von Regensburg den in schneeweißem



Die Walhalla mit der Donau.

Untersberger Marmor leuchtenden griechischen Tempel der Walhalla vor einer Festgemeinde von 30 000 Menschen feierlich einweihte, da stand diese Ruhmeshalle des deutschen Volkes "in Deutschlands Mitten". "Daß sie gegenüber der vergänglichen Komödie fremden Kriegsgepräges dem unvergänglichen weltgeschichtlichen Ruhm der ganzen germanischen Vorzeit als ein künstlerisches Ehrendenkmal" diene, so hatte der großdeutsche Wille des königlichen Gründers gelautet.

Im Herzen Deutschlands war dieser wider Napoleons Imperialismus geführte Ruf erklingen, gleich weit von der französischen Grenze und Österreichs Hauptstadt entfernt, mitten im gesicherten Binnenland. Heute ist das Land, das die drei Städte Hof, Regensburg und Passau umschreiben, **Grenzland, Grenzland in Not**, ist es wieder bayerische Ostmark, die ihre reichsdeutsche Wacht bezogen hat, wie einst in den Jahrhunderten der Kolonisation. Das Jahr 1918 hat 340 Kilometer deutsches Grenzland aus der freundschaftlichen Flankensicherung zu dem verbündeten Österreich **gelöst und der nationalistischen Politik des tschechlowakischen Nachfolgestaates gegenübergestellt**, hat die wenigen, bisher dem friedlichen Warenaustausch über die Grenzumwallung des Bayerisch-Böhmischen Waldes dienenden Pässe geschlossen und zu festen Mauern um **einen in den Grenzmarken erbittert geführten Lebenskampf** versteinern lassen. Und gerade hier liegt Deutschlands "Wespentaille": Weißenburg im Elsaß und Furth im Wald, diese strategisch wichtige Luftlinie verbindet die sich am nächsten liegenden Orte unserer West- und Ostgrenze. Die Further Senke, die die ostbayerischen Grenzgebirge in einen nördlichen, den Oberpfälzer Wald und das Fichtelgebirge umfassenden, und einen südlichen Teil mit dem vorderen und Hinteren Wald und dem beide trennenden Quarzgang des "Pfahls" zerlegt, diese wichtigste und einschneidendste, von der Natur in den Rand des Böhmischen Kessels gekerbte Senke ist von jeher die Einfallspforte von Osten nach Westen gewesen. Nach Norden schließen sich noch mehrere Verkehrstore an, während südlich der Senke einst undurchdringlicher, auf sumpfigem Boden sich breiter Urwald jede Menschengründung, jede Rodung und irgendwelche wandernden Völkerzüge schreckte. Die Bedeutung dieser Pforte im Leben der Völker folgt der Natur: Der Gebirgszug, den sie öffnet, trägt die Wasserscheide zwischen Donau und Elbe. Kein Zweifel, daß die Lücke in den harten Gneis- und Granitfelsen des Gebirges die am spätesten in das Gewoge der Völkerwanderung gerissenen Völkerschaften der Bayern aus dem Böhmerland in den noch heute von ihren Nachfahren bewohnten Gau zwischen Donau und Alpen einströmen sah. Das war im 6. Jahrhundert n. Chr. Die in der alten Heimat Zurückgebliebenen aber wurden allmählich von den langsam nachsickernden Slawen durchsetzt, die sich im 11. Jahrhundert zu dem Stamm der Tschechen einend, teils unter deutscher christlicher Kulturbotmäßigkeit blieben, teils sogar - um 1200 - Deutsche von der Westseite des Gebirges herbeiriefen, damit sie Wälder rodeten, Bergwerke gründeten, Städte bauten, Kunst und Kultur mitbrachten und ausstrahlten in den slawischen Raum. Dieses "Kulturgefälle" von West nach Ost blieb die starke Überlegenheit der Deutschen gegenüber den östlichen Nachbarn und ihr harter Wille zum Siedeln und Roden, mit dem die bayerischen Kolonisten der Ungunst der Natur Herr zu werden suchten. Denn die Natur ist der natürliche Bundesgenosse der Tschechen. Die Flußtäler mit ihren breiten sumpfigen Oberläufen, ihren verkehrsfeindlichen, schroff in das harte Gestein geschnittenen Unterläufen legten der Besiedlung auf der deutschen Seite des Gebirges fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Obgleich die Böhmen von Anfang an ihre Wohnsitze bis hart an den Waldrand heranschoben, mieden sie das Waldgebirge selbst doch nahezu völlig. Die Tschechen sind waldfreundlich, ihnen fehlt der Eroberungswille zur Erschließung und Urbarmachung neuen Bodens, der frohe Tatwille zur Expansion; sie sahen im Walde nur einen willkommenen, schier undurchdringlichen Wall, eine natürliche Befestigung zur Verteidigung ihres Landes. Heute würden im Ernstfall von der betonierten Kuppe der von unterkellertem Unterstandshaus und Aussichtsturm bekrönten Schwarzkoppe die auf strategisch glänzend geführten Militärstraßen herbeigeschafften tschechischen Geschütze nicht nur die Further Senke beherrschen, sondern könnten den Regensburger Bahnhof, ja den in Nürnberg zusammenlaufenden deutschen Krätestrom unter Feuer nehmen.

Grundsätzlich, aus Blut und Gesinnung anders ist das Verhältnis der Deutschen zum Wald. Mönch und Bauer, Adel und Bürger haben die südostdeutsche Kolonisation zwischen die Baumriesen und Karseen in Deutschlands größtes Waldgebiet hineingetragen. Was wir heute als deutsche Kultur- und Kunstdenkmale in der bayerischen Ostmark bewundern, was wir aus den Bauwerken an Adel der Form, Größe der Gesinnung, hinreißendem Gefühl erleben, das ist aus der deutschen Sendung des südöstlichen Bayern geflossen. Bezeichnend, daß zwei alte, strategisch glänzend gewählte Römerstädte die Träger der deutschen Kulturarbeit wurden und noch sind: **Regensburg**, die Stadt des Sendboten Emmeran an der Mündung des Regen in die Donau, und **Passau**, die "schwimmende Stadt", wo die hellgrünen ungestümen Fluten des Inn und das dunkle Wasser der Ilz sich mit dem breiten Strom der Donau vereinen. **Chammünster** wurde die für die Volkstumspolitik im Gebiet der Further Senke entscheidende Zelle, eine Gründung der Mönche von St. Emmeran im 8. Jahrhundert. Die großen Benediktinerabteien an der Donau **Niederaltaich** und **Metten** rodeten und siedelten im Donauegebirge. Die Kolonistenorden der Zisterzienser und Prämonstratenser trugen Deutschtum und Christentum weit hinein ins Böhmerland. **Waldsassen**, der Mittelpunkt des Stiftslandes - östlich von Marktredwitz gelegen - wurde die Seele dieser aktiven Missionsarbeit. **Goldenkron**, von dem deutschfreundlichen Przemysliden Ottokar II. gegründet, arbeitete auf der böhmischen Seite. Harte Kämpfe gegen Frost und Hunger galt es zu bestehen. Im Jahre 1218 sind Abt und Mönche des Klosters Schlägl "auf der Grenz wacht verhungert."

Die von den freien Bauern geführten Pflugscharen bedurften des Schutzes. Die hohen Adelsgeschlechter Bayerns haben sich ihre blitzendsten Sporen im Dienst der Kolonisationsarbeit verdient. Sie führten Mönche und Bauern über die Pässe bis in die Länder der böhmischen

Wenzelkrone. Sie verließen sich nicht auf den "Festungsgürtel des Urwaldes", sondern bauten Burgen. Ihre Mauern, immer noch wehrhaft und drohend, starren als Ruinen über schroffe Felsstürze in den Himmel; die riesige Wehranlage der **Leuchtenberg**, Ruine **Weißenstein**, die Sulzbacher- und Hohenstaufen-Veste **Flossenbürg**.



Die Flossenbürg im Bayerischen Wald.

Die Vorposten im vorgeschobenen Lande, von Rodehacke und Pflug erschlossen, von Krummstab und

Schwert geschützt, hatten unter den furchtbaren Geißelhieben der fanatisierten Hussitenscharen und des 30jährigen Krieges entsetzlich zu leiden. Die Oberpfalz war fast ausgestorben, als die Kriegsfurie ausgetobt hatte. Vergeblich läuteten nun bei Einbruch der Dämmerung die "Säumerglocken", damit sie den Handelszügen den Weg durch den Wald wiesen, die über den "Gülden Steig" Salz aus dem Inngebiet nach Böhmen trugen. Die Zähigkeit der Grenzmärker hat diese Notzeiten überstanden bis hin in die Notzeit unserer Tage. "Wie ein Symbol der steten Ostmarknot mutet uns das alte Spiel des Drachenstiches in **Furth im Wald**, dem Angelpunkt der Gefahrgrenze, an: der Drache als Verkörperung drohender, nie ganz besiegteter Naturkräfte, Boguslaw, der schwarze Ritter, als der versprechende, werbende Verführer jenseits der Grenze, der Hilfe nur für Unterwerfung gibt; der deutsche Ritter, der die Not wendet, als Symbol der einzigen Rettung aus Ostmarknot: der wehrhaften Südosthilfe" (K. Trampler).

"Die Ostmark ruft!", so hallt es in unseren Tagen durch Deutschlands Gaue; lauter, mahnender ist

dieser Ruf geworden, seit der Nationalsozialismus daran ging, die Not der Grenzmark zurückzudämmen und mit leidenschaftlichem Zukunftsglauben planmäßige Aufbauarbeit zu leisten. Die Stammesgrenzen der Oberfranken, Oberpfälzer und Niederbayern wurden zerschnitten und dieses Grenzland seiner reichsdeutschen Aufgabe zugeführt in dem Gau "Bayerische Ostmark".

Gewaltige Aufgaben harren der Lösung. Die Reichsautobahn Hof–Passau wird an die Ostmark heranführen und über Bayreuth die beiden Eckpfeiler verstreben. Denn nur Stichbahnen führen bisher von der D-Zugstrecke Passau–Regensburg–Hof in das Waldgebiet. Diese "Eisenbahnstümpfe" zwingen den in Nord-Südrichtung durch die Ostmark Reisenden dazu, immer wieder an die Hauptbahn zurückzufahren, so daß man als rüstiger Wanderer schneller zum Ziele kommt. Ein Beispiel: für die 19,2 Kilometer entfernt liegenden Orte in der Further Senke Schönsee und Waldmünchen beträgt die Eisenbahnstrecke 131,8 Kilometer, welchen Umweg man mit der Eisenbahn bei dreimaligem Umsteigen in 5 Stunden 25 Minuten zurücklegt! Kraftpostlinien wurden bisher erschwert durch einen beklagenswerten Zustand der Autostraßen, die in anderen deutschen Ländern nicht viel mehr als das Prädikat von gebesserten Wegen erhalten würden. Eine Ausnahme macht die 1931 fertiggestellte, herrlich geführte Scheiben-Brennes-Hochstraße zwischen Furth und **Eisenstein**. Sie erschließt das Arbergebiet. Düster träumende Bergseen, weit schweifende Fernblicke, das Erlebnis des in ewiger Schönheit sich über endlosen Tannenwipfeln erhebenden König Arber, der Grenzberge Osser und Hohenbogen, die ganze herb-würzige, unberührte Welt des Bayerischen Waldes breitet sich vor den Fenstern der auf dieser einzigartigen Paßstraße verkehrenden Postautos aus.

Die Folge der im Argen liegenden Verkehrsverhältnisse ist klar. Die in der Ostmark hergestellten Glas-, Porzellan- und Webwaren finden keinen Absatz, da sie mit anderen, besser bedachten Gegenden des Reiches nicht konkurrieren können, weil sie in einem Wettkampf ohnegleichen von der tschechischen Seite unterboten werden. Als das alte Regime vollends die Schleusen nach Osten öffnete und die deutsche Wirtschaft mit russischem Holz überfluten ließ, war auch der natürliche Reichtum des Landes entwertet. Höher, immer höher stiegen die Stapel der Hölzer und Bretter, ein unerbittlicher Pegel für die steigende Volksnot.

Bis zu 100 Prozent beträgt der Preisunterschied zwischen reichsdeutschen und tschechischen Waren, 125 Prozent niedriger liegen die Schuhpreise in der Tschechoslowakei als in Deutschland! Der Gewinnung und Verarbeitung des Granites wurde in der Ostmark der Garaus gemacht durch die Asphaltierung der Straßen. 60 - 80 Prozent der Granitarbeiter mußten stempeln. Auch hier die gestapelten Berge nutzlos gebrochenen Materials, das einst zu den schönsten Bauten des In- und Auslandes verwendet wurde. So ist das granitene Grabmal des unbekanntes Soldaten in London im Bayerischen Wald gebrochen worden. Was Wunder, wenn Menschen im Grenzland der tschechischen Versuchung erlagen, die mit glänzend eingerichteten deutschen "Trutzschulen" die deutschen Kinder aus ihren verwaorsten und ungesunden Schulen zu locken sucht, die durch **eifrige Bautätigkeit, durch Enteignung deutschen Grundbesitzes und durch Planmäßige Durchdringung des deutschen Sprachgebietes in der Tschechoslowakei** mit Siedlern aus dem Landesinnern das Vorfeld zur Bayerischen Ostmark zersetzt? Was Wunder wenn gerade die Besten der deutschen Grenzbevölkerung den zermürbenden und ins Elend führenden ungleichen Kampf aufgaben und landflüchtig wurden? Eine mittellose, kärglich ihr Leben fristende Bevölkerung, kümmerliche, dem Verfall preisgegebene Hütten, hohe Kindersterblichkeit, freudlose, vergrämte Jugend ohne Kraft und Zukunftsfreude, das sind die Opfer, die das Deutschtum im bayerischen Osten der tschechischen Entdeutschungspolitik, der gesamtdeutschen Not, der Verständnislosigkeit der liberalistischen Aera hat bringen müssen.

"Die Ostmark ruft!" Neues Leben wurde geweckt, der Absatz der hochwertigen Qualitätserzeugnisse wird mit allen Mitteln gefördert, Straßen erstehen - nun nicht mehr in Asphalt, sondern aus dem unverwüstlichen Gestein des Landes -, Gasthöfe und Unterkunftshäuser wurden

errichtet, den Fremdenverkehr zu beleben. Das ist das Bild, das sich seit der Machtübernahme an die Stelle der grauen Not geschoben hat. Viel wurde bereits seit 1933 durch die Hilfe des neuen Staates und durch Selbsthilfe erreicht; weiter geht der Kampf um kulturelle Hebung und um Eingliederung des bedrohten Landes in die gesamtdeutsche Wirtschaft.

Und Welch ein Land ist dies! Das Erlebnis urwaldähnlicher Forste wartet auf den Wanderer, wo riesige Baumleichen in dichtem Untergehölz faulen und üppig schießenden Moosen, Farnen und Kräutern Nahrung geben, wo nur dämmeriges Licht über die Wildnis spielt, wo Stille, modriger Erdgeruch und gleichmäßiges Waldesrauschen Einblick in deutsche Urlandschaft schenken. Im unergründlichen Spiegel der sieben Karseen flimmert das Grün der Waldhänge, ziehen die Wolken dahin. Von der Hochwarte des Bayerischen Waldes, dem Arber, gleitet der Blick an den Felsen und den zerzausten, stacheligen Baumriesen des Vordergrundes vorbei über das wellig, in erhabener Einsamkeit sich streckende Land, Wälder auf den Höhen, Felder und Wiesen in den Tälern, Dörfer und Gehöfte eingestreut: das Reich Adalbert Stifters.

"Doch die Erinnerung, die bleibt mir stets gewiß,
daß ich den Böhmerwald gar nie vergiß",

so singt ein Waldlerlied. Heimatliebe auch fern der Heimat klingt aus ihm. Der Waldler macht nicht viele Worte um seine Heimat, seine Liebe sitzt im Herzen, liegt nicht auf den Lippen. Die Einsamkeit und die Not des Alltages machen ihn wortkarg, fast scheu. Wenn die Not der Zeit einen rapiden Anstieg kommunistischer Stimmen mit sich gebracht hatte, so wird in dieser Tatsache die unnatürliche Krisis besonders deutlich: von Natur hält der Waldler zäh fest an einem um den

Mittelpunkt des Katholizismus kreisenden Lebensstil. Fromme, gottergebene Sprüche und volkstümlich derbe kann man auf den **Totenbrettern** lesen, die häufig in dichter Folge an den Wegen aufgestellt sind. Es sind die Bretter, darauf der Tote gelegen hatte, die schön beschrieben, sein Gedächtnis wach halten sollen. Zwei seelische Möglichkeiten des Waldlers leben in derlei Sprüchen. Schwermut begegnet derber Fröhlichkeit. Der einzige Genuß, den sich der Waldler



Totenbretter im Bayrischen Wald.

leistet, ist der Schmalzler, den er sich selbst aus Tabak, Schmalz und Kalk bereitet. Lassen wir ein "G'sangel" sprechen, das in der Wirtsstube gesungen wird, wenn "s'Brisilglas geht":

"Mia ham scho' Derndl g'hot,
die ham uns nimma mög'n,
weil mia um d'Nos'n 'um
voll Schnupfdowag san g'wen;
mia ham nix g'fragt dano,
mia ham's glei' selba g'sagt,
daß uns viel lejwa is a Pris Dowag."

Das eigentliche Volksfest ist die Kirchweih, auf der es einmal üppiger zugeht. Bei den Klängen der "Kerwa" und der "Schlumpaliedla" schlägt das Herz dieser anspruchslosen Grenzmärker höher.

"Wenn die Kerwa kummt,
Und die Rumml brummt
Und a jeda Mad hot a neis Klad,
Stellt si vor die Tier,
Schaut si rei zu mir,
Trinkt a Tröpfla Bier vo mir."

Derlei Weisen erklingen vom Bayerischen Wald nordwärts über den Oberpfälzer Wald bis hinauf ins **Fichtelgebirge**. Die Gemeinsamkeiten dürfen aber über wesentliche Unterschiede des Fichtelgebirgsfranken und des bayerischen Waldlers nicht hinwegtäuschen. Das macht, weil das Fichtelgebirge ein "altes" Gebirge nicht nur dem Gestein nach, sondern auch dem Bergbau und seiner kulturellen Schätzung nach ist, weil es verkehrstechnisch günstiger liegt als die südliche Grenzmark und weil seine Bewohner protestantisch sind. Schon der alte Caspar Bruscius (1512) weiß die "Fichtelberger" zu rühmen: "Es hat der Fichtelberg und schier das ganze umgelegene Land ein fromm, getreu, freundlich, aber doch fast grob, bäuerisch, hart und starkes Volk, das Hitz und Frost in aller Müh und Arbeit wohl leiden und vertragen mag." Das Schicksal hat auch den Fichtelgebirglern ein hartes Arbeitslos zugeteilt. Aber ihr Fleiß, ihre Ausdauer und ihre Intelligenz, alles verklärt durch einen lebenskräftigen lutherischen Glauben, haben ein aufrechtes, tüchtiges Geschlecht aus ihnen gemacht. Man sieht im alten "Sechsamterland" rund um Wunsiedel viele scharf gezeichnete, versonnene Gesichter, wie von Gestalten aus den Dichtungen Jean Pauls, Wunsiedels größtem Sohn. Die Gewerbe, die im Fichtelgebirge blühen, besitzen an ihren Hauptstätten gute Schulen, die handwerkliche Gediegenheit und ererbte Formen von Generationen weitergeben. **Wunsiedel** hat eine Fachschule für Granitbildhauer. In **Selb**, wo die Schlöte der größten Porzellanfabriken der Welt rauchen, sorgt eine Staatliche Fachschule für Porzellanindustrie für entsprechenden Nachwuchs. In **Münchberg** bildet eine Webschule die Fachkräfte für die leistungsfähige oberfränkische Baumwolle und Buntweberei aus. Die beliebtesten Sommerfrischen und Wintersportplätze des Fichtelgebirges sind **Berneck** und **Warmensteinach**; dieses reizend im tief eingesenkten Tal der Ölschnitz zu Füßen der Burgruine Wallenrode gelegen, ein aufstrebendes, mit neuzeitlichen Kureinrichtungen ausgestattetes Bad, jenes wegen seiner Höhenlage besonders im Winter besucht. Spiegelglasschleifereien und Glasperlenfabriken ernähren die Bevölkerung.

Im Mittelalter gab es Zeiten, da der Goldreichtum des Gebirges leichter als heute zu Geld und Gut verhalf. Geheimnisvoll raunt die Sage von dem unermesslichen Reichtum des Fichtelgebirges. Nach dem Volksglauben soll auch der gemeinste Feldstein edle Metalle bergen. Fremden ist der Sinn für die unerkannten Schätze geöffnet, besonders den Welschen, während der einfache Mann des Landes sich mit dem Wissen um das Geheimnis begnügen muß:

"Wirft mancher einen Stein nach einer Kuh,
Ist der Stein mehr wert als die Kuh!"

So erzählt die Sage, daß am goldenen Sonntag oder am St. Johannistage, wenn in **Bischofsgrün** das Vaterunser geläutet wird, der Ochsenkopf seine Kammern öffne und seine Goldwände zeige, von denen das Gold wie Eiszapfen und Edelsteine wie Zwiebelstränge herabhängen. Solange der Pfarrer von Bischofsgrün das Evangelium liest, kann der fromme und einfältige Mensch die Wunderblume pflücken, die am Eingangsfelsen wächst. Sie dient ihm als Schlüssel, der die Pforten dieser Goldhallen öffnet. Er darf sich Schätze holen, so viel er tragen kann. Nur darf er den Zeitpunkt nicht versäumen, wo das Evangelium schließt, sonst wird er in der Tiefe zurückbehalten.

Wie ein Symbol auf die träumende Goldsehnsucht eines armen Bergvolkes ist das goldene Leuchtmoss, das in der Gegend von Wunsiedel wächst. Von ferne lockt es in goldigem Schimmer, tritt man aber näher hinzu, so verschwindet der trügerische Glanz und ist nur ein armes einfaches Moos. "Wo dieses Moos wächst, da ist auch der Sagenkreis von den goldenen Reichtümern des

Fichtelgebirges gewachsen."

Spätere Zeiten haben sich an den sichtbar zutage liegenden Reizen des schönen Waldgebirges genügen lassen. Die berühmten Fichtelgebirgsgläser der Barockzeit zeigen die Wahrzeichen ihres Herkunftslandes: das Abbild eines Ochsenkopfes, die bewaldete Kuppe des Fichtelberges und die Flußläufe von Saale, Eger, Nab und Main, die der "Gebirgsknoten" des Fichtelgebirges nach den vier Himmelsrichtungen in das Gebiet der drei Hauptströme Deutschlands entsendet. Die geographische Lage und das Vorkommen von Eisen, Zinn, Silber und Gold haben die Vorliebe eines Alexander von Humboldt für das Fichtelgebirge geweckt. Das gewaltige Felsenlabyrinth der **Luisenburg** trägt noch heute wunderliche Inschriften einer empfindsamen Zeit. Goethe schrieb über die Luisenburg, "daß die ungeheure Größe der übereinandergestürzten Granitmassen einen Anblick gibt, dessengleichen mir auf allen meinen Wanderungen niemals wieder vorgekommen." Seinen Namen führt der Schauplatz der Luisenburg-Festspiele nach der Königin Luise, die bei ihrem Besuch in dem vornehm-stillen **Alexandersbad** wohnte. Weiter führt der Weg zur Kösseine, von deren Gipfel man das ganze Gebirge überblickt. Schneeberg, Ochsenkopf und Waldstein im Norden; südlich ragt der Steinwald auf. Dort, wo die Grenzberge des Oberpfälzer und Bayerischen Waldes hinstreichen, verläuft die Grenze nach Böhmen. Wie eine deutsche Grenzburg steht das Gebirge, hart wie das Urgestein, das es formte.

"Wetter und Sturm
Trotzt der Asenturm,
Tu's ihm gleich,
Mein deutsches Reich!"

Wie ein Bekenntnis der ganzen Bayerischen Ostmark grüßt die Inschrift vom Turm des Ochsenkopfes den Wanderer.

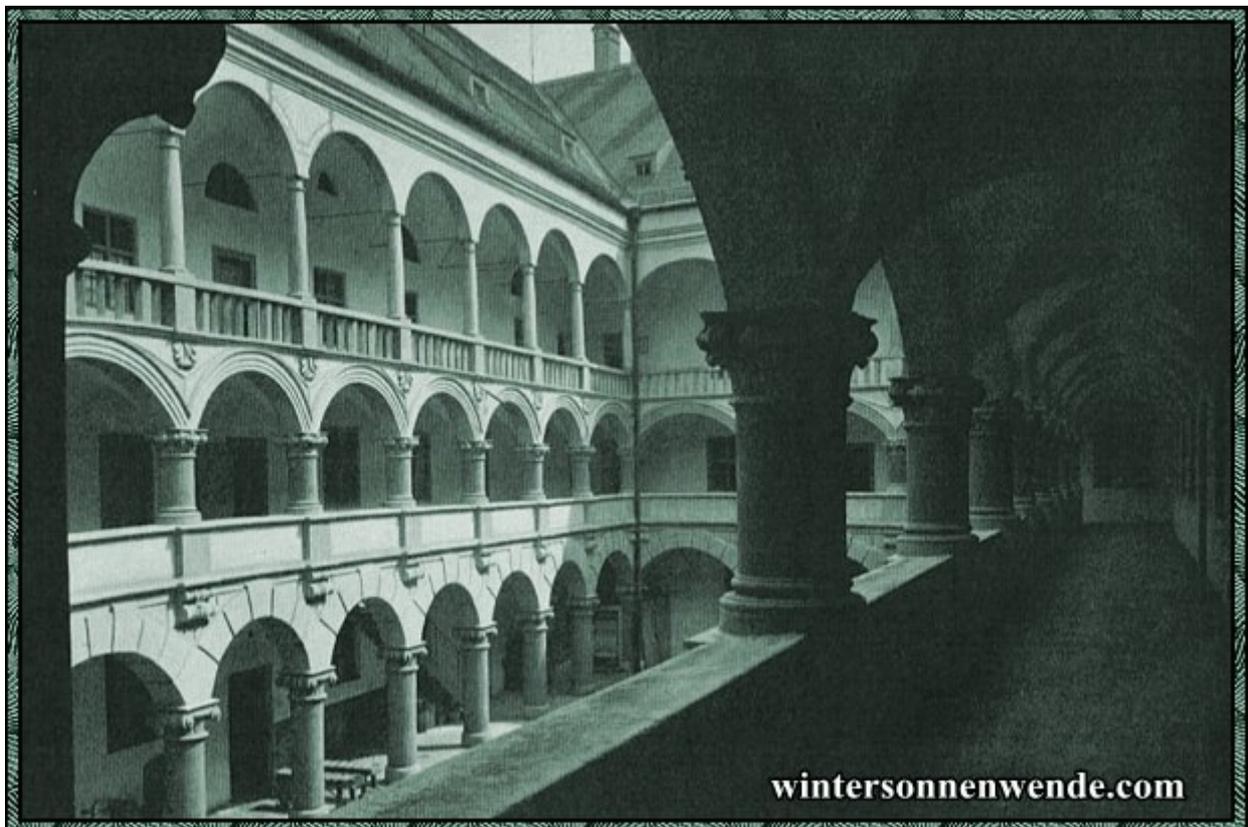


München

Es dürfte kaum übertrieben sein, wenn man behauptet, München sei die beliebteste Stadt Deutschlands. Wahrlich, wer je das Glück gehabt hat, diese Stadt kennenzulernen oder in ihr zu leben, wird aus vollem Herzen in dieses Loblied miteinstimmen. Wer die Stadt der Kunst und der Hohen Schulen, des Englischen Gartens, des Bieres und des Faschings, wegen der nahen Berge oder als die ewig denkwürdige Hauptstadt der Bewegung liebt, für jedermann bleibt München als ein Wunder von Stadt in der Erinnerung. Ein stolzes Wort König Ludwigs I. hat eine stolze Erfüllung gefunden: "Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Ehre gereichen soll, daß keiner Deutschland kennt, wer nicht München gesehen hat." Dabei hat nicht die Gunst der Lage, die Fruchtbarkeit des Umlandes die Stadt zur Blüte gebracht. Sie liegt inmitten der weiten Hochebene, am Berührungspunkte zweier Bodenarten. Besteigt man an einem klaren Tage einen der vielen Kirchtürme, so umfängt der Blick nach Norden die Weite der Schotterebene mit Mooren, Heide und Nadelwäldern. Im Süden breitet sich die Endmoränenlandschaft aus, deren Gestalt durch Vorberge, Seen und Wälder mannigfaltig erscheint und von dem teils durch steile Engtäler, teils in weiten Schleifen geführten silbernen Lauf der Isar durchzogen ist. Angesichts solchen Umlandes, das sicherlich nicht beuteschwer war, konnte der Schwedenkönig Gustav Adolf das Wort auf München prägen, es sei ein "goldener Sattel auf einer dünnen Mähre". Das war im 17. Jahrhundert. Jean Paul gar fand die Umgebung von Bayerns Hauptstadt so abschreckend häßlich, daß er es unterließ, nach hier überzusiedeln. Das war zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Inzwischen hat das Aufblühen der bayerischen Königsstadt, haben die Technik, der Verkehr und der alljährlich ansteigende Fremdenstrom die Umgebung mit ihrem romantischen Isartal, den herrlichen Seen, den glanzvollen Schlössern aus dem 18. und 19. Jahrhundert, den stillen Kirchen und

Klöstern des Spätmittelalters und Barocks ebenso bekannt gemacht wie München selbst. Ja, sie gehört zur Stadt untrennbar dazu, als weite, von Natur und Mensch begünstigte landschaftliche Folie der festlichen, bei allem Glanz so gemütlichen Stadt.

Wer vom Hauptbahnhof kommend die Kaufingerstraße entlang geht oder das Sendlingertor durchschreitet, befindet sich auf einer der alten Zufahrtsstraßen zur inneren Stadt. Die heute noch in recht veränderter Gestalt bestehenden Sendlinger-, Karls- und Isartor sind Reste der Befestigung, die Kaiser Ludwig der Bayer der wachsenden Stadt um 1319 gab. Der Lauf des Stadtgrabens kann noch heute zum Teil verfolgt werden: am deutlichsten in den breiten Grünanlagen des Ritter v. Epp-Platzes, der Herzog Wilhelm- und Blumenstraße. Da der Ausdehnung der Stadt im Osten durch die nicht regulierte Isar eine natürliche Grenze gesetzt war, konnte sie sich nicht in konzentrischen Ringen ausdehnen, sondern behielt die Stadt die Gestalt eines Halbovals, dessen unter Ludwig dem Bayern erreichter Umfang für 400 Jahre ausreichte. Deutlich hebt sich noch heute der älteste Kern der Innenstadt ab: ein Gewirr von Gassen, dessen Ausdehnung in jeder Richtung vom Karls- bis zum Isartor, vom Sendlingertor bis zum Platz vor der Feldherrnhalle kaum 500 Meter mißt. Der Turm des alten Rathauses ist einer der Tortürme gewesen. Mitten in der Enge des altväterischen München, das niemals schöner gefeiert wurde als durch den Pinsel Karl Spitzwegs, reckt sich das Wahrzeichen Münchens, die Frauenkirche, empor. Ihr mächtiger Backsteinbau steht an der Stelle einer älteren Marienkirche, die ihrerseits auch nicht mehr in die Gründungszeit der Stadt "ze den Munchen" hinaufreichte. An die Mönche erinnert noch das Münchener Kindl im Stadtwappen. Der eigentliche Gründer Münchens ist der Welfe Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern, gewesen. Er verwandelte 1158 das unbedeutende Klosterdorf durch gewaltsame Verlegung des Brücken-, Markt-, Zoll- und Münzrechtes von Föhring, das dem Bischof von Freising gehörte, nach München, in eine Salzniederlage von Bedeutung. Der Markt - der heutige Marienplatz - wurde das Herz der Anlage, dem auf der Salzstraße von Schwäbisch Hall und Reichenhall reichlich Handelsgut zugetragen wurde. Er ist für mittelalterliche Verhältnisse meisterhaft angelegt und konnte leicht den Verkehr der Frachtwagen in Ost-West- und Nord-Südrichtung bewältigen. Wickelt sich auf ihm doch noch heute ein beängstigender Großstadtverkehr erstaunlich reibungslos ab!



München. Der Münzhof, früher Kunstammer.



München. Theatiner Kirche mit Feldherrnhalle.

Des nur im Kern alten Rathauses gedachten wir bereits. Ein schöner alter Tanz- und Festsaal darin ist sehenswert. Die berühmten Moriskatänzer des großen altbayerischen Schnitzers Erasmus Grasser, die ihn in spätgotischer Verschränkung und Ausdruckskraft als Einladung an die Festgesellschaft, es ihnen gleich zu tun an Tanzesfreude, schmückten, sind neuerdings wieder aus dem Städtischen Museum am Jakobsplatz an ihren alten Standort zurückgeführt. Nicht weit vom Rathaus grüßt der "Alte Peter", wie der Turm der ältesten Münchener Kirche, St. Peter, im Volksmund heißt. Der gotische Kern der in bewegten Umrissen aufgeführten Kirche hat, wie so oft in Bayern, im Inneren eine barocke Überarbeitung erlebt. Um so eindringlicher bewahrt die Frauenkirche ihr architektonisch herbes, klares Gesicht aus der Erbauungszeit, die 1488 endete. Groß und einfach der Umriß: das riesige Dach der Hallenkirche, die Zwiebeltürme mit ihren grün patinierten Kupferdächern; groß und sachlich das Innere, sparsam in allen Einzelheiten. Eng gereiht tragen freistehende hohe Pfeiler das Gewölbe. Jörg Ganghofer ist der Name des Baumeisters. Er hat auch das Alte Rathaus geschaffen.

Nicht weit von der Domkirche, die sich die Münchener als Pfarrkirche erbaut hatten, liegt das Geschenk der Herzöge und Könige von Bayern an die Stadt, ihre Residenz. Wer Freude daran hat, auf gedrängtem Grundriß Räume und Stile verschiedener Zeiten hintereinander in geradezu blendender Schönheit zu sehen, dem wird die Residenz in München zu den stärksten Eindrücken zählen. Von der Renaissance an bis zum vorigen Jahrhundert reiht sich Stil an Stil. Da ist das Antiquarium, das Wilhelm V. für seine ausgedehnte Kunstsammlung bauen ließ, da sind der Brunnen- und Grottenhof, stimmungsvolle Rahmen der neuerdings mit Erfolg aufgeführten sommerlichen Abendmusiken, da tragen die "Reichen Zimmer" ihren Namen geradezu mit Bescheidenheit, da feiert der Barock in den "Päpstlichen Zimmern" und den Räumen Max Emanuels rauschende Feste. Maximilians I. Schauseite mit Hans Krumpers bronzener Patrona Bavariae zwischen prachtvollen Marmorportalen gibt dem Außenbau eine ernste kühle Vornehmheit. Um so heiterer schließt sich der Hofgarten an mit dem zierlichen Rundtempel, den freskengeschmückten Arkaden, den beliebten Kaffeehäusern. Münchens Herz schlägt hier. Dem heutigen Münchener Volkstum steht noch immer der Barock nahe, der sich so vollendet im

Altbayerischen ausgesprochen hat und sicherlich - trotz der Frauenkirche: daß sie nicht barock umgebaut wurde, ist eine Ausnahme - auch die barocken Kirchen. Nennen wir nur drei: die Hofkirche, die Theatinerkirche und das Asamkirchlein. Die Michaelskirche, Hof- und Jesuitenkirche zugleich, im Hauptgeschäftsviertel der Neuhauserstraße gelegen, ist ein Hauptbau der Gegenreformation, Denkmal und Grabkirche der Wittelsbacher. Wie dieser erste Bau, der den römischen Jesuitenstil eindeutscht, hält sich auch die **Theatinerkirche** an südländische Vorlagen. Die von einer italienischen Mutter ersehnte Geburt des Thronerben Max Emanuel war der Anlaß zur Kirchenstiftung. Italiener haben an dem Bau mitgewirkt, doch wie einzigartig bestimmen die Kuppel und die doppeltürmige Schauseite Münchens Stadtbild; sie sind keine Fremdkörper. Wie meisterhaft ist der in warmem Ockerton gehaltene, aus der Ruhe der Sockelzone zu der Bewegung der Turmhelme sich stetig steigende Bau in den Abschluß der späteren Ludwigsstraße einberechnet!

Reichste Erfüllung alles dessen, was die Baumeister dieser Kirchen für die deutsche Baukunst begründeten, bringt die **Asamkirche** in der Sendlingerstraße. Auftragslos, neben dem Wohnhause der Brüder Egid Quirin und Cosmas Damian Asam, auf plastischen Steinsockeln zu durchglaster, kurvig ausschwingender Umrahmung des Portals aufwachsend, enthüllt das einschiffige Innere die volkstümlich katholische Seele der beiden aus kraftvoll bayerischem Volkstum schaffenden Künstler. Dieser unbeschreiblich phantasievolle Kirchenraum steht für viele aus verwandtem Geist im bayerischen Stammesgebiet gebaute andere. In der kräftig leuchtenden Dekoration fügen sich graziöse Bildwerke, die zu den schönsten in der deutschen Kunst des 18. Jahrhunderts gezählt werden dürfen.

Ludwig I. hat das mittelalterliche und barocke München zu einer königlichen Residenzstadt gemacht. Er hat durch seinen königlichen Willen ganze Stadtteile planmäßig entstehen lassen, er hat die beiden herrlichen Prachtstraßen der Briener und Ludwigsstraße geschaffen. Brienerstraße: das sind locker an rasch folgenden rechteckigen und runden Plätzen ausgerichtete, gut proportionierte palaisartige Häuser. Von hier aus baute sich die fernere Planung des großen Bauherrn auf. Die Kunsttempel der Glyptothek und Pinakothek sind nach ihrer Achse orientiert. Welch' einzigartige Platzwirkung wurde durch die Verkoppelung der Bauten mit Leo von Klenzes Propyläen erzielt! Ludwigsstraße: das ist die große Repräsentationsstraße des neuen München. Schnurgerade läuft sie von der Feldherrnhalle bis zum Siegestor, von hier als Leopoldstraße weiter, eine vornehme Villenstraße. In Leo von Klenze und Friedrich von Gärtner standen dem König die beiden Baumeister zur Seite, die seinen Willen durch große Form und Einordnung des Einzelbaues in den Gesamtrhythmus der Straße zu glänzender, nirgendwo sonst in Deutschland erreichter einheitlicher Verwirklichung verhalfen. Die Universität mit dem Priesterseminar, die Staatsbibliothek liegen an der Ludwigsstraße. Hier ist wirklich ein klassischer Stil von edler Größe entstanden.

Die beiden jüngeren Prachtstraßen, Maximilians- und Prinzregentenstraße, unter Nachfolgern Ludwigs I. entstanden, halten einen Vergleich nicht aus. Die Mittel zur Monumentalität sind



München. Inneres der St. Johannes-Nepomuk-Kirche (Asamkirche 1735).



München. Das Siegestor.

manchmal kulissenhaft romantisierend geworden (Maximilianeum, Bayerisches Nationalmuseum). Allein, auch sie haben noch Haltung. Wie wäre das angesichts der Isar mit ihren schönen Anlagen und des einzigartigen Englischen Gartens anders möglich! Selbst in heißen Sommern sorgen die eilig strömenden Isararme dafür, daß dem Münchener Bürger saftiges Grün aus den herrlichen baumumstandenen Wiesen als erquickendes Echo zum blauen Himmel entgegenlacht, und der



München. Der Königliche Platz.

Chinesische Turm, der Kleinhesseloher See und der Aumeister ihm beneidenswerte Erholungsplätze beim schäumenden Bier sind.

Ein neuer Bauherr tritt in unseren Tagen das Erbe Ludwigs I. an: Adolf Hitler. Der **Königliche Platz** hat durch die Bauten der NSDAP. eine städtebaulich bedeutsame Ausweitung und Geschlossenheit erfahren. Im Zuge der Prinzregentenstraße ist das Haus der Deutschen Kunst erstanden. Die klassizistischen Formen P. L. Troosts schließen sich in glücklicher Weise der bewährten Alt-Münchener Tradition an. Die "Hauptstadt der Bewegung" prägt sich ihre Form.

Noch zweier Denkmale ist in diesem Zusammenhang zu gedenken: des Gefallenendenkmals vor dem Armeemuseum und des Mahnmals an der Feldherrnhalle. In vertiefter Gruft, inmitten eines Ehrenhofes, ruht die Gestalt des toten Kriegers von Bernhard Bleeker als Symbol der 13 000 gefallenen Söhne der Stadt. Wenige Schritte nur entfernt steht eine Ehrenwache vor dem Mahnmal, wo am 9. November 1923 die ersten Blutopfer der nationalen Revolution "im treuen Glauben an die Wiederauferstehung ihres Volkes" fielen. Beide sind zu Nationaldenkmälern, zu Heiligtümern der Nation geworden.



München. Mahnmal an den 9. November 1923 auf der Ostseite der Feldherrnhalle.

München kennt nur, wer auch Münchener Museen gesehen hat. Der Alten Pinakothek und dem Deutschen Museum gebührt der erste Rang. Die kostbare Gemäldesammlung ist die herrlichste Säule, auf der Münchens Ruf als Kunststadt fußt. Dürer, Grünewald, Rubens, Rembrandt sind hier in einzigartiger Schönheit vereinigt. Die Sammlungsstücke bayerischer Kurfürsten und der Bilderschatz der pfälzischen Wittelsbacher bestimmen den Wert der Galerie für die abendländische Kunstgeschichte. Die Erwerbung der in Köln durch die Brüder Boisserée in romantischer Begeisterung zusammengetragenen Bildersammlung durch König Ludwig I. hat die Alte Pinakothek zu der bedeutendsten Galerie altdeutscher Malerei werden lassen.

Das Deutsche Museum, eine Gründung Oskar von Millers, hat Weltruf als Schausammlung aller Gebiete der Technik. Das Anziehende dieses "Hauses der 1000 Druckknöpfe", das es zum stärkstbesuchten Museum in Deutschland gemacht hat, liegt in der anschaulichen Lernbarkeit

technischer Einrichtungen und ihrer Geschichte, in dem Reiz, daß der Besucher selbst hunderte von Modellen bedienen darf. Da mag auch gern mittun, wem Technik sonst zu "trocken" ist!

Und München kennt nur, wer Schloß und Park **Nymphenburg** besucht hat. Hier schlägt die weltliche Lebensfreude des bayerischen Rokoko am unvergänglichen. Von strahlender Regelmäßigkeit die Gesamtanlage, der mit dem Park F. L. Sckells ein aus französischem und englischem Gartenstil gemischter festlicher Rahmen gegeben ist. Als feinstes Kabinettstück sei die Amalienburg von Franz Cuvilliés hervorgehoben.

Wer das Gesicht dieser durchsonnten Stadt im Bayernland an sich vorüberziehen läßt, beginnt die geistige, künstlerische, wirtschaftliche Bedeutung Münchens zu ahnen. Ein nirgends in gleicher Schärfe in Deutschland anzutreffender Zentralismus hat die Lieblingsstadt der Wittelsbacher in jeder Beziehung zur Hauptstadt Bayerns gemacht. Der Münchener trägt das Ansehen seiner glühend geliebten Heimatstadt mit Würde und Selbstverständlichkeit. Er blickt selten über sein eigenes Wesen hinaus, das gemütvoll und derb und lustig sich dem Fremden am eigenartigsten in den Münchener Bierkellern, im Oktoberfest und im unsterblichen Münchener Fasching darbietet. Deutsche aller Stämme lieben diesen Stil. Immer haben Nichtmünchener Münchens geistiges und künstlerisches Leben - oft sogar entscheidend - mitgeformt, nie aber hat sich das Münchnerische überfremden lassen. Darin liegt seine Größe, liegen die Wurzeln der Kraft, die der heiteren Isarstadt und der altbayerischen Stammesart unversiegbar zugewachsen sind, klingt der Zauber, der bei dem Klang des Stadtnamens aufleuchtet: München!



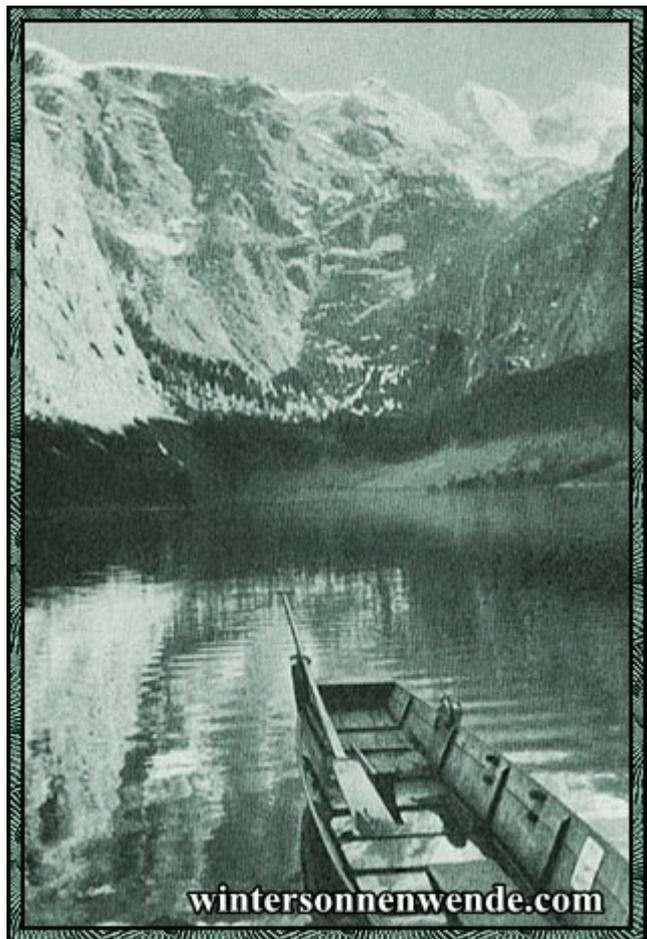
München. Schloß Nymphenburg.

Und im Süden die Berge...

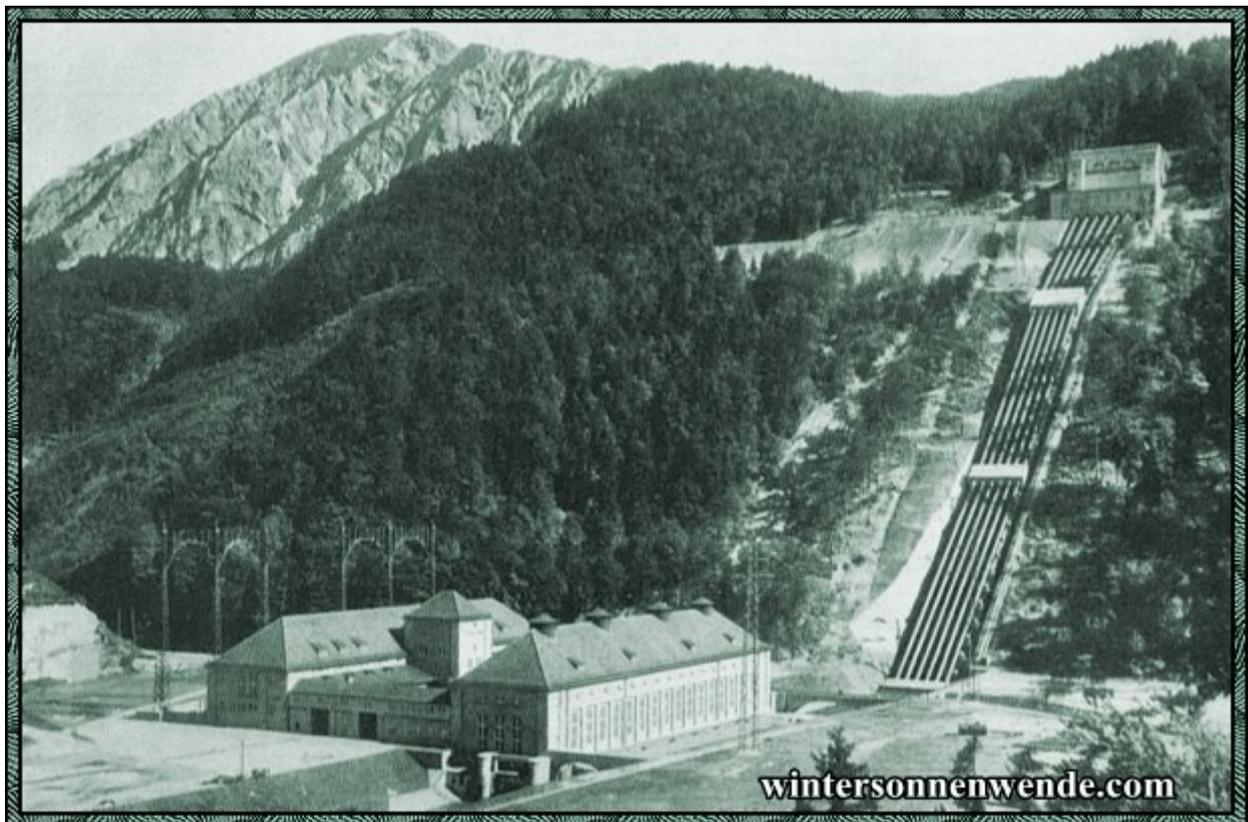
Mit den Seen beginnt sie, die erhabenen feierlichen Bergwelt der bayerischen Alpen, ewig schön sowohl im grünen Glanze sommerlicher Frische, wie in schneeiger Reinheit unter den Strahlen winterlicher Höhensonne flimmernd. Donnernd sausen die elektrischen Züge am Ammer- und Würmsee vorüber, die wie blaue Augen inmitten saftig-grünen Umlandes den Blick aufschlagen zu den schweigenden Höhen im Süden. Die Täler von Iller, Lech, Isar und Inn und ihrer Nebenflüsse Ammer, Loisach, Mangfall und Salzach münden aus der engen Umarmung der Berge ein in die Weite des Vorlandes. Sie sind der natürliche Zugang zum Gebirge. Heute kann man mit der Kraftpost von Lindau bis Berchtesgaden an den Alpen entlang fahren und in kurzer Zeit Wechsel, Großartigkeit und Wunder der sich auftuenden Berge schauen. Als blinkende Meilensteine begleiten Seen den Weg: der Alpsee bei Immenstadt im Allgäu, Kochel- und Walchensee, deren um 200 Meter voneinander abweichende Höhenlage zu dem Elektrizität erzeugenden **Walchenseewerk** genützt wurde, die beiden von Fremdenverkehr, Bauerntheater, Schuhplatteln und Volkslied umklungenen Geschwister Tegern- und Schliersee, und endlich das "bayerische Meer" des von Wiesen und Feldern, fröhlichen Dörfern, Kapellen, Kirchen und Abteien umlagerten **Chiemsees**,

dessen blanke Fläche das liebliche Eiland der Fraueninsel und die marmorkalte Pracht des Herrenchiemseer Prunkschlusses widerspiegelt.

Immer sind die Seen da, Geheimnis um sich brekend und rätselvollen Gegensatz zu den Bergriesen, deren Schneegipfel über ihren Spiegeln thronen. Kein schönerer Blick auf den gigantischen Felssturz des Zugspitzmassivs als von den Gestaden des zum Bade lockenden tiefgrünen, sommerlichen Eibsees oder von seiner sportbeliebten Eisfläche im Winter. Düster, von senkrechten Wänden steil umrahmt, von ernsten Fichtenwipfeln umrauscht, träumt der unheimlich stille oder im Gisch der über die Steilwände ins Wasser geworfenen Holzstürze gewaltig schäumende Königssee am Fuße des Watzmanns, das vielgeliebte, kalte Herz der Berchtesgadener Alpen. Immer sind die Seen da, von Anfang an, da durch die Kräfte des Erdinnern die Bergmassen in rascher und heftiger Hebung gefaltet wurden, und die nördlichen Kalkalpen, denen der reichsdeutsche Anteil zugehört, dank ihrer Zusammensetzung aus Kalk und Dolomit scharfe Grate und schroffe Talstürze, kühne und bizarre Felsformen ausbildeten. Der Eibsee wurde durch einen Bergsturz aufgestaut. In seiner Umgebung liegen gewaltige Trümmerfelder zusammengeschiebener, von Schutt durchsetzter Wetterstein-Kalkblöcke. Die fjordartig schmale Rinne des Königssees ist



Obersee beim Königssee (Oberbayern).



Bayrische Alpen. Das Walchenseewerk.



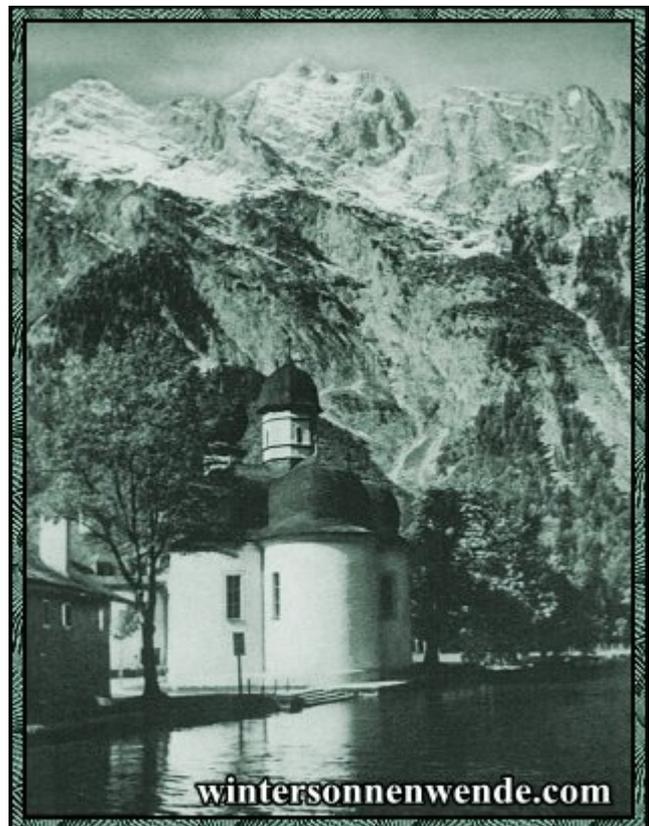
Bayrische Alpen. Blick vom Staffelstein zum Chiemsee.

2000 Meter tief in ein altes Gletscherbett eingesenkt.

Fällt schon im Innern des Gebirges die eigentümliche "Verwilderung" der Flußläufe auf, ihre vielarmige Unregelmäßigkeit, die Schutt- und Kiesaufschüttungen, so beherrscht dieses Bild vollends die Landschaft im Jungmoränengebiet des Vorlandes, wo ein "alpennaher Gürtel der aufgefalteten Molasserippen" in eine hügelige Landschaft von Moränenhügeln und -wällen übergeht, wo die Gletscherzungen der Eiszeit als Seen stehengeblieben sind, und die Landschaft sich unmerklich in die Schotterflächen des Heide- und moorreichen Tertiärhügellandes südlich der Donau abflacht.

Zeichnen sich aus dieser Ferne die Berge in der ganzen Größe ihres Umrisses ab, so schieben sich dem Nähergekommenen die waldreichen Vorberge dazwischen. Landschaftsbilder von lieblichem Reiz tun sich dem Wanderer auf, der das Engtal der oberen Isar entlang wandert und dem nach dem bunten Wechsel der kleinen Wiesentäler, der Seen und Wälder der Blick von einem der Vorberge sich weitert auf die nicht mehr abreißende Kette der Alpen, die nun immer da sind, wohin der Blick auch schweift.

Gewiß, der reichsdeutsche Anteil an den Hochalpen ist gering. Alle die Eis-, Schnee- und Gletschererlebnisse, die Gefahren und Klimateigentümlichkeiten, die aus den ewigen



St. Bartholomä am Königssee mit Watzmann.



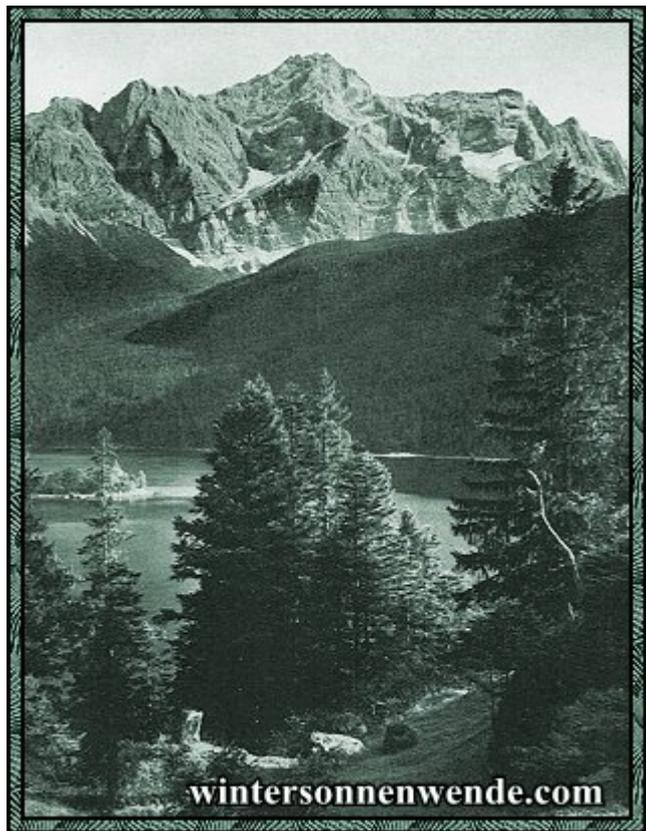
Bodensee. Bucht bei Immenstadt.

Schneegraten der österreichischen, italienischen und schweizer Zentralalpen höchste Wonne des Alpinisten, oftmals Kampf um das Leben und Spiel mit dem Tode bedeuten, dies alles vereinigt lediglich der höchste auf deutschem Boden gelegene Alpengipfel, die **Zugspitze**. Dafür weisen aber die Bayerischen Alpen Reize auf, die vollgültigen Ersatz bieten. Gibt es sonstwo diese wie gemauert dastehende Felsenwand, wie eine zinnenbekrönte Burg von Ketten und Graten, Spitzen und Massiven gezackt? Gibt es sonstwo diesen unvermittelten, hochreißenden Aufstieg aus kilometerweiter Hochebene, jenen unvergeßlichen Hochgebirgseindruck, den zumal das wie zu fantastischen Ruinenformen zerfranste Kalkgestein bewirkt? Und so verbindet diese südlichste deutsche Landschaft allen Zauber in wahrhaft überirdischer Schönheit. Wer könnte die Romantik und Klarheit, die Reinheit der Farben und der Luft, die frische unberührte Natur, die unvergeßliche Verbindung von Natur- und Kulturlandschaft, die Einsamkeit und Größe, die idyllische Zartheit der Pflanzenwelt und die Unheimlichkeit entfesselter Naturgewalten auch nur entfernt in Worte fassen, die die Alpenwelt geradezu mit dramatischer Kraft auf den modernen Menschen ausströmt? So vereinigt sich denn auch auf die Alpen ein Reise-, Winter- und Sommerfrischenverkehr, der es mit dem gesamten übrigen Süddeutschland aufnehmen kann. Das für das nervöse großstädtische "Bleichgesicht" überwältigend mannigfaltige Bergerlebnis, gleich beglückend zu allen Jahreszeiten, lockt und wirbt und gewinnt Jahr für Jahr mehr Freunde. Nicht zu vergessen sind die außergewöhnlichen Ereignisse, die dem Süden des Reiches ungezählte Tausende



Zugspitzgipfel.

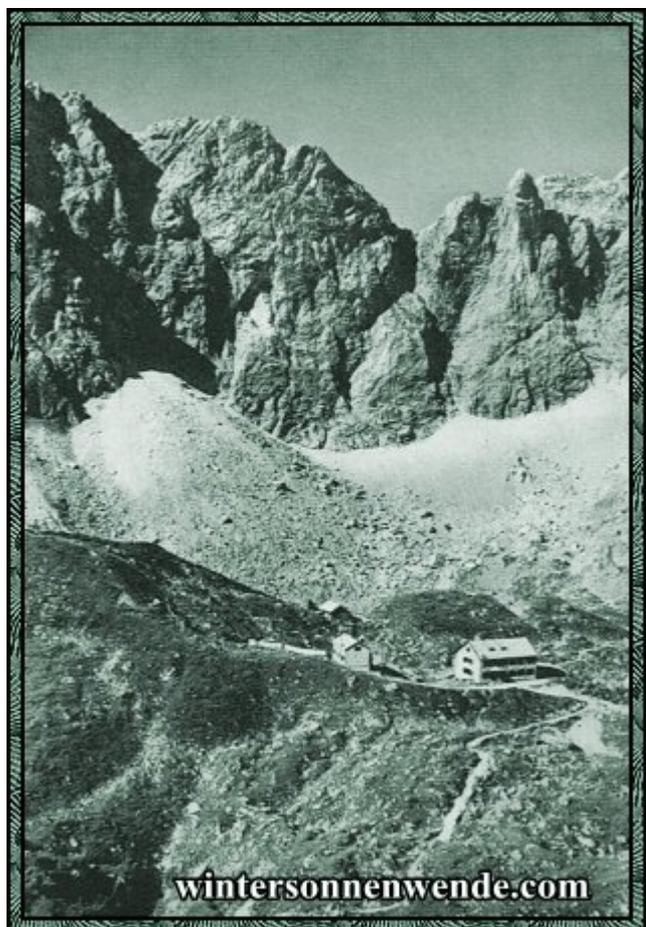
zuführen. – Da ist vor allem das **Oberammergauer** Passionsspiel zu nennen, das als gewaltigste dramatische Leistung des bayerischen Stammes nun über 200 Jahre seine starke, zündende Wirkung behalten hat. Das Jahr 1934 hat im Zeichen der Jubiläumsfestspiele gestanden, in Erinnerung an das Pestjahr 1634, als der Sechser- und Zwölferrat der Gemeinde das Verlöbniß tat, alle zehn Jahre das Drama vom Leiden und Sterben Christi aufzuführen. Und von dieser Zeit an ist niemand mehr in Oberammergau an der Pest gestorben, "obwohl noch etliche die Pestzeichen an sich trugen." Leo Weismantel hat im Anschluß an die Chronik ein Gelübdespiel geschrieben, darin berichtet wird, wie 1631/32 in Bayern und Schwaben der schwarze Tod gehaust hat, wie Oberammergau von dem großen Sterben durch ausgestellte Wachen verschont blieb, bis die Pest doch von einem Tagelöhner eingeschleppt wurde, dem es gelungen war, ungesehen durch die Postenkette in das Dorf zu gelangen.



Eibsee mit dem Zugspitzmassiv.

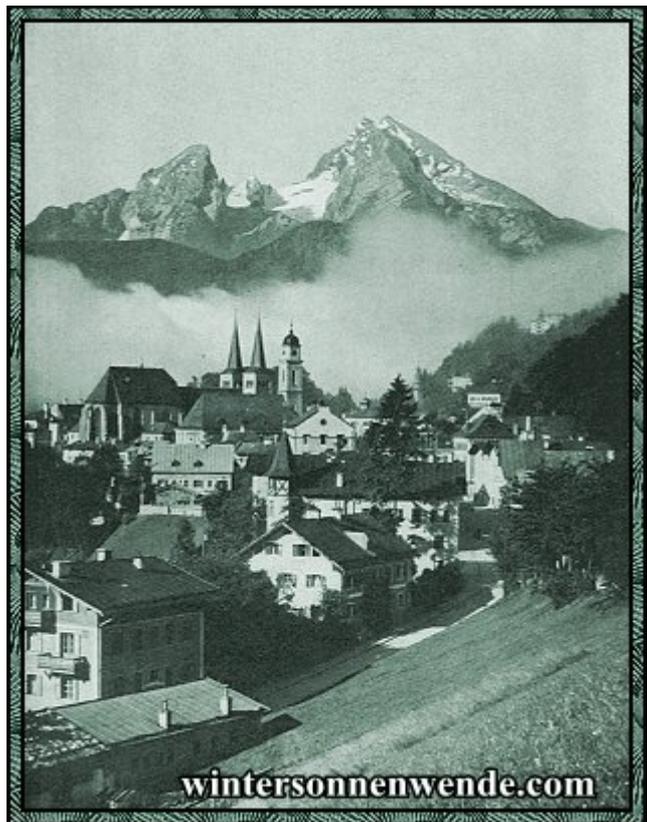
Trotz mancherlei Bearbeitungen, die der Text seit der ältesten Fassung, die bis in das 15. Jahrhundert zurückreicht, erfahren hat, eignet der Aufführung noch die Weihe der spätmittelalterlichen Mysterienspiele. Das macht, weil die ganze Bewohnerschaft innerlich und äußerlich sich auf das Spiel vorbereitet wie zu einem Gottesdienst, weil die großen Rollen in einer lebendigen Familienüberlieferung weitervererbt werden und jeder Ausersehene sich der Verantwortung seiner Darstellung voll bewußt ist. Insbesondere die Schnitzerfamilie Lang ist berühmt durch ihre hervorragenden Darsteller. 1930 haben drei Brüder aus dieser Familie, als Spielleiter, als Baumeister und als Christusdarsteller den Spielen eine neue, kraftvolle Gestalt gegeben. Die Größe von Oberammergau liegt in dem ergreifenden Gemeinschaftserlebnis, das Spieler und Hörer inmitten der Bergnatur für Tage umschließt.

Zwei Jahre nach den Jubiläumsfestspielen war der Blick der Welt auf **Garmisch-Partenkirchen** gerichtet, wo unter den Augen des Führers die Besten der Nationen um die Lorbeeren der olympischen Winterspiele rangen. Eine gewaltige Sprungschanze und ein vorbildliches Eisstadion mehrten noch seither die sportliche Anziehungskraft dieser für alle Arten verwöhntesten Wintersportes in herrlicher Tallage besonders geeigneten Doppelortschaft.

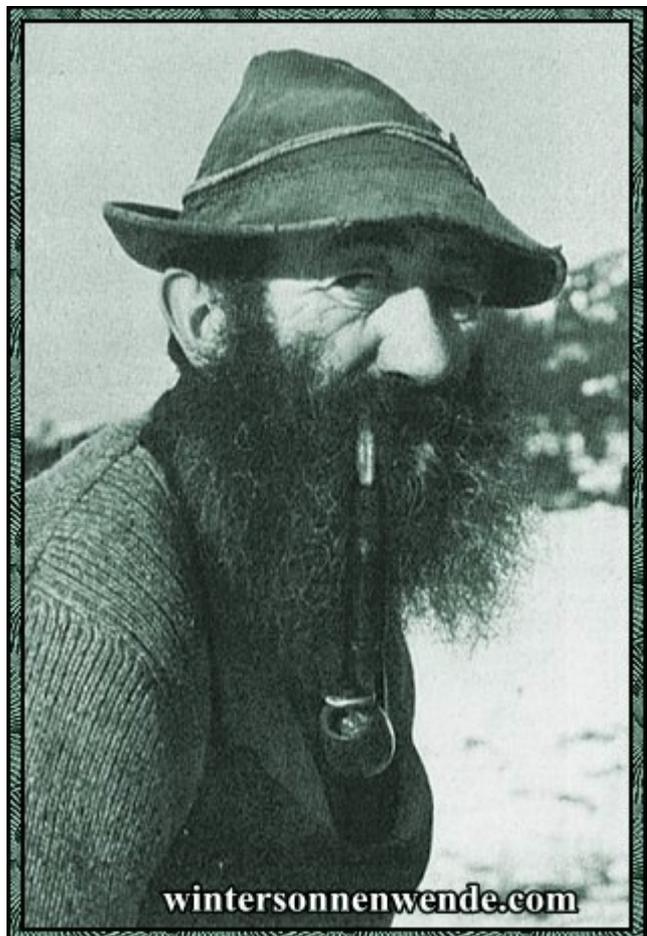


Karwendelgebirge.

Wenn wir eingangs von dem Wechsel der Bergwelt sprachen, die der Autofahrer zwischen Lindau und Berchtesgaden an seinem Auge vorüberziehen sieht, so ist damit nicht nur die Vielzahl der einzelnen Berge, sondern auch der Charakter der Landschaft gemeint. Allgäuer, Altbayerische und Salzburger Alpen tragen verschiedene Gesichter. Schwer zu sagen, an welche Gegend sich das Herz am liebsten hängt. Die **Allgäuer** Alpen fügen sich, zusammengebaut aus den Verwitterungsformen verschiedener Kalke und Dolomite, zu unvergeßlichen "geradezu abenteuerlichen, keck und schief aufgesetzten Gipfelgestalten" zusammen. "Da sind Charakterköpfe darunter wie des Hochvogels Adlergestalt, die zweizinkige Mädelegabel, der pultförmige Hohennifen, die vielzackige, übersteile Hofäts, die messerscharfe Schneide des Schneck" (R. Gradmann). Wenn in den Hochalpen Hängetäler mit Tobeln und Wasserfällen, wenn eine üppige Flora auf den Matten blüht, wenn in der bis zu 2000 Meter hohen, davorgelagerten sogenannten Flieschlandschaft die zerklüfteten Schroffen und jäh Klammern herrschen, so liegt darunter die Heimat der Allgäuer Sennereien. Der klug rechnende alemannische Unternehmertegeist hat sich hier mit der Natur verbündet; er hat den Wald beseitigt und läßt das bergtüchtige silbergraue Allgäuer Rind auf den Almen weiden oder steigert - nach schweizer Vorbild - den Milchertrag durch planmäßige Stallfütterung. Milch und Käse sind der Reichtum des Landes. Mehr als bei den übrigen oberbayerischen Rinderrassen - Oberbayerns Viehdichte übersteigt den Reichsdurchschnitt um 70 Prozent! - wird im Allgäu auf höchste Milchleistung gezüchtet. Rund 35 000 Hektoliter Milch mit einem Gesamtwert von 500 bis 600 Millionen Mark werden jährlich durchschnittlich in Bayern erzeugt. Dank der Umstellung des einstigen nomadenhaften und romantischen Wanderns ganzer Hochgebirgsorte in die Almhüttendörfer auf Zusammenfassung der Kleinbuttereien zu zentralen Großbutterwerken hat sich das Allgäu zu unserer führenden Butter und Käse produzierenden Landschaft entwickelt. Vorwiegend die in **Kempton** und in **Lindenberg**, der Strohhutmetropole, stehenden mustergültigen Großwerke versorgen unseren Markt mit den in saubere Schachteln verpackten Käsesorten und den vielen marktgängigen Artikeln der Milchindustrie.



Berchtesgaden.



Waldarbeiter aus Garmisch.

Im Sommer bieten die sanft geneigten Almen inmitten der unvermittelt aufsteigenden Berge mit ihren glockenläutenden Kuhherden Bilder arkadischen Friedens; im Winter ist das Allgäu ein "geschlossenes Schnee-Dorado". **Oberstdorf** und **Füssen** sind seine Mittelpunkte. Es ist eine gesegnete Gegend, gleichermaßen geliebt vom "großen" Publikum, das skigewohnt auf Tour geht, wie von kleinen, lernenden "Halbalpinen", denen die waldlosen Grasberge als beliebte Übungshänge ihrer ersten Versuche auf den Brettern dienen.

Wer in **Berchtesgaden** aussteigt, steht in einer anderen Welt. Zwar liegt der schöne Ort in lichtgrünem Talkessel, mit dem Blick über sanft steigende, von reichen Bauernhöfen und Landhäusern durchsetzte Hänge, aber dahinter türmen sich die Berge zu dräuender, fast beängstigend steiler Majestät. Einzelne scharfprofilierter Hochgipfel lösen sich aus den durch Kare und Schneefelder zergliederten Hochflächen: Hoher Göll und Hagengebirge, Hochkönig, Reiteralpe, Lattengebirge und Untersberg, im Westen alles überragend der dreigipflige, bis zu 2714 Metern ansteigende Watzmann und der 100 Meter niedrigere Hochkalter. Bis zu 1500 Metern deckt Wald die Felsen, darüber aber stürzen die fast weiß ausgewaschenen nackten Wände jäh herab. Wenig Almen, Waldwirtschaft und Holzgewerbe, das ist das Wirtschaftsbild der Berchtesgadener und darüber hinaus der Salzburger Berge. Nur vier Prozent der Fläche sind dem Roggen und Hafer kultivierenden Ackerbau abgetrotzt. "So ist alles weites, wildzerrissenes und zum Teil sehr schwer begehbares Gebirgsland voll grellen Kalkgewändes und dunkler Waldgehänge, worin die braunen Einzelhöfe nur dünn über die Berglehnen der Täler verstreut liegen. Jäger und Holzknechte sind die Bewohner dieser einsamen Gebirge, und ihr Jodler schwebt weit über felsiges Tal zu einem Schuß hinüber, der von irgendwo aus Wolken und Winden hervorhallt" (E. Banse). Und nicht zu vergessen ist der Fremdenverkehr, der Leben und Geld in diese Berge getragen hat. Schon seit 1817 beziehen **Reichenhall**, **Traunstein** und **Rosenheim** durch eine Röhrenleitung Sole aus der Berchtesgadener Saline. Am **Obersalzberg steht Haus Wachenfeld, das Heim des Führers**. Endlose Wallfahrten dankbar begeisterter Deutscher führen allezeit an die Stätte, da des Reiches Kanzler und Führer Erholung sucht in stillen Stunden, im Aufblick zu den Bergen des Berchtesgadener Landes, die ihm schon 1923 Zuflucht geboten hatten.

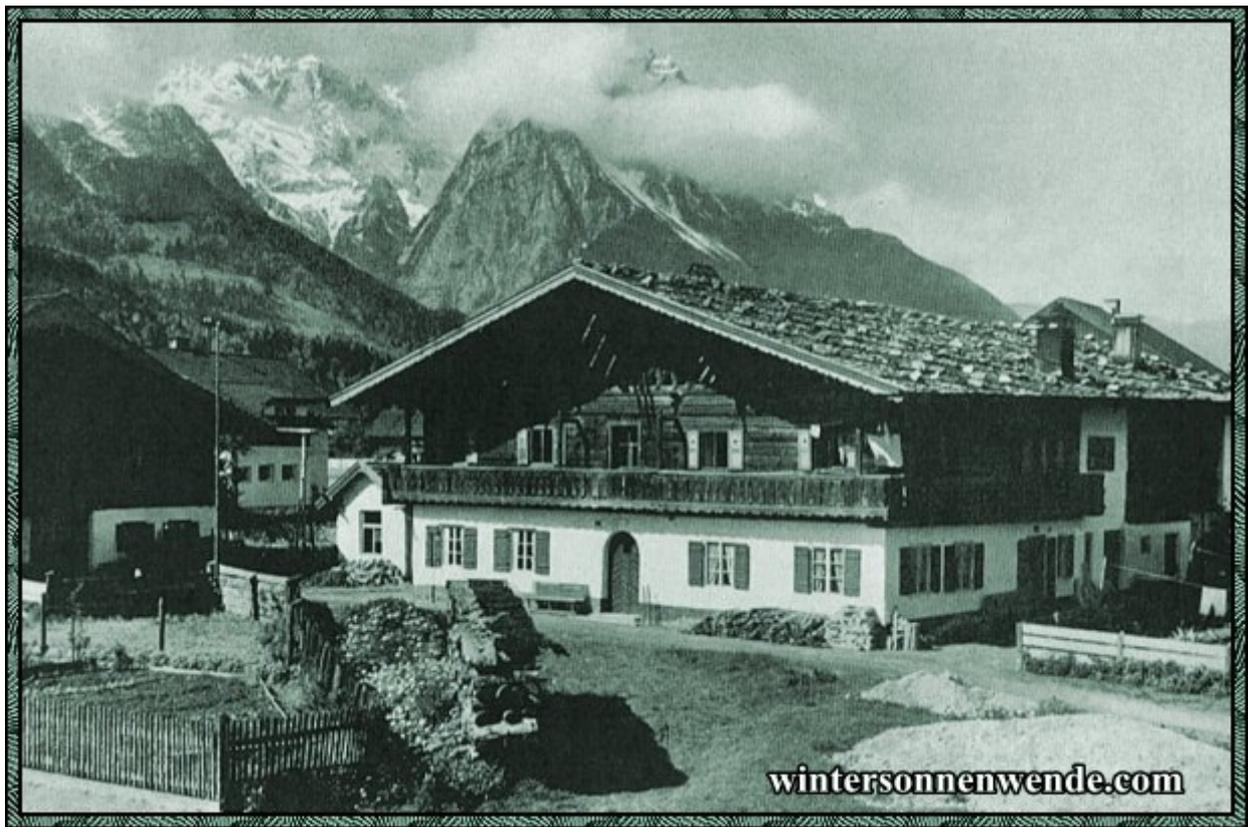
Das Herzstück der Bayerischen Alpen sind das Karwendel- und das Wettersteingebirge, ersteres nur noch mit der östlichen Karwendelspitze, deren Massiv drohend über dem Geigenmacherdorf **Mittenwald** lastet, auf deutschem Reichsboden gelegen, dieses dem ganzen Gebirgsabschnitt mit der formschönen Alpspitze und dem



Mittenwald (Oberbayern). Dorfstraße.



Mittenwald (Oberbayern). Der obere Markt.



Garmisch. Oberbayerisches Bauernhaus.

massigen Block der Zugspitze Schönheit und Profil schenkend. Man hat das grüne Breitthal der Loisach bei **Garmisch-Partenkirchen** die Triumphpforte der Bayerischen Alpen genannt.

Wirklich, hier am Zugang zum Werdenfeller Land, erschließt sich der ganze Zauber der Vorberge, die herrliche Rundblicke auf die steinerne Schneepacht der Zentralalpen vermitteln, erschließen sich die Wiesenfrische der von altbayerisch behaglichen Dörfern und von modernen, in Streulage gebauten Landhäusern und Hotels besiedelten Täler, waldreiche Spaziergänge, wildromantische Klammern, lockende Hochtouren. Lieblichkeit und Größe liegen nebeneinander. Der Isarwinkel, das Werdenfeller Land, der nördlich anschließende Ammergau und die Lechtaler Alpen sind das Gebiet der Pässe und Fernstraßen. Ihnen danken die Siedlungen ihre Anfänge. Sie zogen von Anfang an Fremde herbei. So ist es kein Zufall, daß Garmisch-Partenkirchen internationalen Klang hat. Und doch, allein die ausgiebige Zertalung durch zahlreiche Längsadern sorgt schon dafür, daß trotz allem modischen Getriebe, das sich zumal in Garmisch sammelt, trotz der vielbesuchten Partnach- und Höllentalklamm, trotz den vielen Bergbahnen und dem regen Fremdenstrom, den allein die wunderlich phantastischen Königsschlösser herbeilocken, auch dem einsamen Wanderer unzählige Möglichkeiten zu



Bad Tölz.

ständig neuem Erleben verbleiben.

Hier ist Gelegenheit, für die noch unterhalb der Latschenregion bleibenden bayerischen Aussichtsberge zu schwärmen. Da schiebt sich zwischen Staffel-, Kochel- und Walchensee der Doppelgipfel von Herzogsstand und Heimgarten. Östlich, die Gegend von **Bad Tölz** beherrschend, schließt die Benediktenwand an. Und



Wendelstein (Oberbayern).

über Rosenheim, bis weit in den Chiemgau grüßend, erhebt sich Bayerns beliebtester Berg, der kapellenbekrönte sonnige **Wendelstein**. Sonne und Höhenluft, das ist auch das Erlebnis auf dem Wank, dessen Zugspitz- und Loisachblick alle "überirdische" Wonne des Bergsteigers oder Bergfahrers umschließt. Wie zum Skiparadies des Kreuzeck, zum Nebelhorn bei Oberstdorf, zum Predigtstuhl bei Reichenhall und zum Wendelstein führt auf den Wank eine Bergbahn hinauf.

Seit 1930 ist auch Deutschlands höchster Berg durch die Bayerische Zugspitzbahn bezwungen. Als glänzende Leistung deutscher Technik nimmt die Bahn den Höhenunterschied von über 2800 Metern, bis Grainau als Reibungsbahn, bis zum Schneefernerhaus mit Zahnradbetrieb, wobei in einem 4,6 Kilometer langen Hangtunnel eine Höchststeigung von 25 Prozent erreicht wird, um endlich vom Schneefernerhaus bis zur Spitze als Seilschwebebahn zu endigen. Wundervolles, dem Irdischen enthoben scheinendes Erlebnis, nur dem Flug durch die Lüfte vergleichbares Erklimmen und Schweben über Wald und Tal und See! Die ewige Schneewelt des Platts und Schneeferners weht uns entgegen, eine Welt des Pulverschnees, dessen Schwaden unter den sausenden Brettern der Skifahrer, unter brennenden Höhensonnenstrahlen stäuben; eine Welt brauender Wolken und Nebel, der alles verhängenden Schneestürme, der alles vereisenden Temperaturstürze. Als ehrfürchtiger Gast ist der Mensch in diese Region eingebrochen; übermütig vergißt er im Genuß der neuzeitlichen Hotelannehmlichkeiten des Schneefernerhauses die schauerliche Allgewalt der Bergnatur. Droben aber, auf dem Ostgipfel des Berges, wo das 1851 von 29 Männern auf die Höhe getragene Kreuz dunkel gegen die überirdische Reinheit der Firnfelder und das seidige Azurblau des Himmels steht, dort, näher dem Ewigen, spürt der Erdenbürger erschauernd die Zeitlichkeit, Kleinheit und Begrenztheit eigenen Wesens. Hier droben leuchtet das Erlebnis, angesichts der die Länder trennenden und dennoch sie verbindenden Alpen: Deutschland als das europäische Herz zu begreifen. Hier droben, näher den Sternen, "die hell und klar und rein über Deutschland stehen", wächst der Glaube, der weit drunten, in den grauen Tälern und Ebenen, um Sieg und Zukunft kämpft:

Ewiges Deutschland!

[Anm. d. Scriptorium: auf Seiten 863-874 erscheint im Original dieses Buches ein Namensregister, welches wir in diesem online-Nachdruck weglassen, da Personen- und Ortsnamen viel leichter über unsere [Suchmaske](#) zu finden sind.]

Verzeichnis der Bildrechte

[**Scriptorium merkt an:** die Seitenzahlen beziehen sich auf die gedruckte Originalausgabe. Die mit *Sternchen* gekennzeichneten Fotos fehlen leider in unserem Exemplar.]

Oscar Auras, Dresden-N.: Seite 288, 356, 358, 360, 377, 378, 380, 381, 382, 383, 401, 403, 405, 406, 425, 428(o?), 430, 431o., 431u., 449, 450, 462, 507, 535, 538, 562u.

Günther Beyer, Weimar: Seite 453(o?), 530o., 530u., 784, 807.

Eduard Bissinger, Erfurt: Seite 98, 533.

Hans Breuer, Hamburg: Seite 157, 159o., 159u., 178, 179.

C. Eberth, Kassel: Seite 104, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 561, 562o., 563, 564, 565o., 565u., 567o., 567u., 568, 585, 586, 588o., 589, 590, 591.

Geyer & Co., Breslau: Seite 177o., 177u., 192u., 260o., 260u., 262, 263o., 263u., 264o., 264u., 281o., 281u., 282o., 282u., 283, 287, 333o., 354o.

H. Groß, Bonn: Seite 20u., 23o., 23u., 31, 49u., 73, 693u.

Rudolf Hatzold, Magdeburg: Seite 483.

Max Hermann, Nürnberg: Seite 617, 619o., 619u., 624u.*, 641*, 752u., 814u.

Presse-Illustrationen Hoffmann, Berlin: Titelbild, Seite 21, 75, 76, 77, 78, 79, 103o., 103u., 111, 133, 156, 180, 209, 621*, 622*, 623*, 774u.

Kester, Lichtbild-Archiv, München: Seite 808, 811, 812, 815, 816, 833, 834, 836, 845u., 847o., 847u., 848.

F. Kratz, Köln-Merheim: Seite 19, 20o., 22, 27, 28, 29, 30, 32, 54, 56.

Photo-Krauskopf, Königsberg (Pr.): Seite 305o., 305u., 306, 307o., 310, 311, 312o., 312u., 329, 331o., 331u., 332o.

Landesbildanstalt Württemberg, Stuttgart-O.: Seite 669, 670, 727, 749, 750, 751, 752o., 770o., 770u., 771, 772, 774o., 776, 777, 778o., 778u., 779, 780, 781, 782, 783, 801, 802, 803, 804, 805, 806.

Max Löhrich, Leipzig-S. 3: Seite 25, 132o., 236, 359, 452, 454, 460, 463, 464, 482, 484, 485, 486, 487, 488, 505, 506, 508o., 508u., 509, 510, 511, 512, 529, 531, 532, 534, 536, 537, 624o.*, 694, 814o., 840.

Johannes Mühler, Leipzig: Seite 132u., 357, 402, 407, 408, 426, 428(u?), 429o., 429u., 432, 451, 453(u?), 455o., 455u., 457, 566, 642*.

Hans Retzlaff, Berlin-Charlottenburg: Seite 612, 618, 667, 724, 725, 844.

Scherl-Bilderdienst, Berlin: Seite 55u., 155, 184, 211, 233 (Hansa-Luftbild freigegeben durch RLM. Nr. 28935 vom 7. 7. 1936), 461, 648o.

Dr. A. Schlegel, München: Seite 616o.

Erika Schmauß, München: Seite 813, 838, 841, 842o., 842u., 845o.

Günther Schmidt, München: Seite 837.

Hermann Schultz, Königsberg (Pr.): Seite 308o., 308u., 309, 330u., 332u., 333u.

Staatliche Bildstelle, Berlin: Seite 17, 50, 51, 80, 100u., 105, 107, 110, 112, 129, 130, 131, 160, 181, 185, 186, 187, 188, 189, 191, 210, 212o., 212u., 214u., 215, 216, 235, 237, 238, 239, 240, 257, 258, 285, 286, 307u., 334, 335, 336, 353, 354u., 355, 427, 458, 459, 481, 613, 620, 721, 809, 835.

Transocean G.m.b.H., Berlin: Seite 49o., 52, 53, 55o., 158, 183, 190, 192o., 213, 214o., 234, 259, 261, 379, 384, 404, 456, 588u., 610, 645, 648u., 746, 773, 775, 810, 839, 843, 846.

Verein für bergbauliche Interessen, Essen: Seite 74.

Dr. Wiedemann, Hildesheim: Seite 100o.

Dr. Paul Wolff & Tritschler, Frankfurt a. M.: Seite 18, 24, 26, 97, 99, 101, 102, 106, 108, 109, 134, 135, 136, 153, 154, 182, 587, 592, 609, 611, 614, 615, 643, 644, 646, 647, 665, 666, 668, 671, 672, 689, 690, 691, 692, 693o., 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 722, 723, 726, 728, 745, 747, 748, 769.



Weiterführende Literatur:

[Das Grenzlanddeutschum](#)
[Mit besonderer Berücksichtigung seines Wirtschafts- und Soziallebens.](#)

[Deutsches Land: Das Buch von Volk und Heimat](#)

[Deutschtum in Not! Die Schicksale der Deutschen in Europa außerhalb des Reiches](#)

[Zehn Jahre Versailles](#), besonders
[Bd. 3: Die grenz- und volkspolitischen Folgen des Friedenschlusses](#)

[Das Versailler Diktat.](#)
[Vorgeschichte, Vollständiger Vertragstext, Gegenvorschläge der deutschen Regierung](#)

[Deutschlands Aufgabe im Osten. Die Hanse als Vorbild wirtschaftlicher Zusammenarbeit.](#)

[Bilder aus Hinterpommern](#)

Pommersche Passion: Kriegsende, Flucht, Vertreibung

50 Jahre Vertreibung.

Der Völkermord an den Deutschen. Ostdeutschland - Sudetenland: Rückgabe statt Verzicht

Bilder aus Schlesien

Es begann in Prag. Die Wurzeln der Vertreibung

**Gebiets- und Bevölkerungsverluste
des Deutschen Reiches und Deutsch-Österreichs nach dem Jahre 1918**

Die große Flucht. Es begann an der Weichsel - Das Ende an der Elbe

Das große Ringen. Der Kampf der Sudetendeutschen unter Konrad Henlein

Schreie aus der Hölle ungehört. Das totgeschwiegene Drama der Sudetendeutschen

Weg mit den Benesch-Dekreten! Das ungesühnte Jahrhundert-Verbrechen

Wir suchten die Freiheit. Schicksalsweg der Sudetendeutschen

**200 000 Sudetendeutsche zuviel! Der tschechische Vernichtungskampf gegen 3,5 Millionen
Sudetendeutsche und seine volkspolitischen Auswirkungen**

Das andere Lidice: Die Tragödie der Sudetendeutschen

Dokumente zur Austreibung der Sudetendeutschen: Überlebende kommen zu Wort

Niederschlesien 1945. Die Flucht - Die Besetzung

Der Tod in Polen. Die volksdeutsche Passion

Zgoda. Eine Station auf dem schlesischen Leidensweg

Bilder aus Ostpreußen

Bilder aus Westpreußen

100 Korridorthesen: Eine Auseinandersetzung mit Polen

4000 Jahre bezeugen Danzigs Deutschtum: Geschichte der ethnographischen, geschichtlichen, kulturellen, geistigen und künstlerischen Verbundenheit Danzigs mit Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart

Danzig als Handelsstadt, unter besonderer Berücksichtigung der durch den Frieden von Versailles geschaffenen Lage

Danzig, Polen und der Völkerbund: Eine politische Studie

Das deutsche Danzig. Bildband

Die deutsche Volksgruppe in Polen 1934-39

Deutschland und der Korridor

Polnische Netze über Danzig

Die Genies der Deutschen

Unser Geisteserbe. Kraftquellen für das neue Jahrtausend von Homer bis heute

Vom Ursprung der Deutschen. 30 000 Jahre Vorgeschichte des deutschen Volkes

